This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

TK 417

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

K. G. von Rüstow.

180

Dr. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische

Encyklopädie,

oder

allgemeines System

der

Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,

und der Kunstgeschichte,

in alphabetischer Ordnung.

Früher fortgesetzt

von

Friedrich Jakob und Heinrich Gustav Floerke,

und jetzt von

Johann Wilhelm David Korth,

Doktor der Philosophie.

Hundert und achtzigster Theil,

welcher die Art. **Tanz und Tanzkunst** bis **Taube** enthält.

Mit einer Kupfertafel und einem Portrait.

Mit Königl. Preuß. und Königl. Sächs. Privilegien.

Berlin, 1842.

In der Paulischen Buchhandlung.

(L. W. Krause.)

(Subscriptionspreis 3 Thlr. Ladenpreis 4½ Thlr.)

T.

Tanz und Tanzkunst. Die Theil 179 angeführten verschiedenen gesellschaftlichen Tänze kommen bei allen kultivirten Völkern, sowohl in Europa, als außerhalb desselben vor, nur daß sie verschiedentlich modificirt erscheinen, besonders da, wo man noch eigene Nationaltänze hat, wie z. B. in Spanien ꝛc. — Die Tänze der Türken sollen einen mehr ernsthaften Charakter haben, und nicht sowohl in künstlichen Schritten und Versetzungen der Füße, als in Wendungen des ganzen Körpers, insbesondere der Arme und Hände bestehen. Dieses ist bei ihnen die größte Kunst, worein sie so viel Ausdruck und Grazie legen, als möglich. Die Stellungen und Bewegungen der Füße sind durch die lange Kleidung versteckt, daher es darauf auch weniger ankommt. Die Türken erlernen das Tanzen, wie bei uns, nach Regeln; die Knaben lernen es von männlichen Lehrern, die Mädchen werden von Frauen darin unterrichtet. Letztere bringen es zu einer größeren Vollkommenheit, als die Mannspersonen, und dieses geht wohl aus der Lebensart der Frauen in den Harems hervor, in welchen alle Künste des Vergnügens geübt werden,

und ſie ſich dieſen ganz hingeben können, und deshalb müſſen ſie auch darin zu einiger Fertigkeit gelangen. Es ſoll ungewöhnlich ſeyn, daß zwei oder mehrere Mädchen oder Frauen zuſammen tanzen, ſondern Eine läßt ſich mit ihrer Geſchicklichkeit ſehen, und die Andern klatſchen ihr Beifall zu. Indeſſen ſoll dieſes Tanzen nur eine frivole Erziehung bei den Türkiſchen Frauenzimmern verrathen, wie ſie in den Harems gewöhnlich iſt, denn die rechtlichen Frauen der Türken ſoll man nur ſehr ſelten tanzen ſehen; indeſſen läßt ſich hierüber wohl ſchwer genau Auskunft geben, da ſie den übrigen Europäern ſelten zu Geſicht kommen und meiſtens in den Harems verſteckt ſind. Es giebt aber bei ihnen öffentliche Tänzerinnen, wie bei den Alten, welche ſich in den Häuſern bei Gaſtmählern für Geld ſehen laſſen, und den Tänzerinnen der Römer nichts an Unverſchämtheit nachgeben. Ihre größte Kunſt beſteht in unzüchtigen Stellungen und Bewegungen, worin ſie es weit gebracht haben ſollen. Sie ſelbſt ſind ſolche Perſonen, die, wie gewöhnlich, im Stande der Verachtung leben, der ihnen durch den augenblicklichen Beifall, den man ihrem ſchlanken und beweglichen Körper zollt, ſchlecht vergütet wird. Auch Denon beſchreibt dieſe Tänzerinnen in ſeiner Reiſe in Nieder- und Ober-Aegypten während der Feldzüge des Generals Bonaparte*). Man nennt ſie in Egypten Almé's; es ſind eine Art Bajaderen, wie die in Hindoſtan. Denon ſagt von ihnen: „Wir verlangten von den Schechs uns Almé's zu bringen, allein die Regierung des Landes (Egypten) machte einige Schwierigkeiten, ihnen die Erlaubniß, zu uns zu kommen, zu ertheilen; denn von den Blicken der Ungläubigen entweihet konnten ſie ihren Ruf verlieren, ja ſogar um ihr Gewerbe kommen. Hieraus läßt ſich

*) Aus dem Franzöſiſchen überſetzt, und mit einigen Anmerkungen begleitet von D. Tiedemann. Berlin, 1803. S. 86 u. f.

abnehmen; wie tief ein Franke in den Augen eines Muſelmannes herabgeſetzt iſt, weil ihre liederlichſten Frauenzimmer noch durch unſern Blick entweihet werden können. Einige alte wieder gut zu machende Beleidigungen, die Anweſenheit eines Generals, und vor allem die zweihundert Soldaten, ſchafften die Hinderniſſe weg; die Almé's kamen, und wir merkten an ihnen nicht, daß ſie an den politiſchen Rückſichten und den religiöſen Bedenklichkeiten der Schechs Antheil hatten; ſie machten uns jedoch mit zierlicher Grazie das ſtreitig, was wir glaubten für die geringſte Gefälligkeit halten zu müſſen, nämlich ihre Augen und ihren Mund zu enthüllen; denn das Uebrige ward uns gleichſam aus Zerſtreuung überlaſſen, und in kurzem nicht mehr daran gedacht, daß man uns etwas zu verbergen hätte; doch zeigte ſich Alles nur durch gefärbte Gazen und ſchlecht befeſtigte Gürtel, die nachläßig mit einem nicht reizloſen, und mir etwas Franzöſiſch vorkommenden Spaße wieder in Ordnung gebracht wurden. Sie hatten zwei Inſtrumente, einen Dudelſack und eine Trommel aus einem irdenen Topfe, mitgebracht, worauf mit den Händen getrommelt wurde. Es waren ihrer ſieben, zwei tanzten, die andern ſangen unter der Begleitung von Caſtagnetten, die wie kleine Zimbeln in der Größe eines Laubthalers gemacht waren. Die Bewegung, womit ſie ſolche an einanderſtießen, gab ihren Händen und Fingern einen unbeſchreiblichen Reiz. Ihr Tanz war anfangs wollüſtig, aber bald wurde er ausſchweifend, und ſtellte nichts als den ſinnlichen Rauſch auf eine grobe und unanſtändige Art vor; und was dieſe Gemälde noch ekelhafter machte, beſtand darin, daß Einer von den beiden Muſikanten, deren ich erwähnt habe, in dem Augenblicke der größten Ausgelaſſenheit mit einer dummen Miene die Berauſchung ſtörte, womit der Auftritt ſchließen ſollte. Sie tranken Branntwein aus großen Gläſern, wie Limonade, auch waren ſie, obgleich *hübſch und jung*, doch erſchöpft und verblühet.

zwei ausgenommen, die eine auffallende Aehnlichkeit mit zwei berühmten Pariſer Frauenzimmern hatten. Die Grazie iſt ſo ſehr eine bloße Naturgabe, daß Joſephina und Hanka, die keine andere Erziehung hatten, als welche für das niedrigſte Gewerbe in der verdorbenſten Stadt gehört, als ſie nicht mehr tanzten, alle feinen Manieren der beiden Weiber hatten, denen ſie glichen, und die liebkoſende ſanfte Wolluſt, die ſie ohne Zweifel denen aufbehalten, welchen ſie ihre geheimen Gunſtbezeugungen verſchwenden. Man läßt dieſe Almé's bei allen ihren Ausſchweifungen, ihrer ſchlechten Lebensart, in die Harems kommen, um die jungen Mädchen in Allem, was ſie ihren Männern angenehmer machen könne, zu unterweiſen; ſie geben ihnen Unterricht im Tanzen, Singen, in der Grazie, und in allen wollüſtigen Künſten. Es iſt nicht zu verwundern, daß da, wo die Wolluſt den Weibern zur vornehmſten Pflicht gemacht wird, die, welche die Galanterie als ein Gewerbe treiben, die Lehrerinnen des ſchönen Geſchlechts ſind; ſie werden an den Gaſtgeboten zugelaſſen, die ſich die Großen einander geben, und auch ein Ehemann läßt ſie rufen, wenn er ſein Harem einmal aufheitern will." So weit Denon. — Auch du Mont, der ihre Tänze in Aſien mit angeſehen, beſchreibt ſie ſo: „Sie machen im Tanzen allerlei Bewegungen mit den Schenkeln oder Lenden, drehen die Augen, ſtellen ſich manchmal ohnmächtig, und machen tauſend Stellungen, welche die verworfenſten Weiber nicht in Europa machen würden." — Nichts ſoll aber toller ſeyn, als die Tänze Türkiſcher Bauern, welche in Verdrehungen und Bewegungen des Körpers beſtehen, die unbeſchreiblich ſind. Sie ſpringen mit Heftigkeit umher, ſtampfen mit den Füßen, ſchlagen mit einem dicken Stocke, den ſie in den Händen halten, gegen den Fußboden und gegen die Wände, und ſchreien wie *Beſeſſene*. Dieſe heftigen Bewegungen des Kopfes, der *Arme und der* Beine ſetzen ſie ſo lange fort, bis ſie

nicht mehr können, da ſie dann genöthiget ſind, ſich auszuruhen, und oft wie betäubt hinſinken. — An einem Feſte bei einer Beſchneidung wurde daſſelbe von Arabern und freigelaſſenen Schwarzen gefeiert. Die Weiber tanzten im Kreiſe mit Stöcken in den Händen, theilten ſich dann in Paare, ſchlugen die Stöcke von Zeit zu Zeit über dem Kopfe zuſammen, wobei ſie einigermaßen Takt beobachteten, und zu der ohnehin ziemlich unharmoniſchen Muſik ein wildes Geſchrei machten. Ein Paar ſonderte ſich darauf von den übrigen ab und tanzten mit Caſtagnetten. Jenen Tänzen der Türkiſchen Bauern verdient nichts beſſer an die Seite geſetzt zu werden, als die religiöſen Tänze der Derwiſche. Chandler hatte Gelegenheit, einen ſolchen Tanz in dem Tempel der Winde mit anzuſehen. Der Tempel der Winde iſt ein achteckiges Gebäude, an deſſen Seiten auswärts Bilder der Winde zu ſehen waren. Man findet eine Beſchreibung und Abbildung davon in Potters Archäologie. Die Derwiſche faßten ſich an und bildeten einen Kreis. Mit langſamen Schritten wurde angefangen ſich fortzubewegen nach einer ebenfalls langſamen Muſik. Von Zeit zu Zeit hörte man von ihnen den Ausruf: Alla! (Gott). Nach und nach wurde Muſik und Bewegung geſchwinder, auch die Ausrufungen verdoppelten ſich: Alla! la illa ill Alla! (Gott! er iſt der einzige Gott!). Immer ſchneller und ſchneller wurde die Muſik, und eben ſo ſchnell drehete ſich der Kreis der Tänzer. Die Ausrufungen wurden ſtärker, und es kamen, außer den erwähnten, noch andere Sprüche hinzu. Jetzt riß ſich der erſte Derwiſch, wie im Taumel des Entzückens, aus dem Kreiſe, trat in die Mitte, und drehete ſich im Mittelpunkte des Kreiſes um ſich ſelbſt herum, indem er auf den Zehen des einen Fußes ruhete, der gleichſam die Achſe war, und mit den Zehen des andern Fußes ſich die drehende Bewegung gab. Nachdem er ſich eine Weile allein in der Mitte gedreher

hatte, ſo riſſen ſich nach und nach mehrere aus dem Kreiſe, welcher dadurch immer enger wurde, bis etwa fünf in der Mitte ſeyn mochten. Sowohl die Bewegung des Kreiſes, als die Wirbel, worin ſich die mittleren Derwiſche dreheten, wurden immer ſchneller, und die Geſchwindigkeit der Letzteren ſtieg bis auf einen erſtaunlichen Grad; ihre aufgelöſeten Haare flogen um die Schultern, ohne ſie zu berühren. Die übrigen Derwiſche tanzten immer um die mittlern herum, ſchrien mit Heftigkeit ihre Ausrufung her, und bewegten dabei den Kopf rückwärts und vorwärts. Dieſes trieben ſie ſo lange, bis einige ohnmächtig niederfielen und in jene Exſtaſe verfielen, worin ſie göttliche Geſichte und Offenbarungen zu haben vorgeben. Dieſen Zuſtand hält man für einen natürlichen Erfolg einer ſo heftigen Anſtrengung und einer ſo taumelerregenden Bewegung. Man gewahrt in unſern Balletten zuweilen eine Nachahmung dieſes ſonderbaren Wirbeltanzes. — Von dem Tanze der neuen Griechen, ſowohl des neuen Königreichs, als auch derjenigen, die ſich noch unter Türkiſcher Hoheit befinden, iſt ſchon Th. 179, S. 633, Einiges geſagt worden; ſie haben noch Manches von den alten Griechen davon beibehalten. Auch der Kranichtanz (Geranos) iſt noch daſelbſt im Gebrauche. Reiſebeſchreiber, welche Griechenland durchreiſeten, um die Sitten und Gebräuche der Einwohner kennen zu lernen, berichten uns, daß der Tanz der neuen Griechen luſtig und aufgeräumt ſey. Es giebt zwei Arten des Tanzes. Die erſte Art iſt eine Art Dorf-Courante, welche von zwei zu zweien getanzt wird, und die zweite Art iſt der Gavotte oder dem Branle ähnlich, zu welchem jeder hinzutreten kann, ſowohl Männer als Weiber, und ſolches untermiſcht, wie in Frankreich beim Passe-pied; indeſſen iſt dennoch ein Unterſchied zwiſchen dieſem Tanze und dem Passe-pied, indem man ſich bei dieſem *die Hand ganz natürlich* giebt, und in dem Tanze der

Griechen ſind die Hände ſo verſchlungen, daß die rechte Hand des Tänzers die linke Hand der Tänzerin erfaßt, die ihm zur linken Seite ſteht, und daß ſeine linke Hand die rechte von derjenigen erfaßt, die zu ſeiner rechten ſteht, und ſo geht es fort bis zum Letzten. Derjenige, welcher den Branle aufführt, reicht Niemanden die Hand; er hält nur einen Schnupftuch bei einem ſeiner Zipfel, und giebt den andern ſeiner Dame, damit er einen hinlänglichen Raum behält, um ſeine Maaßregeln zu nehmen, und den Branle nach ſeiner Fantaſie zu drehen und zu wenden. Anfangs beginnt der Tanz ganz ernſthaft im Pas der Sarabande, indem man zwei Schritte vorwärts und drei Schritte rückwärts thut, ſobald man aber nach und nach anfängt, warm zu werden, ſo wird der Tanz luſtiger, man fängt an zu hüpfen und zu laufen, und ſolches immer nach den Regeln der Kunſt, wodurch der Tanz an Unterhaltung gewinnt. Der Anſtand der Griechen ſelbſt ſoll ſehr viel zur Schönheit des Tanzes beitragen, und dann auch, daß ſie ſehr aufgeräumt und luſtig ſind. — Der Tanz der neuern Perſer geſchieht zwar nach der Muſik und taktmäßig, jedoch ohne Kunſt, ohne regelmäßige Schritte, und ohne beſtimmte Touren, meiſtens im Kreiſe herum. Jeder hüpft für ſich allein, wie er Luſt hat, bald auf dem einen, bald auf dem andern Fuße, und zwar ſo ſtark, als möglich, um den Körper ſtark zu erſchüttern. Die Tänze bei den rohen oder noch wenig Kultur beſitzenden Nationen in Afrika und Amerika findet man in den Artikeln Süd-Afrika und Süd-Amerika, Th. 178, erwähnt. — Die Tänze der Wogulen beſtehen, nach Pallas, in kurzen Verſetzungen und Fortbewegungen der Füße, welche dabei immer dicht an einander gehalten werden. Es pflegen immer nur zwei Perſonen mit einander zu tanzen. Sie bewegen ſich gegen einander in einfachen oder durchſchlungenen Kreiſen, ſo daß gemeiniglich Einer dem Andern *den Rücken zukehrt*. Sie halten mit beiden Hän-

den weiße Tücher in die Höhe, und machen damit und mit dem Kopfe allerlei Affecten, ausdrucksvolle Bewegungen, und taktmäßige Zuckungen. — Der Oſtiaken Tänze ſind ſehr ſonderbar und eigenthümlich, auch von verſchiedener Art, aber alle pantomimiſch nachahmend und größtentheils lächerlich; ſie erfordern viel Anſtrengung und Uebung. Die vorgeſtellten Handlungen ſind von den Geſchäften hergenommen, welche dieſem Volke am wichtigſten ſind, und am öfterſten vorkommen, nämlich von der Jagd verſchiedener Thiere und Vögel, und dem Fiſchfange. Die Stellungen, der Gang und die Sprünge der Thiere werden in dieſen Tänzen auf eine ſehr komiſche Art nachgeahmt. So ſtellen die Tänzer z. B. die Geſchäfte der Zobeljagd, den Gang des Kranichs, den Flug und Raub der Mäuſefalken und andere dergleichen Dinge durch ihre Bewegungen dar. Auch äffen ſie das Betragen anderer Nationen, z. B. der Ruſſen, nach. Dieſe ſatyriſchen Tänze ſind ihnen die liebſten. Der Kranichtanz iſt ſehr mühſam, indem ſich der Tänzer dabei unter einem Pelze verbirgt, den er an einen langen Stock befeſtiget, wodurch eine Figur gebildet wird, die ungefähr die Geſtalt eines Kranichs hat. Dieſer Kranichtanz ſoll aber nicht als Gegenſtück zu dem Geranos der alten Griechen aufgeſtellt werden können. — Die Tänze der Samojeden beſtehen in beſtändigem Drehen im Kreiſe, ohne daß die Tänzer darin ſonderlich von der Stelle kommen. Dabei ſchnarchen ſie einige Töne ſtatt der Muſik. — Die Tänze der Kalmücken ſind theils theatraliſche, theils Geſellſchaftstänze. Die Erſteren ſind die züchtigen Tänze und Solos, welche am meiſten von unverheiratheten Mädchen, die einzeln auftreten, aufgeführt werden; ſie beſtehen bloß in taktmäßigen weichlichen Geberden und Leibesbewegungen, wobei die Tänzerin ſich kaum von der Stelle bewegt, und nur den Takt mit den Füßen anzeigt. Die jungen Männer *tanzen dagegen* paarweiſe mit allerlei lächerlichen, auch

wohl unzüchtigen Bewegungen nach mauriſcher und tatariſcher Art. Ueberhaupt aber gebrauchen die Kalmücken, gleich den Armeniaenern, die Hände und Arme im Tanzen am meiſten, und die Füße weniger noch als die Tataren. — Die Tatariſchen Tänze beſtehen aus mannigfaltigen, zum Theil wollüſtigen Bewegungen des Körpers und der Arme, welche bald geſchwinder, und bald langſamer ausgeführt werden, und viel Fertigkeit bei den Tänzern vorausſetzen. Die Füße werden dabei nicht ſehr vom Boden erhoben, ſondern nur nebeneinander und voreinander auf verſchiedene Arten verſetzt. Sprünge und große lebhafte Pas kommen nicht dabei vor, ſo daß man ſagen kann, daß mehr der übrige Körper und die Arme, als die Füße bei dieſen Tänzen zu thun haben. Die Bewegungen werden mit Pfeifen und Händeklatſchen begleitet. Das Geſagte gilt von den Tänzen der Männer. Die Frauensperſonen haben eine ſehr einfache und für den Zuſchauer ziemlich unterhaltende Art zu tanzen; ſie drehen ſich nämlich mit Verſetzungen der Füße langſam im Kreiſe oder um ſich ſelbſt herum, und thun dabei ſehr verſchämt. Eine alte Frau ruft ein Mädchen nach dem andern auf, ſtellt es auf den Platz hin, wo es dann ſeine Touren macht, und die Hand vor das Geſicht hält. Nachdem es ſich eine Weile gedrehet hat, iſt der Tanz vorbei, und ein anderes Mädchen kommt an die Reihe. — Bei den Kamtſchadalen beſtehen die Tänze, wie bei den Oſtiaken, in Nachahmungen des Ganges und der Stellungen der Thiere, wie ſie ſolche auf der Jagd zu beobachten Gelegenheit haben, nur haben ſich die Letztern ein Thier zum Vorbilde gewählt, das eben nicht zum Lehrer des Tanzes geſchickt iſt, nämlich den Bären. Die genaue Nachahmung der ungeſchickten und tölpiſchen Bewegungen dieſes Thieres macht die größte Kunſt des Kamtſchadaliſchen Tänzers aus. Die zum Theil poſſirlichen Stellungen *ſollen ſich nicht beſchreiben laſſen.* Man kann

nur im Allgemeinen davon bemerken, daß der Körper immer gebückt iſt, die Knie gebogen ſind, und die Arme ſo gut, als möglich, die Bewegung der Vordertatzen des Thieres nachmachen. Es giebt zwar mehrere Abänderungen in den Tänzen dieſer Nation, allein der Bärentanz, auf den ſich die Kamtſchadalen etwas zu Gute thun ſollen, iſt der Grund ihrer ganzen Orſchestik. — Bei den Sumatranern kommt der Kriegs- und der Geſellſchaftstanz vor. Der Erſtere hat mit dem Pyrrhiſchen Tanze der Griechen viele Aehnlichkeit; er beſteht in heftigen Verdrehungen des Leibes, und in allerlei Sprüngen, womit zwei Partheien nach dem Takte aus einer gewiſſen Entfernung auf einander losgehen, wie Streitende. Sie ſind mit Lanzen und Dolchen bewaffnet, und gerathen oft in eine ſolche Wuth, daß ſie die Alten, welche als Zuſchauer zugegen ſind, mit Gewalt auseinander bringen müſſen. Dieſe Kampfſpiele werden an gewiſſen Tagen im Jahre, und insbeſondere am Ende der jährlichen Feſte oder des Monats Ramadan gehalten. Die gewöhnlichen Geſellſchaftstänze dieſer Nation ſind für den, der an Europäiſche Tanzkunſt gewöhnt iſt, theils zu ſchläfrig, theils zu frei. Es tanzen entweder zwei Frauensperſonen, oder zwei Mannsperſonen, oder zuletzt Alle vermiſcht. Ihre Bewegungen dabei ſind ſehr langſam, der Körper wird vorwärts gebogen; die Damen ſchlagen ſich von Zeit zu Zeit mit einem Fächer, den ſie in der Hand halten, ſanft an den Ellenbogen, oder faſſen die Enden ihres ſeidenen Salendangs, und breiten ſie hinter ſich aus, ſo wie unſere Damen ihre Schürzen und Röcke mit ſpitzen Fingern angreifen und zierlich ausbreiten. Die ganze Stellung und Bewegung iſt gezwungen, und manchmal etwas frech, nach unſern Begriffen; indeſſen ſollen ſie damit keine unzüchtigen Ideen verbinden. Den Takt halten ſie ſehr genau, und die Tänzer unterſtützen ſich einander ſehr gut, obgleich ſie nicht nach vorgeſchriebenen Touren tanzen, ſondern ſich willkührlich hierhin

und dorthin bewegen. Die Europäiſchen Tänze kommen ihnen lächerlich vor. Zwei Perſonen, die ein Menuet tanzen, kommen ihnen vor, wie zwei Kampfhähne, die wechſelsweiſe gegen einander und zurückgehen; die Contretänze ſind ihnen zu heftig und zu verworren. — Die Delawaren und Irokeſen haben verſchiedene Arten von Tänzen, da ſie große Liebhaber des Tanzes ſind. Jede feierliche Zuſammenkunft iſt mit einem Tanze verbunden, ja es vergeht faſt keine Nacht, da nicht ein Tanz gehalten wird, zu welchem ſich die Jugend beiderley Geſchlechts begierig einfindet. Den alltäglichen oder gewöhnlichen Tanz halten ſie entweder in einem großen Hauſe oder auf einem freien Platze, um ein Feuer herum; ſie tanzen im Kreiſe, und haben allemal einen Vortänzer, nach welchem ſie ſich richten. Die Mannsleute ſind voran, und die Weiber ſchließen den Kreis; dieſe tanzen mit vielem Anſtande, als wenn es die ernſthafteſte Handlung wäre; ſie lachen nicht, reden nicht mit den Mannsleuten, noch weniger ſcherzen ſie mit ihnen, welches ihnen keinen guten Namen machen würde; ſie hüpfen oder ſpringen auch nicht, ſondern ſchlagen nur mit einem Fuße an den andern wechſelsweiſe ein wenig vor und dann wieder rückwärts, doch ſo, daß ſie immer etwas vorwärts kommen. Auf dieſe Art glitſchen ſie mit großer Leichtigkeit wieder zurück. Dabei halten ſie ſich ſehr gerade, und laſſen die Arme am Leibe herunter hangen. Die Mannsleute hüpfen, ſtampfen dabei, daß der Boden zittert, und jauchzen überlaut; dabei kann man recht ſehen, wie gelenkig und wie leicht ſie auf den Füßen ſind. Ihre Muſik beſteht in einer Trommel, die einen ſchlechten Ton giebt, aber dennoch zu ihrem Zwecke tauglich genug iſt, indem ſie nur dazu dient, den Takt anzugeben, welchen die Indianer, wenn ihrer auch noch ſo viele zuſammen tanzen, immer ſehr genau beobachten. Iſt ein Tanz ganz zu Ende, ſo ruhen ſie ein wenig aus, der Trommelſchläger hört aber nicht auf zu trommeln

und dazu zu ſingen, bis ein anderer Gang anfängt. Ein ſolcher Tanz währt gewöhnlich bis nach Mitternacht. Bei einem andern Tanze, der nur für Mannsperſonen iſt, ſtehen ſie nach der Reihe dazu auf, und jeder tanzt mit großer Leichtigkeit und Kühnheit. Er beſingt dabei ſeine eigenen oder die Thaten ſeiner Vorfahren, und die Geſellſchaft, die in einem Kreiſe auf dem Boden um ihn herum ſitzt, giebt durch einen ſehr rauhen Ton, den ſie Alle zugleich mit großer Heftigkeit ausſtoßen, den Takt an. Von dieſen gewöhnlichen Tänzen ſind diejenigen verſchieden, die nur bei beſondern Gelegenheiten gehalten werden, worunter auch der Friedenstanz gehört, welcher auch der Pfeifentanz genannt wird, weil das Calumet oder die Friedenspfeife in einem ſolchen Tanze überreicht wird; er iſt der vornehmſte. Die Tänzer gehen dabei einander die Hände, und hüpfen in einem geſchloſſenen Kreiſe eine Weile herum; plötzlich läßt der Vortänzer die Hand eines ſeiner Nachbarn los, den Andern aber hält er feſt, hüpft auf einem Flecke, dreht ſich im Kreiſe herum, und zieht auf dieſe Weiſe die ganze Geſellſchaft an ſich, daß ſie ſich gleichſam um ihn herumwickelt, und endlich Alle in einem Haufen beiſammen ſind; ſchnell fahren ſie aber wieder auseinander in ihre vorige Ordnung, und halten bei allen dieſen Wendungen einander immer an den Händen feſt, welches die Kette der Freundſchaft vorſtellen ſoll; auch wird ein Geſang dazu angeſtimmt, der blos für dieſe Feierlichkeit gemacht iſt. — Der Kriegstanz, den ſie nur halten, wenn ſie in den Krieg ziehen, oder aus demſelben zurückkommen, iſt fürchterlich. Niemand nimmt Theil daran, als die wirklichen Krieger, welche ſich dazu bewaffnen, als wenn ſie gleich gegen den Feind zu Felde ziehen ſollten. Der Eine von ihnen trägt eine Flinte oder das Kriegsbeil, der Andere ein langes Meſſer, der Dritte eine Kriegskeule, womit ſie um ſich ſchlagen und zu erkennen geben, wie ſie mit ihren Feinden umgehen

wollen oder schon umgegangen sind. Dabei stellen sie sich so wild, daß es für den Uneingeweiheten schauderhaft anzusehen ist. Ein Anführer fängt den Tanz an, und besingt dabei seine und seiner Vorfahren Heldenthaten. Wenn er dann mit der Erzählung einer merkwürdigen That fertig ist, schlägt er mit seiner Kriegeskeule aus allen Kräften gegen einen Pfahl, der mitten im Kreise zu diesem Zwecke in die Erde gesetzt worden. So tanzt hernach ein Jeder, wie die Reihe an ihn kommt, besingt die Thaten seiner Familie, und beschließt mit einem Schlage an den Pfahl. Zum Schlusse tanzen sie alle zugleich, welches der fürchterlichste Auftritt ist, indem sie die schrecklichsten und gräßlichsten Stellungen annehmen, und einander zu zerschlagen, zu zerhauen, und zu durchstechen drohen. Mit außerordentlicher Fertigkeit wissen sie aber den Stößen oder Schlägen auszuweichen. Um den ganzen Auftritt noch gräßlicher zu machen, erheben sie ein eben so wildes Geschrei, als sie in Schlachten zu thun pflegen, so daß man sie für einen Haufen rasender Leute halten sollte. Bei diesem Tanze brauchen sie zuweilen auch eine Art Pfeifen von Rohr, die einen durchdringenden und widrigen Laut von sich geben. Die Irokesen stellen den Kriegstanz auch oft zu Friedenszeiten an, um ihrer Heldenthaten von Zeit zu Zeit feierlich zu gedenken. — Der Opfertanz wird bei den Opferfesten und andern öffentlichen Friedensbezeugungen gehalten. — Die übrigen Tänze der hier nicht erwähnten Nationen in Asien, Afrika, Amerika ꝛc. kommen so ziemlich mit den angeführten, und den schon Th. 179 beschriebenen Tänzen überein, wenigstens sind die Abweichungen nicht so merklich, daß sie hier noch einer besondern Erwähnung bedürfen.

Was die höhere Tanzkunst, Fr. la haute danse, anbetrifft, so wird diese von den Tänzern von Profession, den Solotänzern und Figuranten, sowohl *männlichen, als weiblichen* Geschlechts, ausgeführt, und

ſolches auf den Theatern in Balletten, Pantomimen oder auch auf großen Bällen, Hofbällen ꝛc. Es ſind die eigentlichen theatraliſchen Tänze, die zur Beluſtigung des Hofes und des Publikums auf den Schaubühnen entweder als Zwiſchenſpiele zwiſchen den Aufzügen einer Oper, oder als beſondere Nachſpiele beim Schluſſe einer Vorſtellung, die aber mit dem Stücke ſelbſt keine weitere Verbindung haben, gegeben werden. Die hauptſächlichſten Pas, welche in dem theatraliſchen Tanze gebraucht werden, ſind ſchon oben beſchrieben worden; auch iſt der eigentliche Zweck der höheren Tanzkunſt und ihr Unterſchied von der gemeinen ſchon Th. 179 erklärt worden. — Man theilt die theatraliſchen Tänze oder Ballette in vier Klaſſen: 1) In ernſthafte Tänze, von hohem Charakter, oder in hohe pantomimiſche Tänze, die von Solotänzern und Tänzerinnen ausgeführt werden, alſo Solotänze von hohem ernſthaften Charakter ſind. Sie erfordern viel Feinheit und Geſchmack, die meiſte Kunſt in Stellung und Bewegung, nicht eben hohe und ſchwierige Sprünge und Kapriolen, aber deſto mehr langſame und ſchwebende Pas, die nicht geringe Geſchicklichkeit des Körpers in Haltung des Gleichgewichts vorausſetzen. Dieſe Tänze haben ihre Entſtehung hauptſächlich dem berühmten Noverre in ſeinen Lettres sur la Danse zu verdanken. Man wählt gern zu dieſen Tänzen Perſonen von großem und ſchönen Wuchſe und edlem Anſtande, weil dieſe ſich zu den hohen oder erhabenen Charaktern am beſten ſchicken. Hierzu kommt nun noch Feinheit des Ausdrucks und der Pantomime, die beſonders geſchickt ſeyn muß, Alles auszudrücken, was die Leidenſchaften in Geberden hervorbringen, oder wie äußere Geberden alle Leidenſchaften, die im Innern ſtürmen, durch das ſtumme Spiel ausdrücken. Alle Situationen oder Lagen des Lebens werden durch die Stellungen im Tanze und durch die feine Mimik ausgedrückt, und ſo, daß ſie

die Zuschauer in Bewunderung hinreißt. — 2) Demi-Caractères, Tänze, welche Handlungen und Lagen aus dem gemeinen Leben darstellen, wie sie in gesitteten Ständen vorfallen. Sie erfordern weniger erhabenen Anstand, aber doch Feinheit des Geschmacks und Zierlichkeit in Stellung und Bewegung. — 3) Komische Tänze, die zwar nicht ausgelassen, aber doch lebhaft, oft muthwillig sind, stets aber etwas Belustigendes und Fröhliches haben, und Sitten, Lustbarkeiten und Liebeshändel der untern Volksklassen, öfters auch der höhern, darstellen. Die lebhaften, in die Augen fallenden Bewegungen erfordern Leichtigkeit und Schnelligkeit, und die Pantomime tritt hier in voller Wirksamkeit. — 4) Groteske n, welche die niedrigste Klasse von Tänzen darstellen, und einen abenteuerlichen, ausgelassenen Charakter haben. Sitten und Begebenheiten, wie sie in den niedrigsten Volksklassen gebräuchlich sind oder vorkommen, machen den Gegenstand der Groteske aus. Der Groteskentänzer zeigt seine Stärke in seltsamen hohen Sprüngen, nimmt sich die Freiheit, diese nicht genau nach der Cadenze der Musik abzumessen, und ist weniger in Gefahr, seine Rolle zu outriren oder übertreiben, weil ihm hierin ein freies Spiel bleibt; er also auch die seltsamsten und närrischten Geberden, ohne anzustoßen, zeigen kann, weil sie zur Groteske gehören. Der wahre Künstler wird indessen auch hier, bei aller Freiheit, die ihm zusteht, doch immer in den Schranken eines gewissen Anstandes bleiben, um die Groteske auch anziehend für den zu machen, der mit höheren Ansprüchen an die theatralische Kunst das Theater besucht. — Jede der genannten vier Klassen kann nun entweder blos Sitten und Charaktere schildern, oder eine bestimmte Handlung mit Verwickelung und Auflösung darstellen. In der letztern Art zeigt sich sowohl die Kunst des Ballettkomponisten, als des Tänzers in ihrer *ganzen* Größe. Da hier nicht der Ort ist,

weitläufig über dieſe theatraliſche Tanzkunſt in Beſchreibung derſelben zu ſeyn, ſo kann hier nur auf die oben erwähnten Briefe Noverrens verwieſen werden, welche Aufſchluß über dieſe Kunſt in allen ihren Theilen geben. Hier noch Einiges über das Ballett im Allgemeinen. Nach genaueren Unterſuchungen der höhern Tänze der Alten, ſollen dieſe noch ſehr von dem verſchieden ſeyn, was die Neuern nachher Ballett genannt haben; denn jene waren eben ſo ſehr Geſtikulation, Mimik, als Tanz; die vorzuſtellenden Gegenſtände wurden darin nicht bloß, wie in dem Ballette der Neuern, durch eine allgemeine Bewegung des ganzen Körpers, oder allenfalls durch eine, dieſer allgemeinen Bewegung deſſelben, angemeſſene, mit ihr harmonirende, und ihr untergeordnete Bewegung der einzelnen Gliedmaßen, ſondern durch die beziehungs- und bedeutungsvolle Bewegung der Letztern ausgedrückt; auch ſcheinen ſie nur darauf bedacht geweſen zu ſeyn, die Gegenſtände, welche ſie vorſtellten, ſelbſt hervortreten zu laſſen, und nicht ihre Kunſt in den reizvollen Bewegungen des Körpers. Daher waren ihre Tänze reine Pantomimen, und der Begriff, welchen ſie mit dem Worte ὄρχησις, Saltatio, verbanden, war nicht immer derſelbe, den wir mit dem Worte Tanz, Danse, verbinden. Indeſſen heißen, bei dem Lucian, jene Tänze auch auf die vorher angezeigte Art, nur war die Bewegung des Körpers dabei abgemeſſen, und wurde von der Muſik geleitet, welches nicht immer der Fall bei unſern Pantomimen iſt; auch ſtellen ſie, dieſem gemäß, alle Arten von Handlungen dar, und Noverre ſelbſt geſteht in ſeinen Briefen über die Tanzkunſt, S. 18: „Daß die Kunſt der Pantomime, welche Benennung er auch ſeinen Balletten giebt, heut zu Tage weit eingeſchränkter iſt, als ſie unter der Regierung des Auguſtus war; daß es eine Menge von Gegenſtänden giebt, die ſich vermittelſt der Geberden nicht ausdrücken laſſen, daß Alles, *was ruhige Unterredung* heißt, darin nicht mehr Statt

finden kann.“ Blankenburg will den Werth der Ballette des Noverre weder erkennen, noch herabwürdigen, will jedoch, daß Alles darin immer mehr auf maleriſche Stellungen der handelnden Perſonen, als auf völlige Verdeutlichung der Sache ſelbſt hinauslaufe, und wenige ſeiner Ballette würden, wenn man den Inhalt derſelben vorher nicht genau wiſſe, ganz vollkommen, und in allen ihren Theilen verſtändlich und begreiflich ſeyn. Mit den Pantomimen der Alten ſollen ſie aber nicht zu vergleichen ſeyn. Dagegen beſtehe das große Verdienſt des Noverre in Verbannung der hölzernen Symmetrien und Tanzmeiſtermanieren aus dem Ballette; ſogar ſeine, auch von Sulzer angenommene, Vergleichung zwiſchen dem Ballette und dem hiſtoriſchen Gemälde, und die daraus für jenes gezogenen Folgerungen ſollen keine ſcharfe Prüfung aushalten, wenigſtens ſollen dergleichen Aehnlichkeiten nicht ſehr brauchbar in einer Theorie ſeyn. — Das Ballett der mittleren Zeiten unterſcheidet ſich von der Pantomime der Alten nicht bloß dadurch, daß es mit Reden untermiſcht war (eigentlicher Geſang war nicht immer damit verknüpft), ſondern auch dadurch, daß keine, mit dem Erſtern unzertrennliche Geſtikulation dabei Statt fand. Man findet dergleichen Ballette aus jener Zeit nur größtentheils bei den Franzoſen. Die glänzendſten und ſchönſten hat der Turnir-Hof gegeben. Ihr Erfinder war ein Graf Aglio. Von Deutſchen ſind nur zwei, von einem David Schirmer verfertigte und zu Dresden in den Jahren 1650 und 1655 von dem Hofe aufgeführte bekannt. Das erſte heißt ein Ballett vom Paris und der Helena, und das zweite das Ballett der Glückſeligkeit. Cahuſac ſagt überhaupt von ihnen: „Sie hatten zwar viel Bewegung, aber keine Handlung; der Tanz malte einige Perſonen der Fabel und Geſchichte, allein das Gemälde glich dem gewöhnlichen Gemälde, welches nur einen *Augenblick darſtellen* kann. Der zuſammengeſetzte

Tanz, der die Leidenſchaften ausdrücken ſollte, konnte nur im Vorbeigehen darin Platz finden.“ — Gegen Ende des ſiebzehnten und am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts hörte das Ballett, in ſo fern es bloßer Tanz iſt, oder das, was man ſo nannte, in Frankreich auf, etwas für ſich allein beſtehendes dieſer Art zu ſeyn. Es wurde mit dem muſikaliſchen Drama, der Oper, verbunden, alſo mit Geſang; der Tanz wurde den Worten ganz untergeordnet, und ſollte nur die Handlung beleben, ſie vollſtändiger machen, alſo auch in Vokal- und Inſtrumentalmuſik liegen. Hieraus entſtand nun diejenige Dichtungsart, welche bei den Franzoſen noch jetzt Ballett heißt, und welches auch die Deutſchen angenommen haben. Quinault war der Erfinder dieſer Anwendung des Tanzes, und das Feſt des Bacchus und der Liebe, im Jahre 1671 aufgeführt, das erſte Werk dieſer Gattung; er nannte es jedoch noch nicht Ballett, ſondern Paſtorale, verfertigte aber ſpäterhin zwei Stücke unter jenem Titel: den Triumph der Liebe und den Tempel des Friedens. Allein in dieſen muſikaliſchen Dramen führt eigentlich weder der Tanz die Handlung, noch die Handlung eigentlich den Tanz herbei. Die auftretenden Perſonen hatten keinen eigenen Zweck, ſie erſchienen nicht, um irgend eine Handlung für ſich ſelbſt auszuführen; ſie waren Werkzeuge in der Hand des Dichters, um die Zuſchauer zu beluſtigen, und dem Könige Ludwig dem Vierzehnten Schmeicheleyen zu ſagen. Erſt La Motte führte im Jahre 1697 wirkliche ſelbſtthätige Weſen in das Ballett ein; denn in ſeiner Europe galante, welche in dem gedachten Jahre erſchien, und wozu Campra die Muſik machte, entſpringt Tanz und Geſang aus der eigenen Gemüthsſtimmung der handelnden Perſonen; ſie wollen durch jene entweder Liebe erwecken oder bezeugen ꝛc. Dieſes Stück ward in der Folge Muſter des Balletts, und der *Charakter deſſelben* dahin beſtimmt, daß, ſo wie in der

Oper, Tanz und Gesang, und so auch Belustigung, sich aus dem Stoffe der Handlung entwickeln, so entwickele sich in dem Ballette aus dem Tanze und Gesange eine Handlung; jene sind also die Grundlagen dieser. Deshalb hat eben die Handlung weder in den Stücken des La Motte, noch in den Stücken seiner Nachahmer eine Einheit; denn die verschiedenen Entreen machen kein unter sich und durch sich selbst verbundenes Ganze, sondern eben so viel kleine Handlungen aus, welche nur durch gleiche Zwecke, oder allgemeine gleiche Beziehungen, die mit den verschiedenen einzelnen Handlungen nichts gemein haben, mit einander verknüpft worden sind. Auch ist der Tanz auf keine Art charakteristisch darin, das heißt, er stellt keine besondere Handlung dar, noch unterscheiden sich z. B. in der Europe galante die vier darin auftretenden Nationen durch die Eigenheiten desselben von einander; man tanzt darin, um zu tanzen, und man muß ein Franzose seyn, um dem La Motte, sagt Blankenburg, die Erfindung so hoch anzurechnen, wie es geschehen ist; sie leitete indessen sehr bald zu ähnlichen. Schon im Jahre 1699 verfertigte Regnard das Carnaval zu Venedig, welches Campra in Musik setzte, und in welchem an einen doppelten Liebeshandel unter gewöhnlichen Leuten verschiedene Vergnügungen des Carnavals, und also auch Tänze geknüpft sind, ohne daß sie mit der Handlung selbst auf andere Art in Verbindung stehen, als in so fern sich diese zur Zeit des Carnavals zuträgt. Er nannte dieses Stück Comedie-Ballet, und obgleich viel frühere Stücke der Französischen Bühne, welche Zwischenspiele hatten, wie Psyche, die Prinzessin von Elis, George Dandin, der eingebildete Kranke, der bürgerliche Edelmann ꝛc. ꝛc. von Molière, schon diesen Namen führen, so ist er nachher doch nur derjenigen Gattung geblieben, von welcher sich der Tanz nicht trennen läßt, da er sich doch von den angeführten Dramen tren-

nen läßt, ohne daß dieſe am Zuſammenhange verlieren; denn er bildet hier nur Zwiſchenſpiele, die fortfallen können, und nur als eine Ergötzung des Publikums dienen, und von Neuem auf das Stück ſpannen; aber dieſes Stück wirkte minder, als ein ähnliches Stück des genannten La Motte: le Carnaval et la Folie; auch ſoll dieſes, wenn von theatraliſchen Vergnügungen die Rede iſt, den Vorzug verdienen. Der Tanz wird darin durch die handelnden Perſonen ſelbſt ausgeführt, oder doch veranlaßt, und dieſes wird wahrſcheinlich dadurch, daß dieſe Perſonen übernatürliche und allegoriſche Weſen: der Gott Plutus, die Jugend, die Thorheit und das Karnaval, ſind, obgleich der Dichter auch wirkliche Weſen, wie einen Trupp Matroſen, einen Dichter, einen Muſikus ꝛc. als Untergebene der Thorheit mit eingeführt hat. — Eine dritte Gattung des Balletts iſt die Paſtorale, das Paſtorale-Ballett, deren Erfindung ſich auch von La Motte herſchreibt. Auch nannte Quinault ſein vorzüglich aus Tänzen zuſammengeſetztes Feſt des Bacchus und der Liebe Paſtorale; aber in der Iſſé des La Motte, die bereits im Jahre 1697, und vermehrt im Jahre 1708 auf dem Theater erſchien, hängt der Tanz mehr mit der Handlung der Perſonen zuſammen, oder vielmehr das Stück hat eine für ſich ſelbſt beſtehende Handlung, und die darin tanzenden Schäfer, Faunen, Satyren, Driaden ꝛc. verbinden damit einen eigenen Zweck. Alle dieſe Gattungen haben in der Folge verſchiedene Abänderungen erlitten oder Zuſätze erhalten. — So führte z. B. Danchet, im Jahre 1710 in die von Campra geſetzten: Fêtes Venitiennes komiſche Entreen oder Tänze ein, auch brachte man Helden, Könige, Fürſten ꝛc. in das Ballett, welches, zur Unterſcheidung von dem gewöhnlichen, Ballet heroïque genannt wurde. — Füſelier machte im Jahre 1723 mit ſeinen von Colin de Blamont in Muſik geſetzten Fêtes grecques et romaines den

Anfang einer wichtigen Verbeſſerung des Balletts. Er verſuchte darin den Tanz wirklich darſtellend zu machen, oder einen Theil der Handlung wirklich tanzen zu laſſen. Er brachte aber den Tanz unſchicklich an. Er ließ z. B. den Kampf der Ringer in den Olympiſchen Spielen dadurch vorſtellen, indem dieſer Kampf, der eigenen Anlage ſeines Stückes nach, ſchon geendiget war. Den wichtigſten Schritt that aber Cahüſac mit ſeinen, im Jahre 1747 geſpielten und von Rameau geſetzten Fêtes de l'Hymen et de l'Amour. Er verband darin nicht nur die Maſchinerien mit dem Ballette, ſondern der Tanz in ſeinem Stücke iſt auch zugleich ein weſentlicher nothwendiger Theil des Inhalts; allein das Stück ſchien keinen Beifall zu finden, und der wirklich handelnde oder Handlung ausdrückende Tanz iſt dadurch nicht auf dem lyriſchen Theater eingeführt worden. An Tanzdramen aller Art, das heißt, an Ballets, Comédies-Ballets und Pastorales-Ballets, hat es indeſſen nicht gefehlt. Außer den bereits genannten Dichtern haben J. F. Duché, Joſeph de Cartout, de la Bruère, Mich. de Bonneval, J. Fr. de la Noue, Fr. Aug. de Moncrif, Fr. Arouet de Voltaire, Pierre Chr. Roy, Fried. Marmontel, Sedaine, Brunet, Monnier, Coudray, Desfontaines und Andere deren noch geſchrieben, und außer den angeführten Komponiſten haben Blaiſe, der Marq. von Braſſac, Bois-Mortier, Colaſſe, J. J. Mouret, Gervais, Fr. Francoeur, Bourgeois, Mondonville, Grenet, de la Garde, Fr. Rebel, Royne, Mich. Monteclair, de la Barre, Ch. Sodi, Rob. des Broſſes, J. B. Foulquier, Monſigny, Floquet, Agolan und Andere dergleichen geſetzt. Nur wenige von den älteren haben ſich auf dem Theater erhalten; denn außer der Europe galante ſpielte man von dieſen nur noch bis zur Republik les Elemens, *les Amours des* Dieux, Zelindor Roi des

Sylphes, und die Fêtes grecques et romaines. Uebrigens ſind in den eigentlichen Franzöſiſchen, und auch Italieniſchen, Opern immer noch Tänze oder Ballette als Zwiſchenſpiele geblieben; ſie ſtehen aber ſelten in einer genauen Verbindung mit dem Stücke, oder ſind vollkommen gut darin angebracht, und noch übler wirkt es, daß nicht die handelnden Perſonen der Oper, ſondern andere ſie ausführen; auch herrſcht in ihnen immer, wenn man die Kleidung der Tänzer ausnimmt, die größte Einförmigkeit.—Zuletzt verſuchte Noverre aus dem Tanze etwas allein für ſich Beſtehendes zu machen, oder bloß durch ihn ganze Handlungen darzuſtellen, wie ihm ſchon als Schriftſteller Cahüſac, Diderot, Rouſſeau und Andere vorgearbeitet haben; ſogar eine Tänzerin, die Madame Sale, hatte bereits im Jahre 1732 den Pygmalion, die Ariadne ꝛc. ꝛc. ziemlich glücklich, tanzend, dargeſtellt, und an den ſogenannten Pantomimen, beſonders bei der Italieniſchen Komödie, hatte es nie gefehlt. Uebrigens ſind die ſtummen Schauſpiele bei allen Völkern, auch bei den roheſten, anzutreffen. Von den Mimen und Pantomimen der alten Deutſchen giebt eine Abhandlung im achten Bande des neuen Bücherſaals der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte von Sander einige Nachricht.

Man hat es immer in Zweifel gezogen, daß das Ballett Eindruck machen könne, indem der Tanz wohl ergötze und das Auge verblende, aber die Pantomime nicht auf den Zuſchauer wirke, den Ausdruck immer nur halb verſtändlich laſſe, und um ſo mehr bei demjenigen, der davon wenig Kenntniſſe beſäße. Wenn aber eine hiſtoriſche Handlung in einem Gemälde auf uns einwirkt, bei uns Empfindungen hervorbringt, ſo kann es auch durch das Ballett geſchehen, und hier um ſo mehr, da durch die Pantomime diejenigen Andeutungen gegeben werden, welche den Charakter der darſtellenden Perſonen des Ballets weit mehr hervorheben;

dann kann das Ballett auch eine Reihe von Handlungen darſtellen, und dieſe mit einer dazu paſſenden Muſik begleiten, welche die Eindrücke der Pantomime verſtärkt, die Empfindungen erhöhet, wovon uns der Maler nur eine Scene ohne weitere Eindrücke geben kann, ohne eine muſikaliſche Sprache, und ohne den Genuß erhöhender Mittel, des Tanzes. Man wird zwar hier immer einwenden können: Warum man intereſſante Handlungen, die das Drama vollkommen vorſtellen kann, durch ein ſtummes Spiel vorſtellen ſoll? Warum dergleichen Handlungen durch die Pantomime im Tanzen ausdrücken, die ſich durch die Rede im Handeln auf der Bühne zu Jedermanns Verſtändniß ſo deutlich geben laſſen? Wozu kann alſo das Ballett nützen? Welche Zwecke kann es erfüllen, doch nur diejenigen, das Auge und Ohr zu ergötzen, ohne wohlthätige Empfindungen zurückzulaſſen, die auch der Zuſchauer mit nach Hauſe nimmt. Hier kann man einwenden: daß es Handlungen giebt, die von der Art ſind, daß ſie kein großes Feld brauchen, um vorgeſtellt zu werden, und wiederum andere, die zwar ein ausgedehntes Feld haben, ſich aber mehr auf eine allgemeine Handlung beziehen, die Empfindungen ſich ſo zu ſagen zu einer einzigen zuſammendrängen. Wie z. B. der Einzug eines Helden, der von einem erkämpften Siege zum Wohle ſeines Volkes zurückkehrt, das er gerettet hat, und von den Bürgern mit der Freude, dem Danke und der Ehrfurcht, die er verdient, empfangen wird. Eine ſolche Vorſtellung kann am beſten durch ein Ballett oder den Schauſpieltanz nachgeahmt werden; hier kann durch Tanz und Pantomime Alles ausgedrückt werden, was in der Seele der ihn Empfangenden vorgeht; aber es gehört noch etwas mehr dazu, als künſtliche Sprünge und manierliche Schritte; es gehört dazu den freudigen Empfang im Tanze auszudrücken, und dergleichen Handlungen giebt es eine Menge, wo man *Ehrfurcht, Dank*, Freude ꝛc. in Mienen, Geberden

und Bewegungen vorſtellen kann; denn dergleichen Handlungen ſchicken ſich nicht für das Drama, aber zum Ballette eignen ſie ſich vorzüglich. Dieſes wäre nun bloß bei einzeln ſtehenden Balletten; aber eben ſo gut kann man ſie auch mit dem Drama oder der Hauptdarſtellung des Schauſpiels in Verbindung bringen; denn der Tänzer hat gerade das in ſeiner Gewalt, wodurch die Leidenſchaften ſich am kräftigſten ändern. Wenn er nun nach geendigtem Drama, oder zwiſchen den Aufzügen, die Eindrücke, die dann die ſtärkſten ſeyn müſſen, durch die Mittel, die er hat, unterhält, und den Gegenſtand, der nur das Herz oder den Geiſt beſchäftiget, in neuen Geſichtspunkten zeigt, ſo kann er ſehr viel zur Wirkung des Stückes beitragen. In ſo fern alſo die Schauſpiele wichtig ſind, und kräftig auf ſo manche große und erhabene Handlungen zum Wohle, eben ſo auch auf Gebrechen und Schwächen des Volks zur Belehrung einwirken, eben ſo kann es auch das Ballet thun, wenn es gehörig behandelt worden, ſo daß Tanz, Pantomime und Muſik eben dergleichen Wirkungen hervorbringen, wenn auch anders modificirt. Bei der Vorſtellung in Balletten ſcheint das Sittliche weit leichter, als das Leidenſchaftliche ausgeführt zu werden. Ballette, die bloß einen allgemeinen ſittlichen Charakter haben, die Fröhlichkeit, oder Ernſthaftigkeit, oder anſtändige Sitten ausdrücken, ohne eine beſondere Handlung vorzuſtellen, ſind die leichteſten. Wenn man uns nun nach einem intereſſanten Drama, je nachdem es einen luſtigen oder traurigen Ausgang gehabt hat, in einem Tanze dieſe Empfindungen überhaupt, nach dem beſondern Gepräge der Sitten des Volks, bei dem die Handlung geſchehen iſt, vorſtellt, ſo wird ein ſolcher Tanz ſeine gute Wirkung nicht verfehlen. — Beſondere Handlungen in dem Ballette vorzuſtellen, iſt ſchwer, weil es leicht ins Abgeſchmackte fällt. Es ſoll daher auch nicht die Handlung *ſelbſt, ſondern nur* eine Allegorie derſelben dargeſtellt

werden. Hat der Ballettmeiſter eine beſtimmte Handlung gewählt, ſo muß er die vorzüglichſten Momente darin zuerſt aufſuchen, ſo viele dann in der Handlung vorkommen, ſo viele Abſätze oder Perioden hat auch ſein Ballett; dann muß er wieder diejenigen Momente herausheben, welche die Hauptſache in ſeiner Vorſtellung ſind. Was zwiſchen dieſen Momenten liegt, iſt von mäßigem Inhalte, wozu er ſchickliche Tänze erfinden muß, die dem Charakter und den Sitten der aufzutretenden Perſonen gemäß ſind; dabei muß jedoch alles Pedantiſche in den Stellungen und Bewegungen vermieden werden, welches nachtheilig wirkt, und die Handlung einförmig macht, weil dann alle Tänzer wie Marionetten erſcheinen. — Die Charakterballette richten ſich in Kleidern, Geberden, Stellung und Schritten nach dem, was ſie vorſtellen ſollen. Wenn z. B. Vulkanshöhle, wie in derſelben Achilles Schwert geſchmiedet wird, vorgeſtellt werden ſoll, ſo geſchieht der Aufzug der Cyklopen in ihren Schurzfellen, mit Hämmern auf den Achſeln, um einen Ambos; bei der Vorſtellung der Eliſäiſchen Felder, dem Hinſcheiden eines Helden, der Aufführung von Charons Kahn, wird ein Tanz von Geiſtern, bei Tragödien, von Furien vorzuſtellen ſeyn. — Bei grotesken Tänzen erſcheinen verſchiedene ſeltſam gekleidete Perſonen in den wunderlichſten Trachten, Stellungen und Bewegungen, und führen entweder einen trunkenen Bauer-, Zigeuner-, oder einen Harlequinstanz auf. Hierher gehören auch die bizarren Tänze nach den Landesgewohnheiten, die Pickelhäringstänze, in welchen ein tüchtiger junger Landmann mit einem drellen Bauermädchen ſich künſtlich herumſchwingen, und alle nur mögliche Drehungen und Schwingungen nach ihrer Manier verrichten; daher die Dorf-, Hochzeits- und Kirmeßtänze, die Erndtefeſttänze ꝛc., die in Balletten aufgeführt werden, in welchen ein Dorfgalan oder ein Hirt mit ſeiner Phyllis *ein Solo* aufführt, das in Zwiſchenakten

von den übrigen Dorfbewohnern in Reihen- und andern Tänzen accompagnirt wird. Auch die Schwelg- und Saufgelagstänze gehören hierher, wo trunkene Handwerker, Bauern, Soldaten ꝛc. sich im Tanze produziren und alle nur mögliche Stellungen annehmen, die bei Betrunkenen vorkommen. Diese letzteren Tänze müssen jedoch sehr fein gehalten werden, um nicht anstößig zu erscheinen, und beim Publikum, statt die Lachlust zu erregen, Anstoß und Widerwillen erwecken. Die harmonischen Tänze sind diejenigen, worin das Geklirr der Waffen bei Kriegern und Fechtern, das Schlagen mit den Hammern, wie z. B. bei den Cyklopen, nach dem Takte der Musik geschieht, welches selbst bei den Fechtern mit dem Geklappere und Geklirre der Schilder und Schwerter nach dem Takte und der Cadenz der Musik geschieht; nur durch die Beobachtung des Förmlichen bei diesen Tänzen, ohne dadurch in das Plumpe und Gemeine zu gerathen, tritt auch hier die Kunst der Tänzer hervor, indem sie anständig belustigen und doch die frivolen Scenen darstellen. — Einzelne Arten theatralischer Tänze sind die Loure (s. Th. 81, S. 165), von ernsthaftem und erhabenen Charakter, die Chaconne, Passacaille (s. Th. 107, S. 961), Gique, Gavotte, Pastorale (s. Th. 108, S. 111), Musette (s. Th. 98, S. 449), Sarabande ꝛc. ꝛc. Der letzte Tanz, die Sarabande oder Sarabanda ist ein Spanischer Tanz, der gleichfalls mit einer gewissen Grandezza, oder einer gewissen Gravität getanzt wird, wie viele ältere Spanische und Französische Tänze. Er war zu seiner Zeit in Spanien sehr beliebt, besonders wegen seiner kurzen Melodie oder Musik, die immer zum Tanze den $\frac{3}{4}$, zum Spielen zuweilen den $\frac{3}{2}$ Takt, langsam geschlagen, erfordert, und zwei Reprisen hat. Sie hat keine andere Gemüthseinwirkung, als die Ehrsucht, doch hat die Tanzsarabande *eine engere und dabei* gravitätischere Einrichtung, als

die Spiel- und Gesangsarabande; sie läßt keine laufenden Noten zu, weil die Grandezza solche nicht leiden kann, sondern ihre Ernsthaftigkeit fest und steif behält. — Die Chaconne oder Ciacone hat Vieles mit der Passacaille gemein. Die Musik ist $\frac{3}{4}$ Takt, und der Tanz gewährt mehr Befriedigung in der Ausführung und im Anschauen, als Anmuth; indessen soll die Befriedigung auch nur der Zweck dieses Tanzes in der Oper seyn, daher er auch nur zu solchen Balletten gewählt wurde, die nur den Genuß, nicht die Kunst bezweckten. Da die Chaconne auch gesungen wurde, so verband man oft beides, Tanz und Gesang. — Die Gique ist ein munterer Tanz, $\frac{6}{8}$ Takt, der von den Alten nicht so gebraucht wurde, als von den Neuern, weil sie die großen und ganzen Noten liebten, und $\frac{6}{4}$ Takt setzten. In den laufenden und muntern oder kühnen Passagen kommt der Gique die Sarabande, in der Accentuation die Passepieds, aber in der Taktart die Siciliane nahe, nur mit dem Unterschiede, daß Letztere viel langsamer geht, und weniger munter, weniger hüpfend, aber um so zärtlicher und auch anmuthiger von Charakter ist. — Die Gavotte ist ein Tanz, von dem die Melodie zwei Repriſen hat, jede von vier, acht und mehreren Malen, vier Mensuren und zwei Tempo. Jede Repriſe soll immer mit dem zweiten Tempo anfangen, und mit dem ersten aufhören. Die Bewegungen der Gavotte sind gewöhnlich anmuthig, oft munter, und manchmal auch zärtlich und langsam. Die Alten haben die Gavotte aus verschiedenen Ringeltänzen zusammengesetzt, und dabei mancherlei Sprünge und Bewegungen angebracht; sie hat aber späterhin, bei der Vervollkommnung der Tanzkunst, eine ganz andere Gestalt erhalten wie vormals, wenn sie gleich noch die Kreisform beibehalten worden. — Die neuen Italienischen Ballettänze, sogenannten Pantomimen, oder das *pantomimische* Ballett, sollen keine große

Würdigung verdienen, obgleich sie auf der Bühne auch in Deutschland nicht ohne Beifall aufgenommen worden sind, welches man jedoch dem Reize der Neuheit zuschreiben will. Sie sind größtentheils niedrig komisch; es kommen darin hauptsächlich vier Charaktere vor, die unter dem Namen Harlequin oder Arlequin, Polichinell, Scaramouche und Pierrot bekannt sind. Der Harlequin dient, nach Pauli (der diese Charaktere in seinen Elemens de la Danse sehr richtig bezeichnet), zu allen Nachäffungen und affenartigen Possierlichkeiten; der Polichinell zu allen Pantomimen, welche die linkischen und gelähmten oder verstümmelten Menschen darstellen; der Scaramouche zur Nachahmung aller Pedantereyen und Ungereimtheiten, und der Pierrot für die edle Einfalt und die Albernheiten. Er fügt hinzu: „Das Italienische Theater von Riccoboni zeigt uns, daß die drei ersten Charaktere uns von den Komödien der Alten überkommen sind, und daß der Harlequin der Mime der Römer ist; der Polichinet die Figur, welche sie Maccus nannten; der Scaramouche ist der alte Doktor, nur Pierrot ist eine neue Erfindung des Italienischen Theaters.“ — Der theatralische Tanz zeigt daher die Vollendung in der Tanzkunst; denn er beschränkt sich nicht blos auf die mannigfaltigsten Bewegungen der Füße und Arme, die auch in der niedern Tanzkunst die möglichste Ausübung erhalten; nicht auf den körperlichen Anstand, der sich auch in der eben erwähnten Tanzkunst zeigt, sondern er zeigt die Grazie des Körpers durch schöne Stellungen und Wendungen, giebt durch Geberden die Sprache des Herzens oder Gemüths, oder alle verwickelten Regungen des Geistes zu erkennen, und zieht durch die Art der Darstellung seiner ihm zugetheilten Rolle die Zuschauer zur Bewunderung hin, und dieses sowohl im Solo, als im Vereine mit den Figuranten, indem auch *hier Alles mit* Präcision in einandergreifen muß, um

Ausdruck und Empfindung bei der hüpfenden graciösen Körperbewegung den Zuschauern zu offenbaren. — Auch die Musik muß bei den theatralisch-pantomimischen Tänzen von eigener Gattung seyn; denn sie macht gleichsam den Text zu dem Gange und den Geberden des Tanzes aus; sie muß daher auch die Gemüthsbewegungen andeuten, die der Tänzer darzustellen und auszudrücken hat. Allein nicht blos beim theatralischen Tanze verdient die Musik eine besondere Berücksichtigung, sondern auch in der niedern Tanzkunst; denn auch hier muß sie dem Charakter des Tanzes ganz angemessen seyn, und es ist daher keine leichte Sache, eine gute Tanzmusik zu schreiben; am schwersten sind die Nationaltänze, welche in der Melodie, im Rhythmus, in den Einschnitten und Schlußfällen, so viel Eigenes und von einander Abweichendes haben, wohin z. B. die Polonaisen und Ungarischen Tänze gehören. So weit die Tanzkunst, als Kunst betrachtet. Jetzt nun noch Einiges über die Vortheile und Nachtheile dieser Kunst in Rücksicht auf die Gesundheit des Körpers und auf die Moralität, worüber von den Erziehern und Erzieherinnen viel gestritten worden, indem sich viele Stimmen dafür und dagegen erhoben, andere wieder den Mittelweg einschlugen und das Tanzen nur unter gewissen Modifikationen für erlaubt halten. Ein ungenannter Schriftsteller sagt im neuen Hannöverschen Magazine vom Jahre 1798 in einer Abhandlung über das Tanzen als Erziehungsmittel, und auf die Gesundheit des Körpers betrachtet, sehr wichtige Worte, die auch noch jetzt, in neuester Zeit, ihre vollkommene Anwendung finden, und woraus ich Folgendes heraushebe:

Es ist gewiß kein unbedeutender Vorzug unseres Zeitalters (1790ger Jahre), daß man auch die Grenzen der Erziehung weiter ausgedehnt hat, als sie noch *einige Jahrzehende früher* gesteckt waren, und über der

intellektuellen Bildung der Jugend die körperliche keinesweges verabsäumt. Je mehr man eingesehen hat, daß neben der intellektuellen und sittlichen Veredelung des Menschen, sogar seine Brauchbarkeit für die Gesellschaft von der Entwickelung, Uebung und Bildung aller körperlichen Anlagen und Kräfte abhängt, so erkennt man um so mehr die Nothwendigkeit, auf dieselbe eine gewissenhafte Sorgfalt zu verwenden. Diese Richtung, welche die Pädagogik in unsern Tagen — Dank sey es den Bemühungen so vieler achtungswürdiger Männer! — genommen hat, läßt dann auch Jeden, den entweder sein besonderer Beruf, als Erzieher, oder sein ächt philantropischer Sinn veranlaßt, Rathschläge zu geben, durch deren Befolgung etwas zur möglichen Vervollkommnung des physischen Menschen beigetragen werden kann, nicht ohne Grund hoffen, daß er, wenigstens bei dem bessern Theile der Gesellschaft, nicht ganz ungehört bleiben wird. — Jene eifrigen Bemühungen unserer Zeit, aus dem Menschen auch in Rücksicht auf seinen Körper das zu machen, was er nach der Bestimmung und den vernehmlichen Winken der Natur werden soll, setzt aber leider! immer noch die Mode, und wie man ihn nennt, der gute Ton, Hindernisse und Schwierigkeiten entgegen, welche in der That nicht unbeträchtlich sind. Daher erklärt es sich vielleicht, wie es kommt, daß man in unsern Tagen, wo man auf der einen Seite der physischen Erziehung, wie sie es verdient, alle Sorgfalt widmet, auf der andern sich aber wieder große Sorglosigkeit und arge Verstöße gegen ihre anerkannten Vorschriften zu Schulden kommen läßt. — Welcher Vater, welche Mutter, und welcher Erzieher, möchte es wohl gern zugeben, daß er mit den pädagogischen Mitteln, den physischen Menschen zu vervollkommnen, unbekannt wäre? und wer würde von ihnen, wenn er sie und seine Pflicht kennt, nicht gern Gebrauch machen? Dieses geschieht auch wirklich; denn wer kennt nicht die Bemühungen so vieler verdienstvoller Männer, deren Namen kommende Geschlechter noch mit Rührung und Dank nennen werden; wer kennt sie nicht, die Bemühungen dieser *verdienstvollen* Männer in öffentlichen und Privat-*Erziehungsanstalten*? Man ist darauf bedacht, durch

alle möglichen Mittel die körperlichen Anlagen und Kräfte zu entwickeln, zu üben, und zu bilden, und eben dadurch dem Körper den Grad von Haltbarkeit, Gewandtheit und Geschicklichkeit zu geben, dessen er fähig ist, den er erreichen kann, und folglich erreichen soll. Man frägt jetzt nicht mehr bei jeder körperlichen Uebung, die man mit dem Kinde vornimmt: „Wird es davon auch künftig in seinem besondern Berufe oder Amte Gebrauch machen können? oder schickt sich so etwas für den Stand, in welchem es geboren ist?" Man hat glücklich diese Theorie, wobei Alles auf den baaren Ertrag berechnet war, verlassen. Man fängt nach den Anweisungen und dem Rathe sachkundiger Männer immer mehr an, schon von der Wiege her auf diese Art das Kind zu erziehen, und ist oft unermüdet, diesen eingeschlagenen richtigen Weg zu verfolgen. So wächst vielleicht der muntere Knabe in der Fülle der Gesundheit heran, so entknospt sich vielleicht das junge Mädchen an der Hand der sorgsamen Mutter — und beide machen schöne Hoffnungen für die Zukunft in der Seele der Eltern rege. Aber ach! voll banger Besorgniß begleitet diese jungen Blüten das Auge des Welt- und Menschenkenners; denn er kennt die gefährliche Klippe, an welcher schon manche schöne Erwartung scheiterte. Sie nähern sich dem bedenklichen Zeitpunkte, auf welchem sich die Jugend, das Jünglings- und Jungfrauenalter, von der Kindheit scheidet; ihre Verhältnisse werden mannigfaltiger, und je aufmerksamer die Welt auf einen ihrer jungen Bürger ist, um so größer sind gewöhnlich die Ansprüche, welche sie an ihn macht, desto kostbarer die Opfer, welche er der streng gebietenden Mode zu bringen sich, anfangs oft wider seine Neigung, entschließen muß. So verhält es sich, wie mich dünkt, mit dem Tanzen. Der Sohn oder die Tochter des Mannes im hohen oder mittlern Stande hat vielleicht kaum das sechste oder achte Jahr erreicht, so vertraut man sie den Händen und der Sorge des Tanzmeisters an, gewiß selten in der Absicht, in welcher es doch geschehen sollte, sondern weil es die Mode so will, und um sie recht frühzeitig in den Stand zu setzen, daß sie *an öffentlichen, glänzenden* Vergnügungen Antheil neh-

men können. Wenn hier nun der Versuch gemacht wird, das Tanzen aus ernstern Rücksichten zu betrachten, als es gewöhnlich geschieht, so soll damit keinesweges der Verdacht erregt werden, als gehe dieses von einem Feinde des Tanzens aus, nein, der Verfasser ehrt vielmehr darin eine öffentliche Ergötzung, eine Erholung nach langen anhaltenden Arbeiten, und ein Zeichen des Frohsinnes bei gewissen Gelegenheiten, welches durch sein hohes Alter gleichsam dazu geheiliget ist. Dies ist es wenigstens bei dem Naturmenschen immer — Ausbruch der Freude. Er hüpft und tanzt, weil und wann er vergnügt ist; jetzt tanzt man, um vergnügt zu werden. Bei jenem erregt und veranlaßt die Freude den Tanz, jetzt soll der Tanz die Freude erzeugen; selten aber findet man auf dem Tanzsaale die Freude, wenn man sie nicht dahin mibringt. Der Tanz ist zu ehren, so lange er in den Schranken bleibt, welche ihm eine richtige Diätetik setzt, als ein vortreffliches gymnastisches Mittel, dem Körper Gewandtheit und Anstand zu verschaffen, ihn zu stärken, und hierbei zugleich den Geist zu erheitern. „Das Tanzen — dieses sind die Worte eines verehrungswürdigen praktischen Erziehers — sollte anfangs mehr lehren, den Körper gerade und doch nicht steif zu halten, gerade, sicher, und fest zu gehen, sich mit Anstand zu bewegen, und in allerlei Stellungen zu erhalten. Dazu müßte der Erzieher den Tanzmeister zu bringen suchen. Dies ist brauchbarer fürs ganze Leben, als die wirklichen Tänze, die auf die Bildung des Körpes oft weit weniger Einfluß haben, als man denken sollte (Niemeyers Grundsätze der Erziehung ꝛc. S. 159)." In diesen diätetischen Schranken verdient der Tanz eines Jeden Empfehlung, indem er gewiß zur Erhaltung und Beförderung der Gesundheit des Körpers das Seinige beiträgt. Er gewährt den Gliedern des Körpers eine Bewegung, welche in ihrer Art einzig ist, und vor jeder andern den Vorzug verdient; denn alle andern Bewegungen, welche für den Körper so heilsam und nothwendig sind, um Stockungen zu verhüten, entsprechen nicht in dem Grade ihrer Bestimmung, *als er.* Gewöhnlich wird durch sie die ganze Ma*schine nur durch* einzelne Stöße, die immer unterbro-

chen werden, erschüttert, oder es werden dabei nur einzelne Theile bewegt, indeß die übrigen ruhen. Oft ist die Bewegung nur schwach und so unmerklich, daß man keine besondere Veränderung des Kreislaufes der Säfte davon erwarten kann. Ganz anders verhält sich dieses beim Tanzen; denn hier wird jedem Theile des Körpers seine Thätigkeit angewiesen, und alle werden in Bewegung gesetzt. Indessen die Füße und Arme nicht ruhen, uud die Biegsamkeit der Glieder geübt wird, nimmt auch der Unterleib an ihrer Bewegung beständigen Antheil, und eben dadurch werden die Säfte in den feinsten Gefäßen in Umlauf gebracht, und die Absonderung und Mischung des Blutes befördert. In dieser Rücksicht wird also so wenig der Arzt, als der Erzieher das Tanzen seinen Zöglingen versagen, sondern der Letztere wird diese dazu sogar ermuntern und anleiten, weil er dadurch die Festigkeit ihres Körpers, und die Gewandtheit, Biegsamkeit und Gelenkigkeit der Glieder zu befördern mit Grunde hoffen darf. — Wer will es auch dem Jünglinge, wer dem jungen Mädchen verargen, welchem die Natur Gesundheit gab, nun auch die Mittel zu gebrauchen, durch deren Anwendung ihr Wuchs ausgebildet, das Ebenmaaß und jenes unschätzbare Geschenk der Natur, die Gesundheit, befördert, die Anlagen zur körperlichen Vollkommenheit entwickelt, und die Schönheit des Körpers erhöhet werden kann? Es ist auch sogar nothwendig, diese körperliche Uebung, wenigstens beim weiblichen Geschlechte, zu begehen; denn dieses Geschlecht wird, wenigstens von Jugend auf, von der Leibesbewegung ab-, und zum Sitzen angehalten, gleichsam als wenn ihr Körper nicht dieselben Bedürfnisse hätte, und dieselben Forderungen an sie machte, als der Körper des Knaben und des Jünglings. Auch ist wohl unter allen gymnastischen Uebungen, wodurch der Körper des Knaben abgehärtet, biegsam und geschmeidig gemacht wird, kaum eine, welche der Anstand, die körperliche Beschaffenheit und das Herkommen, dessen Stimme doch nicht ganz überhört werden darf, dem jungen Mädchen erlaubte, wenn es nicht das Tanzen seyn sollte. Das Tanzen kann man daher *für das einzige* Mittel halten, das zweite Ge-

schlecht mit Kraft auszurüsten, um nicht vor der üblen Witterung und andern unangenehmen äußern Eindrücken sogleich zu erschrecken, ja man kann es für das Mittel halten, dem Gange und der ganzen Haltung des Mädchens die Grazie und die Würde zu geben, welche das richtig gewöhnte und fein empfindende Auge so ungern vermißt. — Aus diesen scheinbar richtigen Bemerkungen fließt nur eine Empfehlung des Tanzens, in so fern dabei das allgemeine Gesetz der Sparsamkeit und Mäßigung unausgesetzt und gewissenhaft beobachtet wird, und in so fern man dabei nicht die Sucht zu glänzen und bewundert zu werden, oder andere Nebenumstände, vor welchen das zarte und richtige Gefühl erröthet, für den Hauptzweck, die Gesundheit aber, und körperliche Vervollkommnerung als gleichgültige Nebensache betrachtet. Dieses scheint aber häufig die einzige Ansicht zu seyn, welche man von dem Tanzen nimmt. Gewöhnlich findet man sich an dem dazu bestimmten Tage auf dem Tanzsaale ein, weil der Tag dazu angesetzt ist, und es einmal getanzt seyn soll, oder weil man sich anstaunen und seiner Geschicklichkeit Weihrauch streuen lassen will, oder um die Langeweile zu kürzen, oder gar um der regen Sinnlichkeit ein Genüge zu leisten, nicht aber um die Vortheile davon zu ziehen, welche es bei gewissen Einschränkungen gewähren kann, und wovon oben im Allgemeinen einige angegeben sind. Was Wunder! wenn man dieses an sich unschuldige und vortreffliche gymnastische Mittel, um dem Körper Bewegung zu verschaffen, ihm Anstand und Grazie zu geben, und auch zugleich den Geist nach vollendetem Tagewerke zu erheitern, sobald ausarten und die Gelegenheit werden sieht, wobei Gesundheit des Körpers und Gesundheit der Seele nicht selten vergiftet und zerrüttet werden? — Wie manche zarte Pflanze, mit mütterlicher Sorgfalt gepflegt und gewartet, hat nicht der giftige Hauch des Tanzes, ehe sie zur Blüte kam, wieder verwelken gemacht. Es scheint, wenn man in einen Tanzsaal à la Mode tritt, als wäre man unter eine Gesellschaft von Menschen versetzt, die mit einander den Contrakt gemacht hätten, wechselseitig und mit vereinigten Kräften ihre Gesundheit zu zerstören; darauf deutet das wilde, ungezügelte Durcheinanderlaufen

hin, wobei alle Kräfte so angestrengt werden, daß man bei einer langen Reihe von Paaren, nach geendigtem Tanze oft völlig erschöpft niedersinkt. Statt, wie man es bei allen Vergnügungen thun sollte, die Beschaffenheit seines Körpers zu Rathe zu ziehen, und im Verhältnisse mit seinen Kräften zu Werke zu gehen, scheint man gleichsam in der Zerrüttung derselben zu wetteifern, und kaum kann man dazu den Augenblick erwarten, wo der Wohlstand erlaubt, die Menuet — welche keinesweges die Verachtung verdient, womit man sie immer mehr zu behandeln anfängt, wovon sich aber die Gründe leicht einsehen lassen — zu schließen. Dabei ist es denn ganz in der Ordnung, wenn alle die Vortheile verloren gehen, welche man sich bei einer weisen, der Natur der Sache angemessenen Mäßigung mit Recht vom Tanzen versprechen konnte, und Mißbrauch entweiht auf diese Art ein Vergnügen, welches an sich so unschuldig und dessen weiser Genuß so segensreich und wohlthätig seyn würde. — Darin nun, daß man sich so grob gegen die Gesetze einer richtigen Diätetik versündiget, liegt auch die Lösung des Räthsels: „Warum man sich nach dem Genusse dieses Vergnügens gewöhnlich in eine Stimmung und in einen Zustand versetzt sieht, welcher gewiß nichts weniger, als angenehm ist.“ Statt aufgeheitert und gestärkt für die Geschäfte des neuen Tages zu seyn, fühlt man sich, wenn man nach einer durchsaußten Nacht von dem Bachanale zurückkommt, in einen Zustand versetzt, worin man vom Verdrusse und von übler Laune gequält wird, worin man Ekel, Unlust zur Arbeit empfindet, und auf welchen wohl gar Nervenschwäche und andere Gebrechen nur zu bald folgen. Und wäre die gewöhnlich totale Verstimmung am folgenden Tage der einzige Nachtheil, der mit einem solchen wilden Tanze verbunden ist, wäre sie das einzige Opfer, welches man der Thorheit, die Gebräuche der Engländer und Franzosen auf Deutschen Boden zu verpflanzen, bringen mußte, so dürfte man sich Glück dazu wünschen, aber mit diesen vom Auslande entlehnten Tänzen, die für den Deutschen Körperbau nicht passen, haben wir eine Menge unglücklicher Wirkungen kennen gelernt, und die traurige Erfahrung gemacht, daß die Sünden der Väter

oft bis ins dritte und vierte Glied heimgesucht werden. Seit England und Frankreich auch beim Tanzen seine Geistesherrschaft über die Deutschen geltend zu machen gewußt hat, und diese auch hier ihre Nationalität willig aufgeopfert haben, sind alle die Tänze, welche uns eigenthümlich und unserer körperlichen Constitution angemessen waren, fast gänzlich aus unserem Kreise verdrängt. Die Lieblingstänze unserer Vorfahren waren Menuet, Polonaise und Charaktertänze, die mehr zur Unterhaltung, gleichsam als Spiele, dienten. Hierzu hat in unsern Tagen das wüste Walzen die Hand zum innigen Bunde gereicht. Man scheint über das Walzen recht geflissentlich eine grobe Selbsttäuschung zu unterhalten. Man wählt es zum Intermezzo, als wollte man sich dabei erholen, um für die nächste Quadrille oder Anglaise neue Kräfte zu sammeln, und sucht es sich absichtlich zu verhehlen, daß gerade hierbei alle Kräfte die höchste Anstrengung leiden. Stundenlang setzt man oft dieses schreckliche und verwüstende Vergnügen, welches aber einmal an der Tagesordnung ist, fort, keuchend und athemlos, und vom Schweiße triefend endiget man. Die immerwährend gleichförmige Kreisbewegung versetzt das Gehirn in eine Betäubung, die ihm gänzlich zuwider, und gewiß in mehr als einer Hinsicht nachtheilig ist. — Und eben dieses Walzen, dessen schreckliche Folgen für jeden unbefangenen Beobachter am Tage liegen, welches den Menschen in physischer und moralischer Hinsicht vergiftet, welches, indem es Uebelkeiten, öfters gar Ohnmachten und Nervenzufälle veranlaßt, auch zu unkeuschen Stellungen und Berührungen, die gewiß keine Mutter ihrer Tochter außer dem Tanze nur eine Sekunde erlauben würde, Gelegenheit und Vorschub giebt, und oft bei dem unschuldigen Mädchen und bei dem unverdorbenen Jünglinge Begierden erregt, die sie vorher noch nicht kannten, und welche nun vielleicht die Ruhe und Zufriedenheit ihres Lebens zertrümmern; und eben dieses Walzen findet noch immer praktische Vertheidiger und sogar Lobredner aus allen Ständen. Unter diesen Umständen bedarf es dann wohl nicht noch des Russischen, des Cosakischen *ꝛc.*, welches der Constitution der Deutschen *durchaus nicht* angemessen ist, und wobei mehrere Be-

wegungen so beschaffen sind, daß nothwendig ein richtiges und feines Gefühl des Schicklichen dadurch beleidiget werden muß, welches aber jetzt Gottlob! unter uns nicht so gewöhnlich mehr ist, um auch den Gesunden auf die grausamste Art zu verkrüppeln. Wäre das Tanzen bei der Regel- und Zügellosigkeit, womit es gewöhnlich betrieben wird, nicht schon zwecklos und von so vielen Seiten gefährlich und schädlich genug, so tragen die Nebenumstände gewiß nicht wenig dazu bei, um die Nachtheile desselben recht vollständig zu machen. Um nur an einen derselben zu erinnern: Wer zittert nicht vor der Gefahr, in welcher man sich durch unvorsichtiges Trinken kalter und warmer Getränke so häufig begiebt? Daß man gerade beim Tanzen mehr, als bei andern Bewegungen des Körpers das unangenehme Gefühl des Durstes empfindet, ist ganz in der Ordnung; denn das Blut wird durch das Ausdünsten des Blutwassers mehr verdickt, der schnelle Umlauf desselben und das Einziehen des heißen Dunstkreises macht die Lunge und den Mund oft trocken, und die Schärfen, welche im Magen erzeugt werden, befördern dieses. Von jenem unangenehmen Gefühle des Durstes irre geleitet, sucht man sich durch Trinken davon zu befreien, und Mancher glaubt alle Vorsicht angewandt zu haben, wenn er dazu nur kein kaltes Getränk oder Gefrornes wählt, welches unter Allen das schädlichste ist; denn die Veränderung, welche dadurch im Körper bewirkt wird, ist zu plötzlich, die Ausdünstung wird zu schnell unterbrochen, der Umlauf des Bluts in Lunge und Herz verhindert, die Fasern werden krampfhaft zusammengezogen, und auf diese Art kann Husten, Blutspeien, Ohnmacht, oder gar ein plötzlicher Schlagfluß dadurch zuwege gebracht werden. Aber auch der Genuß warmer Getränke bringt fast in nicht geringer Gefahr. Ganz davon abgesehen, daß spirituöse oder geistige Getränke, wie z. B. Punsch, viele scharfe Theile enthalten, welche die Austrocknung immer stärker befördern, so wird die Ausdünstung dadurch heftiger und erschöpfender, und in den feinen Lungengefäßen werden leicht Anlagen zu Verstopfungen entwickelt, deren Folgen nicht wenig bedenklich seyn dürften. Hierzu kommt *noch das enge* Einschnüren des Körpers beim

Frauenzimmer, wodurch der Unterleib unnatürlich eingepreßt wird, und durch dieses Einpressen werden Störungen in den Funktionen der Eingeweide desselben bewirkt, und eine Verstimmung des Nervensystems, schon ohne das Tanzen, und wie viel muß dieses nicht bei demselben bewirkt werden, wo den Muskeln, und den übrigen Theilen des Körpers der freie Spielraum gewaltsam beengt wird; dann wird auch durch die leichte Ballkleidung die plötzliche Abkühlung noch stärker befördert. Oft sucht man dieselbe recht geflissentlich durch Hintreten an solche Orte, wo man dem Andringen der frischen Luft ausgesetzt ist, und ahnt dabei keine Gefahr. — Nachdem man nun, vielleicht den größten Theil der Nacht hindurch oder bis an den hellen Morgen sich auf die mannigfaltigste Art an seinem Körper und seiner Gesundheit versündiget hat, so ertönt zuletzt der traurige Glockenschlag, welcher die vergnügte Gesellschaft an den Aufbruch erinnert. Jetzt soll eine Viertel- oder eine halbe Stunde, die man mit Stillsitzen hinbringt, und dem Abkühlen widmet, Alles wieder gut machen, und die Funktionen des Körpers, welche durch übertriebene gewaltsame Anstrengung unterbrochen waren, in den regelmäßigen Gang bringen, und man glaubt jeder Gefahr entronnen zu seyn, wenn nur die Oberfläche der äußeren Haut dann nicht mehr ausdünstet, wenn man den Heimweg antritt. Damit scheint es aber nicht so ganz richtig zu seyn. Die Ausdünstungen der Lunge werden nicht mit den Ausdünstungen der äußeren Haut zugleich geendiget, und der Umlauf der Säfte kehrt schwerlich sobald in das natürliche Gleichgewicht zurück. Selbst der große Abstand zwischen der heftigen erschütternden Bewegung vorher, und der gänzlichen Ruhe, welcher man sich nun überläßt, kann nur schädlich seyn, wie der Erfolg nur zu oft deutlich beweiset. Schlaflos bringt man, wenigstens sehr häufig, die noch übrigen Stunden der Nacht im Bette zu, wenn auch nicht Uebelbefinden und Kopfschmerz die Ruhe verscheucht, und verläßt gewöhnlich am Morgen die Ruhestätte eben so abgespannt, als man sie betrat, oft mürrisch und von übler Laune gequält, nachdem man sich auf derselben, da der Schlaf sich nicht einfand, alle Scenen vom Tanzsaal, wodurch

vielleicht Unwille, Verdruß und Leidenschaft erregt worden war, aufs Neue ausgemalt hatte, und ist verdrossen und träge zu den Geschäften, welche der neue Tag anweiset; kurz krank an Seele und Körper. Gewiß! der Morgen nach einer durchtanzten Nacht giebt dem aufmerksamen Beobachter reichen Stoff zu Bemerkungen.

Es sey hier der Mühe werth, noch auf einige Folgen hinzudeuten, welche das ausgedehnte Tanzen nach dem Urtheile der Aerzte für einzelne Theile des Körpers haben kann und hat, woraus sich mehrere Erscheinungen von selbst erklären, welche man unter unsern Zeitgenossen häufig wahrnimmt. Wenn man es weiß, wie sehr die Füße bei der heftigen, zu langen und fast ununterbrochenen Anstrengung leiden; wenn man ferner weiß, wie sehr enge Schuhe, welche die Mode vorschreibt, das Anschwellen der Fußblätter verursachen, die Füße verkrüppeln, die natürliche Lage und Richtung der Zehen verhindern, so wird man kaum Ursache haben, sich über den unnatürlichen und unsichern Gang mehrerer Frauenzimmer, der so schlecht kleidet, und sich mit einem natürlichen guten Anstande nicht verträgt, zu verwundern; auch sieht man nebenher das Räthsel gelöset, daß man so häufige Klagen über Krankheiten der Füße, welche eben so schmerzhaft, als beschwerlich sind, anstimmen hört, und doch der Thorheit immer noch treu bleibt, durch enge Schuhe seine Füße zu verderben und sich empfindliche Schmerzen zuzuziehen. — Eben so hat das Tanzen, wie es jetzt geschieht, einen großen Theil der Unpäßlichkeiten zu verantworten, welche vorzüglich in großen Städten nicht selten zur Tagesordnung gehören. Bei den häufigen Zusammenpressungen, welche der Unterleib leidet, kann es nicht fehlen, daß die Eingeweide geschwächt und die Funktionen der einzelnen Theile unterbrochen werden müssen. Diese Unterbrechungen sind dann von Uebeln begleitet, deren bloßer Name — Verhärtungen, Verstopfungen, gestörte Verdauung ꝛc. — schon schreckt, und die um so schrecklicher sind, je leichter sie in dem Körper einheimisch werden. In dem Gefolge dieser fehlerhaften Dispositionen, und der durch unordentliche Mischung des Nahrungsstoffes oder *Saftes entstandene* Schärfen, befanden sich Kopfschmer-

zen, Flüſſe, Enghrüſtigkeit, und was der Druck verſtopfter Eingeweide des Unterleibes gegen die Lunge für Uebel hervorbringen kann. Auch an dem Magen werden Vergehungen der Art heimgeſucht, daß er außer Stande geſetzt iſt, ſeine Obliegenheit genau zu erfüllen; er rächt ſich aber auch gewöhnlich auf eine ſchreckliche Art durch ein ſchmerzhaftes Drücken, welches oft der mäßigſten Mahlzeit folgt, und nicht weniger an den Zähnen durch die heftigſten Schmerzen, die gleichfalls daraus erzeugt werden. Nicht minder leidet die Bruſt dabei, indem die feinen Gefäße verſtopft oder gar zerſprengt werden, und ein heftiges, oft mit vielen Schmerzen verbundenes Huſten, welches bei geringen Veränderungen der Witterung gereizt wird, legt den Grund zu den mannigfaltigſten Leiden. Die Gefahr wird in dem Grade größer, in welchem man vielleicht anfangs zu unbeſorgt dabei iſt; denn dieſer geſchwinde Anlaß endiget ſich nicht ſelten mit der ſchrecklichſten aller Krankheiten, der Lungenſucht, deren trauriges Opfer mancher Jüngling, der die Hoffnung und Freude ſeines Vaters, und manches blühende Mädchen ward, welches die Zierde und der Stolz ſeiner Mutter war. Die ſchönſten ihrer Jahre, wenn die Entwickelung aller ihrer Anlagen und Kräfte raſcheren Schrittes zu gehen anfängt, werden oft dadurch für ſie ein Inbegriff aller Schmerzen, und ſie ſelbſt — ein Bild des menſchlichen Elends. Wenn man nun noch auf die möglichen Leiden, denen das zweite Geſchlecht bei einem ſolchen unmäßigen Tanzen entgegen geht, Rückſicht nimmt, ſo kann man nur die Verblendung beklagen, womit ſich Viele ſelbſt die Quellen verſtopfen, aus welchen tauſend der ſchönſten Freuden, die mit ihren individuellen Beſtimmungen verknüpft ſind, unfehlbar fließen würden, künftig als Gattin den Mann glücklich zu machen, welcher ihr ſeine Hand und ſein Herz giebt, und als Mutter das Kind ihrer Liebe, an welches die Natur durch die feſteſten Bande ſie ſchließt, zu bilden und zu erziehen — das iſt die erhabene Beſtimmung des Mädchens, von deren gewiſſenhafter Erfüllung das Glück ihres Lebens und ihre Würde abhängt, ihm ſeine erſte Nahrung zu reichen, und eben dadurch das Band immer *feſter zu ziehen*, welches das Kind mit der Mutter ver-

bindet, das ist der vernehmliche Wink der Natur. Diesem Winke nicht folgen, die Mittel nicht gebrauchen, wodurch die süßesten Freuden bereitet werden können, und dennoch auf dieselben Anspruch machen — heißt das nicht: wollen, und zugleich nicht wollen? — Es entbehren nicht wenige Mütter dennoch diese süßeste Freude; freilich nicht alle durch eigene Schuld, sondern manche durch eine schwache Körperkonstitution dazu gezwungen; — aber viele büßen doch in dieser Entbehrung die Sünden ihrer früheren Jahre, und dieses Bewußtseyn macht sicher diesen Freudenverlust noch bitterer und schwerer. Die Natur hat vielleicht nichts an ihnen gespart, hatte sie mit Mitteln und Anlagen versehen, um die Mutterfreuden in ihrem ganzen Umfange genießen zu können; allein sie versäumen es, dieselben mit Sorgfalt zu pflegen und zu erhalten; sie opfern der Mode oder der Sinnlichkeit dieses kostbare Geschenk, und legten vielleicht im Tanze, ohne es zu ahnen, den Grund zu unbeschreiblichem Kummer. Verhärtungen in den Brüsten, und Knoten mit scharfen Säften gefüllt, sind, wie jeder Arzt es bezeugen wird, nicht selten die traurigen Folgen der öfters erhaltenen Erkältungen beim Tanzen, und wenn diese noch nicht zu einer so unglücklichen Wirkung hinreichend wären, so würde die enge Kleidung, worin man sich eingeschnürt oder gepreßt hat, dieselbe vollenden. — Wie oft und auf wie vielfältige Art das junge Kind aber die Vergehungen einer hier sorglosen Mutter büßen muß, darüber muß man hier schweigen, und das Unheil der Beurtheilung der Aerzte überlassen; eben so müssen hier die traurigen Folgen übergangen werden, welche daraus für das häusliche und Familienglück fließen. — Diese Bemerkungen, welche sich auf eigene und fremde Beobachtungen gründen, verlieren auch dann nichts von ihrer Gültigkeit, wenn einzelne Ausnahmen Statt finden, oder wenn nicht immer alle jene erwähnten Folgen des ungezügelten Tanzens sich zeigen sollten. Sie sollen die Sache nicht erschöpfen, sondern ihr Zweck ist vollständig erreicht, wenn sie hier oder dort das Nachdenken auf einen Gegenstand leiten, der es seiner Wichtigkeit wegen verdient, in dem sich aber so viele Umstände *vereinigen, um es ganz* davon abzuziehen. — Durch

ſie veranlaßt, wird man ſich kaum des Wunſches erwehren können, daß das Tanzen zum Gegenſtande der Aufmerkſamkeit einer weiſen Staatspolizey gemacht werden möge, und daß dieſes nicht ganz unmöglich iſt, haben einzelne Verſuche gezeigt, die man in der Schweiz in Rückſicht auf das Walzen, und des unmäßigen Tanzens wegen im Oeſterreichiſchen gemacht hat. So lange dieſes aber nach der gegenwärtigen allgemeinen und beſonderen Lage der Dinge mit mancherlei nicht unbedeutenden Schwierigkeiten verbunden iſt, ſo lange ſollten es wenigſtens alle Eltern und Erzieher zum Gegenſtande ihrer unausgeſetzten Aufmerkſamkeit und ihrer angeſtrengteſten Sorge ſich machen. —

Wenn nun gleich in dieſem übrigens gehaltvollen Aufſatze manche Irrthümer vorkommen, wie z. B. bei den Tänzen ſelbſt, indem die Menuet und Polonaiſe gleichfalls keine Deutſchen Tänze ſind, und der Walzer ein längſt bekannter und ausgeübter Deutſcher Tanz iſt, der nur manche Verbeſſerungen im Laufe ſeiner Anwendung erfahren hat, ſo muß man doch mit den Betrachtungen und Vorſchlägen, die hier in Hinſicht des Tanzes entwickelt werden, wohl einverſtanden ſeyn, wenn man auf das Uebermaaß und die Art ſeiner Anwendung oder ſeines Genuſſes ſieht. Auch haben die Engliſchen und Franzöſiſchen Tänze, die uns überkamen, und die Th. 179, S. 714 u. f., angeführt worden ſind, keinen ſo ausſchweifenden Charakter, als von ihnen geſagt worden; iſt dieſes jedoch der Fall, ſo liegt es in der Uebertreibung, die man dieſen Tänzen durch eine zu hoch geſtellte oder zu ſchnelle Muſik giebt, indem man hier die gemeſſenen Takte überſchreitet, und den mäßigen Tanz in einen rauſchenden und wilden verwandelt, wie dieſes auch beim Walzen der Fall iſt, der oft zum Galopp gemacht wird, und der Zweitritt oder Galopp zum Carrière. Man bleibt dann nicht bei einer aufheiternden Muſik, welche die Bewegung des Körpers *in den gemeſſenſten* Schritten leitet, ſondern ver-

langt eine raſche und wilde, welche die Schritte überflügelt, alſo der Tänzer Mühe hat, nachzukommen; denn die Muſik richtet ſich nicht nach dem Tänzer, ſondern dieſer muß ſich nach deren Cadenz richten; denn ſie läßt nicht auf ſich warten. Wenn man daher einen raſchen Gang verlangt, ſo muß dieſem natürlich Genüge geſchehen, und ſolches auf Koſten der Geſundheit, weil man hier den Maaßſtab überſchreitet, wie es auch bei andern Vergnügungen geſchieht, wenn man ſie übertreibt. — Wirkliche Gegner des Tanzes haben demſelben auf alle mögliche Weiſe etwas anhängen wollen; ſie haben Flecken aufgeſucht, die nur in ihren Augen als Flecken erſcheinen, in den Augen eines jeden Vernünftigen, der ſelbſt getanzt hat, alſo dieſes Vergnügen aus eigener Erfahrung kennt, nie als Flecken bemerkt worden ſind; denn wenn man behauptet: daß für die Unſchuld kaum etwas Gefährlicheres erſonnen werden kann, als unſere Tänze, oder ſagt: „der Tanz ſey ein Vergnügen, wodurch Begierden angefacht oder Gedanken erregt werden, wofür die Unſchuld erröthet," ſo kann man demſelben wohl nichts Schlechteres nachſagen, als dieſes; denn unſere Tänze ſind doch keine Tänze der Bajaderen und der Almees, die das Gepräge der ausſtudierteſten Coquetterie an ſich tragen, und nur dazu dienen, um Begierden anzufachen, oder zu erregen. In unſeren Tänzen erblickt man nicht dergleichen Stellungen, ſie ſind ehrbar und züchtig. Wenn dergleichen die Unſchuld erröthen machende Begierden ja beim Tanzen angefacht werden, ſo kann die Urſache nur eine ganz andere ſeyn, als der Tanz ſelbſt, und Leuten, die mit ſolchen Begierden ſchwanger gehen, kann vielleicht der Tanz Anlaß zu böſen Begierden geben, und ſie ſolchen folgen, wenn ſich eine Gelegenheit dazu darbietet; allein ſolcher individuellen Ausſchweifungen wegen, die auch bei heiligeren Zwecken, als das Tanzen zum Gegenſtande hat, begangen werden, kann man wohl nicht ein Vergnügen

verſchreien, was edlere Abſichten bezweckt, als blos den Genuß der Bewegung und der Freude; denn derjenige, der das Vergnügen des Tanzens genießen will, ſich daſſelbe zum Zwecke macht, um nach den Regeln der Kunſt zu tanzen, wird ſich zügelloſen Begierden dabei nicht überlaſſen; ſein Geiſt richtet ſeine Aufmerkſamkeit auf einen andern Gegenſtand; und geſetzt auch, die Liebe wäre mit im Spiele, der geliebte Gegenſtand wäre das Ziel ſeiner Anſtrengungen, ſo hat doch auch dieſes nur etwas Edles, indem hier nicht von einer Buhlſchaft, ſondern von einer anſtändigen oder geſitteten Liebe die Rede iſt, die das Ziel der Anſtrengungen durch den Beifall des erwählten Gegenſtandes gekrönt wiſſen will, um dadurch eine Stufe in dem Herzen des geliebten Gegenſtandes höher zu ſteigen. Wenn es daher Ausnahmen von der edlen Abſicht des Tanzens giebt, ſo kann demnach der Gebrauch deſſelben, um des Mißbrauches willen, nicht beſchränkt oder verboten werden, denn wäre dieſes, wie viele Dinge müßten dann nicht beſchränkt oder verboten werden. — Was die Gefallſucht beim Tanzen anbetrifft, ſo liegt dieſe in der Natur des Menſchen; es iſt eine angeborne Neigung, die nicht gut zu beſiegen iſt, beſonders bei dem zweiten Geſchlechte. Da nun der Tanz nur anſtändige Stellungen und Bewegungen zu ſeinem Zwecke hat, ſo kann es doch wohl nicht als etwas Unrechtes angeſehen werden, wenn Jemand die Anſtändigkeit ſo weit treibt, daß er dadurch Andern gefällt; dieſes kann gewiß nicht zu ſträflichen Begierden Veranlaſſung geben, wenigſtens iſt dieſes unter geſitteten Leuten nicht zu glauben, auch widerſpricht dieſem die Erfahrung auf Bällen und allen Tanzvergnügungen. Wenn die Stellungen und Bewegungen des Tanzenden aber frech, unanſtändig und unkeuſch ſeyn ſollten, ſo würde man doch auch die Zuſchauer mit berückſichtigen müſſen; ſind nun dieſe geſittet, ſo werden ſie *dergleichen Tänze* verabſcheuen, und ſind ſie ungeſit-

tet, lieben die Frechheit, und wollen sich durch sie hinreißen lassen, so werden sie einer Tanzgelegenheit nicht bedürfen, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, da diese doch immer seltener ist, als eine jede andere Gelegenheit. Es scheint aber auch, daß die große Sorge um die Tanzenden, daß sich diese sogleich in einander verlieben werden, und dieses bis zu einem Grade, der zu flammenden Ausbrüchen führt, die Eltern bestimmen soll, ihre Aufmerksamkeit darauf zu richten, um hier keine Verführung ihrer Töchter zuzulassen, die selbst den Tanz suchten, um hier eine Eroberung zu machen. Daß auch dieses geschehen ist, daß Bälle und andere Tanzvergnügungen der Grund zu soliden Bekanntschaften, die zum Ehebündnisse führten, geworden sind, wer wollte dieses in Abrede stellen! allein auf welche Weise wollen Eltern ihre Töchter wohl zur Ansicht der jungen, überhaupt der Männerwelt bringen, als auf Bällen, Pickenicks, im Theater und an andern öffentlichen Orten, und dieses gewiß auf die ehrbarste Weise, da es in ihrer Gesellschaft geschieht, oder wenn dieses nicht ist, doch unter dem Schilde von Anverwandten oder bewährten Freunden, denen sie ihre Töchter sicher anvertrauen können; mithin ist auch nicht die geringste Gefahr zu einer Verführung auf unrechtem Wege vorhanden, und fände sie bei einzelnen Individuen dennoch Statt, so wäre auch die Neigung der Tochter zur unedlen Begierde eben so stark, als die des Jünglings oder Mannes, und dann sind sie überhaupt gewiß schwer zu hüten, nicht allein auf Bällen, sondern auch bei allen andern Ausflügen. Hier müssen aber die Neigungen zusammen treffen, das heißt, beide müssen auch gleiche Neigung gegen einander fühlen. Uebrigens wird man unter einer großen Gesellschaft Tanzender wohl nicht Viele finden, die so schön tanzen, so angenehm ihren Körper zu bewegen, zu gesticuliren verstehen, daß es zum Verlieben wäre; denn manche durch Gesichtsbildung und im Umgange ange-

nehme Perſon, verliert dieſes Angenehme, wenn ſie tanzt, indem ihre Bewegungen ſteif, gezwungen, und nicht reizend ſind; dagegen wieder Perſonen, die weder eine ſchöne Geſichtsbildung haben, noch angenehm im Umgange ſind, ſehr ſchön tanzen. Man kann annehmen, daß unter zehn tauſend Perſonen, die getanzt haben, kaum zehn oder funfzehn ſind, die ſich beim Tanzen verliebt haben, ſo daß ein Ehebündniß daraus entſtanden iſt. Man kann alſo hieraus nicht die Regel machen: Wer tanzt, verliebt ſich, oder fällt auf unreine Begierden; denn wo dieſes geſchieht, da iſt auch nicht der Tanz Zweck der Erholung und Freude, noch viel weniger um ſich kunſtvoll zu produciren und dadurch Beifall zu erndten. — Moraliſten ſind ſogar ſo weit gegangen vorzuſchlagen: daß jedes Geſchlecht für ſich allein tanzen ſolle, weil dadurch jede Veranlaſſung zu böſen Begierden wegfalle. Dieſer an und für ſich ſchon ganz unhaltbare Vorſchlag iſt gebührend abgeſchlagen worden; denn die Abſicht des Schöpfers konnte doch wohl keine andere ſeyn, als daß, außer der Fortpflanzung des Menſchengeſchlechts, das Weib dem Manne zur Geſellſchaft gegeben ſey, um, außer den Arbeiten, Mühen und Sorgen, ſich gegenſeitig im Umgange zu erheitern; daher liegt auch das Vergnügen oder die Erheiterung, die jedes Geſchlecht in dem Umgange mit dem andern findet, in ſeiner Natur; und dann lehrt auch die Erfahrung, daß hauptſächlich das männliche Geſchlecht ſanfter und gefälliger durch den Umgang mit dem weiblichen werde, ſich die rauhen Seiten, die ſeiner Natur mehr eigen ſind, abſchleifen und polieren. Das begründete Sittengeſetz unter civiliſirten und kultivirten Völkern macht, daß Männer in Geſellſchaft der Jungfrauen und Frauen, überhaupt des andern Geſchlechts, ſich geſitteter und zurückhaltender betragen, und ſich *Manches nicht* erlauben, was in bloßen Geſellſchaften *von Männern ohne* Bedenken geſchieht. Dieſes findet

auch beim Tanzen eine vollkommene Anwendung; denn Jeder befleißiget sich auf Bällen ꝛc. artig, bescheiden und gefällig gegen das weibliche Geschlecht zu seyn, dasselbe mit gehöriger Achtung zu begegnen. Er fürchtet das Urtheil einer schönen Richterin, und ist behutsam auf sich selbst, und auf seine Aeußerungen; er bestrebt sich seine Stellungen und Bewegungen so anständig zu machen, damit er der Tänzerin nicht mißfällt; sie dagegen bietet wiederum Alles auf, um dem Tänzer zu gefallen, eine wechselseitige Ermunterung, um sich anständig und gesittet zu betragen, ohne die Gefallsucht, eine natürliche Neigung des Menschen, auszuschließen; denn auch das Urtheil eines feinen gebildeten Mannes ist einem Frauenzimmer nicht gleichgültig, und es richtet auch seine Bestrebungen dahin, dieses für sich günstig zu erwerben. Man gewahrt hieraus, daß nur durch die Gegenwart und das Handeln beider Geschlechter der Tanz gesittet, sanft oder leidenschaftslos, und anständig werden kann, wofür die Erfahrung auch längst bei kultivirten Völkern entschieden hat; denn der wilde Tanz, das zügellose Springen, ist eigentlich kein Tanz, wie er sich für gesittete Menschen geziemt. Ganz anders verhält es sich in Gesellschaften, wo jedes Geschlecht allein tanzt. Hier findet bei dem männlichen nicht das Gefällige, die bescheidene Zurückhaltung, das anständige Betragen im Tanze selbst Statt, sondern man erlaubt sich hier Manches, was man unter Männern nicht für unanständig hält, was aber in Gesellschaft der Frauen wegfällt. — Dann wirft man dem Tanze vor, daß er das Blut erhitze, und dadurch zu manchen Unregelmäßigkeiten Veranlassung gäbe, die im Strudel der erhitzten Phantasie vorkämen. Man führt an: „Daß wenn nach einem Tournée abgefallen werde, am Ende der Reihe der Tänzer seiner Dame an den Busen fliege, der männliche Arm um die Schnürbrust der Dame, und ihr Arm *um die Schultern* des Tänzers geschlungen sey,

und Beide ſo im möglichſt nahen vis-à-vis, er halb tanzend, ſie halb getragen, fortſauſen, ſo werde dieſes doch gewiß erhitzen.“ Wenn dieſes geſchehen iſt, giebt man zur Antwort, ſo müſſen die Tänzer ihre Kunſt ſchlecht verſtanden und keinen Begriff von Anſtändigkeit, keine Cadenz, keine Gewalt über ihren Körper gehabt haben. Dieſes zu beweiſen ſey hier erlaubt. Der Tänzer ſoll nämlich nach einem Tournée im Abfallen am Ende der Reihe der Tänzer, welches wohl hier ſo viel als Colonne heißen ſoll, ſeiner Dame an den Buſen fliegen; dann muß er freilich fliegen, wenn er bis an das Ende herunter will, und dann iſt wohl zu glauben, daß er in einer ſolchen Aufwalluug ſeiner Dame unanſtändig an den Buſen fliegt; thut er es aber, wenn er, wie in acht Schritten geſchieht, durch zwei Paare abfällt, ſo iſt er erſtlich kein Tänzer, denn er hat ſeinen Körper, ſeine Beine nicht in ſeiner Gewalt, er iſt plump und ungeſchickt, oder es mangeln ihm die Kräfte, ſonſt muß er mit dem achten Schritte auf dem Punkte ſtehen, den ihm die Figur des Tanzes anweiſet. Wer das nicht kann, kann auch nicht tanzen, und ſein Fliegen iſt nicht Tanz, ſondern ungeſchickte plumpe Wildheit. Zweitens muß ein ſolcher Tänzer keinen Begriff von Anſtändigkeit im Tanzen haben, ſonſt würde er nicht ungeſchickt auf eine Dame einlaufen, ſondern mit Bemerkung der Cadenz einen Schritt von der Dame entfernt ſtehen bleiben, ſonſt möchte der Choc, bei einem Fliegen an den Buſen, ſehr ſchlecht ausfallen. Wenn nun Tänzer und Dame, der männliche Arm um die Schnürbruſt der Dame, und ihr Arm um die Schultern des Tänzers geſchlungen, im möglichſt nahen vis-à-vis, er halb tanzend, ſie halb getragen, fortſauſen, ſo ruht die Pointe hierin nur auf dem nahen vis-à-vis, weil bei einer ſolchen Annäherung beider Perſonen, nur wenig Raum zum Aneinanderdrücken übrig bleibt; allein auch dieſes findet bei *geſitteten* Tänzern nicht Statt; denn ſie würden zuerſt

bei aller Kunſt und Geſchicklichkeit nicht vermeiden können, einander auf die Füße zu treten, und dann gehört dieſes auch nicht zu einem ſchicklichen Tanze, ſondern zu einem ungeſchickten. Die Höflichkeit des Tänzers erfordert es ohne Ausnahme, daß er in der gehörigen Entfernung von ſeiner Dame bleibt, und nicht auf ſie eindringt. Was nun das halbe Tragen des Tänzers und das halb getragen werden der Dame betrifft, ſo muß zwar der Erſtere ſeiner Dame eine ſchickliche Hülfe geben, aber er kann ſie nicht halb tragen, da er es mit keinem ätheriſchen Körper zu thun hat; und vom Sauſen iſt gar nicht die Rede, denn wer ordentlich tanzt, richtet ſich nach der Muſik, und darf ſich nicht geſchwinder bewegen, als dieſe es erlaubt; mithin kann das Erhitzen im Tanzen nur in der leichten Aufwallung des Geblütes beſtehen, welches die Bewegung bei jungen, überhaupt kräftigen und geſunden Leuten hervorbringt, aber ohne Nachtheil der Sittlichkeit. Auch der Vorwurf, den man dem Tanze macht, daß er leicht neidiſche, mißgünſtige, feindſelige oder andere laſterhafte, der Schamhaftigkeit und Unſchuld zuwider laufende Aufwallungen in dem Menſchen hervorbringt, ſcheitert an der Erfahrung, die man täglich in anſtändigen Tanzzirkeln machen kann. Denn Neid und Mißgunſt können nicht allein beim Tanze entſtehen, ſondern auch bei allen andern Handlungen, wo Vorzüge hervortreten, die der Unverſtand beneidet, jeder Andere aber ſich bemühet, ſie zu erreichen oder wohl gar zu übertreffen, aber ohne Neid, und beim Tanze möchte gerade dieſe Erſcheinung am wenigſten oder ſeltenſten vorkommen; denn die Eigenliebe des Menſchen macht, daß er ſeine Fehler nicht ſieht, daß er glaubt er macht Alles am beſten, beſonders bei ſolchen Handlungen, die er nicht ſelbſt an ſich beurtheilen kann; denn der Tanzende kann ſeine Stellung, ſeine Gebärden ſelbſt nicht ſehen, daher glaubt Jeder, daß er am beſten tanzt. Nur das Einzige, welches den Neid erregen kann, iſt,

wenn eine gute und beſcheidene Tänzerin Andern vorgezogen wird, gern ein Jeder mit derſelben zu tanzen wünſcht. Ferner hat man aufgeworfen: „daß auch feindſelige Aufwallungen beim Tanzen erzeugt würden.“ Hierzu rechnet man gewiß die Duelle, die ſich in Folge des Tanzes ergaben, wo junge Leute, aus den höhern Ständen, auf Bällen durch die abgeſchlagene Hand einer Dame, die einem Andern zugewandt worden, oder durch Vortanzen, durch das auf den Fuß Treten, durch Ohrfeigen und andere Beſchimpfungen zum Duelle genöthiget wurden; indeſſen ſind dieſes nur ſeltene Fälle, die ſich nicht bloß durch den Tanz erzeugten, ſondern auch bei andern Gelegenheiten vorgekommen ſind; oftmals ſind aber dergleichen Aufwallungen auf einem friedlichen Wege geſchlichtet worden, und es kam nicht zum Duelle. — Was nun aber zuletzt die laſterhaften, der Schamhaftigkeit und Unſchuld zuwider laufenden Aufwallungen, die beim Tanzen entſtehen ſollen, betrifft, ſo mögen ſie vorhanden ſeyn; allein gewiß in einem ſehr kleinlichen Maaßſtabe, gegen die wirkliche Tugend, die ſich auf Feſtigkeit des Charakters und der Sitten ſtützt. — Ein Schriftſteller ſagt: „Was muß das wohl für eine elende erbärmliche Tugend ſeyn, die ſich noch dazu auf eine überzeugende Erkenntniß der Religion gründen ſoll, wenn jede, einen ſchnellern Umlauf des Bluts verurſachende Bewegung, Annäherung an eine Perſon des andern Geſchlechts, Umfaſſung derſelben mit einem Arme, dieſe Tugend vernichtet und über den Haufen wirft? Iſt dieſes wahr, ſo iſt Tugend ein Hirngeſpinnſt, ein unthätiges Ding, daß nur ſein Daſeyn ſo lange hat, als nicht die geringſte Wirkung irgend einer gegen ſie thätig ſeyenden Urſache einen auch nur leichten Einfluß auf ſie hat. Eine ſo leicht zu zerſtörende Tugend iſt nichts werth; denn Tugend muß erſt dadurch bewährt werden, daß ſie den Verſuchungen widerſtand, daß ſie Anlaß hatte, *etwas Böſes zu thun*, und that es nicht; denn ſonſt iſt

Tugend und Wirkloſigkeit einerlei. Zweierlei kann man ſich bei einer tanzenden Geſellſchaft denken: entweder ſie beſteht zum Theil oder ganz aus Laſterhaften, oder es ſind Leute, die Tugend und Ehrbarkeit lieben. Die Erſteren werden in allen Verhältniſſen ihrer Laſter ſich erfreuen, die Letzteren können aber nicht alle ihre Grundſätze verleugnen und laſterhaft werden, oder die Tugend iſt eine Sache, die nichts werth iſt, weil ſie zu nichts nützt. Und wie wird es in weit wichtigern Dingen werden, wo das Wohl und Wehe vieler Tauſenden von dem Thun oder Laſſen eines Menſchen abhängt, und die Verſuchung weit größer iſt, als beim Tanzen." — — Man könnte nun fragen: Was wird ein geſundes, ganz unſchuldiges junges Mädchen von ſiebzehn bis zwanzig Jahren, das zum erſten Male mit einem raſchen Jüngling einen Cotillon, eine Ecoſſaiſe, einen Walzer tanzt, fühlen? — Es wird auf die Art verlegen ſeyn, wie ein junger Kandidat, der zum erſten Male prediget, oder wie hundert andere Menſchen, die eine Handlung, welche Geſchick erfordert, zum erſten Male in einer Verſammlung von mehreren Menſchen vornehmen, wie z. B. der Schauſpieler, der Sänger ꝛc., der zum erſten Male die Bühne betritt und ſich öffentlich vor dem Publikum hören läßt. Das Mädchen wird bange ſeyn, daß ſie es nicht gut genug macht, oder ſie wird ſchamroth werden, wenn ein munterer Jüngling ſie zum Tanze auffordert, und ſie ihm zum erſten Male die Hand zu dieſem Vergnügen reicht, etwas anderes wird die junge Schöne nicht empfinden, und ſollten des Jünglings Blicke ihr Herz entzünden, ſollten ſich beim erſten Tanze mit ihm Empfindungen im Buſen regen, ſo ſind es doch gewiß keine unkeuſchen, keine Gefühle gegen die Tugend, ſondern ein ganz natürliches Erwachen der Jungfräulichkeit, im Gegenüber eines jungen ſittſamen Mannes. — Wenn etwas Tadel verdient, ſo iſt es das zu raſche Tanzen, das raſche Walzen und Galoppiren, nicht aber,

daß es unanständig ist, oder geeignet sey, die Tugend zu zerstören, sondern weil es der Gesundheit schädlich ist, und man die Sache übertreibt, sich nicht mit seiner Dame leicht, geschickt und cadenzmäßig umdrehet, sondern rascher, nach einem schnelleren Laufe der Musik, dahin fährt. Wie nachtheilig das rasche Walzen und der Zweitritt oder der Galopp auf die Gesundheit des Körpers ist, wird aus Folgendem erhellen.

So heilsam eine den Kräften jeden Körpers individuel angemessene Bewegung ist, um die Ordnung in der thierischen Oekonomie zu erhalten, so nachtheilig für Körper und Geist ist eine übertriebene, allzu heftige, zu welcher man das zu rasche Walzen und den Zweitritt machen muß. Diese gewaltsame Körper und Geist zerrüttende Erschütterung, wird leider von dem ganzen weiblichen städtischen Geschlechte leidenschaftlich ausgeübt, und die Folgen, die es sich dadurch zuziehet, entspinnen sich zwar oft langsam, aber sie werden dadurch um desto bedeutender. Wenn diese angeführten Tänze tadelnswürdig und nachtheilig sind, so werden sie es noch mehr bei Personen des weiblichen Geschlechts, und ihrer Gesundheit weit nachtheiliger, da die Anlage zu Krankheiten bei ihnen größer ist, indem die Natur weislich ihre festen Theile, als Knochen und Muskeln, schwächer und zarter gebauet hat; diese natürliche Schwäche aber mit einer lebhaften Reizbarkeit, Empfänglichkeit und Empfindlichkeit ihrer Nerven verbunden ist, deshalb sie auch zu Wallungen des Bluts und zu den Leidenschaftsreizen leichter geneigt sind; sie empfänglich macht, alle üblen Folgen einer solchen Ausschweifung in einem weit höheren Grade zu fühlen, und sich, nach der Modesprache, des Lebens zu freuen. Auch wenn sie von der Natur mit dem gesundesten Körper und den besten Kräften ausgerüstet wären, so sind dennoch die Folgen von der Art, daß man, ohne viel zu wagen, diese Neumodentänze, besonders den Galopp oder Zweitritt, als eine Quelle *von* der Schwäche der jetzigen Generation, und der *zunehmenden* Sterblichkeit bei vielen Völkern ansehen

kann. Man könnte die Wahrheit dieses Satzes mit den Zeugnissen der größten Aerzte bekräftigen, wenn nicht die meisten Frauenzimmer diese traurige Erfahrungen bei ihren Bekannten gemacht hätten, wenn sie nicht gesehen hätten, wie Viele von ihrem Geschlechte dieses wilden und die Gesundheit zerstörenden Vergnügens wegen in dem Frühlinge ihres Lebens dahin gerafft worden sind. Geschwinder und verwüstender müssen aber diese Folgen in derjenigen Periode ihres Lebens seyn, in der sie ihre Reinigung haben, welche in unserem Klima mit dem vierzehnten und funfzehn-Lebensjahre, und bei dem jüdischen Frauenzimmer noch früher, eintritt, da zu dieser Zeit der Körper reizbarer und für jeden Eindruck empfänglicher ist. Es kann nicht oft genug gesagt werden, wie wichtig diese Epoche für das andere Geschlecht sey, und welchen beträchtlichen Einfluß sie auf dessen Gesundheit und höhere Bestimmung, dem Staate eine gute Nachkommenschaft zu liefern, habe, und deshalb müsse es seine ganze Aufmerksamkeit darauf richten, alle Diätfehler zu verhüten, auch alle Erhitzungen und Erkältungen. So heilsam ihm auch in diesem Zeitpunkte Heiterkeit des Geistes und eine gelinde Bewegung des Körpers ist, so nachtheilig ist jede übertriebene Erhitzung. Wir würden gewiß nicht so viele blasse oder bleiche Gesichter sehen, und so viele Klagen über eine schwächliche Gesundheit hören, wenn man die Stunden der Erholung zu solchen körperlichen Bewegungen anwendete, welche fähig wären, den Umlauf des Bluts zu befördern, die Säfte zu verdünnen, den Körper zu gleicher Zeit stark, biegsam und geschmeidig zu machen, und den Geist durch angenehme Unterhaltungen aufzuheitern. Geschehe dieses, so würde man nicht so viele schwindsüchtige, ausgezehrte und entnervte Weiber, Mädchen und Kinder umher schleichen sehen. Diese Vorwürfe treffen nicht das ganze Geschlecht der künftigen Mütter, sondern nur diejenigen, welche unbedachtsam genug sind, sich den rauschenden Tanzvergnügungen, dem Walzer, Galopp ꝛc., ganz hinzugeben, und dazu noch hitzige Getränke zu genießen. Hiervon ist jedoch der *regelmäßige* Tanz, als eine gymnastische *Leibesübung ausgenommen*, der nach einem regelmä-

gen Takte der Musik in gewissen Schritten gehalten wird, wozu selbst auch der Walzer oder Dreitritt gehört, wenn er nicht galoppirend getanzt wird. Denn der anständige Tanz besitzt die Eigenschaft, dem Körper eine angenehme Bewegung zu verschaffen, den Kreislauf des Bluts und dadurch die unmerkliche Ausdünstung durch die Haut zu befördern, und da von diesen Ausleerungen die gesunde Mischung unserer Säfte, die Ernährung, die Ausbildung des Wuchses und die Biegsamkeit und Stärke der Gelenke abhängt, so erhellt daraus, daß ein mäßiger Genuß des Tanzens dem Körper heilsam ist, aber nicht die Uebertreibung, das Genießen en Carrière. Soll uns daher der Tanz diese wichtigen Vortheile leisten, so muß er nicht von der Bahn abgehen; er muß dem Alter, den Kräften, den Temperamenten, kurz der individuellen Beschaffenheit eines jeden Körpers angemessen seyn, er muß gelinde und in sanftem Tempo angefangen, und nur nach und nach verstärkt werden, damit nicht gleich das Blut in eine zu heftige Bewegung gesetzt und das Gleichgewicht des Kreislaufs gestört wird; er muß nur so lange fortgesetzt werden, bis man von weitem den Anfang einer kleinen Müdigkeit und einen über den ganzen Körper verbreiteten angenehmen warmen Dunst empfindet, aber auch dann nach und nach abnehmen. Daher sollten alle Bälle billig mit Menueten eröffnet und geschlossen werden, und dazwischn Anglaisen, Ecossaisen, Polonaisen, von wenigen Paaren getanzt, ohne Walzer folgen, das heißt, hinter der ersten Menuet, dann ein Walzer in mäßigem Tempo ꝛc. Durch das Anfangen oder Beginnen mit einem leichten nicht erhitzenden Tanze, wie die Menuet, wird das Blut leicht in Bewegung gebracht, so daß keine plötzliche Erhitzung geschieht, und durch die Beendigung des Balles mit einer Menuet, wird das Blut wieder allmählig abgekühlt, so daß keine plötzliche Abkühlung durch einen schnellen Stillstand nach einem erhitzenden Tanze erfolgt. Dabei muß der Tanzsaal oder Tanzboden hoch und geräumig seyn, und durch Ventilatoren die darin befindliche Luft, durch die Transpiration der Tanzenden *und Zuschauer*, durch eine Menge brennender Lichter, *oder durch* Lampendunst, durch Wohlgerüche aller Art

verderbt, abgeleitet werden, wozu auf den gewöhnlichen Tanzböden noch der Tabaksrauch kommt, der hier gleichfalls nachtheilig einwirkt. — Wenn nun gleich der nach dieser Vorschrift abgewogene Tanzgrad der Gesundheit zuträglich ist, so bestätiget doch täglich die Erfahrung, daß dieses Tempo von der flüchtigen Jugend überschritten wird, und der Nachtheil, welcher daraus in der Folge erwächst, wird durch das geschwinde Einathmen einer kaum athembaren Luft, wozu sich der Bodenstaub, die Schweißdämpfe, die auf gewöhnlichen Tanzböden, wo Jeder einspricht, oft mit ansteckenden Dünsten von Krätzstoffe, der Siphilis ꝛc. vermischt sind, noch vermehrt. Hierzu kommt nun noch der Mißbrauch des Punsches und der heißen Getränke, und oft sogar der gewürzhaften Modeschnäpse oder Liquere, die schnelle Abkühlung des Körpers bei Luftzügen der Thür- und Fensteröffnungen, durch Umwechselung der Kleidungsstücke, die nahe am Leibe getragen werden, noch mehr erhöht und vervielfacht. — Je heftiger nun die Bewegung in den Lieblingstänzen vor sich geht, um so stärker wird auch das Blut in dem Körper umhergewälzt, und den erhitzten Schwelgern und Schwelgerinnen Schweiße ausgepreßt, wodurch das Blut seiner eingesogenen Flüssigkeiten in allen äußern und inwendigen Theilen beraubt wird. Es verliert dadurch zu viel von seinen Bestandtheilen und seiner milden Beschaffenheit, indem es die Tanzhitze in den kleinsten Gefäßen austörrt; die stockenden Säfte in den Gefäßen werden scharf, erzeugen Schmerzen, Krämpfe und Spannungen, das Fett verzehrt sich, die Kräfte nehmen zuletzt unvermerkt ab, und der Körper gleicht einer Mumie, die sonst freundlichen erheiternden Gesichtszüge werden grämlich, und das Skelett blickt neidisch auf die volle Reife und den beflügelten Gang seiner Schwestern, denen es ehemals auch glich. Wenn man alle übrigen Folgen solcher bacchanalischen Feste auf den gewöhnlichen Tanzböden genau erwägt, so wird man leicht einsehen, daß ein jeder heftiger Tanz, besonders das Walzen, als eine Quelle unzähliger Uebel anzusehen ist, welches auch die tägliche Beobachtung an so vielen Tausenden, leider! überflüssig bestätiget. Diese Folgen müssen nun bei sehr zarten und mageren Per-

ſonen des weiblichen Geſchlechts, ſo wie bei denen, die bereits mancherlei Schärfen in ihren Säften verheimlichen, und an Verſtopfungen oder Erſchlaffungen eines Eingeweides leiden, noch früher eintreten, um ſo mehr, wenn dergleichen rauſchende Tänze im Sommer, oder in geheizten Sälen oder Zimmern zugelaſſen werden, auch zu einer Zeit, wo die atmoſphäriſche Luftwärme an und für ſich ſchon das Blut flüſſiger, zur Fäulniß und ermattenden Schweißen geeigneter macht, und die Reizbarkeit des Körpers ſehr erhöhet. Daß heftige Bewegung überhaupt in unſern Säften eine ſtarke Neigung zur Fäulniß hervorbringt, beweiſet ſogar das Fleiſch des Wildes, deſſen Genuß durch die in ihm hervorſtechenden ſcharfen Beſtandtheile das Blut in lebhaftere Wallungen verſetzt, und Schweiße hervorbringt, weil die flüchtige und immer furchtſame ſcheue Lebensart der wilden Thiere in den Wäldern, die von Menſchen ꝛc. beſtändig angefallen werden, ſie dem beſtändigen Gehetze und allen heftigen Leidenſchaften: der Wuth, dem Zorne, dem Schrecken ꝛc. ausſetzt, die der Hunger noch vervielfältiget; daher bekommt das durch ewiges Hetzen (ohne an die Verwundungen zu denken, für die kein Wundarzt ſorgt), durch das tägliche Erhitzen (was iſt Erhitzen anderes als ein modificirtes Verbrennen der ſäuerlichen Blutſtoffe, eine alkaliſch flüchtige, übelriechende Beſchaffenheit) gehetzte Thier einen ſo hohen Grad von Fäulniß, daß die Hunde ſogar, die auf der Jagd zuweilen analoge Erhitzungen und Schweiße ausſtehen, das ihnen vorgeworfene Fleiſch des Wildes verabſcheuen. Da der auffallendſte Schaden, welchen das Walzen, der Galopp, der Länder ꝛc. verurſacht, ſich beſonders in der Bruſt und der Lunge äußert, ſo muß hier zuerſt auf den Nachtheil aufmerkſam gemacht werden, welcher in Rückſicht der Bruſt erzeugt wird; auch muß hier noch erinnert werden, daß ſowohl Jünglinge und Männer, als Mädchen und Frauen zwiſchen dem funfzehnten und fünf und dreiſſigſten Jahre Bruſtfehlern unterworfen ſind. Dieſe Bemerkung iſt beſonders wichtig für alle mageren Blondinen; denn dieſe ſind es, welche nach den Erfahrungen der *größten Aerzte* ohnedies zu Bruſtkrankheiten die größten *Anlagen haben; je* blonder und zarter ſie alſo ſind, je leb-

hafter ihr Temperament, je rosenfarbiger ihre Gesichtsfarbe ist, je mehr die Natur sie mit einem schlanken Wuchse ausgestattet hat, je länger ihr Hals, und je enger ihre Brust ist, und je mehr ihre Schultern hervorragen, um so sorgfältiger sollten sie sich, vorzüglich vor einer so gewaltsamen Erschütterung, als der Galopp ꝛc. ist, in Acht nehmen; sie können dann versichert seyn, daß ihre Lungen, bereits in einen engern Raum eingeschlossen, leichter die Folgen einer solchen leichtsinnigen Sorglosigkeit empfinden müssen, die um so leichter eintreten, wenn ihr Körper schon mancherlei Schärfen eingesammelt hat, und an Verstopfungen leidet, besonders wenn schon einige Umänderungen in ihrem periodischen Blutabgange Statt fanden, oder sie in ihren früheren Jahren einem öftern Nasenbluten unterworfen gewesen, ein Umstand von besonderer Wichtigkeit, welcher selbst der Aufmerksamkeit und dem Scharfsinne des Hippokrates nicht entging. Aerzte, welche öftere Gelegenheit haben, Schwindsüchtige zu untersuchen, beobachten fast immer, daß diese Kranken einem häufigen Nasenbluten und öfterem Schnupfen vorher unterworfen gewesen. Man füge zu diesem Tanzen, als einem gewissen Zerstörungsmittel der Gesundheit, noch die reizbaren Nerven und die Vollsaftigkeit der jungen Frauenspersonen hinzu, so werden sich die üblen Folgen eines erhitzten scharfen Blutes noch lebhafter entwickeln, durch jede heftige Gliederbewegung wird das Nervensystem entweder zu sehr angestrengt, oder in einer widersinnigen Richtung bewegt, wodurch das Blut in eine störende Erschütterung versetzt wird, so daß es in wenigen Sekunden zu schnell und in zu großer Menge nach der rechten Herzkammer zurückkommt, diese aber unfähig, so viel Blut auf einmal zu beherbergen, weil sie es nicht so schnell in die Lungenpulsadern wieder fortstoßen kann, fühlt den daher entspringenden Widerstand, und es erfolgt der keuchende Athem, Aengstlichkeit, Herzklopfen, und, jedoch in seltenen Fällen, Zersprengung des Herzens. Die Lungen aber, welche fast aus lauter Blutgefäßen bestehen, deren größte Stämme unmittelbar aus der rechten Herzkammer entstehen, und *nur mit einer sehr zarten* Haut eingefaßt sind, können

um so viel größeren Schaden leiden, da schon im natürlichen Zustande der Umlauf des Blutes in ihnen viel schneller, als in allen übrigen Eingeweiden geschieht, und sie ihrer zarten Struktur wegen dem Antriebe des Blutes weniger zu widerstehen fähig sind. Wie leicht können daher, besonders bei vollblütigen und reizbaren, und bei schwächlichen Personen, welche schon an Verstopfungen leiden, die Gefäße von der Menge des Blutes widernatürlich ausgedehnt oder gar zerrissen werden, wodurch Bluthusten, oder im letzteren Falle der Blutsturz veranlaßt wird, dessen unausbleibliche Folgen, wenn die Lunge von dem Blute überschwemmt worden, Erstickung ist, oder auch, welcher Fall häufiger ist, entzündliche Stockungen entstehen, welche dann leicht unvermerkt in die schrecklichste aller Krankheiten, in die Lungensucht übergehen können. Man hat selbst Familiengeschichten, daß verschiedene Frauenzimmer von Stande nach diesen Parforcetänzen, und selbst im Ballsaale gestorben sind, indem sie plötzlich der Schlag gerührt hat, wozu das enge Einzwängen in eine Schnürbrust beigetragen hat. Und wie viele auf ihre Gliedergeschmeidigkeit stolze Jünglinge und Mädchen haben bereits oder müssen noch für die Vergehungen eines Leichtsinnes in ihrem Alter büßen, und dennoch sieht man täglich so viele Tanzschwestern mit verzerrten gefurchten Gesichtszügen, oder mit einem von wallendem Blute strotzendem Angesichte und triefendem Schweiße, sich dem Tanze in die Arme werfen, und im Genusse dieser Freude, welcher ihre geschmeidigen Gelenke so frühzeitig steif macht, und wohl gar zur Gicht vorbereitet und lähmt, ihre ganze Gesundheit, das höchste Gut der Menschheit, völlig zu Grunde richten. — Die Wirkungen des Walzens, des Galoppirens ꝛc., sind aber den übrigen Theilen des menschlichen Körpers nicht weniger nachtheilig. Durch jenes übermäßige Kreisschleifen wird die Anhäufung eines erhitzten Blutes in den Gefäßen des Kopfes vergrößert; es entsteht neues Kopfweh, Schwindel, Schlaflosigkeit, allerley Krämpfe, Schwäche des Gesichts, Augenentzündungen ꝛc., und wenn das Gleich*gewicht der* Organe nicht wieder hergestellt wird, *Schlagfluß, Blindheit* und Taubheit, welches bei voll-

blütigen Personen, besonders wenn sie einen kurzen Hals und großen Kopf haben, um so leichter zu erfolgen pflegt. Durch diese Galoppaden wird das Gehirn und selbst die innern Sinne in ihrer Stärke erschüttert, und daher kommt auch die Trägheit des Geistes und die üble Laune, die manche Tanzheldin nach einer durchjubelten Wonnenacht am folgende Tage so mürrisch macht. Das Resultat wird daher sehr auffallend gewiß: daß das übertriebene Tanzen, vorzüglich die oben angeführten Kreistänze, der Regsamkeit des Geistes eben so schädlich ist, als der Gesundheit des Körpers, und es trägt also, außer andern physischen Ursachen, zu der Geistesschwächung und der daher entspringenden Verdrießlichkeit und Muthlosigkeit nicht wenig bei, dagegen ist ein mäßiges Tanzen wiederum sehr heilsam auf den Körper, und eine der besten Leibesübungen, die einen wichtigen Einfluß auf den Geist hat, welches auch die Geschichte aller Staaten, und zu allen Zeiten bestätiget; daher würdigten auch Regenten, welche den Einfluß derselben auf die Denkungsart der Bürger, und also auf den Staat kannten, dieselbe immer ihrer besondern Aufmerksamkeit. Wie sorgfältig war daher auch nicht Lykurg in der Einrichtung der Leibesübungen und der Tänze seiner Spartaner, und so auch Rom.

Was nun den Schaden betrifft, den das Walzen und der Galopp auf den Unterleib äußert, so ist dieser nicht minder groß; denn wenn man bedenkt, daß der Unterleib diejenigen Eingeweide enthält oder verbirgt, welche zur Ernährung des Körpers das Ihrige beitragen, und einem jeden Drucke der obern Last untergeordnet, leicht nachgiebt, auch der dem Unterleibe zugefügte Schaden der Gesundheit oft um so nachtheiliger werden muß. Der Magen, diese oft überladene Speisekammer, und die dünnen und dicken Gedärme, werden dadurch doppelt angegriffen, und von der geschwänkten Last heftig geschaukelt, geschwächt, in ihren Geschäften gestört, die Verdauung dergestalt gestört, daß ein unzeitiger schlechter Nahrungssaft bereitet wird, wodurch Verstopfungen in den Gekrösdrüsen entstehen, und daraus wässrige scharfe Säfte, die sich an verschiedenen Theilen des Körpers durch

frieselartige Ausschläge und Geschwüre zu zeigen pflegen. In den ersten Wegen sammelt sich Säure und auch Würmer, daher das bleiche Ansehen; die allgemeine Ernährung des Körpers wird dergestalt verwirrt und gehindert, daß Schwäche, Auszehrung und anderer Nachtheil für die Gesundheit unvermeidlich wird; aber auch die Leber und Milz können leiden, so daß ihre Gallabscheidungen und andere Geschäfte fehlerhaft werden. Im Blute vermehrt sich der gallige Stoff, die Natur bereitet eine unordentlich gemischte, scharfe Galle, welche, wenn sie sich in dem Systeme der Portader anhäuft, Entzündung der Leber und der Milz veranlaßt, die leicht in eine bösartige Vereiterung übergeht, oder sie ergießt sich in Ueberfluß in die Gedärme, und verursacht durch ihren Reiz heftige Koliken, Magenkrämpfe, Darmentzündungen, Ruhren, Durchfälle, Blutstuhlgänge, hitzige Fieber, entzündliches und faulendes Gallenfieber, die Gelbsucht, das Gliederreißen, rosenartige Hautentzündungen, allerlei Ausschläge, Flecken der Haut, Sommersprossen, Finnen im Gesichte, heftige Krämpfe, Schwindel, starke Kopfschmerzen, Ohnmachten, Schlagflüsse, Augenentzündungen, und andere unzählige Uebel. Auch können von der Anhäufung des gegen manche Theile des Leibes mehr, als gegen andere Theile gedrängten Blutes, so wie von den reitzenden Schärfen im Unterleibe Mutterblutflüsse, zu starker oder unordentlicher und beschwerlicher Abgang der monatlichen Reinigung, das gänzliche Ausbleiben derselben, und bei Mannspersonen Unterleibsbrüche, Beschwerden der goldenen Ader, Hypochondrie ꝛc. verursacht werden. Sehr wahrscheinlich muß die Gesundheit auch darunter leiden, daß jener zerstörende Schaukeltanz, jenes heftige Kreisen, die Ausdünstung der Haut in große Schweiße verwandelt, den Körper hierdurch widernatürlich reizbar machen, daher die Kräfte geschwächt, das Blut wegen der ihm entzogenen Flüssigkeit verdickt, die gesunde Mischung desselben zerstört, das Fett verzehrt, und alle Ab- und Aussonderungen gehindert werden. Hieraus ergiebt sich noch, wie durch Trockenheit und Magerkeit des Körpers frühzeitige Verwachsungen der Gelenke, Steifigkeit der Glieder, Welkheit

und Stumpfheit der Nerven, Verstopfung und Verhärtung der Leber und der Milz, und die daraus entspringenden Uebel sich entwickeln können, und selbst der Wachsthum gehindert werden muß. Es ist daher nicht zu verwundern, daß man so viele kränkliche Menschen umherschleichen sieht, da die Kräfte der Natur endlich erschöpft werden müssen, wenn man durch ununterbrochene wilde Tanzjagden beständig auf ein zartes Nervensystem losstürmt. Es müssen hier noch viele andere Beschwerden übergangen werden, welche aus dieser Quelle ihren Ursprung herleiten, aber so viel ist gewiß, daß die Verallgemeinerung der bleichen Gesichtsfarbe, die so häufigen Klagen über Beschwerden eines zu starken und zu schmerzhaften monatlichen Blutflusses, die so häufig vorkommenden Krämpfe und Blutvergießungen ebenfalls von dieser Ursache abzuleiten sind.— Auch die Füße leiden dadurch; denn es ist ein Gesetz in der Natur, daß jede Anstrengung eine Erschlaffung zur Folge hat, welche um so beträchtlicher ist, je größer und ungewohnter die Anstrengung war. Da aber auf den Füßen, dem Gesetze der Schwere zu Folge, die ganze Last des Körpers ruht, und der Umlauf des Blutes in ihnen langsamer und unregelmäßiger ist, weil diese zwei beweglichen Säulen des ganzen Gebäudes von dem Herzen entfernt sind, und allerlei willkührliche Biegungen, Wendungen und Auftritte unternehmen, das Blut selbst aber gegen seine Schwere in die Höhe zu steigen gezwungen wird, so ist leicht einzusehen, daß sie durch Strumpfbänder am meisten leiden müssen. Daher entspringt das Unvermögen zu gehen, daher reißende Schmerzen in den Füßen, steife Knien; wegen der Schwäche wird die in den Fächern des Zellgewebes abgesonderte gallertartige Flüssigkeit nicht in dem Verhältnisse von den Wassergefäßen wieder eingesogen, in welchen sie von den letzten Endigungen der Schlagadern zur Erhaltung der Schlüpfrigkeit und Bewegbarkeit der Theile abgeschieden wurde; sie häuft sich daher widernatürlich, und bildet wegen des aufgehobenen Gleichgewichts, zwischen Anhäufung und Einsaugung, Geschwülste der Füße, welche, wenn sie *nicht bald zertheilt werden*, wegen der in ihnen scharf

gewordenen Flüssigkeit in eine rosenartige Entzündung übergehen, welche dann bösartige Geschwüre oder Brand zur Folge haben. — Wenn nun der Nachtheil, welcher sowohl den Frauenzimmern, als Mannspersonen aus dieser Quelle erwächst, so beträchtlich ist, wie groß muß nun nicht die Gefahr seyn, welcher dadurch der Körper des neugeborenen Kindes ausgesetzt wird, der so zart in seinem ganzen Baue ist, und jeder treffenden Gewalt nachgiebt, so wird man leicht gewahren, daß diese zarten Fleischpflanzen alle üblen Folgen in einem desto höhern Grade fühlen müssen, und entweder im Frühlinge ihres Lebens von jenem heftigen Sturme umgerissen dahin welken, oder, wenn sie auch zu einem Baume heranwachsen, dennoch nur unreife und vom Wurme gestochene Früchte tragen können. Da im kindlichen Alter der Trieb des Blutes nach dem Kopfe verhältnißmäßig stärker, als nach den übrigen Theilen des Körpers ist, vielleicht weil der Kopf in den ersten Jahren ein größeres Volumen, und in den späteren Lebensjahren ein kleineres Volumen gegen der übrigen Umfang ausmacht, so sind sie auch Nasenbluten ꝛc. häufiger unterworfen; auch ist es einleuchtend, daß sie durch jene heftige Bewegung eine Anlage zum Schwindel, zum Schlagflusse und andern Krankheiten bekommen, und selbst Schwäche des Kopfes, das sogenannte schwere Gebrechen, die natürlichen Folgen sind. Auf gleiche Weise leiden auch die Knochen, diese gelenkigen Gliederstämme, da auch die weit festeren Knochen der Erwachsenen von einer fortwirkenden Kraft endlich gebogen werden können, wie viel leichter kann nun dieses nicht bei den Kindern geschehen, und durch jene heftigen Tanzanstrengungen und die starken Sprünge Krümmung der Beine, und wegen der Unvollkommenheit der Gelenke, Verrenkungen der Gliedergelenke, wegen der vermehrten Schwäche der Füße aber, wackelnder Gang, der oft bis in das späteste Alter anhält, verursacht werden, und solches noch um so viel leichter, wenn das Kind sehr zart und weiblichen Geschlechts ist; auch können bei jungen Mädchen durch das Auseinanderziehen der Schenkel, wegen der schwachen Verbindung der Beckenknochen, die untere Oeffnung des

Beckens im Verhältnisse gegen die obere, so stark erweitert werden, daß im höheren Alter eine schiefe Lage der Gebärmutter und schwere Geburten die natürlichen Folgen sind. — Man würde hier gern die Schwangern und Säugenden übergehen, wenn nicht die tägliche Erfahrung uns belehrte, wie Manche unter ihnen sich dieser Tänze zu überlassen pflegen. — Die Achtung, welche man dem weiblichen Geschlechte, als der schönen Hälfte der Schöpfung, schuldig ist, die Theilnahme an dem traurigen Loose, welches dasselbe aus Liebe für uns zu erwarten hat, die Liebespflicht für den Staat, die allgemeine Menschenpflicht, ja schon die Vernunft fordert uns auf, diesen Gegenstand etwas näher zu betrachten; denn der Schaden, welcher in diesem Standpunkte, wo sie dem Staate einen neuen Weltbürger versprechen, aus dem Tanzen entspringt, ist unbeschreiblich groß. Es sollen hier die vielen Krankheiten, die das Walzen, das Galoppiren und Ländern, so wie jedes übertriebene Tanzen nach sich zieht, und denen auch Schwangere unterworfen sind, nicht wiederholt werden, sondern nur die nachtheilige Wirkung, die das Tanzen auf die schwangere Gebärmutter äußert, soll hier untersucht werden. Da die schwangere Gebärmutter, theils von dem Strotzen des Blutes, theils von der zunehmenden Größe der Frucht immer mehr und mehr aufschwillt, und sich nach allen Seiten hin ausbreitet, so daß alle Eingeweide stark gegen das Zwergfell in die Höhe gedrückt werden, und die Reizbarkeit des ganzen Körpers sehr gespannt wird, welches auch die zu eben dieser Zeit eintretenden Nervenzufälle, als Kopf- und Zahnschmerzen, Herzklopfen, Ekel, Appetit nach ungewöhnlichen Dingen und andern Erfrischungen hinlänglich beweisen; in dem zweiten, dritten und vierten Monate aber leicht Congestionen nach andern Orten hin entstehen, so ist es einleuchtend, daß die Gefahr, welcher sowohl die Mutter, als auch das Kind durch eine so gewaltsame Bewegung ausgesetzt ist, um so beträchtlicher seyn müsse; denn da in dem ersten Monate der Schwangerschaft die Muttergefäße mit den Organen des Mutterkuchens nur lose zusammen hangen, so erhellt, daß durch eine so erschütternde Ge-

waltsame Kreisbewegung, als das Walzen und Galoppiren ist, und den dadurch verstärkten Antrieb des Blutes die Verbindung leicht aufgehoben, und dadurch heftige Mutterblutflüsse, die dann leicht in eine bösartige Vereiterung der Mutter übergehen, und eine Fehlgeburt veranlaßt werden könne, die um so viel leichter erfolgt, wenn sich noch Pressen und Drängen der Kleidung dazu gesellt. Auch können in den letzten Monaten der Schwangerschaft sehr leicht, besonders bei zarten Frauen, Frühgeburten erfolgen. Schon Hippokrates, Friedrich Hoffmann und Andere behaupten: daß schlanke und nette Frauen mehr zu dem sogenannten Unrichtiggehen geneigt sind, wenn aber auch dieses nicht geschieht, so kann doch ein solches Tanzen außer den oben angeführten Uebeln eines erhitzten Blutes zu einer schiefen Lage der Gebärmutter, zu schweren Geburten und gefährlichen Wochenbetten Gelegenheit geben, wo dann nicht selten ein früher Tod das traurige Loos ist, welches manche junge Mutter zu treffen pflegt. Aber selbst das Kind im Mutterleibe ist durch die Unachtsamkeit der Mutter nicht geringerer Gefahr Preis gegeben. Außerdem, daß dadurch eine fehlerhafte Lage des Kindes, vielfache Verunstaltungen der ungemein biegsamen, im beständigen Dampfbade befindlichen Knochen verursacht, und durch den heftigen Antrieb des, ohnedies in der Gebärmutter eingeschlossenen kochenden Blutes dasselbe erstickt, oder vielmehr verbrannt werden kann, wird die Ernährung durch sanfte Bewegung desselben fehlerhaft, und gleichsam vergiftend, und die Ausbildung einer so zarten Pflanze im überheitzten Gewächshause gehindert. Wenn nun auch eine Mutter so glücklich ist, ein elendes gelbsüchtiges Geschöpf zur Welt und an die athmende Luft zu bringen, so ist doch ein frühzeitiger Tod, oder ein unheilbares sieches Leben das traurige Loos, welches dasselbe zu erwarten hat, so daß es wohl kein Wunder ist, wenn die Familien und der Staat mit kränklichen und schwindsüchtigen Geschöpfen überhäuft werden, und die Sünden der Mutter an ihren unschuldigen Kindern *oft im dritten* und vierten Gliede heimgesucht werden. — *Ein gleicher* Tadel trifft auch die Säugenden,

welche sich einer solchen Vergehung schuldig machen. Da durch eine solche übertriebene Umwälzung des Bluts, wie bei einem hitzigen Fieber, in alle Kanäle gewaltsam hineingespritzt und dadurch eine gesunde Stoffmischung desselben gestört wird, so kann auch nur eine rohe und scharfe Milch in den Brüsten abgesondert werden, welche außerdem, daß sie die Milchkanäle zusammenschnürt, stockt und Knoten in den Brüsten hervorbringt, welche leicht in krebsartige Geschwüre ausarten, dem Säuglinge eine zur Ernährung und Ausbildung seines Körpers untaugliche Nahrung darbietet, so daß es nicht möglich ist, daß sie in dem zarten Magen verarbeitet, und von den Milchgefäßen eingesogen werden kann, sondern größtentheils die käsigen Theile dem zarten Kinde einflößt. Es ist nothwendig, daß sie in den Eingeweiden ihrer natürliche Veränderung folgt, wodurch Erbrechen, Koliken, grüne Stuhlgänge, Verstopfung des Leibes, beschwerliches Zahnen, hitziges Fieber, Jammer, Hautausschläge, als Ansprung und Flechten, Verstopfung des Gekröses verursacht, und die Ernährung gehindert wird, deren natürliche Folge die sogenannte Englische Krankheit und Auszehrung ist, welche dann durch einen frühzeitigen Tod der traurigen Catastrophe ein Ende macht oder den siechesten Körper hervorbringt, und das arme Kind das Gift auskränkeln muß, welches ihm durch die herbeigewalzte Milch mitgetheilt worden. — Da nun das übertriebene Tanzen so verderbliche und schädliche Folgen auf die Gesundheit in seinem Gefolge hat, so ist es auch einleuchtend, daß diese durch die oben berührte Nebendinge noch mehr erhöhet worden.

Besondere Berücksichtigung verdienen, wie schon oben bemerkt worden, die Tanzböden der niedern Volksklassen; denn unter diesen findet man die meisten Gebrechen, die der Tanz hervorgebracht hat, besonders Lungensucht und Schwindsucht, und dieses kömmt von dem unmäßigen Tanzen in niederen Tanzböden, denen es auch an Raum fehlt, um sich gehörig im Tanzen ausdehnen zu können. Die mehrsten dieser Tanzböden haben weder Luftscheiben, noch Ventilatoren, um die Luft einigermaßen von den oben schwebenden schlimmen Dünsten zu reinigen; daher muß die darin auf- und *niederschwebende Luft*, die im Tanzen beständig aus-

und eingeathmet wird, durch die Ausdünstung so vieler Menschen, durch die Erleuchtung, durch dicke Tabakswolken, in einer um so kürzeren Zeit einen höheren Grad von Verderben erlangen; denn die in ihr befindlichen Stoffe machen sie schwerer, und nehmen ihr den zu einem leichten und abkühlenden Athemholen erforderlichen Grad von Elasticität, indem sie die reinen Lufttheile mehr trennen, und dagegen ihre sonst lockeren Zwischenräume einnehmen und ausfüllen. Dadurch wird sie unfähig, die Lunge gehörig auszudehnen, und die aus dem Blute entwickelten, zur Verderbniß geneigten Stoffe in sich aufzunehmen. Deshalb müssen wir in einem engen Zimmer, wo viele Menschen beisammen sind, oft und mit Anstrengung Athem holen, und solches geschieht desto ängstlicher, je mehr Kohlenstoff und Wasserstoff sich in den Lungen anhäuft, das damit überladene Blut die Gefäße ausdehnt, und nicht ungehindert durch die Lungen kommen kann. Hieraus erhellt, daß alle oben angeführten Uebel um so leichter und in einem höheren Grade sich entwickeln können. Es ist also auch nicht zu verwundern, daß sehr reizbare oder solche Personen, welche an sich schon schwache Lungen haben, sehr bald das Nachtheilige eines solchen verdorbenen Luftstoffes empfinden, indem sie schwerer athmen; ihr Athem wird enger und kürzer, sie bekommen Herklopfen, ihr Blut drängt sich heftiger gegen den Kopf, daher schwellen die Gefäße des Angesichts auf, und ein starker Schweiß dringt durch die Haut hervor, und nicht selten treten Ohnmachten, oder, bei vorhandener Anlage, Schlagflüsse, oder die oben angeführten Lungenübel ein. Selbst der Staub der Dielen des Tanzbodens, mit welchem die aufgethürmte Luftwolke gesättiget ist, und mit jedem schnellern Tanze, der durch die rasch beflügelten Saiten- und Blaseinstrumente erzeugt, in unsere Lungen eingesogen wird, wird der Gesundheit sehr nachtheilig und gefährlich, selbst die Augen leiden dadurch. Da der Staub die Ausdünstungen der Lunge unterdrückt, erzeugt er in der Zellenhaut derselben Steinknoten, welche, wenn sie eine gewisse Größe durch den Anwachs erreichen, das Athemholen *verhindern*, welches durch jede Bewegung, besonders *durch hohes* Treppensteigen, durch das Ablesen langer

Reden, und am meisten durch lautes Singen und Gezänk kurz zu werden anfängt, und solchergestalt erst nach einem oder zwei Jahren die Ursache der Lungenschwindsucht wird, indem die Sandknoten in den nahegelegenen Theilen Entzündung und Eiterung verursachen. Auch kann durch den Reiz, welchen der Staub verursacht, Schnupfen und Husten bewirkt werden, besonders wenn die Tänzer und Tänzerinnen sich zur Erholung auf die Flur, oder gar auf den Hof oder die Straße begeben. Der Gesundheitszustand der Müller, Bäcker, Bildhauer, Steinmetzen, die sich beständig in einer mit vielem Staube angefüllten Atmosphäre aufhalten, leisten Gewähr für diese Behauptung; denn Viele unter ihnen leiden an einer langwierigen Entzündung ihrer Lunge, wenn sie sich nicht selbst durch vorgebundene Tücher ꝛc. schützen. Das Sieche und Ausgezehrte dieser Leute zeigt ihren Lungenzustand an. Da auch zugleich der Druck einer solchen uns umgebenden Luft auf den äußern Umfang des Körpers vermindert wird, so kann das erhitzte, in eine schnellere Bewegung gesetzte Blut, um so leichter in die Hautgefäße eindringen, sie wiedernatürlich ausdehnen, ermattende Schweiße hervorbringen, und alle jene nachtheiligen Folgen um so leichter zur Begleitung haben. Ja die auf der Oberfläche des ganzen Körpers und der Lungen, besonders befindlichen Wassergefäße, deren Mündung bei erhitzten Körpern noch mehr geöffnet sind, nehmen die in der Luft schwebenden verdorbenen Säfte in sich, und leiten sie in die Masse unserer Säfte, wodurch dann das Verderben derselben befördert wird. Man erzählt, daß zu Oxford im Jahre 1577, Richter, Räthe und alle Anwesende, dreihundert an der Zahl, plötzlich starben, als man über einige Missethäter in einem engen Zimmer Gericht hielt. Die Engländer nennen diesen Tag noch bis jetzt den schwarzen Gerichtstag. Ein anderes auffallendes Beispiel hat der Ritter von Zimmermann aufgezeichnet, da im Jahre 1750 im Sommer in London bei der Verurtheilung einiger Verbrecher im engen Zimmer, unter den Richtern ein bösartiges Fieber ausbrach, welches selbst durch die Kleider ansteckend geworden ist, und so ist es auch mit der *Ansteckung auf den* Tanzböden, welche die Tänzer

mit nach Hause bringen, wenn sie sich in einer solchen Atmosphäre aufhalten. — Nicht weniger verdient der zu plötzliche Wechsel einer kaum athmenbaren Luft mit der äußern kühleren gerügt zu werden. Es ist leider keine Seltenheit, Frauenspersonen nur in einem dünnen Gewande, fast mit halb entblößtem Körper sich unbedachtsam einer so schleunigen Abwechselung in der Wärmetemperatur aussetzen zu sehen, ohne daran zu denken, wie theuer sie solche Vergehungen bezahlen müssen, und wie viele schon ein Opfer dieser leichtsinnigen Sorglosigkeit geworden sind. Die unmerkliche Ausdünstung ist ein zur Gesundheitspflege nöthiges Geschäft der Haut. Der Zweck derselben ist, das Uebermaaß der Wärme auszuleeren; denn da unser Körper so beschaffen ist, daß sich in ihm immer mehr Wärme erzeugt, als zur Erhaltung der Gesundheit erforderlich ist, so würde die Anhäufung derselben der Gesundheit sehr nachtheilig werden. Um aber die Temperatur des Körpers im Gleichgewichte zu erhalten, leert sie auch eine wässrige Materie aus, welche in Gestalt eines Dunstes wegraucht, und nur das Mittel ist, jene auszuscheiden, um ihre Anhäufung zu verhindern; und daher nimmt auch die Hitze in den Fiebern wieder ab, wenn sich die Ausdünstung wieder herstellt, und sie vermehrt sich, wenn die Ausdünstung fehlt. Wenn sich gleich die Menge derselben nicht genau bestimmen läßt, indem sie nach der Lebensart, nach den Temperamenten, Alter und nach der Temperatur verschieden ist, so kann man doch annehmen, daß sie die Hälfte von dem ausmache, was man zu sich nimmt. Auch beweiset es der Schweiß, der nichts anders, als eine verstärkte Ausdünstung ist, und als kleine Tropfen, welche zusammen zu fließen scheinen, der aber aus derselben Ursache entsteht, nur sind sie bei ihm erhöhet. Die Nachtheile einer zurückgehaltenen Ausdünstung können daher nicht unbedeutend seyn, besonders wenn sie plötzlich unterbrochen wird; denn da durch jede heftige Bewegung des Körpers, und also auch durch jeden übertriebenen Tanz das erhitzte scharfe Blut stärker in die Hautgefäße getrieben, und ein ermattender Schweiß hervorgepreßt wird, der auf der Haut angehäufte Wärmestoff aber die Hautnerven gegen ie-

den äußeren Eindruck empfänglicher macht, so kann das nicht fehlen, daß vermöge des Reizes einer [illegible]eren Temperatur die Hautgefäße krampfhaft zusammengeschnürt, die Ausdünstung gehemmt, und so eine wichtige Funktion der Haut verletzt werde. Der Schaden, der aus dieser Quelle entspringt, ist größer, als man anfangs denkt. Es entstehen daher nicht nur Schlagflüsse, Kopfschmerzen, Augen- Ohren- und Halsentzündungen, Zahnschmerzen, rosenartige Hautentzündungen, Gelbsucht, Gallenfieber, Krämpfe, und wegen der gehemmten Thätigkeit der Wassergefäße, und der dadurch gehemmten Einsaugung, Wassergeschwülste, Gliederreißen, Ausschläge, sondern es kann auch, da die innern Eingeweide, besonders die Lungen, mit der Haut in einer genauen Verbindung stehen, die durch den Reiz einer kalten Temperatur verursachte Alteration der Hautnerven sich leicht auf diesen oder jenen Theil fortpflanzen, nachdem in diesem oder jenem Theile schon eine kränkliche Anlage vorhanden ist, so daß das erhitzte scharfe Blut stärker dahin geleitet wird, in die kleinsten feinen Endigungen der Pulsadern eindringt, diese in widernatürliche Schwingungen versetzt, und zugleich die Anfänge der zurückführenden Blutgefäße zusammenschnürt; daher entstehen dann wegen des aufgehobenen Gleichgewichts zwischen Anhäufung und Ableitung, Entzündungen, Pleureſien, welche leicht in Brand oder doch wenigstens in eine bösartige Vereiterung übergehen, weil der Mangel an Kräften und die Verderbniß der Säfte nicht leicht eine Zertheilung zuläßt, deren Begleiterin öfters dann die Lungenschwindsucht ist; oder es erfolgen unter günstigen Umständen nur Katharre, welche aber auch, wenn sie mit einem Fieber verbunden sind, und über den vierten Tag dauern, verdächtig sind, und wenn sie öfters zurückkommen, die häufigsten Ursachen der Lungenschwindsucht werden; denn da ein Katharr nichts anders, als eine superficielle Entzündung der drüsigen Fläche der Luftwege ist, so kann sich diese sehr leicht auf die Lungen fortpflanzen. Tissot sagt: daß das Vorurtheil, daß ein Schnupfen nie gefährlich sei, alle Jahre viele Personen das Leben koste, und ein sehr geschickter und erfahrener *Arzt antwortete einem* Freunde, welcher ihm sagte: er

befinde ſich wohl und habe bloß den Schnupfen: der Schnupfen rafft mehr Menſchen fort, als die Peſt. Denn wie leicht iſt das Erkälten nach jeder ſelbſt unwillkührlichen Erhitzung, wenn man aus warmen Stuben an die kältere Luft tritt, und beſonders wenn man Eckſtraßen erreicht, wo ein anderer Windſtrich ſtrömt, ſo wie der Schnupfen, beſonders bei Perſonen, welche gewohnt ſind Schnupftabak zu gebrauchen, weil der Naſenkanal den heftigen Reiz täglich gewohnt iſt, Ausleerungen des Schleimes über Ausleerungen verurſacht, die überſpannten Schleimdrüſen ausgemergelt werden, und der ſtinkende Schleim faſt einen permanenten Schnupfen hervorbringt. Wenn ſich daher ein durch lange und heftige Unterredung, Gezänk, Singen, Tanzen, Laufen, und dergleichen Erhitzter, gegen die üblen Folgen des Schnupfens, des Flußfiebers und dergleichen Uebel ſichern will, ſo hält man ſich beim Ausgehen ein Schnupftuch vor die Naſe, und die Perſon, welche Tabak ſchnupft, zieht oft kaltes Waſſer in die Naſe, um den Reiz, beſonders vor dem Zubettgehen, aus dem Kopfe fortzuſchaffen, um die Drüſen wieder zu ſtärken, welche ſonſt manche üble Träume veranlaſſen können. Kurz, die Regel, ſich nach allen Erhitzungen gegen geſchwinde Abkühlung ſorgfältig in Acht zu nehmen, iſt eine der wichtigſten, auf welchen die menſchliche Geſundheit, dieſes höchſte Erdenglück, beruhet. Auch können alle oben angeführten Uebel, ſelbſt Lähmungen, die Strafe einer ſolchen leichtſinnigen Sorgloſigkeit ſeyn. Man hat Beiſpiele von einer ſolchen unvorſichtigen ſchnellen Abkühlung des Körpers, nach einer vorhergegangenen Erhitzung der untern Gliedmaßen bei Frauensperſonen entſtehen geſehen, welche ſelbſt gegen die Berührung der Brenneſſeln gefühllos blieben, und nur erſt nach einem anhaltenden Gebrauche von reizenden Salben, Spaniſchen Fliegen und angebrachter Elektricität, die Empfindbarkeit wieder bekamen. Zuletzt kann eine zu frühe Entkleidung und Entblößung, und noch geſchwinder ein kühler Trunk die gedachten Uebel noch mehr beſchleunigen; daher wäre in dieſem Falle eine Taſſe warmer Kaffee den erhitzten Tänzerinnen zu *empfehlen.*

Dieses wäre nun so Alles, was sich für und wider das Tanzen, sowohl in physischer, in Beziehung auf die Gesundheit des Körpers und Geistes, als auch in moralischer Hinsicht sagen ließe. Daß vielleicht hier Manches zu stark hervorgehoben worden, welches wohl einige Modifikationen erleiden kann, liegt in dem warmen Interesse für die Menschheit, bei welchem stets das Uebel, welches dieselbe treffen könnte, mit zu lebendigen Farben ausgemalt wird, um davor zu warnen; denn das Tanzen hat nur in der Uebertreibung Nachtheil, keinesweges aber als eine solide Leibesübung, und als ein Vergnügen, welches jeder Anständigkeit zur Seite gestellt werden kann, also auch nicht in den Ciklus der unanständigen Belustigungen gehört, vor denen man unbedingt warnen muß, ja es hat, wie schon oben angeführt worden, eine sehr edle Seite, indem dadurch der Körper Gewandtheit, Feinheit und Anstand erhält, um sich in guter Gesellschaft vor Leuten von Erziehung zu produciren, und dann ist es auch noch die anständigste Belustigung für beide Geschlechter im Vereine, macht den Jüngling und Mann auf manche Reitze und Liebenswürdigkeiten des zweiten Geschlechts aufmerksam, die ihm im Gewühle des Geschäftslebens entgehen, und wiederum die Jungfrau auf das Benehmen und Feinheitsgefühl der Jünglinge und Männer in ihrer Gesellschaft, um ihre Gunst zu gewinnen. Lauter Eigenschaften, welche die Annehmlichkeiten des Lebens erhöhen. Werden sie unrichtig angewendet, welches jedoch nur selten in Beziehung auf die Moralität geschieht, wohl mehr in physischer Beziehung, in einem Uebergenusse des Dargebotenen, so liegt dieses nicht im Tanzen und in der Tanzkunst, da ein jedes gebotene Vergnügen durch Uebergenuß schädlich werden kann, wohl aber an den Genießern dieses Vergnügens.

Περὶ ὀρχήσεως: vom Lucian. Amſterdam, 1687. Dieſe Schrift enthält ein Geſpräch zwiſchen Lucian und Kraton, worin jener dieſen von dem Werthe der Tanzkunſt überzeugt. Hiſtoriſche Nachrichten, die Tanzkunſt der Alten betreffend. Erforderniſſe eines guten pantomimiſchen Tänzers. — Deutſche Ueberſetzung in der Sammlung vermiſchter Schriften zur Beförderung der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte. Bd. 1. Berlin, 1759.

Jo. Meursii Orchestra s. de saltatione veterum; im 8ten Bande, S. 1234 des Gronovſchen Theſaurus.

Jo. Bilbergh de Orchestra s. de saltatione veterum. Upsal., 1685.

L'Abbé du Parc. Idée des Spectacles anc. et nouv. Paris, 1668.

Traité de l'Origine de la Danse, in dem Extraordinaire des Mercure galant. 1680. 10. und 11. Band.

Deux mémoires pour servir á l'histoire de la Danse des Anciens par Jean Burette, im 2ten Bande der Mémoires de l'Accademie des Inscriptions.

Dial. sopra le antiche saltazioni di Pier. Ant. Gaetani, im 36ſten Bande der Raccolta d'Opusc. scient. ed. filol.

Claude François Ménestrier, des ballets anciens et modernes selon les regles du théâtre. Paris, 1682. S. auch Act. erud. 1683, p. 238 u. f.

Foinet Arbeau, Orchesographie, 1688.

Feuillet (Maître de Danse à Paris) Chorégraphie ou l'art d'écrire la danse par caractères, figures et signes demonstratifs. 2. Ed. 1701. Deutſch in Tauberts Werke.

Muſſard, von den aus dem Heidenthume in die chriſtliche Kirche übergegangenen Gebräuchen. Cap. 5. (Dieſes Werk findet man ohne Angabe des Druckorts und der Jahreszahl erwähnt. Es wird darin von den Kirchentänzen Nachricht gegeben.

Chriſt. Heinr. Brömels Abhandlung von den Feſttänzen der erſten Chriſten. Jena, 1704.

Art of dancing by Gallini. Lond. (ohne Anzeige der Jahreszahl).

Essay towards the history of Dancing. London, 1712

Bonin, neueſte Art der galanten und theatraliſchen Tanzkunſt, 1712.

Berends Tanzkunst, 1713.
Paschens Beschreibung wahrer Tanzkunst, mit einer Vorrede von Borkmann. Leipzig, 1713. (Pasch war Tanzmeister in Leipzig im Anfange des 18ten Jahrhunderts, und Borkmann in Zerbst.
Lambranzi, theatralische Tanzkunst mit Kupfern. 1716.
Gottfried Taubert's (Tanzmeisters zu Leipzig) rechtschaffener Tanzmeister oder gründliche Erklärung ꝛc. Leipzig, 1717. (Nach dem Urtheile der Sachkenner ist dieses dicke, 1176 Seiten in 4. enthaltende Werk, ohne Vorrede und Register, mit mehr als 50 Kupfertafeln, voll choregraphischer Figuren, eines der vorzüglichsten Werke, nur ermüdend weitläufig und von Gelehrsamkeit strotzend).
C. Chr. Lange, Anfangsgründe zur Tanzkunst (in der Mappemonde liter. ohne weitere Anzeige erwähnt).
Dan. le Roy Ordeelkundige Aanmerkingen over de Dansseryen, zo-der ouden, as lateren Volkeren. Rotterdam, 1722.
Pierre Bonnet Bourdelot, histoire de la danse sacrée et profane, ses progrès et ses révolutions depuis son origine jusqu'à présent. Par., 1724.
Gust. G. Zeltneri, Dissert. de Choreis veter. Hebraeor. Alt., 1726.
Octav Ferrarii Dissert. de Mimis et Pantomimis, im 2ten Buch von Sallengre's Thes. S. 677 u. f.
Nic. Calliachii de ludis scenic. Mimor. ac Pantomim. syntagma, ebendaselbst, S. 699 u. f.
John Weaver, history of the Mimes and Pantomimes, with an historical account of several performers in dancing, living in the times of the Roman Emperors. London, 1728.
Jo. Seb. Rentzii, Dissert. de religiosis saltationib. vet. Judaeorum. Lips., 1738.
Boulanger de Rivery, Recherches historiques sur les Mimes et Pantomimes. Paris, 1751.
Louis Cahusac, Traité historique de la Danse. Paris, 1753. 3 P. (eine sehr schätzbare Abhandlung, worin man aber weniger Raisonnement, und mehr historische Data findet). Deutsch in der Sammlung vermischter Schriften 1. u. f. B.
Charles Pauli (maître à danser à l'Univ. de Leipsic),

Elemens de la Danse. Leipzig, 1756. (Es enthält ein kleines Wörterbuch von Benennungen, die in der Tanzkunst vorkommen, und manche gute Bemerkungen.)

Hänsels Tanzkunst. 1755.

Le Festin de Pierre, Ballet Pantomime, composé par M. Angiolini et représenté à Vienne en Octob., 1761. Diese Beschreibung ist von H. Calzabigi.

D. Grünenberg, disput. an liceat saltare?

Meletaon. von der Nutzbarkeit des Tanzes.

O. J. V. F. Kunst nach der Choregraphie zu tanzen und Tänze zu schreiben. Braunschweig, 1767. (Ein sehr magerer Auszug aus Feuillet.)

Noverre Lettres sur la danse et sur les ballets. Vienne, 1767. 444 P. — Deutsch, Briefe über die Tanzkunst und über die Ballette. Hamburg und Bremen, 1769. (Ein Hauptbuch für den, der die höhere Tanzkunst zu seinem Studium macht.)

Theod. Franzisk. Petersen, praktische Einleitung in die Choregraphie oder Tanzzeichnungskunst, nach dem Französischen Originale, nebst zwölf Engl. Tänzen. Th. 1. 1791. Schleswig. 84 S. Angehängt sind die Artikel „Tanz und Tanzkunst", aus Sulzer. (Ein sehr brauchbares Buch für Liebhaber des gesellschaftlichen Tanzes.)

J. H. Kattfuß, Choregraphie oder vollständige und leicht faßliche Anweisung zu den verschiedenen Arten der heut zu Tage beliebtesten gesellschaftlichen Tänze für Tanzliebhaber, Vortänzer und Tanzmeister. 2 Thle. mit Kupfern. Leipzig, 1800 — 1802.

Taschenbuch für Liebhaber der schönen Tanzkunst. Kobl. und Leipzig, 1800.

E. C. Mädel, die Tanzkunst für die elegante Welt. Erfurt, 1805.

Taschenbuch der Tanzkunst. Breslau, 1811.

Bartholsmay (Akademiker, Universitäts-, Tanz- und Fechtlehrer, Choregraph ꝛc.). Paul Bruno, die Tanzkunst in Beziehung auf die Lehre und Bildung des wahren Anstandes und des gefälligen Aeußern; ein gründlicher Leitfaden für Schüler und Lehrer, für *Eltern und* Erzieher, ingleichen für angehende Diplo-

maten und Maler. Enthaltend die Methodik, die Grundsätze und die geläutertsten Begriffe dieser Kunst, mit Hinsicht auf die Lehre, sich in allen Stellungen und Bewegungen in der richtigsten Haltung zu finden, nebst der Lehre der hohen und höchsten Hofetiquette. Mit zwei choregraphischen Tabellen. Giessen, 1838.

E. D. Helmke, die Kunst, sich durch Selbstunterricht in kurzer Zeit zum feinen Weltmanne und sehr geschickten Tänzer zu bilden. (Neue Ausgaben, mit 3 Tafeln Abbildungen.) Leipzig, 1839.

Sam. Jac. Wolf, Erörterungen der wichtigsten Ursachen der Schwäche unserer Generation in Rücksicht auf das Walzen. Deutschlands Söhnen und Töchtern angelegentlichst empfohlen. Halle.

G. L. W. Sponitzer, das Tanzen, in pathologisch-moralischer Hinsicht erwogen. Berlin, 1795.

Joh. Evang. Wetzler, über den Einfluß des Tanzens auf die Gesundheit, nebst Verhaltungsregeln. Landshut, 1801.

J. Wendt, über den Tanz, als Vergnügen und Schädlichkeit, ein Beitrag zur Diätetik. Breslau, 1802.

Dann findet man noch Aufsätze über den Tanz und die Tanzkunst in Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste, in alphabetischer Ordnung; vier Theile, neue Ausgabe, mit Beiträgen von Blankenburg. Leipzig, 1792—95. — In dem Taschenbuche zum geselligen Vergnügen, herausgegeben von W. G. Becker und fortgesetzt von Fr. Kind. — Im Taschenbuche für Damen von Hüber, Lafontain, Pfeffel und Sulzer auf das Jahr 1798. S. 77 bis 92. — Neuer Tanz- und Ballkalender für das Jahr 1801, Berlin, bei Joh. Friedr. Ungar, mit 13 Kupfern. Inhalt: Geschichte der Tanzkunst, über die Philosophie der Tanzkunst — ein Gespräch; über alte und neue Bälle; über den Tanz in pathologischer Rücksicht; über Maskeraden; über Seiltänzer; über den Tanz in anatomischer Rücksicht; über Thiertänze; über den Tanz in pädagogischer Hinsicht; Tanzlieder. — Sammlungen von Tänzen, sowohl Musik, als Touren, hat man eine große Menge, und in London, Paris, Wien, Berlin, *Leipzig, Hamburg* ꝛc. kommen von Zeit zu Zeit neue

heraus. Eine ſehr anſehnliche Sammlung iſt diejenige, welche unter dem Titel Terpſichore in Leipzig erſchien. — Einzelne Aufſätze über Tanz und Tanzkunſt findet man in verſchiedenen Zeitſchriften, ſowohl in den noch fortgehenden, als eingegangenen, die theils unter dem Titel von Magazinen, Journalen, Quartalſchriften, Portefeuillen, Anzeigen ꝛc., theils auch von Zeitungen, fliegenden Blättern ꝛc. erſchienen ſind und zum Theil noch erſcheinen. Mehrere ſehr gehaltvolle Aufſätze ſtehen im neuen Hannöverſchen Magazine, in den Braunſchweigiſchen Anzeigen, in der Zeitung für die elegante Welt, im Freimüthigen, Morgenblatte ꝛc. ꝛc.

Tanz, der Aegyptiſchen Prieſter, ſ. unter Tanz und Tanzkunſt, Th. 179, S. 642.

— (Afrikaniſcher), Afrikaniſche Tänze, beſonders bei den Südafrikanern, den verſchiedenen Negervölkern oder Negerſtämmen; ſ. unter Südafrika, Th. 178, S. 49 u. f. — Bei den Hottentotten findet man auch den Paviantanz und den Bienentanz. Bei dem Erſteren machen ſie die Stellungen und Bewegungen der Affen nach, indem ſie auf Händen und Füßen tanzen, und bei dem Bienentanze machen ſie das Schwärmen der Bienen und deren Geſumſe nach.

— (allegoriſcher), allegoriſche Tänze, Tänze, in welchen man die Sitten und Gebräuche einzelner Völker, in Kleidung, Bewegung, Stellung und Pantomimen nachahmt; auch andere Anſpielungen auf Perſonen ꝛc. macht.

— (Amerikaniſcher), Amerikaniſche Tänze, Tänze, welche bei den Ureinwohnern dieſes Welttheils, beſonders bei den Indianern, aufgeführt oder getanzt werden. So ſollen die Tänze von den Californiern bei den Erndtefeſten und andern Luſtbarkeiten etwas Theatraliſches haben; ſie ſtellen nämlich in ihren Tänzen die verſchiedenen Verrichtungen, welche beim Fiſchfange, bei der Jagd, im Kriege, und bei andern wichtigen Vorfällen vorzukommen pflegen, durch pantomimiſche Be-

wegungen dar. Die Tänze der Mexikaner, überhaupt der Indianer dieſer Staaten, werden bei der Muſik von Trommeln und Pfeifen aus Schilfrohr angeſtellt, und beſtehen in mannigfaltigen, zum Theil poſſirlichen Bewegungen und Stellungen. Dreißig bis vierzig Perſonen ſtellen ſich in einen Kreis, ſtrecken die Hände aus, legen ſie wechſelsweiſe auf die Schultern, ſtampfen mit den Füßen, und ſpringen einige Stunden lang herum, bis ſie müde ſind. Zuweilen begeben ſich eine oder zwei Perſonen aus dem Kreiſe der Geſellſchaft, um die Uebrigen durch Proben ihrer Geſchwindigkeit und Geſchicklichkeit in einem Solo oder Pas de deux zu unterhalten. Sie werfen z. B. ihre Bogen in die Höhe, fangen ſie wieder, beugen ſich zurück, und ſpringen dann ſehr ſchnell wieder vorwärts. Von den Tänzen der Delawaren und Irokeſen, ſ. oben, S. 11 u. f.

Tanz (Aſiatiſcher), Aſiatiſche Tänze, die Tänze der verſchiedenen Völkerſchaften Aſiens, der Türken, Perſer, Tataren, Oſtindier, Wogulen, Oſtiaken, Samogeden, Kalmücken, Kamtſchadalen ꝛc., ſ. oben, S. 1 und S. 7 u. f., und die verſchiedenen angezeigten Artikel in dieſem Regiſter.

— , der Bajaderen, in Indien, hat mit dem oben, S. 2, beſchriebenem Tanze der Almees in Aegypten Aehnlichkeit; ſ. auch unter Tänzer und Tänzerin, weiter unten.

— (Bären-), ſ. oben, S. 9; auch den Art. Tanzbär.

— (Bauern-), ſ. Th. 179, S. 660, 732, und oben, S. 25. Die Bauerntänze ſind größtentheils die in jedem Lande üblichen Nationaltänze, wie z. B. in Deutſchland der Walzer, Zweitritt, Länder oder Schleifer, eine Art Allemande ꝛc.

— (Bettler), Bettlertänze, uneigentlich eine Benennung der Tänze, welche in dem Bettlerklub in London aufgeführt werden, wenn nämlich die Bettler Londons und der *Umgegend* am Sonnabende in demſelben

zuſammenkommen, ihre Einnahme berechnen, ihre Wirthſchaftsangelegenheiten ordnen, ſich gütlich thun, und zum Beſchluſſe tanzen.

Tanz (Biegel-), ſ. Tanz (Böttcher-).

— (Bienen-), ſ. oben, unter Tanz (Afrikaniſcher-).

— (Böttcher-), Biegeltanz, ſ. unter Tanz und Tanzkunſt, Th. 179, S. 733.

— (Bühnen-), ſ. Tanz (Theater-).

— (Canarien-), ſ. unter Tanz und Tanzkunſt, Th. 179, S. 662.

— (Charakter-), Charaktertänze, werden diejenigen Bühnentänze genannt, worin Solotänzer und Tänzerinnen, auch die Figuranten, als beſondere Charaktere auftreten, z. B. als Gärtner und Gärtnerinnen, als Landleute, als Schäfer und Schäferinnen, als Türken, Griechen, Armenier; als ein Sultan im Harem mit ſeinen Favoritinnen, oder außer demſelben mit ſeinem Gefolge; als Pan, Silen mit ſeinen Walddienern und Dienerinnen, den Satyren und Nymphen, als Bacchus mit den Bacchanten, als Vulkan mit ſeinen Cyklopen, als Jupiter mit den Himmel ſtürmenden Rieſen ꝛc. ꝛc. Die Anführer tanzen die Solos, und die Figuranten fallen dann mit ihren Tänzen ein, ſo daß dieſe Abwechſelung der Solos und des Chors in Bewegung, Stellung und Pantomime die Zuſchauer anziehen und feſſeln.

— (Contre-), ſ. unter Tanz und Tanzkunſt, Th. 179, S. 718.

— (Derwiſch-), der Tanz der Derwiſche, ſ. oben, S. 5 und 6.

— (Deutſcher), Händetanz, Allemande, ſ. Th. 179, S. 722; auch der Walzer führt den Namen Deutſcher Tanz.

— (Dreh-), eine Benennung, womit der Walzer oder *Dreitritt* (Deutſcher und Schottiſcher Walzer, Ra-

dowa ꝛc.), der Galopp oder Zweitritt, der Länder, der Kreistanz und andere Tänze belegt werden, in denen man ſich im Kreiſe herumdrehet.

Tanz (Engliſcher), Anglaiſe, auch Country-Danse, ſ. unter Tanz und Tanzkunſt, Th. 179, S. 788.

— (ernſthafter), ernſthafte Tänze, ſie ſtehen in den Geſellſchafts- oder Kammertänzen den luſtigen entgegen. Zu dieſen Tänzen werden die gravitätiſchen Tänze gerechnet, die mit Anſtand und Würde ausgeführt werden, wozu die Courante, die verſchiedenen Menueten ꝛc. gehören, die jetzt aber größtentheils aus der Mode gekommen ſind. Von den alten Tänzen dieſer Art iſt ſchon unter Tanz und Tanzkunſt, Th. 179, die Rede geweſen.

— (Eröffnungs-), eine Benennung der Courante und Menuet, weil ehemals damit bei einem Balle derſelbe eröffnet wurde; ſie waren die erſten Tänze, womit der Ball begann.

— (Europäiſcher), Europäiſche Tänze, nennt man diejenigen Tänze, welche von den verſchiedenen Völkern Europas getanzt werden, und die ſich in National- und in angenommene oder überkommene Tänze theilen. Die Nationaltänze kommen faſt bei jedem Volke vor, wie z. B. in Deutſchland: der Walzer, der Ringtanz, der Kehraus, der Händetanz oder die Allemande ꝛc.; in Frankreich: die Menuet, der Cotillon, die Quadrille ꝛc.; in England oder Großbritannien: der Contretanz, die Ecoſſaiſe oder das Schottiſche ꝛc.; in Spanien: der Fandango, die Seguedilla ꝛc. ꝛc., und ſo auch bei andern Nationen. Die angenommenen oder überkommenen Tänze ſind diejenigen, welche ein Volk von einem andern annimmt, ſo ſind aus Frankreich nach Deutſchland: die Sarabande, Courante, Menuet, Françaiſe, der Cotillon, die Quadrille ꝛc. gewandert; ſo aus *England der Contretanz*, die Ecoſſaiſe ꝛc., aus

Polen die Polonaiſe ꝛc. ꝛc., und ſo wieder aus Deutſchland die Nationaltänze, wie der Walzer, die Allemande ꝛc., nach Frankreich ꝛc. ꝛc.

Tanz (Eyer-), bei den Equilibriſten, ein Tanz, welcher zwiſchen mehreren Reihen von Eyern, die auf den Boden der Schaubühne hingelegt worden, ſo ausgeführt wird, daß der Tänzer auf den Zehenſpitzen zwiſchen dieſen Eyern hindurch tanzt, ohne ein Ey zu berühren, vielweniger es zu zertreten; damit dann die Zuſchauer ſehen, daß die ausgelegten Eyer wirkliche Hühnereyer ſind, ſo erſcheint der Luſtigmacher oder Hanswurſt, und indem er es dem Tänzer nachmachen will, zertritt er die meiſten der Eyer im Angeſichte des Publikums. — Ein zweiter Eyertanz geſchieht von den Eskamoteurs oder Taſchenſpielern. Man bringt drei Hühnereyer auf die Bühne, legt davon zwei auf den Tiſch, und das dritte in einen Hut. Man bittet nun Jemanden um ein kleines Rohr, zeigt es herum, um zu überzeugen, daß es ohne Vorbereitung iſt, legt es dann quer über die Oeffnung des Hutes, und in demſelben Augenblicke fällt der Hut auf die Erde, und das Ey ſitzt am Spaniſchen Rohre, als wenn es daran geleimt wäre, feſt. Nun fängt das Orcheſter irgend einen Tanz zu ſpielen an, und das Ey hüpft, als wenn es mit der Muſik ſympathiſirte, von einem Ende des Stabes zum andern, nach dem jedesmaligen Takte der Violiniſten, tanzend, und ſo lange fort, bis die Muſik zu Ende geht. — Die Auflöſung dieſes Kunſtſtückes wird auf folgende Weiſe gegeben. Das Ey hängt vermittelſt eines kleinen Zapfens, welchen man der Länge nach durch eine kleine Oeffnung in die Schale geſteckt, und der Quere nach an der innern Fläche der Eyerſchale angeſtemmt hat, welche Oeffnung man dann mit weißem Wachſe verklebt, mit dem Rohre zuſammen. An dieſem Zapfen, der ein Häkchen hat, iſt nämlich ein weißes Pferdehaar mit dem einen Ende befeſtiget, wovon das andere Ende

an dem Kleiderknopfe des Künſtlers befeſtiget iſt, oder auch an einer, wie ein Haken gebogenen Stecknadel, und das unter dem Pferdehaare ganz nahe am Ey laufende Rohr oder Röhrchen dient demſelben zum Stützpunkte. Sobald nun die Muſik ihren Anfang nimmt, ſo bewegt der Taſchenſpieler oder Eskamoteur das Rohr von der linken gegen die rechte, und von der rechten gegen die linke Hand; hierdurch erſcheint es auf den erſten Blick, als ob das Ey längs dem Stabe hinläuft. Die ganze Sache verhält ſich aber anders; denn da es an ſeinem Faden beſtändig hängt, ſo bleibt ſein Schwerpunkt immer in gleicher Diſtanz vom Hefte, an welchem der Faden befeſtiget iſt. Nur der Stab zeigt im Herumdrehen nach und nach mehrere Punkte an der Oberfläche des Eyes, wodurch die Augentäuſchung entſteht, ſo, daß es den Zuſchauern vorkommt, als ob das für Muſik ſo empfindſame Ey wirklich nach dem Tempo der Geige tanzt. Um die Sache noch täuſchender zu ſpielen, und um der Geſellſchaft den Wahn beizubringen, daß ſich das Ey nach den verſchiedenen Punkten des Rohrs wende, und daran auf- und abklettere, ſo dreht ſich der Kunſtler ein wenig auf den Schuhabſätzen herum, und das Ey erhält, während der Zeit, als er ſich im Kreiſe herumdreht, wirklich in den Augen der Zuſchauer eine Bewegung, welche ihm das Anſehen giebt, als ob es ſeine Stelle verändert, ob es gleich beſtändig von dem Punkte, wo daſſelbe angeheftet iſt, in einerlei Diſtanz bleibt.

Tanz (Fackel-), ſ. unter Tanz und Tanzkunſt, Th. 179, S. 658 und 659 u. f., und S. 733,

— (Fahnen-), ſ. daſelbſt, S. 734.

— (feſtlicher), feſtliche Tänze, zu dieſen Tänzen rechnet man uneigentlich alle diejenigen Tänze, welche bei Hochzeiten, Kindtaufen, Erndteſeſten, Kirchmeſſe, zur Friedensfeier, und bei andern Gelegenheiten getanzt werden; da dieſes größtentheils nur vom Volke, das

heißt, von den untern Klaſſen des Volks geſchieht, ſo ſind es auch Nationaltänze; aber auch andere Tänze kommen an die Reihe. S. auch Tanz und Tanzkunſt, Th. 179, S. 731 u. f.

Tanz (Feuer-), ſ. Tanz und Tanzkunſt, Th. 179, S. 669 u. f.

— (figurirter), eine Benennung des Balletts; auch der Quadrille unter den Kammertänzen, weil darin viele Tanzfiguren vorkommen.

— (Franzöſiſcher), Française, Cotillon ꝛc., ſ. unter Tanz und Tanzkunſt, Th. 179, S. 716 u. f. — Zu den Franzöſiſchen Geſellſchafts- oder Kammertänzen rechnet man noch die Courante, Menuet, den Contretanz, der nach dem Engliſchen gemodelt worden, die Quadrille ꝛc. ꝛc.; ſ. daſelbſt, S. 714 u. f.

— (Friedens-), ſ. Tanz (Pfeifen-).

— (Froſch-), ein Tanz, der das Hüpfen der Fröſche nachahmt.

— (Fundamental-), Fundamentaltänze, werden diejenigen Tänze genannt, welche die Grundlage der andern ſind, oder woraus die andern gebildet worden; es waren die Courante, die Bourrée, und die Menuet. Jetzt ſind dieſe Tänze ganz aus der Mode gekommen, wenigſtens die beiden Erſteren, die Menuet wird noch hin und wieder getanzt.

— (galanter), ſ. Tanz (Liebes-).

— (gemeiner), ſ. Tanz (Kammer-).

— (Geſellſchafts-), ſ. daſelbſt.

— (Griechiſcher), der alten Griechen, ſ. unter Tanz und Tanzkunſt, Th. 179, S. 633 und 643 u. f.; der neuen Griechen, ſ. oben, S. 6 und 7.

— (Großvater-), ſ. Tanz (Reihen-).

— (groteſker), die Groteske, ein theatraliſcher Tanz im Ballette; ſ. oben, S. 15.

— (Halsband-), der Griechen, der Hormos oder Hormus, ſ. unter Tanz und Tanzkunſt, Th. 179,

S. 646. Jünglinge und Jungfrauen waren darin abwechſelnd hinter einander gereihet, gleichſam ein Halsband oder Halsſchnur vorſtellend. Ein Jüngling führte den Reigen an, und ſittſam folgte die Jungfrau, und ſo abwechſelnd.

Tanz (Hände-), ſ. Tanz (Deutſcher).

— (Hanakiſcher), ſ. unter Tanz und Tanzkunſt, Th. 179, S. 731.

— (harmoniſcher), ſ. oben, S. 26.

— (heiliger), ſ. Tanz (religiöſer).

— (heroiſcher), heroiſche Tänze, Tänze, in welchen die Heldenthaten großer Fürſten, Feldherren und deren Gefolge geſchildert werden, ſowohl in Bewegung und Stellung, als auch in der Pantomime.

— (Höherer), ſ. oben, S. 13.

— (Holländiſcher), ſ. unter Tanz und Tanzkunſt, Th. 179, S. 731 u. f.

— (Johannis-), ſ. daſelbſt, S. 658.

—, der Iſraeliten und Juden, ſ. daſ., S. 632 u. f., und 643.

— (Italieniſcher), ſ. unter Tambourin, Th. 179, S. 596. Die meiſten Reiſenden, die Italien beſuchten, kommen darin überein, daß die neuern Italieniſchen Volkstänze viel Abwechſelung haben, und beſonders ſehr belebt werden durch das feurige Mienen- und Geberdenſpiel der Italiener, die beredetſte Poeſie bei ihrem Tanze. Die Italieniſchen Tänze ſind daher voll Ausdrucks, voll Lebens, und von einer Mannigfaltigkeit, die den Beweis liefert, daß Alles, was die Alten von der Anordnung der Tanzkunſt und von ihrer Veredlung erzählen, nicht übertrieben iſt. Deshalb war auch bei den Griechen die Tanzkunſt von den früheſten Zeiten an ſehr geehrt. So rühmt Homer am Meriones, daß er ein guter Tänzer geweſen, und Sokrates ſchämte ſich nicht, ſich im Tanze zu üben, und die Geſchichte hat uns den Namen des Kalliphron aufbehalten, des

Tanzmeiſters vom Epaminondas. In Italien werden die Tänze durch die Guitarre oder Mandoline mit dem Tambourin begleitet, auch wohl durch ein anderes Streichinſtrument. — Auch der Taranteltanz, der in Tarent und deſſen Umgegend vorkommt, gehört hierher. Er ſoll nach dem Stiche einer Art giftiger Spinnen (Tarantula) erzeugt werden, die denjenigen, der dieſe Verwundung erhält, in eine tiefe Melancholie verſetzt, die oft mit dem Tode endiget, und nur durch einen heftigen Tanz geheilt werden kann. Der Kranke tanzt aber nicht eher, bis der Spielende die Melodie getroffen hat, die allein auf ihn wirkt. Dieſelbe Melodie wirkt nicht auf Alle. Der Gebrauch dieſes Mittels ſoll ſich bloß auf Puglien einſchränken, obgleich die Tarantel auch in andern Gegenden Italiens, außer Puglien, wie in Sizilien, auch bei Rom und Tivoli, gefunden wird. Die Tanzenden ſollen ſich zuweilen für Geld ſehen laſſen, und ſolches ſchon im Anfange des Mays, obgleich der Biß dieſer Spinnen nur in den heißen Monaten gefährlich iſt. Man behauptet zwar, daß diejenigen, welche durch den Tanz geheilt werden, durch die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, ſobald die Melodie, nach welcher ſie als Kranke tanzten, geſpielt wird, ſich wieder in ihren vorigen Zuſtand ſo verſetzten, daß ſie mit eben der Heftigkeit, mit eben den Zuckungen, wie vorher, tanzten. Hier ſcheint es aber wahrſcheinlich zu ſeyn, daß oft ein Betrug zum Grunde liegt. Nach dem Grafen Fr. L. zu Stolberg ſoll auch die Phantaſie, der wir ſo viel Böſes und ſo viel Gutes verdanken, wohl einigen Antheil daran haben, und beſonders bei den Bewohnern Italiens. Der Wahn, daß der Tarantelbiß melancholiſch macht, ſoll bei Vielen, die gebiſſen werden, eine unmittelbare Urſache einer wahren Melancholie ſeyn, und der Wahn, daß ſie der Tanz von dieſem Zuſtande befreiet, trägt wohl viel zur Tanzluſt bei, und *noch mehr zu* des Tanzes glücklichem Erfolge.

Tanz (Kalmückiſcher), ſ. oben, S. 8.

— (Kammer-), Geſellſchaftstanz, gemeiner oder niedriger, auch profaner Tanz, Fr. belle Danse genannt, hierunter verſteht man die gewöhnlichen, in Europa, auch in andern Welttheilen, bei den kultivirten Völkern, üblichen National- und künſtlichen Tänze, welche nach den Regeln der Tanzkunſt erlernt werden, zum Unterſchiede von den ehemaligen religiöſen und den theatraliſchen Tänzen, den Balletten ꝛc. Man nennt ſie daher Kammertänze, weil ſie in Sälen und großen Zimmern getanzt werden, zum Unterſchiede von den Bühnentänzen, deshalb nennt man ſie auch Geſellſchaftstänze, weil ſie von Familien, Freunden und Bekannten im Vereine bei fröhlichen Gelagen, Feſten, oder auf Veranſtaltung von Tanzmeiſtern oder andern Unternehmern (Entrepreneurs) auf bezahlten Einladungen durch eine Karte, oder in Tanztabagien oder Wirthshäuſern durch Bezahlung eines gewiſſen Entrées, aufgeführt werden. Die Benennung: gemeiner oder niedriger Tanz führt er im Gegenſatz des höhern oder kunſtvollen pantomimiſchen Tanzes, des theatraliſchen Tanzes, und profaner Tanz im Gegenſatz des religiöſen. Die Kammertänze ſind daher die gewöhnlichen Geſellſchaftstänze, die theils von den Tanzmeiſtern gelehrt, theils auch, und beſonders die Nationaltänze, durch eigene Uebung zu einiger Fertigkeit gebracht werden. Sie ſind der Mode unterworfen, verſchwinden und kehren unter andern Formen wieder. S. auch unter Tanz und Tanzkunſt, Th. 179, S. 712 u. f.

— (Kamtſchadaliſcher), ſ. oben, S. 9.

— (Kehraus-), Reihentanz, ſ. unter Tanz und Tanzkunſt, Th. 179, S. 732.

— (Ketten-), Fr. Chaine, ein Engliſcher Tanz, der ſeinen Namen daher hat, daß die Tanzenden ſich einander

die Hände geben, wodurch gleichsam eine Kette gebildet wird.

Tanz (Kinder-), Kindertänze, Tänze, die von Kindern aufgeführt werden, die für Kinder gesetzt werden, wozu hauptsächlich die Nationaltänze gehören, besonders Kosakisch, Hanakisch ꝛc.

— (Kirchen-), Kirchentänze, s. unter Tanz und Tanzkunst, Th. 179, S. 657 u. f.

— (Knüppel-), Stöckertanz, s. daselbst, S. 734.

— (komischer), komische Tänze, sowohl Kammertänze, als Maskentänze, Polterabendscherze mit Tanz, als auch Bühnentänze, komische Ballette, worin die Komik sowohl in den Bewegungen und Sprüngen, als auch in der Pantomime liegt; s. auch oben, unter Tanz und Tanzkunst, S. 15, und S. 28.

— (Kosakischer), s. unter Tanz und Tanzkunst, Th. 179, S. 731.

— (Kranich-), s. daselbst, S. 646, und oben, S. 8.

— (Kreis-), s. unter Tanz und Tanzkunst, Th. 179, S. 661.

— (Kriegs-), s. daselbst, S. 644, 648 u. f., 668, und oben, S. 10, 12.

— (Kröten-), s. Th. 54, S. 115.

— (Liebes-), galanter Tanz, s. unter Tanz und Tanzkunst, Th. 179, S. 635. Zu den Liebestänzen, galanten Tänzen, gehören mehrere Nationaltänze, wie z. B. der Spanische Fandango und der Seguedilla, der Russische Taubentanz oder Golubez, und so mehrere andere, welche durch die Pantomime ein Liebeserklärung ꝛc. andeuten.

— (lustiger), welcher dem ernsthaften oder serieusen, gravitätischen ꝛc. Tanz entgegengesetzt ist, der bloß Vergnügen athmet, wie der Cotillon, die Quadrille, der Walzer, Galopp ꝛc. ꝛc.

— (Masken-), vermummter Tanz, ein jeder

Tanz, der maskirt geſchieht, wo die Tanzenden ſich unter Masken verſteckt haben, beſonders Charaktermasken. Maskirte Bälle, auf welchen Quadrillen, Cotillons ꝛc. mit Larven ꝛc. getanzt werden.

Tanz (Maſuriſcher), Maſurek, ſ. unter Tanz und Tanzkunſt, Th. 179, S. 731.

— (Matroſen-), Schiffertanz, ſ. Tanz (Holländiſcher).

— (myſteriöſer), ſ. Th. 179, S. 642.

— (National-), Nationaltänze, diejenigen Tänze, welche einem Volke eigenthümlich angehören, zum Unterſchiede von den überkommenen oder angenommenen Tänzen.

— (niederer), ſ. Tanz (Kammer-).

— (Opfer-), Opfertänze, diejenigen Tänze, welche bei den Opferfeſten der alten Völker angeſtellt oder begangen wurden, und die auch noch jetzt bei einigen Aſiatiſchen Völkern begangen werden.

— (Oſtiakiſcher), ſ. oben, S. 8.

— (Oſtindiſcher), ſ. oben, S. 10. Hierher gehört auch der Tanz der Bajaderen. Dieſe Tänze beſtehen in verſchiedenen Wendungen und Stellungen, welche die Tänzerinnen mit der größten Geſchwindigkeit oder Schnelligkeit ausführen und verändern. Dieſe Stellungen ſind aber oft ſo unzüchtig, ſo der Ehrbarkeit im höchſten Grade entgegen, daß es dem Sittſamen einen Anſtoß giebt, ja die Sittſamkeit beleidiget; denn ſie ſuchen durch die mancherlei Stellungen ihres Körpers, die Sinnlichkeit zu erregen, Begierden zu erwecken, beſonders wenn man ſie ins Haus kommen läßt; denn öffentlich nehmen ſie ſich mehr in Acht; wenn ſie aber in einem Zimmer vor einigen Perſonen tanzen, ſo werfen ſie einen Theil ihrer Bekleidung fort, und wählen dann ſolche Tänze, welche bei den Zuſchauern die Begierden, wie ſchon bemerkt worden, rege machen, welches auch der Zweck ihrer Tänze iſt, da ſie auch ihre Reize für

ein gewiſſes Honorar feil bieten, das heißt, ſie widmen ſich dem Dienſte der Venus vulgivaga, obgleich ſie auch bei feierlichen Prozeſſionen tanzen. Hieraus geht hervor, daß das leichtfertige Leben, was ſie treiben, bei den Indiern nicht verachtet wird, ſonſt würde man es ihnen verbieten, vor Gegenſtänden zu tanzen, die das ganze Volk verehrt. Da der Tanz der Bajaderen ein Hauptzeitvertreib der Indianer iſt, ſo giebt es auch kein Feſt, keine öffentliche Zuſammenkunft, ja keine Hochzeit daſelbſt, wo man dergleichen Tänzerinnen nicht kommen ließe. So ſollen ganze Trupps von Tänzerinnen bei den Pagoden angeſtellt ſeyn, und dieſes zum Dienſte der Braminen, welches jedoch nicht in allen Orten Oſtindiens Statt hat. Bei Prozeſſionen, welche in Indien bei den Pagoden abgehalten werden, folgen auf die Fackelträger (Leute mit einer Art Feuerbecken, worin getrockneter und mit Oel von Zeit zu Zeit angefeuchteter Kuhdünger angezündet wird, welches die Indianer ihrer Gottheit als Wohlgeruch ſpenden) zwölf weiß gekleidete Tänzerinnen, die, in zwei Reihen geſtellt, den Wagen vorangehen, worauf die Götzenbilder ſtehen. Wenn nun der Ceremonienmeiſter, der dem Zuge vorangeht, mit einem kleinen Glöckchen läutet, ſo macht der Zug Halt, und die Tänzerinnen tanzen einige Augenblicke um die Bildniſſe herum, worauf der Zug ſeinen Marſch wieder fortſetzt. An der Pagode angekommen, geht der Zug einige Male um dieſelbe herum, und die Tänzerinnen zeigen dann ihre Künſte vor dem verſammelten Volke bei den Leuchten, wozu auch oft noch der Mondſchein kommt, der dieſe Scene beleuchtet. Die Tänzerinnen ſind mit einem Leibchen bekleidet, wovon die Friſur der Aermel kaum bis an den Ellenbogen reicht, und welches nur eben den Buſen bedeckt, den ſie nie entblößen. Dieſes Leibchen beſteht in der warmen Jahreszeit aus einem feinen und durchſichtigen Muſſelin, der den Augen nichts von dem verhehlt, was er be-

deckt. Das Leibchen wird unten zugebunden; es ſchließt ſo gut an, als wenn es auf dem Leibe gezeichnet wäre. Es bedeckt und zeigt zugleich den Buſen, und dieſes um ſo mehr, da ſie kein Hemd tragen, das Leibchen alſo auf dem bloßen Leibe liegt. Von dieſem Leibchen bis an die Hüfte ſind ſie entblößt, von da ab umwickeln ſie den übrigen Theil des Körpers bis an den Knöchel herab mit einem Stücke Zeug, das wenigſtens drei bis vier Ellen lang iſt; es vertritt die Stelle unſerer Frauenröcke, und wird an den Hüften mit einem ſchönen Gürtel von farbiger oder bunter Seide befeſtiget, der zuweilen mit Gold oder Silber geſtickt iſt. Außerdem tragen ſie Unterhoſen, die bis auf die Ferſen herabgehen, über welche ſie noch eine Art von muſſelinenem Gewande wickeln, das weiter iſt, als das Zeug, das ihnen zum Rocke dient, oben über dieſen, und dann einige Male um den Leib, das übrigbleibende Ende davon, werfen ſie über die linke Schulter, ziehen es darauf unter dem rechten Arme durch, und heften es auf der rechten Seite, zwiſchen dem Gürtel und Leibchen, an, ſo daß ungefähr noch eine halbe Elle davon, unter dem Arme hängen bleibt. Der Theil des Gewandes, der auf der Bruſt liegt, wird auseinandergezogen, um den Buſen etwas zu verhüllen. Zuweilen ziehen ſie das Gewand, anſtatt es über die Schulter zu ſchlagen, über den Kopf, und wickeln ſich ſo darein, daß man kaum ihr Geſicht ſehen kann. Wenn ſie in den Wohnungen tanzen, löſen ſie es, wie ſchon oben angeführt worden, und werfen einen Theil fort; bei öffentlichen Tänzen pflegen ſie es ganz abzulegen. Da ſie nun noch mit Geſchmeide, aus Gold, Silber und Edelſteinen beſtehend, behangen ſind, ſo ſoll ihre Tracht ein ſtolzes und edles Anſehen geben, das unſern Tänzerinnen fehlt. Sie wiſſen mit dem Ganzen ſo zu koquettiren, daß die Zuſchauer angezogen werden müſſen.

Tanz (Paduaniſcher), ſ. Th. 179, S. 731.
— (Pavian.), ſ. oben, S. 76.
—, *der Perſer*, ſ. daſelbſt, S. 7.

Tanz (Pfauen-), Pavane, ſ. Th. 179, S. 662, 731.
— (Pfeifen-), Friedenstanz, ſ. oben, S. 12.
— (Polniſcher), Polonaiſe, ſ. Th. 179, S. 729.
— (profaner), ſ. Tanz (Kammer-).
— (Provinzial-), Provinzialtänze, Tänze, die in einzelnen Provinzen eines Staates oder Landes von den Landleuten oder Bauern bei ihren Feſtlichkeiten gehalten werden.
— (Pyrrhichiſcher), ſ. unter Tanz und Tanzkunſt, Th. 179, S. 644, 648.
— (Reif-), ſ. daſelbſt, S. 668 u. f.
— (Reihen-), ſ. Tanz (Kehraus-).
— (religiöſer), religiöſe Tänze, ſ. Th. 179, S. 642.
— (Ring-), ein ganz einfacher Tanz, bei welchem eine ganze Geſellſchaft in bunter Reihe, das heißt, männliche und weibliche Individuen untereinander, ſich bei den Händen anfaſſen, und einen Kreis oder Ring bilden, der ſo groß iſt, als es der Raum geſtattet, und ſo herum tanzt, bald rechts, bald links; daher dieſer Tanz auch gewöhnlich im Freien auf einem grünen Platze, in einem Garten, auf einer Wieſe, oder auf ſonſt einem dazu geeigneten Platze geſchieht, wo die Tänzer Raum haben, und ſich ſo viele anſchließen können, als Luſt zum Tanzen haben. Man verbindet mit dieſem Tanze auch einige Spiele, indem man auseinander fährt, oder ſich der Ring löſet, die Tänzer und Tänzerinnen ſich einzeln zerſtreuen, und ſich dann wieder zu dem Ringe vereinigen, wie z. B. bei dem Gänſediebe ꝛc. — Bei den Taſchenſpielern iſt der Ringtanz nach der Trommel ein bloßes Gaukelſpiel mit einem Ringe, womit ſie nur noch ganz unerfahrene Leute täuſchen können. Der Spieler läßt ſich nämlich einen Fingerring, Trauring, aus der Geſellſchaft reichen, ob Silber oder Gold, iſt gleich, und wirft dieſen Ring in ein großes weißes Bierglas. Nun fängt er an die Trommel zu rühren, *und der Ring tanzt* in dem Glaſe nach dem Trommel-

ſchlage auf und ab. Dieſes wird nämlich auf folgende Weiſe bewerkſtelliget. Der Taſchenſpieler hat ſchon zwei Ringe, einen ſilbernen und einen goldenen, bei der Hand, woran ein langes Frauenskopfhaar befeſtiget iſt, das heißt, an jedem der beiden Ringe. Sobald ihm nun der Ring übermacht wird, ſo praktiſirt er ihn ſchnell in die Weſtentaſche, und läßt dafür einen der Ringe mit dem daran gebundenen Haare in das Glas fallen, wobei er aber das eine Ende des Haares zwiſchen den Fingern behält. Sobald er nun die Trommel, die auf demſelben Tiſche ſteht, worauf ſich das Glas befindet, rührt, ſo bewegt ſich der Ring im Glaſe auf und ab, tanzt alſo darin. Es verſteht ſich, daß er bei Ueberreichung eines goldenen Ringes einen gelben, und bei Ueberreichung eines ſilbernen Ringes einen weißen in das Glas wirft, und mit eben der Schnelligkeit weiß er auch die Ringe beim Abgeben wieder zu vertauſchen.

Tanz (Ruſſiſcher), Taubentanz, Golubez, ſ. unter Tanz und Tanzkunſt, Th. 179, S. 732.

— (Samojediſcher), ſ. oben, S. 8.

— (Sanct Veits-), ſ. Th. 179, S. 658, und Veitstanz, in V.

— (ſatyriſcher), ſ. Tanz (Spott-).

— (Schiffer-), ſ. Tanz (Holländiſcher).

— (Schottiſcher), Ecoſſaiſe, ſ. unter Tanz und Tanzkunſt, Th. 179, S. 721.

— (Schuſter-), ein Tanz, der in mehreren Gegenden vorkommt, jetzt aber größtentheils eine Beluſtigung der Kinder geworden iſt, die zugleich eine Art von Takt dazu ſingen*), wobei ſie erſt die Stellung eines arbeitenden Schuhmachers und deſſen Bewegung mit den Händen nachmachen, und dann aufſpringen und herumtanzen.

*) „O du ſchöne Schuſterin,
Du erfreueſt meinen Sinn.
Alles! Alles! was du thuſt,
Das iſt meines Herzens Luſt" ꝛc.

Tanz (Schwäbiſcher), eine Benennung der Allemande in Schwaben und in der Schweiz, die bei den untern Volksklaſſen ſehr beliebt iſt; ſie hat $\frac{2}{4}$ Takt, ſtatt daß die gewöhnliche Allemande nur $\frac{2}{4}$ Takt hat. Dieſer Schwäbiſche Tanz hat etwas ſehr Einnehmendes und Fröhliches, und wird leicht ohne Lehrmeiſter begriffen; denn in den angeführten Gegenden findet man oft ungelehrte Tänzer und Tänzerinnen, die ihre Allemande mit einer Annehmlichkeit tanzen, welche die Zuſchauer anzieht. Auch kann man ſagen, daß dieſe Allemande ein wahrer Tanz der Fröhlichkeit iſt. Man kann auch annehmen, daß keine Deutſche Völkerſchaft ſo gern tanzt, als die Würtembergiſche; denn wo ſich nur eine Violine oder eine Pfeife hören läßt, da wird auch gleich getanzt. Die Würtembergiſchen jungen Leute laufen über die Grenze um zu tanzen und ſich luſtig zu machen. Hier trifft alſo das Sprüchwort ein: Wer gern tanzt, dem wird leicht gepfiffen. Wo alſo der Jüngling weiß, daß ihm gepfiffen wird, da läuft er mit ſeinem Mädchen hin, um tanzen zu können, und man denkt auch nicht daran, ſie zu hindern, weil dieſem Volke das Tanzen von Natur eigen iſt, und es wohl gern Alles läßt, nur nicht das Tanzen, welches ſeine größte Leidenſchaft iſt.

— (Schwert-), ſ. unter Tanz und Tanzkunſt, Th. 179, S. 668.

— (Seil-), wozu auch das Tanzen auf dem Drahte gehört. Das Seiltanzen beſtehet im Tanzen auf dem ſtraffen und im Tanzen auf dem ſchlaffen Seile, mit und ohne Balanzierſtange; ſ. den Art. Seiltänzer, Th. 153, S. 20 u. f.

— (Solo-), ein Tanz auf der Bühne in einem Ballette, der von einem einzelnen Tänzer, oder auch von einem Paare, einem Tänzer und einer Tänzerin, ausgeführt wird, und worin Beide alle ihre Kunſt, ſowohl in ſchönen Stellungen, als auch in der Pantomime ausdrükken. In jedem Ballette iſt immer die Einrichtung ſo

getroffen worden, daß unter den Solotänzern immer ein Paar hervortritt, und ſeine Kunſt in irgend einem Charakter zeigt, z. B. als Landleute, als Griechen, Türken, als Hirten oder Schäfer, als Jäger, Gärtner ꝛc. ꝛc.

Tanz (Spaniſcher), Spaniſche Tänze, die Spaniſchen Nationaltänze, wie der Fandango, die Seguedilla, der Bolero ꝛc.; ſ. Th. 179, S. 664, 683.

— (Spott-), ſatyriſche Tänze, ſind pantomimiſche Tänze, worin man die Gebrechen der Zeit lächerlich zu machen ſucht, indem man in den Tänzen ſowohl in der Kleidung, als auch in den Mienen und Geberden die Modewelt nachahmt, alle Thorheiten der Zeit ꝛc.

— (Stöcker-), Knüppeltanz, ſ. unter Tanz und Tanzkunſt, Th. 179, S. 734.

—, der Südſeeinſulaner, Südindier, ſ. Th. 178, S. 264 u. f.

— (Sumatraiſcher), ſ. oben, S. 10.

— (Tarantel-), ſ. Tanz (Italieniſcher).

— (Tatariſcher), ſ. oben, S. 9.

— (Tauben-), ſ. Tanz (Ruſſiſcher).

— (theatraliſcher), Theatertanz, Bühnentanz, diejenigen Tänze, welche auf der Bühne aufgeführt werden, und die entweder in großen Opern mit eingewebt ſind, oder für ſich allein, als Ballette, beſtehen, und von denen es mehrere Arten giebt, wie auch ſchon oben, S. 14 u. f., angeführt worden iſt; auch die einzeln vorkommenden Tänze findet man daſelbſt, S. 26 u. f., angeführt.

— (Thier-), Thiertänze, die Abrichtung der Thiere zum Tanze, wozu man die Affen, Bären, und Hunde gebraucht, von den Letzteren die Pudel oder Budel und die Spitze oder Schäferhunde; auch die Mopſe laſſen ſich abrichten. Wie dieſe Abrichtung geſchieht, ſehe man unter Thierabrichtung nach.

— (Todten-), ſ. dieſen Artikel.

Tanz (Türkiſcher), ſ. oben, S. 1 u. f.

— (Ungariſcher), Ungariſche Tänze, ſ. dieſen Artikel, unter U.

— (Vermählungs-), wird der Fackeltanz und auch der Kehraus genannt, weil beide Tänze bei Vermählungen und Hochzeiten vorkommen, alſo bei den Höchſten und bei den Niedrigſten im Volke.

— (Waffen-), Kriegstanz, ſ. unter Tanz und Tanzkunſt, Th. 179, S. 668 u. f., und oben, S. 10.

— (weltlicher), profaner Tanz, wird dem religiöſen Tanze entgegengeſetzt. Zu den weltlichen Tänzen gehören die Kammertänze und die theatraliſchen oder Bühnentänze.

— (Voguliſcher), ſ. oben, S. 7.

Tanzbär, ein Bär, welcher zum Tanzen abgerichtet iſt, und der gewöhnlich allein von ſeinem Führer, mit einem Maulkorbe verſehen, herumgeführt wird, damit er ſeine Künſte für Geld producirt, oder auch in Verbindung mit einem Kameele und einem Affen, die ihn mit ihren Künſten unterſtützen. Auch gebraucht man dieſes Wort, um einen plumpen Tänzer anzudeuten, ſo wie man einen ſchlecht aufgeführten Tanz auch einen Bärentanz nennt.

Tanzboden, Tanzſaal, in der Tanzkunſt, ein Saal, auf welchem im Tanzen nicht blos Unterricht gegeben wird, ſondern der auch zum Tanzen dient, auf dem alſo auch Geſellſchaftstänze, Bälle ꝛc. gegeben werden, und in den Tanztabagien der niedern Volksklaſſen auch darauf nach der Glocke oder Klingel getanzt wird, das heißt, bis Einer von den Muſikanten, die auf dem Tiſche ſtehende Klingel rührt, wo dann jedesmal ein Tanz beendiget iſt, und derſelbe bezahlt werden muß. Daß ein Tanzboden oder Tanzſaal groß oder geräumig (ein langes Viereck, auch ein Quadrat) und dabei hoch ſeyn muß, iſt ſchon oben, S. 65, angeführt worden. Die Fenſter müſſen mit Ventilatoren verſehen ſeyn, um den beim

Tanzen ſich anſammelnden Dünſten Ausgang und der friſchen Luft Eingang zu verſchaffen. Ferner müſſen die Tanzſäle gehörig gereiniget werden, ſowohl der Boden rein abgefegt, als auch die Wände, Stühle ꝛc. vom Staube gereiniget ſeyen, damit nicht beim Tanzen der Staub aufgewühlt wird, den dann die Körperausdünſtungen, die Dünſte der Erleuchtung ꝛc. ꝛc. noch vermehren. Die Erleuchtung der Tanzſäle geſchieht mit Lampen, auch mit Lichtern, die ſo an den Wänden angebracht werden, daß ſie ein gehöriges Licht verbreiten, und die darunter ſitzenden nicht mit Oel oder Fett beſchmutzen. Die Stühle zum Ausruhen der Tänzer und Tänzerinnen und deren Begleiterinnen, der Mütter ꝛc., ſtehen längs den Wänden aufgeſtellt, ſo daß ſie die Tanzenden nicht hindern. Die Muſici ſitzen auf einer Tribüne im Hintergrunde des Saales, oder auch auf einem Chore, welches in einer Höhe von 6 bis 7 Fuß angebracht worden iſt. Auf großen Volkstanzböden ſind auch Reihen Logen übereinander angebracht, und das ganze Gebäude, worin der Tanzſaal liegt, ſchon dazu beim Aufbaue eingerichtet, ſo daß die Zuſchauer von den Logen aus die aufgeführten Tänze ſehen können. In den Tanzſälen, wo Bälle ꝛc. arrangirt werden, wird die Tanzkarte oder der Tanzzettel am Eingange ausgehängt, auch wohl an einem andern dazu paſſenden Orte, worauf die Tänze nach der Reihe ſtehen, die aufgeführt werden ſollen, oder die man aufzuführen beabſichtiget, ſo daß in der Tanzordnung keine Störung eintreten kann. Man fing ehemals den Ball oder das Tanzvergnügen mit der Courante und Menuet an, und ließ dann eine Polonaiſe, Françaiſe, Allemande oder Anglaiſe folgen, dann einen Walzer, hierauf einen Cotillon oder eine Quadrille, dann eine Ecoſſaiſe, hin und wieder einen Walzer, dann wieder einen von den oben angeführten Tänzen (Françaiſe, Anglaiſe oder Allemande) und zuletzt den Kehraus. — Die Tänze in zwei Abtheilungen gebracht, fing man mit

der Menuet à la Reine an, dann folgten in der erſten Abtheilung: eine Allemande, ein Walzer, eine Ecoſſaiſe, ein Cotillon, ein Walzer oder Hopſer; in der zweiten Abtheilung: eine Menuet gentile, eine Françaiſe, ein Walzer, eine Quadrille oder Seiſe, eine Polonaiſe, der Kehraus; dann kamen auch wohl noch der Coſakiſche, Maſuriſche und der Hanakiſche Tanz in einer der beiden Abtheilungen vor, welches auf den Ordner des Balles ankömmt. In neueſter Zeit, wo die rauſchenden Tänze: Walzer, Galopp ꝛc. an der Tagesordnung, alſo Mode ſind, dagegen die Courante, Menuet, Allemande, und andere ältere Tänze verdrängt worden ſind, oder doch nur ſehr ſelten bei den Kammertänzen auf Bällen ꝛc. vorkommen, fängt man bei der erſten Abtheilung mit der Polonaiſe, mit Walzer, Galopp, Radowa verbunden an, läßt dann einen Contretanz, einen Schottiſchen Walzer und den Maſurek folgen; in der zweiten Abtheilung beginnt man mit einer Françaiſe, mit einem Galopp und Walzer verbunden, und läßt einen Cotillon, Schottiſchen, Walzer, Galopp und den Kehraus folgen. Hier wechſeln nun noch Quadrillen, Hopſer ꝛc. mit den angeführten Tänzen ab. Die Zahl der Tänze, die bei einem Balle oder Tanzvergnügen aufgeführt werden, läßt ſich nicht beſtimmen, weil ſolches auf die Zeit ankommt, wie lange der Ball dauern ſoll, doch muß immer ſo die Wahl der Tänze beſtimmt werden, daß auf einen mehr erhitzenden Tanz wieder ein weniger erhitzender folgt. — Die Nebenzimmer werden zur Verabreichung der Erfriſchungen, zum Speiſen, zur Ablegung der Ueberkleider ꝛc. benutzt. — Der Aufführer der Tänze ſorgt auch zugleich für Ordnung in Ausführung derſelben, wobei ihn dann gute Tänzer unterſtützen, um die nicht ſehr routinirten Tänzer, bei Quadrillen, Seiſen, Cotillons ꝛc. ſo zu halten, daß ſie keine Unordnung in den Tanz bringen, da man nicht verlangen kann, daß alle Tänzer und Tänzerinnen mit jedem

aufzuführenden Tanze hinlänglich vertraut seyn sollen, und sie ihn doch gern mittanzen wollen. Nach der Beendigung des ersten Abschnittes wird auf Bällen ꝛc. gespeiset, und nach dem Speisen erfolgt der zweite Abschnitt, der den Beschluß des Balles macht. — Auf Bällen, Picknicken und andern anständigen Tanzvergnügungen, erscheinen die Tanzenden in dem sogenannten Ballanzuge, und en Escarpins oder in Schuhen und Strümpfen. Die ehemaligen brillanten Ballanzüge sind in neuester Zeit ganz verschwunden, die Damen erscheinen jetzt in weißen Ballkleidern und die Herren sämmtlich in Schwarz, schwarzem Frack, schwarzen langen Beinkleidern und schwarz seidenen oder sehr feinen wollenen Strümpfen, nur selten sieht man einen Herrn mit blauem, braunem ꝛc. Frack, und farbigen Beinkleidern. Noch zu Anfange dieses Jahrhunderts glich der Ballsaal oder Tanzsaal einem Blumengarten, indem darauf alle Farben prangten. Die Männer mit weißseidenen Strümpfen, farbigen kurzen Beinkleidern und farbigen Fracken, das heißt, mit blauen, grünen, braunen, zimmetfarbigen, stahlgrauen, schwarzen ꝛc. Fracken und ähnlichen farbigen Beinkleidern, seidenen, kameelhaarenen und Piquet-Westen ꝛc. Die Damen weiß mit farbigen Flortüchern, farbigen Bändern, auch wohl mit rosa, himmelblauen, paillgelben ꝛc. Unterkleidern, die durch das feine weiße Ballkleid hindurchschimmerten, dann die farbigen seidenen Ballschuhe, kurz, das Ganze gewährte einen imposanten Anblick, und um so mehr auch durch das Geschmeide der Damen, sowohl an Ohrgehängen und Ringen, als auch an Armbändern, Diademen, Halsketten, Leibschnallen ꝛc.; der Männer durch Busennadeln, Gürtelschnallen, Patentschuhschnallen oder Aufdrückschnallen ꝛc. ꝛc.

Tanzen, ein regelmäßiges thätiges und ein Zeitwort der Mittelgattung, welches im letztern Falle das Hülfswort haben erfordert. Eigentlich anhaltend oder zu wieder-

holten Malen ſpringen, ſich ſchnell auf und nieder bewegen. In welcher, nach Adelung, vermuthlich urſprünglichen Bedeutung es noch hin und wieder im gemeinen Leben vorkommt. Die Sonnenſtrahlen tanzen in den Fluthen, wo es gleichſam eine hin und hergehende Bewegung bedeutet. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung iſt tanzen, ein Vergnügen durch abgemeſſene Bewegungen des Leibes zeigen. Tanzen und ſpringen. Mit Jemanden tanzen. Einen Reihen, eine Menuet, eine Polonaiſe mittanzen. Auf dem Seile tanzen. Nach Jemandes Pfeife tanzen müſſen, figürlich im gemeinen Leben, ihm gehorchen müſſen. In weiterer Bedeutung iſt tanzen nicht ſelten, ſinnliche Gegenſtände durch abgemeſſene Bewegung des Leibes vorſtellen; daher das Tanzen. S. den Art. Tanz und Tanzkunſt.

Tänzer und Tänzerin, Perſonen, welche die Tanzkunſt nach den Regeln des Tanzunterrichts ausüben, und ſolches auf der Bühne in Balletten ꝛc. zeigen, alſo Profeſſion von der Tanzkunſt machen, ſie nicht bloß als Kunſt, ſondern auch als Broderwerb betreiben, zum Unterſchiede von einer Perſon, welche das Tanzen bloß zur Ausbildung des Körpers und zum Vergnügen treibt. Derjenige, welcher das Tanzen bloß zur Ausbildung des Körpers ꝛc. treibt, hat die vielen künſtlichen Pas und Stellungen des Körpers nicht nöthig, wenn er nur diejenigen Pas, welche in den Kammertänzen vorkommen, regelrecht machen, und ſie nach dem Takte der Muſik ausüben lernt, wobei diejenigen Stellungen des Körpers zugleich geübt werden, welche in jeder guten Geſellſchaft den Mann von Erziehung verrathen. Der Tänzer von Profeſſion, muß, außer der Ausübung oder dem praktiſchen Tanze, auch die Theorie des Tanzes inne haben, er lernt hieraus, wie er die verſchiedenen Pas regelrecht machen und verbinden ſoll, und ſolches nach der Cadenz, und mit dem bon air und porte

le bras vergesellschaftet. Diese Theorie wendet er dann in der Ausübung auf Bewegung, Stellung, Pantomime ꝛc. an. Wenn daher in den Kammertänzen auf eine gefällige Kleidung, proportionirliche Stellung, auf ein nettes und geschicktes Gehen, eine galante Verbeugung, überhaupt auf einen zierlichen Anstand und angenehmes Betragen gesehen wird, so sieht man bei den theatralischen Tänzen auf eine hohe Ausbildung des Tanzes und der Pantomime selbst, um sie in ernsthaften und komischen Balletten anzuwenden. Der Tanzende muß hier die Geschicklichkeit seiner Leibesstellung und die Gewandtheit seiner Glieder in Kapriolen, Frisirungen, Pirouetten, künstlichen Schritten und Wendungen ꝛc. zeigen; er muß, wie der Sänger, alle nur mögliche Coloraturen im Tanze anbringen, und dieses so geschickt als Solotänzer, daß der Tanz selbst nie überladen erscheint, sondern immer etwas Anziehendes behält, immer die Zuschauer in Verbindung der Mimik und Pantomime fesselt, und besonders in den Charakteren, worin der Tänzer oder die Tänzerin auftritt, hauptsächlich in großartigen und edlen Charakteren; dagegen in burlesken Tänzen, wie z. B. in Bauerntänzen, in Stellungen, Posituren, Verdrehungen und Figuren wieder einen ganz andern Charakter annehmen, indem hier ein Land von dem andern sehr abweicht, nicht allein in Hinsicht der Nationalität des Tanzes, als auch in der Stellung und Bewegung nach dem Charakter des Volkes selbst, so ist der Italienische Tänzer in den niederen Volksklassen von dem Französischen, und dieser wieder von dem Deutschen verschieden, indem der Eine mehr Beweglichkeit in den Gliedern, mehr komische Sprünge ꝛc. zeigt, als der Andere, und dieses ist selbst bei dem Deutschen Volke nicht gleich, indem sich hier der Süddeutsche vor dem Norddeutschen auszeichnet. Bei allen theatralischen Tänzen ist den Tänzern und Tänzerinnen Anstand und Sittlichkeit gar sehr zu empfehlen,

beſonders bei den komiſchen, grotesken und bizarren Tänzen, wo die Komik ſo leicht an das frivole und unſittliche ſtreift; es darf hier nur diejenige Seite hervorgehoben werden, welche Luſt und Freude erweckt, ohne die Sitten zu beleidigen, freilich eine nicht leichte, aber doch erreichbare Aufgabe. — Von den Solotänzern und Tänzerinnen, welche die vollkommenſte Ausbildung in der Tanzkunſt erhalten und den ſchöngeformteſten und leicht beweglichſten Körper haben, und in den Opern und Balletten die Solos ausführen, iſt ſchon oben, S. 13 u. f., die Rede geweſen. Zu ihrer Unterſtützung dienen die Figuranten und Figurantinnen, welche gleichſam den Hintergrund der Solotänzer bilden, die Staffage in dem Ballette. Von den Oſtindiſchen Tänzerinnen, den Bajaderen, und den Aegyptiſchen, den Almees, ſehe man das Nöthige oben, unter Tanz und Tanzkunſt, S. 2 u. f., und S. 87, nach. — Die Seil- und Drahttänzer, ſ. Th. 153, S. 20 u. f.; die Schwert-, Reif-, und die Feuertänzer, ſ. Th. 179, S. 668 u. f.; die Fahnentänzer, Gewerkstänzer, welche vor den Gewerken hertanzen; ſ. daſ., S. 733 u. f. Der Vortänzer iſt derjenige Tänzer, welcher den Reigen anführt, ihn eröffnet. — Die Kleidung der Tänzer und Tänzerinnen geht aus der Vorſtellung in den Balletten hervor; ſie muß da, wo Aufwand nöthig iſt, brillant ſeyn, weil das Auge auch von dieſer Seite beſtochen ſeyn will, ein leichtes, aber glanzvolles Gewand; denn der Körper muß auch von dieſer Seite herausgehoben werden.

Tänzer (Draht-), ſ. oben, unter Tänzer und Tänzerin.

— (Fahnen-), Gewerkstänzer, ſ. daſelbſt.

— (Feuer-), ſ. daſ.

— (Gewerks-), ſ. Tänzer (Fahnen-).

— (Reif-), ſ. oben, unter Tänzer und Tänzerin.

Tänzer (Schwert-), s. unter Tänzer und Tänzerin.
— (Seil-), s. daselbst.
— (Solo-), s. das.
— (Vor-), s. das.

Tanzfliege, Empis, eine Fliegenabtheilung, die zur dritten Familie der Zweiflügler (Diptera), und hier zu den Raubfliegen (Tanystomata) gehört. Die Gattungskennzeichen sind: ein senkrechter, bisweilen sehr langer Rüssel, und ein eben so langer Sauger, und dreiborstig. Die innere Borste dient den beiden andern, die so fein, wie Haare sind, zum Futterale. Das Ganze ist nach unten gekehrt, ohne Falte und Knie; an der Wurzel sind zwei sehr feine und kleine Freßspitzen; die Fühlhörner sind pfriemenförmig; der Leib ist dünn; der Hinterleib des Männchens hat am Ende eine hornige Zange; die Beine sind dünn und lang. Diese Insekten sind sehr gemein auf Büschen, an den Hecken ꝛc., und leben davon, daß sie andere Insekten aussaugen. Des Abends tanzen sie schaarenweise in der Luft. — Die gemeinsten Arten davon sind: 1) Die federfüßige Tanzfliege, Empis plumipes, Fr. l'Empis à pieds emplumés, ganz schwarz, die Hinterfüße sind mit Haaren besetzt, welche wie der Bart einer Feder stehen. Ganz gemein in den Holzungen. — 2) Die bleyfarbige Tanzfliege, Empis livida, grau braun, die Beine röthlich. 5 Linien lang. Man findet sie an Zäunen und Kornähren.

Tanzkunst, s. den Art. Tanz und Tanzkunst, Th. 179, S. 631 u. f., und oben, S. 1 u. f.

Tanzmeister, Saltationis Magister, Fr. Maitre de Danse, ein Meister im Tanzen, der das Tanzen, sowohl theoretisch, als praktisch, so inne hat, in solcher Vollkommenheit versteht und ausübt, daß er darin Unterricht ertheilen kann. Ein Tanzmeister muß daher nicht bloß gut tanzen, sondern auch gut unterrichten können, und die Musik, hauptsächlich den Takt, gut verstehen. Wenn sie an den Höfen als Tanz-, Conzert- und

Ballettmeiſter fungiren wollen, ſo müſſen ſie ihr Fach beſonders gut ſtudiert haben, viel gereiſet ſeyn, und auf ihren Reiſen viel geſehen haben; auch muß ein Ballettmeiſter ein in Büchern bewanderter Mann ſeyn, der Geſchmack beſitzt, und auf Bellagern oder Vermählungen, Geburtstagen, großen Feſten, zur Karnaval ꝛc., Ballette, Entreen, theatraliſche Tänze, Aufzüge und Masqueraden anzuordnen verſteht. In dem Privatunterrichte muß ein Tanzmeiſter höflich, umgangsmäßig, beſcheiden, freundlich, fleißig und unverdroſſen, dabei ſittſam, reinlich in Kleidern und gefällig gegen ſeine Schüler ſeyn. Er muß dahin ſehen, daß er den Körper ſeiner Schüler in eine gute Stellung oder Poſitur bringe, und ſie einen guten und zierlichen, aber nicht affektirten Gang erhalten, dabei eine leichte Bewegung der Glieder. Die einzelnen Schritte und Vorbereitungen zu den Tänzen, als Pas, Coupees, Fleurets ꝛc. muß er ſie vorzüglich lehren, und dann zu den bekannteſten Tänzen übergehen, die auf Bällen und andern Tanzvergnügungen vorkommen. Um nun die Fortſchritte, welche die Schüler einzeln gemacht haben, auch im Ganzen zu ſehen, um wahrzunehmen, wie der Unterricht auf ſie gewirkt hat, muß er zu gewiſſen Zeiten einen Ball veranſtalten, worauf ſämmtliche Schüler und Schülerinnen zuſammen kommen, um hier praktiſch den Gewinn des Unterrichts zu zeigen. Hier hat der Lehrer zugleich Gelegenheit, den Schüler auf die Feinheiten im Umgange mit dem zweiten Geſchlechte aufmerkſam zu machen, ſowohl beim Auffordern zum Tanze, als auch beim Zurückführen nach dem Schluſſe eines jeden Tanzes, ſo auch beim Anfaſſen der Hände, Umſchlagen der Arme, bei den Verbeugungen ꝛc. Beſonders müſſen auf dieſen Bällen die jungen Schüler beherzt gemacht werden, da ſie vor einer anſehnlichen Geſellſchaft die Probe ihrer Geſchicklichkeit im Tanzen ablegen. Auch muß der Tanzmeiſter neue Pas und Tänze erfinden, und die Melodien dazu komponiren oder

ſie (die Tänze) in Muſik ſetzen laſſen. Beſonders muß er das Ohr des Schülers gut zur Cadenz gewöhnen, welche die Seele vom Tanzen iſt. Die erſten Tanzmeiſter will man unter König Ludwig dem Vierzehnten im Jahre 1659 entſtehen laſſen, indem dieſer Monarch durch ein Edikt eine Zunft (Communauté) von Tanzmeiſtern und Muſikern errichtete, deren Oberhaupt le Roi des Violons genannt wurde. Der Erſte, der dieſen Titel hier führte, war Wilhelm Dümenoir. Vielleicht will man hiermit nur die Tanzmeiſter in Frankreich bezeichnen; denn in Italien findet man ſie ſchon im ſechzehnten Jahrhunderte, wie aus einem Werke des Tanzmeiſters Cäſar Negri hervorgeht, welches im Jahre 1603 in Folio gedruckt zu Mayland erſchien; ſ. unter Tanz und Tanzkunſt, Th. 179, S. 637. Ein Mehreres über den Tanzmeiſter ſehe man daſelbſt, S. 671 u. f., nach.

Tanzordnung, die Ordnung, welche in den Tänzen beobachtet wird, ſowohl in Aufführung, als auch in der Folge der aufeinander folgenden Tänze, wozu man Tanzkarten oder Tanzzettel in dem Ballſaale aufhängt, worauf die Tänze verzeichnet ſtehen, die getanzt werden ſollen, und wie ſie aufeinander folgen; ſ. auch unter Tanzboden.

Tanzplatz, derjenige Platz, auf welchem getanzt wird, worunter man ſowohl den Tanzboden verſteht, als auch einen freien Platz in einem Garten oder auf einer Wieſe, einem Anger, worauf die Jugend an Feſt- und Sonntagen tanzen kann; auch jeder freie und befeſtigte Platz, der bei Volksluſtbarkeiten zu einem Tanzplatze geebnet worden.

Tanzſaal, ſ. Tanzboden. Die Benennung Tanzſaal hält man für anſtändiger, als Tanzboden, da man mit dieſem Worte die Tanzſäle in den Wirthshäuſern für die niedern Volksklaſſen bezeichnet, überhaupt jeden öffentlichen zum Tanzen beſtimmten Saal, worauf das Volk für Geld *tanzen* kann.

Tanzſchuhe, leichte Schuhe, umgewandte Schuhe, die zum Tanzen benutzt werden. Die Sohlen dieſer Schuhe ſind von Rehleder, ſehr biegſam und geſchmeidig, auch haltbar beim Tanze, indem ſie ſich nicht ſo leicht abnutzen, als das Rindleder, welches dieſe Biegſamkeit und Elaſticität nicht beſitzt.

Tanzſtück, beim Muſikus, ein Muſikſtück, welches zum Tanze geſpielt wird.

Tanzſucht, nicht bloß die Sucht zu tanzen, die zur Gewohnheit gewordene Begierde das Tanzvergnügen zu genießen, ſondern auch eine Krankheit, der Sanct-Veitstanz genannt, ſ. Veitstanz, unter V. — Die Tanzſucht oder die heftige Begierde das Vergnügen des Tanzes oft zu genießen, kann durch ein öfteres Einhalten oder Zurückhalten von dieſem Vergnügen bezwungen werden, ſonſt giebt es kein Mittel, da, wo ſich oft Gelegenheit findet, dieſes Vergnügen zu genießen, wie z. B. in den großen Städten. So angenehm dieſes Vergnügen iſt, ſo zerſtörend wirkt es auf die Geſundheit, wenn man es im Uebermaaße genießt, und beſonders beim Walzen, Galoppiren ꝛc., wo der Körper übermäßig erhitzt wird, und eine Erkältung leicht zu befürchten iſt; dann trocknet auch ein zu heftiger Genuß den Körper aus, benimmt ihm einen Theil ſeiner Säfte, die bei der übertriebenen Ausdünſtung ſich verflüchtigen, und die Haut trocken und rauh machen, und ſo nachtheilig auf den Körper wirken. Ein Mehreres hierüber findet man unter Tanz und Tanzkunſt, oben, S. 52 u. f.

Tanzzeichnung, Choregraphie, ſ. Th. 179, S. 694 u. f.

Tanzzettel, Tanzkarte, ein Zettel, worauf die Tänze, die auf einem Balle aufgeführt werden ſollen, verzeichnet ſtehen, ſo daß jeder Tänzer wiſſen kann, welche Tänze vorkommen, um dazu ſeine Dame vorzubereiten, damit ſie auf den Tanz, den er mit ihr zu tanzen wünſcht, ihre Hand nicht einem Andern zuſagt; ſ. auch unter *Tanzboden* und unter Tanzordnung.

Tapabord, Tapbor, Schiffmütze, Fr. Tape de Bord, ſ. Th. 144, S. 328.

Tapet, ein Teppich oder eine gewirkte Tiſchdecke, aus dem Lateiniſchen Tapes, Tapete, einim Hochdeutſchen veraltetes Wort, welches man noch in der Redensart: etwas auf das Tapet bringen, eine Sache als den Gegenſtand eines Geſprächs oder einer Berathſchlagung auf die Bahn bringen, hat, eine von dem Teppiche auf dem Tiſche einer Rathsverſammlung entlehnte Figur.

Tapete und Tapetenfabrik oder **Tapetenmanufaktur**, Fr. Tapisserie et Manufacture de Tapisseries; Engl. Tapestry and Manufacture of Tapestrys, eine Wandbekleidung, zierliche Bekleidung der Wand, ſie beſtehe aus gewebten oder gewirkten Zeugen, oder aus Leder, Papier ꝛc.; daher ſagt man, ein Zimmer mit Tapeten verzieren. Leinene, ſeidene, wollene, lederne, Wachstuch-, Papier- ꝛc. Tapeten. Das Wort Tapete kommt von der Lateiniſchen Benennung Tapes oder Tapetum her. Die Verfertigung oder Fabricirung der Tapeten iſt ſchon ſehr alt; denn ſchon die Vorhänge der Stiftshütte bei den Iſraeliten waren gewirkte Tapeten, wenigſtens waren ſie es nach der Beſchreibung, und ſo ſollen auch ſchon die Babylonier Tapeten gewirkt haben. Man will zwar, daß die erſten eigentlichen Tapeten am Hofe des Königs Attalus zu Pergamus erfunden worden ſeyen, von welchem Hofe ſie die Römer nach Rom gebracht haben ſollen; ob ſich nun dieſes wirklich ſo verhält, läßt ſich nicht beſtimmen, wäre dieſes aber der Fall geweſen, ſo können ſie an gedachtem Hofe, ohne andere Tapeten zu kennen, noch einmal erfunden worden ſeyn. Man nannte ſie Aulăa, von Aula, Hof, weil ſie an dem genannten Hofe erfunden worden. Dieſe Tapeten hatten den Vorzug, und wurden auch picta genannt, weil ſie ſehr ſchön mit Bildern ꝛc. geſtickt waren, welche Bilder man ſpäterhin einwirkte. Man behing mit dieſen Tapeten die Wände der

Zimmer, hauptſächlich bei großartigen Banqueten oder Gaſtmahlen; auch belegte man damit die Sitzplätze oder Lagerſtätte bei Tiſche. In den Komödien und Tragödien zog man ſie vor die Bühne, wenn ein Akt aus war. — Auch bei den alten Deutſchen findet man die Kunſt Tapeten zu verfertigen ſchon auf einen hohen Grad geſtiegen, und nicht bloß Tapeten, ſondern auch ganze Teppiche, die ſie mit Verzierungen von Blumen, mit Jagdſtücken oder mit andern hiſtoriſchen Vorſtellungen durchwirkten. Auf einem ſolchen Teppiche, einem Altarſtücke aus der graueſten Vorzeit, von einem gewiſſen Lodena gemacht, und welches Stück Olaus Worme beſaß, war eine merkwürdige Jagdbeluſtigung künſtlich vorgeſtellt. So erzählt Saxo vom Hamlet, daß er alle Tapeten, womit die innern Wände des Schloſſes bekleidet geweſen, und die von ſeiner Mutter verfertiget worden, auf einmal niedergeriſſen und die betrunkenen Gäſte damit bedeckt hätte. In der Sage von Regner Lodbrocks, ſoll die Brynchild die mächtigen Thaten Sigurds ſehr kunſtreich in ihr Gewebe eingetragen haben; und dieſes Sigurds berühmten Kampf mit einem gewiſſen Fafner fand man noch in der ſpätern Zeit auf den Tapeten vorgeſtellt, die dem heiligen Olaus, Könige in Norwegen zugehörten. Torfäus hat eine ſehr alte Norwegiſche Ode bekannt gemacht, worin die Sängerin Gudrunna ſagt: daß ſie aus Gram zu Thora, des Königs Hakon von Dänemark Tochter geflohen wäre, die ſie unter andern Zerſtreuungen mit ſolchen Stickereyen unterhalten hätte, wodurch von ihnen nicht nur die Begebenheiten Sigurds durch genaue Abbildung ſeines Gefolges, ſeiner Schiffe und der Waffen vorgeſtellt, ſondern auch die Kämpfe Sigars und Siggeirs nachgeahmt worden wären; und bekannt iſt die Tapete, worauf die ganze Geſchichte vom Übergange Wilhelms des Eroberers nach England vorkommt. Man trifft dergleichen Stücke auch

noch in neuerer Zeit in Menge an, weil man ſchon in den erſten Zeiten gewohnt war, damit alle Zimmer zu bekleiden. In vielen alten Schlöſſern Oberdeutſchlands wußten deren Kaſtellane noch die Prinzeſſinnen zu Anfange dieſes Jahrhunderts zu nennen, die ſie verfertiget hatten. Klüvers Anmerkung, daß man durch ſie die Heraldik aufklären könne, bleibt, ungeachtet aller Einwendungen Kleffels, immer richtig. Nicht allein deshalb, weil ſich oft ſtatt des Namens das Wappen an der Ecke eingewirkt findet, ſondern auch darum, weil ſie meiſtentheils bloß die Farben des Wappens enthalten. — Die älteſten Tapeten beſtehen oft nur aus zwei Farben, und die Erſten ſind ſchwarz und weiß. Gegen das Ende des eilften Jahrhunderts werden ſie etwas lebhafter; im dreizehnten ſind ſie ganz buntſcheckig, und fangen im vierzehnten Jahrhunderte erſt an natürlich zu werden. Eben ſo hat ſie Klüver unterſchieden, und Jonathan Fiſcher hatte Gelegenheit, ſich davon zu überzeugen, da er eine große Anzahl derſelben, die der Herzog Karl aus einigen Würtembergiſchen Schlöſſern nach Ludwigsburg zuſammen bringen ließ, mit der größten Muße betrachten, und unter einander vergleichen konnte. Es befanden ſich darauf, außer bibliſchen Begebenheiten, heiligen Legenden und den Bildern der Vorfahren, größtentheils Jagdſtücke, jedoch von beſondern Zufällen begleitet. Zuweilen auch nur einzelne ſeltene Thiere und Vögel. Hierdurch haben ſie zugleich auch noch einen beſondern Nutzen für die Naturgeſchichte; denn Jonathan Fiſcher fand verſchiedene Thiere, die Tacitus und Plinius im rauhen Deutſchland ſchon gekannt haben, ganz ihrer Beſchreibung gemäß abgebildet und eingewirkt. Am Ende des funfzehnten Jahrhunderts traf man dergleichen Thiere noch in den Preußiſchen Wäldern an. Thormod Torfäus hat ſogar die alten Tapeten als eine Hauptquelle der *Geſchichte* angegeben, und dieſes ſoll auch

ſeine Richtigkeit haben. Es ſoll daher ſehr zu bedauern ſeyn, daß man dieſe koſtbaren Ueberreſte des Alterthums nicht beſſer erhält, und daß die Gelehrten ſo wenig Aufmerkſamkeit darauf verwenden, und ſich nicht angelegener ſeyn laſſen, von den beſten der Nachwelt Beſchreibungen aufzubewahren, oder ſie dieſes Zweckes wegen in Kupfer ſtechen zu laſſen, da täglich davon einige zu Grunde gehen, oder zum Hausgebrauche auf's Neue übermalt oder zerſchnitten werden. Eine Stelle der Chronik des Kloſters Farfe, und ein Stiftungsbrief von Otto dem Zweiten erzählen, daß der meiſte Kirchenornat von weiblichen Händen verfertiget geweſen. Wir können daher ebenfalls aus den noch vorhandenen alten Kirchengeräthen ſehr viele hiſtoriſche und natürliche Beobachtungen anſtellen. Sowohl der ſchon oben erwähnte Kleffel, als auch der Profeſſor Schütze in Hamburg, haben ihren Nutzen in der Heraldik vergeblich beſtritten, indem Karl Dufresne darüber ganz ausführliche Unterſuchungen angeſtellt hat. Man weiß es jetzt gewiß, daß die Franken und die übrigen Deutſchen ihre alten Denkzeichen der Schilder auf dem Oberkleide, welches eine Art von langem oder kurzem Mantel geweſen, haben theils einwirken, theils einſchneiden laſſen; man nannte ſie deshalb Waffenröcke, weil man ſie über der Waffenrüſtung trug, und in der ſpätern Zeit dem Wappen beifügte. Der Baron du Cange zeigt, daß ihre Fütterung ſchon in der erſten Zeit in Gold- oder in Silberſtücken, doch meiſt in Pelzwerken beſtanden, und ſolche zu den ſogenannten Metallen in der Wappenkunde Anlaß gegeben hätte. Die Farben der Waffenröcke wurden auf den Tapeten nachgeahmt, und ſo wie die Figuren der Wappenſchilder auf die Waffenröcke kamen, ſo wurden ſie auch auf die Tapeten übertragen. Was Michael Ignaz Schmidt von einem Gewande bemerkt, worauf ſich die Figuren eines Thiers *befunden hätten*, ſo läßt ſich vermuthen, daß dieſes ein

Waffenrock gewesen ist, wie man solches an den Siegeln wahrnimmt, wo zuweilen lauter Löwen, oder Adler, oder Falken auf dem Oberkleide erscheinen, wenn der Besitzer ein dergleichen Thier im Wappen geführt hat. Schmidt beruft sich auf eine Stelle des Adam von Bremen, daß die Preußen ihr kostbares Pelzwerk für einen gewissen wollenen Zeug, Faldones genannt, vertauscht hätten; allein dieses muß faedones gelesen werden, welches ein zottiger Sammet gewesen, der bald aus Wolle, bald aus Leinen, bald aus Seide gemacht wurde. Er erhielt diese Benennung von den langen Fäden, die auf der einen Seite herab hingen, und ihn dem Pelze ähnlich machten. Auf Lateinisch wurde er Pannus, auf Französisch Pannes, an der Ostsee Watmal genannt. Man trifft die leinene und baumwollene Gattung davon noch bei den Bauern in Schwaben an, die sich damit so gut, als mit einem Pelze verwahren. Nach dem Isidor haben schon die alten Schotten dergleichen Röcke getragen, und nachher die heidnische Liven. So weit die alte und ältere Geschichte der Tapeten. Die leinenen Tapeten wurden im Jahre 1410 übermalt, statt darauf, wie ehemals, die historischen Begebenheiten einzuwirken. Johann von Eyk aus Brügge, der die Kunst: mit Oelfarben zu malen, zur größten Vollkommenheit brachte, machte diese Versuche, und schickte die von ihm verfertigten Stücke an den König Alphonsus den Fünften von Sicilien, und an den Herzog von Urbino. Auch nach Deutschland kamen dergleichen Tapeten mit historischen Gegenständen bemalt, die auch noch bis gegen das Ende des verwichenen achtzehnten Jahrhunderts Mode blieben. Indessen ging das Malen oder Wirken der Tapeten mit Zeichnungen von natürlicher Größe und Farben dadurch nicht zurück, sondern erreichte gleichfalls eine hohe Stufe, und in Frankreich, unter dem Könige Ludwig dem Vierzehnten, die höchste Stufe der Vollkommenheit. Die vorzüglichsten

Arbeiten der Tapetenwirkerkunst wurden ehemals in den Niederlanden, vorzüglich zu Arras gemacht, daher sie bei den Italienern Arazzi hießen. Dort ließ der Pabst Leo der Zehnte in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die berühmten Raphaelischen Tapeten (wegen der Figuren so genannt, welche nach Raphaels Zeichnungen gemacht worden) wirken, und machte mit einigen derselben Geschenke an die Höfe von Wien und Dresden, wo sie noch sind; diejenigen, welche der Pabst in Rom behalten hatte, wurden während der Revolution nach Paris gebracht, sind aber jetzt wieder nach Rom zurückgeschafft worden. Von den Niederlanden aus verbreitete sich dieser Fabrikationszweig auch nach Frankreich, und erreichte unter dem schon oben genannten Monarchen in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts die größte Höhe; denn Colbert, der Minister Ludwigs des Vierzehnten, erbauete im Jahre 1667 den Künsten in Paris einen Pallast und nannte ihn nach den Gebrüdern Giles und Jean Gobelin, Gobelins. Hier werden nun die schönen Tapeten, nach einer Menge der herrlichsten Muster und Zeichnungen gewirkt, die gleichfalls den Namen Gobelins erhielten, und nach der Beschaffenheit des Stuhls auch haute-lisse und basse-lisse genannt wurden. Der hochschaftige Stuhl, haute-lisse, hält die Kette senkrecht, der tiefschaftige, basse-lisse, hält sie wagerecht. Bei dem Letzteren ist das Gewebe meist sammetartig, bei dem Ersteren ist die Arbeit auch sehr schön, aber schwieriger und langweiliger. Von den Niederlanden und Frankreich kam diese Arbeit auch nach Deutschland, und wurde in Berlin, Wien, Dresden ꝛc. angefertiget.

— Die Türkischen und Persischen Tapeten, die in Frankreich Tapeten der Savonnerie, nach der Französischen Tapetenfabrik zu Chaillot, die diesen Namen führt, so genannt worden, sollen schon zu Karl Martels Zeiten daselbst eingeführt worden seyn, da-

ben aber auch erst ihre Vollendung im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte erhalten; s. den Art. Savonnerie, Th. 138, S. 67 u. f. Die Wachstuchtapeten und die Tapeten von Leder und Papier sind aus spätern Zeiten, und reichen nicht so hoch in der Geschichte hinauf, als die gewebten Tapeten; auch sind die beiden Ersteren längst wieder aus der Mode gekommen, nur die Papiertapeten, die jüngsten, deren Erfindung sich die Engländer aneignen, aber auch die Franzosen, die einen gewissen Frauſois, einen Scheidenmacher von Rouen, zum Erfinder angeben, der die ersten Tapeten von dieser Art 1620 verfertiget haben soll, erhalten sich in der Gunst der Mode fort, finden noch überall in Europa ihre Liebhaber, und verdienen es auch wegen ihrer mannigfaltigen Arten und Muster. Die Französischen zeichnen sich vorzüglich aus. — Die Strohtapeten sind nie recht in Gebrauch gekommen. — Nach dieser kurzen Uebersicht der Geschichte der Tapeten, möge nun hier noch dasjenige folgen, was sich auf die Fabrikation der verschiedenen Arten derselben, ihre Anwendung in den Zimmern, und auf den Handel damit, bezieht, und da die Papiertapeten eine Erfindung der neuern Zeit und jetzt die modernsten sind, so soll auch damit der Anfang gemacht werden.

Die Papiertapeten sind, wie schon bemerkt worden, eine Erfindung der neuern Zeit, haben aber durch ihre Schönheit und Wohlfeilheit die früher gebrauchten Tapeten schnell verdrängt, und sich, trotz der Wandmalerey mit Leimfarben, immer zu erhalten gewußt, so daß sie mit dieser Hand in Hand gehen, das heißt, daß eben so viele Zimmer, wie in Leimfarben gemalt, auch tapezirt werden. Auch scheinen diese Tapeten in einigen Staaten, wie z. B. in Frankreich, ein Uebergewicht zu haben, in andern werden aber mehr Zimmer mit Leimfarben gemalt. Wer die Farben in einem Zimmer recht gleichförmig haben will, der wird immer besser thun,

Tapeten zu wählen, als die Leimfarben-Malerey; denn die Letztere hängt von so vielen Bedingungen ab, die bei den Ersteren nicht eintreten, oder die man hier doch bald beseitigen kann. Bei der Leimfarbenmalerey kommt hauptsächlich der Kalkanwurf und der Kalküberstrich in Betrachtung, der Erstere ist oft sehr uneben ausgeführt, wenn er nicht von geschickten und in ihrer Arbeit eigenen Maurern ausgeführt worden ist, die mit der Kelle den Anwurf so ebenen, daß eine schöne gleiche Fläche entsteht, keine Erhabenheiten oder Ungleichheiten, und der Letztere, der Kalküberstrich oder die Weißung der Wand mit Kalk, frißt nur zu oft die darauf gesetzten Farben fort, wenn sie keine Erd- und Mineralfarben sind, welches auch dann noch geschieht, wenn die Wand geschlemmt worden, das heißt, mit einem Ueberzuge von Schlemmkreide bedeckt worden ist; besonders geschieht dieses, wenn die Wand feucht und nicht gehörig ausgetrocknet ist, und sich also die Feuchtigkeit Bahn bricht, Theile des Kalkes auflöset, durchführt, und dadurch den Farbengrund zerstört, oder ihn doch theilweise fleckig und ungleich macht. Dieses hat man bei den Tapeten nicht zu befürchten, weil darunter noch Makulaturpapier an die Wand gekleistert wird, man erst diese mit Papier, oft doppelt, bekleidet, und dann erst die Tapeten darauf setzt oder überklebt. Auch verhindert man das Durchdringen der Feuchtigkeit durch einen Ueberstrich mit Leimwasser, der ein paarmal geschehen muß, und hierauf klebt man nun das Makulatur. — Die Papiertapeten werden bekanntlich in langen Streifen oder Rollen verkauft, welche gewöhnlich 20 Zoll breit und 30 Fuß (27 Fuß Rheinl.) lang sind. Das Papier, welches hierzu benutzt wird, besteht entweder in einzelnen Bogen, oder aus sogenanntem endlosen Maschinenpapiere, welches man in jeder beliebigen Länge haben kann, so daß jede Rolle *nur* aus einem Bogen Papiere besteht. Dieses letztere *Papier wird jetzt* gewöhnlich zu den Tapeten genommen.

Bei dem erſteren Papiere werden die einzelnen Bogen ſo zuſammengeklebt, daß jeder Bogen um ½ Zoll über den andern vorſteht. Die vorſtehenden Kanten werden nun mittelſt eines Pinſels mit gutem Kleiſter beſtrichen, und dann die einzelnen Bogen zuſammengeklebt. Um die Kanten gleichförmig breit zu haben, legt man erſt die Bogen übereinander, ſo daß das angeführte Maaß hervortritt, welches bei jedem aufgelegten Bogen die Uebung giebt, oder man legt die Bogen ſämmtlich zuſammen, z. B. erſt 1 Dutzend Bogen aufeinander, daß keiner vor dem andern vorſteht, und auf einem langen Tiſche, ſchiebt man dann mit dem Nagel des Daumens der rechten Hand, den man oben an der Kante des erſten Bogens feſt anlegt, die Bogen ſo weit auseinander, daß ſich die bezeichneten Kanten bilden, indem man mit der linken leiſe das Papier hält, damit es ſich nicht verſchiebt oder ſchieben läßt. Dieſe Kanten überſtreicht man nun mit gutem Buchbinderkleiſter, und fügt dann die Bogen zuſammen, welches etwas ſchnell geſchehen muß, damit der Kleiſter nicht trocknet, dabei muß aber die Kante feſt und eben auf jeden Bogen gedrückt werden, damit keine Ungleichheiten beim Trocknen entſtehen, ſondern das zuſammengeklebte Papier eine ebene Fläche bildet. — Man unterſcheidet von Papiertapeten einfarbige, oder mit mehreren Farben, Gemälden und Verzierungen bedeckte, ſatinirte (atlasartig glänzende, welcher Glanz durch Talk hervorgebracht wird), velutirte oder ſammetartig beſtäubte, (auf welche man gefärbte zerkleinerte Schafwolle, Scheerwolle, ganz oder ſtellenweiſe aufklebt, indem man dieſe Wolle durch ein Sieb auf einen Frießüberzug bringt) und gepreßte. Dekorationstapeten, welche ganze Landſchaften, mit und ohne Staffage, Jagdſtücke ꝛc. darſtellen; Iristapeten, welche eine Regenbogenfarbe haben; Metallmoottapeten, die mit Zinnblech (Stanniol) überzogen, dann moirirt und überfirnißt ſind,

wodurch man ſchöne glänzende, durch Abwaſchen leicht zu reinigende Tapeten erhält. Der Werth der Tapeten wird durch die Feinheit und Güte des Papiers, und durch die Schönheit und Dauer der Farben und der Darſtellungen entſchieden. — Wenn zur Fabrikation einer dieſer Arten geſchritten werden ſoll, ſo erfolgt zuerſt das Grundiren des Papiers, das heißt, man giebt dem Papiere eine Grundfarbe, die, nach Befinden, weiß, roth, gelb, blau, grün ꝛc. ſeyn kann, und die bald heller, bald dunkler als die übrigen darauf zu druckenden Farben iſt. Zu den Farben, ſowohl zum Grundiren, als auch zum fernern Bedrucken der Tapeten, nimmt man theils Erdfarben, theils Mineral- und chemiſche oder auf chemiſchem Wege zuſammengeſetzte Farben, wozu auch Pflanzenſtoffe gehören. Zu Weiß nimmt man Kreide, Bleyweiß und Schieferweiß; zu Gelb nimmt man Chromgelb, Kaſſler Gelb oder Mineralgelb, Ocher, Wau- oder Kreuzbeeren; zu Blau: Berlinerblau, Indigo, Mineralblau, Bergblau; zu Grün: Berggrün, Braunſchweiger Grün, Neuwieder Grün, Pariſer Grün und ein Gemiſch aus Chromgelb und Mineralblau oder Bergblau, oder gekochten Kreuzbeeren und Indigo; zu Roth: Berlinerroth, Krapproth, Kugellack, Engliſches Roth, Zinnober, Fernambuckholz; zu Orange oder Pomeranzengelb: Franzöſiſche Mennige, ordinaire Mennige; zu Braun: Umbra, Kölniſche Erde; zu Schwarz: Frankfurter Schwarz, Beinſchwarz; zu Violett: eine Abkochung von Campecheholz mit Alaun, oder Berlinerroth und etwas Berlinerblau oder Mineralblau; zu Grau: Frankfurter Schwarz und Bleyweiß ꝛc.

Die Erdfarben, die viel Sand bei ſich führen, und gewöhnlich Oxide ſind, wie der Ocher, das Engliſche Roth, der Umbra ꝛc., werden erſt durch eine beſondere Behandlung vorbereitet. Man zerſtößt ſie nämlich ſehr *fein, und rührt ſie unter* eine hinreichende Menge Waſ-

ſer, damit ſie in demſelben aufgelöſt werden. Man thut hier am beſten, wenn man ſich alte Töpfe hält, die man über die Hälfte mit Brunnenwaſſer anfüllt, und darein die Farbe ſchüttet, das heißt, jede beſonders, wie dieſes ſich von ſelbſt verſteht. Man rührt nun mit einem Stabe die Farbe darin um, und wartet dann einige Minuten, bis ſich die gröbſten Theile zu Boden geſetzt haben, und gießt hierauf das trübe Waſſer von jenem Bodenſatze in ein anderes Gefäß ab. In dieſem ſetzt ſich nun die zu einem klaren Pulver gewordene Farbe (geſchlemmte Farbe) zu Boden. Iſt das Waſſer klar geworden, ſo gießt man es ab, und vermiſcht den Bodenſatz mit heißer Leimauflöſung. Die flüſſigen Farben, worunter man die Abkochungen von Wau, Fernambukholz, Campecheholz ꝛc. verſteht, bereitet man dadurch vor, daß man ihnen, wenn ſie noch ſieden, gepülverten Alaun zuſetzt, und ſie dann mit Stärke und Leim verdickt. Sollen die Tapeten mit Erdfarben grundirt werden, ſo bereitet man ſie erſt dazu vor, indem man ſie mit Flandriſchem Leime beſtreicht. Dieſer Leim wird in Waſſer aufgelöſet, und wenn er noch lauwarm iſt, mit einer großen, runden, langhaarigen Bürſte aufgetragen. Mit einer gleichen Bürſte werden auch die Grundfarben aufgetragen. Die Tapeten, welche ſo mit Leim und durch Auftragen der Grundfarbe vorbereitet worden, werden auf Stangen getrocknet und dann auf der nicht angeſtrichenen Seite geglättet. Das Glätten der grundirten Tapeten auf der Rückſeite geſchieht mit der Glättſtange, die von der Zimmerdecke herabhängt, und unten eine blanke, metallene Walze enthält. Die Tapete liegt dabei auf einem langen, recht glatten Tiſche, und die Walze wird darauf hin- und hergezogen. Dieſes Glätten dient zum Ebnen des Papiers, damit der Druck leichter und vollkommner werde. Der farbige Grund der Tapeten bleibt dabei ohne Glanz; ſoll aber auch dieſer glänzend gemacht werden, ſo geſchieht ſolches durch das Satiniren, und

es muß darauf ſchon beim Auftragen der Grundfarbe Rückſicht genommen werden. Soll nämlich die Tapete matt bleiben, ſo verſetzt man die Grundfarbe mit Bleyweiß, um ſie matter zu machen, ſoll dagegen die Tapete ſpäter ſatinirt werden, ſo nimmt man nicht Bleyweiß, ſondern ſehr feinen Gyps, um die Farbe matter zu machen. Der Apparat zum Satiniren iſt dem zum Glätten ſehr ähnlich, nur mit dem Unterſchiede, daß ſtatt der metallenen Walze unten an der Glättſtange eine Bürſte angebracht iſt, die mit ſteifen, kurzen Borſten beſetzt iſt. Damit die Bürſte ſtets flach auf dem Tiſche bleibe, iſt an der Stange ein knieartiges Gelenke angebracht. Die Tapete wird beim Satiniren ſo auf den Tiſch gelegt, daß die farbige Seite nach oben gekehrt iſt. Vor dem Reiben wird ſie mit fein gepulverter Briançoner Kreide beſtreuet, oder auch mit Talk, worauf ſie durch das Reiben einen dauerhaften atlasartigen Glanz erhält. — Die wichtigſte Arbeit bei der ganzen Tapetenfabrikation iſt das Bedrucken der Tapeten, oder das Auftragen der Deſſeins. Man bedient ſich dazu ſolcher Formen, die wie die Formen der Kattundrucker eingerichtet ſind, und auch die Handgriffe des Druckes ſind dieſelben. Daher kann man Kattundrucker auch zum Tapetendruck, und ſo umgekehrt: Tapetendrucker zum Kattundruck gebrauchen (ſ. den Art. Kattun, Th. 36.) Die erſten Formen, mit denen man druckt, ſind die ſogenannten Katſchformen, welche große Flächen enthalten, z. B. den Grund eines Blattes, einer Blume ꝛc. Rechts vom Stande des Druckes iſt der Farbenkaſten oder die Vorrichtung, um die Farbe an die Form zu bringen. Dieſes iſt gewöhnlich ein 9 — 10 Zoll tiefer Kaſten von Holz, welcher groß (lang und breit) genug iſt, um auch die größte Form bequem hinein tauchen zu können, dahet man ihn um 3 Zoll länger und um eben ſo viel breiter macht, als die größte der vorkommenden Formen. Der Kaſten wird bis auf die Höhe von ſechs

Zoll mit Waſſer gefüllt, dem man Papierſchnitzel beimiſcht, um ſie darin faulen zu laſſen. Ueber das Waſſer wird ein mit Kalbleder beſpannter Rahmen gelegt. Das Leder berührt allenthalben die Oberfläche des Waſſers und der Rahmen deſſelben, welcher mit dem Rande des Kaſtens in gleicher Höhe liegt, wird allenthalben gut verſtopft und verwahrt, ſo daß kein Waſſer aus dem Kaſten dringen kann. Auf das Leder legt man nun entweder ein viereckiges Stück Tuch, welches mit der Farbe beſtrichen iſt, oder einen kleinern mit Tuch überzogenen Rahmen. Für jede vorkommende Farbe hat man ein beſonderes Stück Tuch oder einen beſonderen Tuchrahmen, damit der Arbeiter nicht erſt das Tuch zu waſchen nöthig hat, wenn er eine neue Farbe auftragen will, ſondern nur nach dem Gebrauche die überflüſſige Farbe abſchaben darf. Da nun das Waſſer im Kaſten dafür ſorgt, daß jenes Leder, welches die Unterlage des Farbentuches bildet, ſtets geſchmeidig bleibt, ſo iſt es leicht, die Form gleichmäßig mit der Farbe zu überziehen. Sie wird nun, mit dem Deſſein nach unten, auf das Tuch gelegt, und etwas gegen daſſelbe niedergedrückt, worauf ſie leicht und gleichförmig allenthalben die Farbe annimmt. Ein Gehülfe des Druckers ſtreicht dabei die Farbe mit einem großen Pinſel möglichſt gleichförmig auf das im Kaſten liegende Tuch, und der Drucker, nachdem er ſeine Form auf das Tuch geſetzt, ſtellt dieſelbe vorſichtig auf die Stelle der Tapete, wohin ſie gehört. Das Drucken geſchieht auf einem ſtarken Tiſche, welcher mehrfach mit Tuch bedeckt iſt, damit ſich das Muſter überall gleichförmig ausdrucke. Der Tiſch iſt 5—6 Fuß lang, 24 Zoll breit und 4 Zoll dick. Er ſteht auf ſtarken Füßen, die, um alles Wanken zu verhüten, noch durch Querriegel verbunden ſind. Hat der Drucker ſeine Form auf die Tapete geſtellt, ſo legt er ein kleines, aber dickes Brett darauf, und läßt auf dieſes einen 6—8 Fuß langen Hebel wirken, der quer über dem Tiſche angebracht

iſt, faſt ſo, wie bei hölzernen Steindruckpreſſen. Drucker und Gehülfen ergreifen den Hebel und drücken ihn mit vereinten Kräften nieder. Dann entfernt der Drucker die Form wieder, und rückt die Tapete weiter, während der Gehülfe nun Farbe aufträgt. Das Fortrücken der Tapeten geſchieht durch eine beſondere Vorrichtung. An der Seite des Drucktiſches, welcher dem Arbeiter zur Rechten iſt, ſind nämlich zwei ſenkrechte Stützen, welche eine horizontale runde Eiſenſtange tragen, um die zu Anfange der Arbeit die ganze Tapete aufgewickelt iſt. Zuerſt rollt man nun von der Eiſenſtange ſo viel von der Tapete ab, daß dieſes Stück von einem Ende des Tiſches bis zum andern reicht. Es wird dann mit einer Farbe bedruckt, und darauf ein neues Stück abgerollt. Damit aber das ſchon bedruckte Stück nicht auf dem Boden hinſchleife, ſo wird es über einen hölzernen Bock oder über eine an der Zimmerdecke befeſtigte Stange hingeleitet. Dann hängt man die ganze Rolle zum Trocknen auf. Sind mehrere Farben auf dieſelbe Tapete zu drucken, ſo wird ſie, nachdem ſie wieder getrocknet iſt, nochmals um jene Eiſenſtange an der rechten Seite des Tiſches gerollt, und daſſelbe Verfahren, wie bei dem Bedrucken mit der erſten Farbe, wiederholt. Fehler, welche bemerkt werden, verbeſſert man ſpäter mit dem Pinſel. Bordüren werden auf dieſelbe Art ausgeführt, wie die Tapeten ſelbſt, aber nur auf ſchmalen Streifen. Alle Tapeten werden feſt zuſammengerollt und ſo aufbewahrt, nicht nur, um ſie beſſer handhaben zu können, und damit ſie weniger Raum einnehmen, ſondern auch beſonders deshalb, damit die Tapeten dem Einfluſſe des Lichts und der Luft weniger ausgeſetzt ſind, und ihre Farben ſich alſo friſcher erhalten. Auf ſolche Art werden die gewöhnlichen Papiertapeten verfertiget; auf abweichende Art aber die velutirten Tapeten; denn man *bedarf* dazu einer feinen Scheerwolle, wie man den *Abfall beim* Scheeren der Tücher nennt. Am liebſten

nimmt man eine feine weiße Scheerwolle, weil man dieſer, nachdem ſie vorher gewaſchen und gebleicht worden, am leichteſten jede beliebige Färbung geben kann. Sowohl das Färben, wie das größtmögliche Zerkleinern dieſer Scheerwolle erfordert viel Fleiß. Das Färben ſelbſt geſchieht zwar mit den gewöhnlichen bei der Wollenfärberey gebräuchlichen Farben, aber das Trocknen iſt ein Gegenſtand, welcher vorzügliche Sorgfalt erfordert. Die gefärbte Wolle wird nämlich auf ausgeſpannter Leinwand getrocknet, im Sommer an einem ſehr luftigen Orte, im Winter in einem geheizten Zimmer. Nach der vollkommenſten Austrocknung folgt die möglichſte Zerkleinerung in einer Mühle, welche in ihrer Conſtruktion manche Aehnlichkeit mit unſern Kaffeemühlen darbietet. Der Haupttheil dieſer Mühle iſt ein Kegel, der in einer Schraubenlinie von oben nach unten mit vielen Meſſern beſetzt iſt, und ſich in einer kegelförmigen Höhlung drehet, welche ebenfalls mit ſcharfen Meſſern beſetzt iſt, an denen ſich die Meſſer des Kegels ſcheerenförmig hinbewegen. In Verbindung mit der Mühle ſteht, wie bei den Mehlmühlen, ein Beutelwerk, welches den feinen Wollſtaub von der noch nicht ordentlich zerkleinerten Wolle trennt. Der Wollſtaub, welcher nun fertig iſt, um auf die Tapeten aufgetragen zu werden, wird in einen Kaſten gethan, der 7—8 Fuß lang, 15—18 Zoll tief, und in der Nähe des Bodens 24, oben aber 36 Zoll breit iſt. Der Boden des Kaſtens beſteht aus einem ſtark angeſpannten Kalbleder, außerdem hat der Kaſten einen mit Gewinden beweglichen Deckel. Damit die Wolle auf den Schattenpartien der Tapete befeſtiget werde, ſo bedruckt man dieſe Stellen erſt mit den bei der gewöhnlichen Tapetendruckerey beſchriebenen Werkzeugen und Handgriffen mit einem Grunde, der aus Leinölfirniß und Bleyweiß zuſammengerieben und ſo zähe iſt, daß er mit einem Pinſel auf die Form aufgetragen werden *muß*. Iſt nun ein Theil der Tapete

auf dieſe Weiſe mit Leinölfirniß bedruckt, ſo legt der Gehülfe dieſen bedeckten Theil in den erwähnten, an der linken Seite des Tiſches befindlichen Kaſten, beſtreuet ihn mit Scheerwolle, ſchließt den Deckel, und ſchlägt mit einem Stabe feſt und anhaltend gegen den kalbledernen Boden des Kaſtens. Die Wolle, welche auf der Tapete liegt, wird dadurch empor getrieben, und ſetzt ſich beim Niederfallen auf allen Theilen der Tapete an, welche mit dem Firniſſe bedruckt ſind. Nachdem ſich der Wollſtaub wieder geſetzt hat, wird der Deckel des Kaſtens gehoben, die überflüſſige Wolle von der Tapete entfernt, indem man auf die linke Seite derſelben klopft; dann wird die Tapete getrocknet. Die velutirten Stellen ſind dann ſämmtlich von gleicher Farbe. Soll aber eine Schattirung entſtehen, ſo druckt man mittelſt paſſender Formen auf die velutirten, aber bereits getrockneten Stellen, entweder dunklere oder hellere Schattirungen der Farbe.— Einfacher iſt das Vergolden, welches man bei einzelnen Stellen der Papiertapeten bisweilen anwendet. Man bedeckt die Stellen, welche vergoldet werden ſollen, mit einem dicken Leinölfirniß mittelſt der gehörigen Form, und wenn der Firniß faſt eingetrocknet iſt, legt man Blattgold darauf, welches mit Baumwolle angedrückt und das überflüſſige Gold abgewiſcht wird. Durch Verbrennen der Baumwolle und Amalgamiren der Aſche gewinnt man das überflüſſige Gold wieder.

In Frankreich hat man zum Tapetendrucke dreierlei Papiere: graues, blaßgelbes und weißes Papier von verſchiedenen Dimenſionen. Auf das graue Papier druckt man die ordinairen Tapeten, es iſt beſchnitten 50 Centimeter (19 Zoll 1½ Linie Preuß.) lang und 39 Centimeter (14 Zoll 10¼ Linien Preuß.) breit. Die Benennung graues Papier rührt von der Farbe ſeiner Maſſe her, und das hellgraue iſt das geſuchteſte. Das blaßgelbe Papier benutzt man zu Tapeten *von beſſerer Qualität*; es hat mit dem vorhergehenden

eine gleiche Dimenſion, nur iſt ſeine Maſſe ſehr blaßgelb. Man wählt dasjenige, deſſen Farbe dem weißen Papiere am nächſten kommt. Das weiße Papier wird zu den ſchönſten und reichſten Tapeten genommen; es muß gleich den beiden vorhergehenden gut geleimt, ſtark, und von feinem und ausgeglichenem Korne ſeyn. Eine Tapete muß wenigſtens ſo viel Haltbarkeit beſitzen, daß, wenn ſie mit Kleiſter angemacht iſt, ſie nicht zerreißt, wenn man ſie aufhebt und zum Aufziehen nach der Wand trägt. Man verfertiget die Tapetenrollen, indem man einen Bogen des Tapetenpapiers von einer der drei erwähnten Qualitäten an den andern leimt, bis vier und zwanzig Bogen auf dieſe Weiſe vereiniget ſind. Man macht auch jetzt Tapetenrollen, die nur aus einem einzigen Stücke Papier beſtehen. Man nimmt dazu Papier ohne Ende oder Papier ohne Naht. Man hat hier Papiertapetenrollen von verſchiedenen Dimenſionen. Die Tapetenrollen von gewöhnlichem Papiere haben 8 Meter 20 Centimeter bis 8 Meter und 80 Centimeter (28 Fuß 4½ Lin. Preuß.) Länge und 50 Centimeter (19 Zoll 1⅔ Lin.) Breite. Die Tapetenrollen von dem Papiere, welches unter dem Namen Carré au Raisin bekannt iſt, haben 8 Meter und 90 Centimet. (28 Fuß 4 Zoll 2 Linien Preuß.) bis 9 Meter 60 Centimet. (30 Fuß 6 Zoll 11 Linien Preuß.) Länge und 57 Centimeter (21 Zoll 9½ Lin. Preuß.) Breite; ſie ſind aus 24 Bogen zuſammengeſetzt, von denen jeder vor dem Zuſammenleimen 58 Centimeter (22 Zoll 2 Linien Preuß.) Länge, und 41 Centimeter (15 Zoll $8\frac{1}{10}$ Lin. Preuß.) Breite beſitzt. Die Tapetenrollen von Papier, welches den Namen grande Largeur führt, haben 9 Meter 75 Centimeter (30 Fuß $7\frac{9}{10}$ Lin. Preuß.) Länge und 65 Centimeter (2 Fuß $10\frac{1}{10}$ Linien Preußiſch) Breite. Da nun in Frankreich viel Geſchmack in Hinſicht der Farben und der Muſter herrſcht, die *man auf* die Tapeten gedruckt hat, ſo

findet man hier auch eine reiche Auswahl der verſchiedenſten Muſter, mit denen man die Papiertapeten bedruckt ſieht. Die gewöhnlichſten Papiertapeten haben einen gelben oder grauen Grund, mit einem Muſter von einer einzigen andern Farbe. Die Tapete hat um ſo mehr Werth, um ſo mehr oder weniger das Muſter verſchiedene Farben darbietet. Die Tapeten mit einfarbigem Grunde ſind von einem höhern Preiſe; dann kommen die Tapeten mit Muſter auf Atlasgrund, die Tapeten, welche den Marmor und den Achat nachahmen, die Tapeten mit einfarbigem Atlas- oder Glanzgrunde, die Tapeten mit Atlasmarmor, die ſchönen Tapeten mit moirirten Farben, die Tapeten auf geſtochenen kupfernen Cylindern gedruckt, die Tapeten auf Atlasgrund mit Sammetmuſter, die vollen Sammettapeten, und zuletzt die verſilberten und vergoldeten Tapeten. Die verſchiedenen Muſter, welche auf die Tapeten gedruckt werden, ſind ſehr mannigfaltig, folgen aber der Mode der Stoffe und der Tapeten aus Seide und aus Wolle. Die gewöhnlichen Papiertapeten, welche aus 24 Bogen zuſammengeleimt ſind, haben ſtarke Nähte, die beſonders bei Tapeten von einfarbigem Grunde ſehr bemerkbar ſind. Alle ſchönen Tapeten von einfarbigem Grunde oder auch von buntfarbigen Muſtern werden nur auf Papier ohne Ende gedruckt. Wenn die auf Atlasgrund gemuſterten Papiertapeten durch ein von der Seite einfallendes Licht beleuchtet werden, ſo tritt oft der Fall ein, daß dieſe Tapeten das Anſehen haben, als ob ſie mit Staub bedeckt wären, und man thut deshalb wohl, ehe man ſie aufzieht, zu unterſuchen, ob ſich bei ihnen ein ſolches Anſehen bemerken läßt. Die Grundfarbe einer Tapete, und diejenige, welche aufgedruckt wird, werden mit einer hinlänglichen Quantität Leim angemacht, damit ſie in Folge der Reibung eines Körpers auf der Oberfläche der Tapete nicht abfallen. Der Druck des Muſters einer Tapete muß ſauber und regelmäßig ſeyn,

und man darf nicht die Nähte der Druckform bemerken. Man wendet bei den Tapeten Kupferdruck an, hauptsächlich um den Zwillich so vollkommen nachzuahmen, daß man die Kreuzung der Fäden dieser Art des Gewebes bemerken kann. Die Tapetenbordüren werden auf Papier von ähnlicher Qualität und Dimension, wie die Tapeten selbst, gedruckt.

Die gewebten oder gewirkten Tapeten in Seide, Wolle, Baumwolle, Leinen ꝛc., die auch schon oben, S. 108 erwähnt worden, stehen nicht mehr in solchem Ansehen, wie ehemals, und sind durch die Papiertapeten fast gänzlich verdrängt worden. Dieses rührt wahrscheinlich daher, daß sie zu kostbar sind, besonders die seidenen und feinen wollenen Tapeten, die man nur zur Auszierung der Wände in Palläſten, Schlössern ꝛc. anwendet. Die schönsten Tapeten dieser Art werden auch noch jetzt in Frankreich ganz vorzüglich in der Tapetenfabrik der Gobelins zu Paris, in der Vorstadt St. Marceau, verfertiget, die Colbert anlegte, und dem Maler Lebrün die Direktion übergab; ja man kann sagen, daß diese Tapeten einzig in ihrer Art sind, und den schon längst bewährten Ruhm auch noch jetzt verdienen, indem sie die schönsten Gemälde durch Verflechtung farbiger Fäden aufs Täuschendste nachahmen. Schon in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, unter der Regierung des Königs Ludwigs des Vierzehnten, brachte man eine so große Menge der schönsten Muster und Zeichnungen zusammen, daß die Tapeten, die aus dieser Manufaktur hervorgingen, allgemeine Aufmerksamkeit erhielten, und den Ruf dieser Fabrik begründeten; allein nach damaliger Sitte vernichtete man die Muster nach dem Gebrauche, damit sie nicht in andere Hände gerathen sollten. Die Hauteliſſe lieferte die schönsten Stücke; sie stellte die Zeichnung gleich rechts so dar, als das Muster war. Letzteres ward *in Streifen zerschnitten*, die man an die Kettenfäden be-

festigte, so, daß die Linien der Zeichnung auf diese Fäden paßten. Hierbei hatte der Künstler den Vortheil, daß er das Muster zwar beständig hinter dem Stuhle, aber gerade vor sich hatte, und Fehler also leicht vermeiden und verbessern konnte. Bei der Basseliſſe ward das Muster unter der Kette befestiget, durch welche es der Arbeiter sehen konnte; aber die horizontale Lage machte die Vergleichung beschwerlich und unsicher, und da das Gewebe stets links oder verkehrt, und zwar auf der untern Seite entstand, so konnte auch die Basseliſſe nur die größten Meisterstücke liefern. Man machte daran nur Gegenstände, welche nicht die größte Richtigkeit der Zeichnung verlangten. Im Jahre 1737 suchte man die Manufaktur, die etwas gesunken war, wieder zu heben, und man ersann das Mittel die Hauptzeichnungen des schönen Musters auf ein durchsichtiges Papier zu tragen, solches dann zu zerschneiden, und diese Streifen an die Kette zu heften. Anfangs verfuhr man auf diese Weise nur bei der Hauteliſſe, aber im Jahre 1749 wendete man sie auch bei der Basseliſſe an. Die Hauptlinien wurden auf ein geöltes Papier getragen, welches man unter die Kette legte, das Muster selbst aber behielt der Künstler vor sich, so wie er es jeder Zeit bei der Hauteliſſe vor sich gehabt hatte. Da nun die Zeichnung auf dem geölten Papiere verkehrt war, so entstand die Zeichnung des Gewebes rechts oder völlig so, wie die Urzeichnung war. Wenn der Künstler seine Arbeit, so weit sie fertig war, betrachten wollte, so mußte er das Stück abwinden, welches sehr beschwerlich fiel. Im Jahre 1758 gab Vaucanson eine Einrichtung an, welche dieses erleichtern sollte, aber sie leistete nicht so viel, als man anfangs glaubte, und auch noch jetzt behält die Hauteliſſe große Vorzüge in Hinsicht der Richtigkeit der Zeichnung und Auswahl der Farben. Die Arbeit der Basseliſſe geht um ein Drittel schneller, als die andere, da bei jener die Kettenfäden durch Schäfte

wechſelsweiſe gehoben werden. Alſo ſollte auch der Preis der Baſſeliſſe um ein Drittel geringer ſeyn, welches aber nicht immer zutrifft. Kurz vor der Revolution ſtand die Arbeit in den Gobelins unter der Aufſicht des Herren Audran. In der Zeit der Republik, beſonders zur Zeit des Direktoriums, war die Gobelins-Manufaktur nicht mehr in ihrer ehemaligen Thätigkeit, obgleich ſie noch für Rechnung der Regierung betrieben wurde; denn die Arbeiter hatten ſich um die Hälfte vermindert, doch war das Magazin noch reich an trefflichen Tapeten, und die Regierung ließ langſam auf einigen Weberſtühlen nach guten Franzöſiſchen Originalgemälden und Kopien berühmter Italieniſcher Meiſter, unter der Direktion des Miniſters des Innern, Benezech, fortarbeiten. Unter Napoleon erhob ſich dieſe Fabrik wieder, und erhielt manche Verbeſſerungen, die aber nicht weſentlich auf die Kunſt ſelbſt einwirkten, ſondern nur auf die Maſchinerien, und ſo beſteht dieſe Fabrik auch nach der Reſtauration bis auf die neueſte Zeit fort, und arbeitet für Rechnung der Regierung. Der Unterſchied zwiſchen der Fabrikation der Türkiſchen Tapeten oder der Tapeten à la Savonnerie, und der Gobelins, beſteht darin, daß der Weber bei jenen die Vorderſeite der Arbeit vor den Augen hat, bei dieſen, den Gobelins, aber an der umgekehrten Seite des Teppiches arbeitet. Da nun unter Savonnerie, Th. 138, S. 67 u. f., ſchon das Wirken dieſer Tapeten beſchrieben, und mit Kupfern erläutert worden iſt, ſo kann hier die Beſchreibung des Wirkens der Gobelins übergangen werden, da ſie nur mit dem angezeigten Unterſchiede von der Savonnerie abweichen, ſonſt gleich gewebt werden. Die neueſten Verbeſſerungen dieſer Weber- oder Wirkerſtühle wird unter Weberſtuhl, in W. vorkommen. Die Quadratelle, die ſonſt von der Savonnerie 220 Stück Livres koſtete, kommt jetzt auf 500 Livres zu ſtehen. Ein vollſtändiger Teppich erfordert eine ſechsjährige Ar-

heit verſchiedener Weber. Der Arbeitslohn iſt wie bei den Gobelins, höchſtens 3 Livres (18 Gr.) täglich. Die Portraits, welche die Savonnerie in der Fabrik zu Challiot bei Paris geliefert hat, ſind vorzüglich ſchön. In Wien hat man auch eine Teppichmanufaktur à la Savonnerie. Von den Gobelinstapeten kommt der Quadratſtab, je nach dem Deſſin, auf hundert und mehrere Thaler zu ſtehen. In den Niederlanden liefern Antwerpen, Brügge, Brüſſel und Tournay die ſchönſten Tapeten dieſer Art. Auch in Berlin, München, Petersburg und Rom findet man dergleichen Arbeiten. Die Türkiſchen Tapeten haben den Namen Savonnerie von dem Gebäude, worin ſie zu Chaillot gemacht werden, welches ehemals eine Seifenſiederey war, nicht aber, wie Einige glauben, von der Stadt Savona, im Genueſiſchen, wo dieſe Tapeten zuerſt gemacht ſeyn ſollen. — Zu den geringſten gewirkten Tapeten gehören die Bergames, deren Kette gemeiniglich Hanf, das Eingewebte aber Flockſeide, Wolle, Baumwolle, oder Kameelgarn iſt. Sie haben Zeichnungen von Thieren und Blumen, oder nur Streifen, die zuweilen mit einer Einfaſſung umzogen ſind; oder ſie gleichen den Ungariſchen Spitzen, und werden dann Hongrie genannt. In Frankreich, wo ſie mehr vorkommen, als in Deutſchland, fabricirt man ſie vornehmlich zu Rouen, Elboeuf ꝛc. ꝛc. Dieſe Tapeten ſollen zuerſt aus Bergamo nach Frankreich und zu uns nach Deutſchland gekommen ſeyn. — Die Tapeten von gemalter und gedruckter Leinwand, ſ. unter Leinwand, Th. 76. — Was die ledernen Tapeten betrifft, ſo findet man das Nöthige darüber unter Leder, Th. 68, S. 678 u. f. — Die Tapeten von Wachsleinen oder Wachsleinwand, ſ. unter Leinwand, Th. 76, und unter Wachsleinwand, in W.

Die Tapeten, welche ehemals in dem Handel vorkamen, und zum Theil noch vorkommen, waren und

sind von Leinwand, Seide, Halbseide, Baumwolle, Wolle, Kameelhaaren, von sogenanntem Wachsleinen, von vergoldetem, versilbertem, überlackirtem Leder, von Papier und andern Stoffen, gedruckt, gemalt, ausgenähet, überfirnißt ꝛc. Von den Papiertapeten, den jetzt beliebtesten, und daher auch gangbarsten Tapeten findet man fast in allen großen Städten Fabriken, deren Fabrikate aus einigen Fabriken auch starken Absatz finden. Besonders sind es die Französischen Papiertapeten, welche sich in neuerer Zeit durch ihre geschmackvollen Muster auszeichnen, und daher in großer Menge ausgeführt werden. In allen großen Städten Deutschlands findet man Niederlagen Französischer Tapeten, die ihrer geschmackvollen Muster und Wohlfeilheit wegen eine Zeitlang die inländischen Tapeten zurückdrängten; indessen sind in neuester Zeit mehrere Deutsche Fabriken den Französischen gleich gekommen, und haben sie sogar in mancher Hinsicht noch übertroffen. Daß die Tapeten in Frankreich einen bedeutenden Absatz, sowohl im Lande, als auch außer dem Lande finden, geht aus der großen Anzahl Fabriken daselbst hervor; denn in Paris sind allein sechsundfunfzig Tapetenfabriken; auch Straßburg zählt mehrere derselben, und aus der Fabrik zu Rixheim bei Mühlhausen im Elsaß gehen schöne Dekorationstapeten hervor. In Deutschland waren noch im Jahre 1813 in Wien sechs Papiertapetenfabriken; Berlin zählte noch 1820 fünf dergleichen Fabriken, die aber 1840, also zwanzig Jahre darauf, sämmtlich eingegangen sind, weil sie in Hinsicht des Preises nicht mit den Fabriken in andern kleinen Städten des In- und Auslandes concouriren konnten, und dann auch die Französischen Tapeten einen größeren Absatz fanden, sowohl wegen ihrer geschmackvollen Zeichnungen und Farben, als auch wegen der Wahl der Gegenstände und des Preises. In Deutschland liefern ferner schöne Papiertapeten: Dresden (*auch* Metallmoortapeten), Prag, Mün-

chen, Mannheim, Karlsruhe, Frankfurt am Main, Augsburg, Hannover, Mainz, Kaſſel, Langenſalza und mehrere andere Städte. Mit dieſen Tapeten beziehen die Fabrikanten ſowohl die Meſſen zu Leipzig, Frankfurt an der Oder, Frankfurt am Main, Braunſchweig ꝛc., als ſie ſolche auch direkt von ihren Fabriken aus überall hin verſenden. Die Fabrikate beſtehen in langen Streifen oder Rollen von einer gewiſſen Anzahl Ellen in der Länge, z. B. 15, 20, 25 bis 30 Ellen, und 1 Elle und darüber in der Breite, zu den Hauptraumflächen; ſie ſind entweder von einfacher Farbe oder façonnirt, mit Verzierungen aller Art, oder ſatinirt, velutirt, vergoldet und verſilbert ꝛc. ꝛc., oder mit Landſchaften, hiſtoriſchen Gemälden ꝛc. ꝛc. bedruckt; dann Medaillons, Roſetten, Thürſtücke, Kabinettſtücke, Bordüren oder Einfaſſungen von verſchiedenen Breiten, mit lebhaften Farben, auch en grisaille, mit Blumen- oder Gitterwerk, mit architektoniſchen Verzierungen, mit kleinen en Camayeux-Gemälden, zur Verzierung dienenden Stäben, mit einfachen Lambris, oder ſolchen, deren anſcheinende Zuſammenfügungen mit Medaillons verdeckt ſind ꝛc. ꝛc. — Auch die Oſtindiſche Geſellſchaft bringt verſchiedene Arten Papiertapeten in den Handel nach Europa, unter welchen die Chits, Lampaſſes, und die Chineſiſchen gemalten Tapeten ehemals viel Aufſehen erregten, jetzt aber keinen anſehnlichen Handelsartikel mehr abgeben. S. auch unter Papier, Th. 106, S. 733 und 841. Man kauft die Tapeten Stückweiſe, und bezahlt ſie nach der Elle. — Die ſchon oben Eingangs erwähnten gewebten oder gewirkten Tapeten, Hauteliſſe- und Baſſeliſſe-Tapeten, die Türkiſchen Tapeten ꝛc., liefern in Frankreich Paris (Gobelins), Chaillot (Savonnerie), Beauvais, Aubuſſon, Tours, Amboiſe, Abbeville, Straßburg ꝛc.; in Italien Rom und einige andere Städte; in Deutſchland Wien und Berlin, in Rußland Petersburg ꝛc. ꝛc. — Geſtrickte und

nachher gedruckte Tapeten liefert Bonneval. — Gemalte Tapeten auf Leinen, Halbleinen und andern Stoffen liefern die Niederlande und Deutschland, und hier vorzüglich Schlesien und die Oberlausitz, von wo aus ehemals Leinwand- und Zwillichtapeten, nach verschiedenen Mustern gedruckt, in Menge nach Spanien und Portugal gingen. Die Tapeten von vergoldetem, versilbertem und gepreßtem Leder waren ehemals, ihrer vorzüglichen Dauer wegen, sehr im Rufe, denn sie sind dem Verderben durch Feuchtigkeit oder Beschädigung von Würmern nicht so ausgesetzt, wie die gewirkten Tapeten; sie sind aber gegenwärtig ganz aus der Mode gekommen, nicht so die sogenannten Wachstuchtapeten oder Tapeten von Wachsleinwand, die noch ihre Liebhaber finden, und besonders in den Zimmern der Restaurationen, Kaffeehäusern ꝛc., die dem Schmutze mehr ausgesetzt sind, als andere Zimmer, ohne dergleichen Tapeten, die bloß zu Wohnzimmern dienen. Man macht diese Tapeten zu Berlin, Wien, Leipzig, Frankfurt am Main, Nürnberg, Hamburg ꝛc., und handelt sie bei ganzen, halben oder Viertelschock oder bei vollständigen Garnituren zu ganzen Gemächern.

Anwendung der Tapeten oder das Aufziehen derselben in den Zimmern. Gewöhnlich wird das Aufziehen der Tapeten dem Tapezierer überlassen, aber auch die Tapetenfabrikanten besorgen dieses Geschäft, so auch die Zimmermaler. Gewöhnlich suchen sich diejenigen, welche ihre Zimmer mit Tapeten ausstatten wollen, diese selbst aus, wird aber dieses Geschäft einem Tapezierer überlassen, so muß er bei der Auswahl der Tapeten Geschmack besitzen; denn er muß sowohl auf die Farben, wie auf die Zeichnung oder das Muster sehen, und die Zimmer berücksichtigen, die tapezirt werden sollen; eben sowohl muß er die zu einer jeden Tapete passenden Bordüren wählen, so auch die Thürstücke ꝛc.,

wie ſolche angebracht werden ſollen. Daß den Tapezierern in den großen Städten, von der Tapetenhandlung, worin ſie die Tapeten, die ſie brauchen, zu kaufen pflegen, oft 5 bis 10 Prozent bei baarer Zahlung vergütet werden, darf den eigentlichen Käufer der Tapeten, der ſeine Zimmer tapezieren laſſen will, nicht irre machen; denn dieſes ſind gewöhnliche Vergütungen, die ihm von der Handlung, wo er immer die Tapeten nimmt, oder zu kaufen empfiehlt, als eine Belohnung zufallen, unbeſchadet des eigentlichen Käufers, der dieſe Prozente nicht erhält; denn ſie werden jenem, als einem Zwiſchenhändler, für ſeine Bemühungen zu Gunſten der Handlung gegeben. Wenn man daher dieſes in einigen Werken tadelt, ſo ſcheint dieſer Tadel wohl ungerecht zu ſeyn, da dieſe Prozente nicht auf die Waare geſchlagen werden, der Käufer alſo nicht mehr bezahlt, alſo auch nichts verliert. — Von der Wahl der Tapeten. Hier kann nicht die Rede ſeyn, welche Art von Tapeten gewählt werden ſoll, da ſolches ein Jeder ſelbſt nach dem Zuſtande ſeiner Kaſſe entſcheiden muß, ſondern wenn er eine Art wählt, von dem Zuſtande der Farben und des Muſters. Zum Wohn- und Schlafzimmer wählt man gern grüne Tapeten, weil dieſe Farbe den Augen am meiſten zuſagt; und auch für ſie am dienlichſten iſt. Ein zu helles oder lichtes Grün in einem Schlafzimmer taugt eben ſo wenig, wie jede andere helle Farbe; denn ein ſchnelles Abwechſeln von Licht und Dunkelheit ſchadet den Augen, und ſolches um ſo mehr in einem Schlafzimmer beim plötzlichen Erwachen, wo das aufblinkende Auge auf helle Wände fällt, und beſonders, wenn ſie von der Sonne am Morgen beſchienen werden, das Schlafzimmer Morgenſonne hat. Man kann zwar die Fenſter in einer Schlafſtube mit Vorhängen vor dem zu grellen Tageslichte ſchützen, allein es geſchieht nicht immer, und dann verliert das Zimmer auch das Freundliche am Morgen beim Erwachen. Man wähle daher

für das Schlafzimmer ein mattes oder ſanftes Grün, welches zwiſchen dem Dunkel- und Hellgrün in der Mitte ſteht, oder ein ſanftes Blau, ein ſchönes Mineral- oder Korublumenblau, auch ein angenehmes Grau. Auch für Arbeitszimmer und Wohnzimmer wählt man gern die grüne Farbe, und hier ein Piſtazien- oder Pariſergrün. Zu einem Beſuchs- und Putzzimmer, zu einem Speiſeſaale oder andern Staatszimmern wählt man gern recht brillante Farben, das feurigſte oder glänzendſte Grün, Blau und Gelb. Grün und blau ſind die Farben, die man hier am meiſten wählt. Auf einem ſchönen mineralblauen Grunde machen ſich Gemälde in Goldrahmen, auch Kupferſtiche, ſehr gut, und auf einem lebhaften grünen Grunde Kupferſtiche in Mahagonyrahmen ꝛc. Dieſes Alles muß der Dekorateur oder Tapezierer berückſichtigen. Brillante Farben verdunkeln alle nebenſtehenden Farben, daß ſie ihr Anſehen verlieren, ganz matt erſcheinen, und iſt dabei das Zimmer nicht hinreichend erleuchtet, ſo erhalten auch die Menſchen, die ſich in einem ſolchen Zimmer befinden, von dem grünlichen Wiederſcheine, der auf ihr Antlitz fällt, ein blaſſes und kränkliches Anſehen. Liegt es dem Eigenthümer daran, daß die Farben nicht verdunkelt, ſondern hervorgehoben werden, ſo muß man Tapeten wählen, bei denen die Orangefarbe vorherrſcht. Bei einer orangefarbenen Bekleidung bekommen auch bleiche, kränkliche Geſichter ein lebensfriſches Anſehen. So berichtet ein Schriftſteller über dieſen Gegenſtand: daß er einen Speiſeſaal in einem Badeorte geſehen habe, mit vielen orangegelben oder pomeranzengelben Verzierungen, in welchem ſich die Badegäſte am liebſten aufgehalten haben, ohne eigentlich zu wiſſen, welcher Urſache ſie dieſe angenehme Wirkung zuzuſchreiben hätten, bis man endlich den Grund in der friſchen angenehmen Geſichtsfarbe auf allen Geſichtern gefunden habe. Der Eindruck, den eine richtige Wahl der Farben hervorbringt, iſt ſehr groß. So würde

ein Gartenzimmer, welches weiß, grau oder braun zur Hauptfarbe hätte, einen unangenehmen Eindruck machen, während grün, roſa und ein ſchönes Blau eine angenehme Empfindung erregen; dagegen ſind braun und gelb wieder ſehr geeignete Farben für Winterzimmer, beſonders Rehbraun, Chromgelb ꝛc. So hält man auch dunkle Tapeten in Zimmern von ſehr heller Lage, und wieder helle Tapeten in Zimmern von ſehr dunkler Lage für unpaſſend. Es iſt zwar wahr, daß Zimmer von der letztern Beſchaffenheit durch dunkle Tapeten noch mehr verdunkelt, und durch helle etwas erhellt werden, aber deſſen ungeachtet verweilt das Auge nicht gern auf dem nicht Zuſammenpaſſenden, und fühlt einen unangenehmen Eindruck. Es iſt hier mit den Tapeten daſſelbe Verhältniß wie bei der Farbe der Kleidung, bei deren Wahl man auf die Haare Rückſicht nimmt. So ſteht helle Kleidung den Brünetten ſchlecht, dagegen wird eine Blondine nur dann im ſchwarzen Gewande reizend, wenn ſie auch ihr Haupt durch ſchwarze Blonden beſchattet. So ſteht den Blondinen roſa und hellblau, und den Brünetten orange- oder pomeranzengelb, auch dunklere Farben, wie Kornblumenblau, Carmoiſin ꝛc., gut. Man nimmt oft an, daß Tapete und Bordüre von gleicher Farbe ſeyn müſſen; dieſes iſt aber irrig, und die ſchönſte Auswahl verliert dadurch oft allen Eindruck. Die Bordüre ſoll ſich ſcharf bemerklich machen vor der Tapete; denn ſie iſt da, um die Grenze der Tapete zu markiren. So z. B. würde auf ein dunkles Mineralblau eine gelbe mit roth hin und wieder ſchattirte Bordüre paſſen. Eine grüne Bordüre zur grünen Tapete paßt nur dann, wenn Erſtere ſehr dunkelgrün, Letztere hellgrün iſt. Dieſelbe Regel gilt auch, wenn man gelbe Bordüren auf gelbe Tapeten ꝛc. nimmt. Am beſten iſt es, wenn man zu den Bordüren ganz andere Farben wählt, als zu den Tapeten, damit aber hier nicht der Eindruck grell und auf dieſe Art wieder ſtörend

werde, ſo hat man jetzt dahin zu ſehen, daß die Grade des Lichts und Schattens bei Bordüre und Tapete gleich ſeyen, während man in dem Falle, wo Bordüre und Tapete von gleicher Farbe ſind, Erſtere dunkler zu wählen hat. Dieſelbe Abwechſelung iſt auch den Augen angenehm, wenn mehrere Zimmer durch Thüren mit einander in Verbindung ſtehen, ſo daß man oft plötzlich aus dem einen in das andere tritt, oder auch die Farben beider zugleich ſieht. Es iſt dann Abwechſelung nöthig, aber man muß mit Farben abwechſeln, welche ſich zu einander paſſen, die ſich gut unterſcheiden, aber nicht grell abſtechen. Dieſe Zuſammenſtellungen von Farben, welche in dieſer Hinſicht ſchon öfter vorgeſchlagen ſind, mögen auch hier ſtehen. Es ſind folgende: 1) Reſeda, roſa, grün, grau, gelb, lilla, piſtaziengrün; 2) Reſeda, blau, lilla, grün, nanking; 3) olivengrün, lilla, orange, blau, roſa; 4) gelb, himmelblau, weiß, grün; 5) ſeegrün, carmoiſinroth, blau; 6) zimmetbraun, hellblau, zitronengelb, lilla, grün; 7) grün, grau, roſa, piſtaziengrün, lilla; 8) chocoladenbraun, ſeegrün, nanking, blau, carmoiſinroth; 9) olivengrün, roſa, waſſerblau, orange, grau. Sind nun die neben einander liegenden Zimmer nach einer der Zuſammenſtellungen der Farben tapezirt, wie ſie im Vorhergehenden angegeben worden, ſo ſoll der Eindruck günſtig ſeyn, obgleich hiermit noch nicht die Zuſammenſtellungen erſchöpft ſind, die noch weiter hinausgeführt werden können. Am beſten findet man die Zuſammenſtellungen, wenn man Stücke von verſchiedenen Tapeten, die aber hinreichend lang ſeyn müſſen, neben einander hängt, und ſo den Eindruck beurtheilt, den die Zuſammenſtellungen machen. Um dieſen Eindruck richtig beurtheilen zu können, muß man aber einen gebildeten Geſchmack beſitzen, der aber Gabe der Natur iſt, oder auch dadurch gebildet werden kann, wenn man oft Gelegenheit hat, geſchmackvolle Farbenzuſammenſtellungen zu betrachten, wozu ſelbſt Feſte Veranlaſſung

geben, worauf die Damen in farbiger Kleidung erſcheinen, im farbigen Schmucke, man wird hier bald den Geſchmack in Zuſammenſtellung der Farben in Kleidung, Bändern ꝛc. finden. Was nun die Bordüren betrifft, ſo eignen ſich: zu grünen und blauen Tapeten: carmoiſinroth, roſa, lilla, ſchwarze und weiße Bordüren; zu roſa Tapeten: grüne, gelbe, orange, weiße und graue Bordüren; zu carmoiſinrothen Tapeten: zitrongelbe, weiße und grüne Bordüren; zu orangelben Tapeten: blaue, lilla, grüne und weiße Bordüren; zu gelben Tapeten: lilla, blaue, dunkelgrüne und graue Bordüren; zu oliven- und reſedagrünen Tapeten: karmoiſinrothe und lilla Bordüren; zu grauen, karmoiſinrothen und chocoladenfarbigen Tapeten Bordüren von faſt allen Farben, nur keine ſchwarzen. Eine andere Vorſicht bei der Auswahl der Tapeten beſteht darin, daß man nicht ſolche, die mit giftigen Farben bedruckt ſind, an Orte bringe, wo ſie der Geſundheit nachtheilig durch ihre Ausdünſtung werden können. So findet man unter den grünen Farben viele giftige, beſonders diejenigen, welche aus Kupferoxid gezogen werden, dann diejenigen gelben Farben, die aus Bley gezogen werden, auch das Auripigmentum, das Chromgelb ꝛc. Die Ausdünſtung geſchieht vermittelſt der Ofen- und Sonnenwärme, wenn ſie dieſen zu ſehr ausgeſetzt ſind, auch wenn ſie feucht werden ſollten. Dann muß man bei der Auswahl der Tapeten auf ihre längſtmögliche Dauer ſehen. Man bringe alſo nicht Tapeten, die der Luft und Sonne ausgeſetzt, leicht verblaſſen, an ſolche Orte, wo Zug iſt, oder wo die Sonne lange und anhaltend auf ſie ſcheint. Man tapeziere feuchte Wände nicht mit Farben, die durch die Feuchtigkeit fleckig werden. Man tapeziere Kalkwände nicht mit Tapeten, deren Farben der Kalk angreift. Die Erdfarben, alſo Tapeten, wozu grüne *Erde, gelber* Ocher, Köllniſche Erde, Umbra, Engliſches

Roth ꝛc. gebraucht werden, ſind die dauerhafteſten; denn mehrere Mineralfarben, wie Zinnober, Mennige, Mineralgelb, Chromgelb, Grünſpan ꝛc., nur diejenigen Farben, die aus den Pflanzenſtoffen ꝛc. genommen werden oder die mit Farben aus den Pflanzenſtoffen, auch aus thieriſchen Stoffen verſetzt werden, wie Kugellack, Florentinerlack, Karmin, Berlinerroth, Mineralblau, Bergblau, Schüttgelb, und die gelben Farben aus dem Wau, der Scharte, den Kreuzbeeren ꝛc. verſchwinden, wenn die Tapeten der Sonne zu ſehr ausgeſetzt ſind; daher bleiben oder verändern ſich auch am wenigſten alle Erdfarben, als ſchwarz, grau, Nankingfarbe, Kameelfarbe, Rehfarbe ꝛc., dagegen ſchwinden carmoiſin-, roſa- und lillafarbige Tapeten; gelbe, blaue und grüne Tapeten leiden gar nicht durch das Licht der Sonne, am wenigſten gelbe, die mit Chromgelb, Mineralgelb ꝛc. bedruckt worden; feine gelbe, grüne, blaue, rothe und lilla Tapeten halten ſich nicht gut auf Kalk, und ſollen ſie daher auf Kalkwände gebracht werden, ſo müſſen dieſe vorher ſehr ſtark mit Alaunwaſſer gedeckt werden. Auch auf das Verhältniß muß die gebührende Rückſicht genommen werden; denn eine Tapete mit zu großen Deſſeins in einem kleinen Zimmer iſt eben ſo lächerlich, wie eine Tapete mit ſehr kleinen Deſſeins in einem großen Zimmer unſcheinbar iſt. Sehr breite Bordüren in einem niedern Zimmer ſind Karrikaturen, und eine zu ſchmale Bordüre in einem hohen Gemache verſchwindet dem Blicke. — Einrichtung der Wände zum Tapeziren. Wenn Wände neu getüncht worden, ſo kann man ſie ſogleich auf eine ſehr zweckmäßige Art zum Tapeziren zurichten, wenn man ſie mit dem ſogenannten Haarzeuge überzieht. Dieſes Haarzeug beſteht, wie bekannt, aus einer Miſchung von Lehm (Letten), Kälberhaaren und Kalk. Von dem Kalke darf man nur ſehr wenig nehmen, auf 100 Pfund Lehm höchſtens 2 Pfund Kalk. Nimmt man mehr Kalk, ſo kann man dadurch leicht den

Tapeten ſchaden, ohne daß man etwas zur Verbeſſerung der Wand beiträgt. Das Verfahren beim Tünchen mit dem Haarzeuge iſt bekannt; denn nachdem die Stein-, Lehm- oder Backſteinwand fertig und trocken iſt, wird ſie mit dem Haarzeuge beworfen. Den Anwurf glättet man mit der Mauerkelle, ehe er ganz trocken iſt, und ſtreicht ihn dann mit folgendem Leimwaſſer an: ¼ Pfd. Tiſchlerleim wird in 7 Pfd. kaltem Waſſer drei Stunden lang eingeweicht, dann über dem Feuer aufgelöſet, darauf ½ Pfd. Farinzucker und ⅛ Pfd. Alaun, in ½ Pfd. Waſſer aufgelöſet, hinzugegoſſen, Alles umgerührt und heiß auf die Wand getragen. Iſt der Anſtrich trocken geworden, ſo betupft man die Wand mit einem naſſen Finger, und ſollte ſie dann noch das Waſſer begierig einſaugen, ſo muß man ſie nochmals mit dem beſchriebenen Leimwaſſer anſtreichen. Eine ſo geleimte Wand kann mit einer jeden, auch der feinſten, Tapete bekleidet werden. — Zu den Subſtanzen, welche beim Aufziehen der Papiertapeten in Anwendung kommen, gehören: Kleiſter, Zinkſtreifen, verſchiedene Arten von Leinwand und Zwecken oder Tapeziernägel. Der Tapetenkleiſter beſteht aus Waizenmehl und Waſſer. Man bereitet ihn auf die Weiſe, daß man nach und nach in 7 Quart Waſſer $\frac{9}{10}$ Berliner Quart Weizenmehl einrührt. Dieſe Miſchung von der Conſiſtenz der Milch erwärmt man in einem gußeiſernen Topfe unter beſtändigem Umrühren, damit das Mehl nicht anbrenne und ſich klümpe. Der Kleiſter wird dicker und erhebt ſich zuletzt in Blaſen. Man läßt ihn 10 bis 15 Minuten kochen, nimmt ihn dann vom Feuer und gießt ihn aus, damit er in einem andern Gefäße, und nicht im gußeiſernen Topfe erkalte, wo er ſonſt ſchwarz werden würde. Er geſteht zuletzt durchs Verkühlen zu einer zitternden Gallerte. Will man dem Kleiſter mehr Bindekraft geben, auch damit er ſich länger erhalte, ohne ſauer zu werden, ſo ſetze man der

Mischung von Wasser und Mehl, ehe man sie noch übers Feuer bringt, etwas gepulverten Alaun hinzu. Wenn der Kleister zu dick ist, so verdünne man ihn mit ein wenig Wasser, welches man gut mit ihm vermischt, bis er von gleichförmiger Consistenz ist. — Die Zinkstreifen kommen nur bei den Schränken in Anwendung, die unter den Tapeten verborgen sind, die man Tapetenschränke nennt; denn von diesen müssen die Thüren genau schließen, deshalb muß man die Zinkstreifen anwenden, die man dergestalt auf die Ränder der Thüren nagelt, daß sie die Anschläge verbergen. Diese Zinkstreifen sind 9 Zoll 6 Linien breit, und man schneidet sie so lang, als es für die Schränke nöthig ist; sie werden mit kleinen Pariser Kopfstiften befestiget. — In Hinsicht der Leinwand, die beim Aufziehen der Tapeten und bei der Dekoration gebraucht wird, wendet man verschiedene Arten an. Die eine Art hat sehr weite Maschen, und wird benutzt, um entweder feuchte Wände oder Arbeiten aus Tannenholz zu überziehen, welches sich leicht wirft und dadurch die Tapete zerreißt. Im erstern Falle wird die Leinwand in einem gewissen Abstande von der Wand aufgezogen und so verhindert, daß die Feuchtigkeit die Tapete nicht erreichen und verändern kann. Im zweiten Falle wird die Tapete auf die Leinwand gezogen, und sitzt nicht direkt auf dem Holze, weshalb Letzteres sich ausdehnen und zusammenziehen kann, ohne daß das Papier Schaden leidet. Man wendet auch ungebleichte und graue engmaschige Leinwand an, um mangelhaftes Holzwerk und Wände, die man anstreichen will, damit zu überziehen. Zu schönen Anstrichen wähle man weiße Leinwand, wie zu den Gemälden. — Unter Tapetenzwecken oder Tapetennägeln versteht man eine Art kleiner Nägel mit rundem und flachem Köpfe, deren man sich bedient, um die Ränder der Leinwand damit zu befestigen. Man soll wohl thun, diese Nägel kurze Zeit in etwas Weingeistfirniß zu legen,

dann breitet man sie aus, und wendet sie nicht eher an, als bis dieser Firniß ganz trocken ist. Diese überzogenen Nägel rosten nicht und verursachen auch keine Flecken auf den Tapeten. — Die zum Tapezieren erforderlichen Werkzeuge sind: 1) ein Kleisterpinsel; 2) ein Eymer zum Kleister; 3) eine Scheere; 4) ein Lineal; 5) ein Zirkel; 6) eine Schnur; 7) ein Bleyloth; 8) eine Setzwage; 9) ein Hammer; 10) ein Hartmeißel; und 11) eine Zange. Zum Kleisterpinsel gehört ein Faustpinsel, dessen Haare oder vielmehr Borsten fest gebunden und geleimt seyn müssen, um den Kleister auf die Tapetenbahnen zu streichen. Der Eymer zum Kleister besteht entweder aus Zink oder aus Holzdauben. Der Kleister wird hineingethan und darin angemacht. Die Scheere hat die Form der gewöhnlichen Papierscheere; man beschneidet damit die Tapeten und schneidet auch die Leinwand zu; mit einer noch besondern Scheere, die sehr feste und scharfe Flügel hat, schneidet man die Zinkstreifen. Das Lineal hat die Länge einer Elle, auch etwas darüber, und wird nicht nur als Maaßstab, sondern auch zum Ziehen der Linien und der Abtheilungen für die aufzuziehenden Tapetenbahnen benutzt. Der Zirkel dient, um die Räume für die Tapetenbahnen genau abzutheilen. Die Schnur und das Bleyloth benutzt man, um gerade und vertikale Linien zu ziehen. Die Setzwage dient, um die marmorirten Tapeten in horizontalen Bahnen aufzuziehen. Der Hammer des Tapezierers ist dem des Glasers ähnlich, und dient zum Aufnageln der Leinwand. Der Hartmeißel und die Zange dienen dazu, um die Nägel, die sich in den Wänden befinden, entweder abzuhauen oder auszuziehen.

Wenn ein Zimmer mit Tapeten verziert oder tapeziert werden soll, so muß dasselbe ausgemessen, und die Tapeten berechnet werden. Man muß daher wissen, wie viele Rollen Tapeten zur Tapezierung irgend eines Zimmers nothwendig sind. Diese Vorherbestim-

mung ist nöthig, damit man nicht, durch Anschaffung einer überflüssigen Menge von Tapeten, mehr Geld ausgiebt, als erforderlich ist; und dann auch wieder, damit man nicht zu wenig Tapeten kauft, und dadurch in Verlegenheit geräth, da oft ein Muster, welches beliebt ist, oder Beifall erhält, durch den starken Absatz vergriffen seyn könnte, und man würde dann entweder eine andere Wahl der Tapeten treffen, oder warten müssen, bis ein neuer Transport angekommen wäre; daher ist es immer besser, einige Ellen Tapeten mehr zu nehmen, als man nöthig zu haben glaubt, als zu wenig, um so mehr, wenn man nicht bestimmt weiß, daß der Tapetenhändler noch hinreichenden Vorrath von der gewählten Sorte hat. Beim Ausmessen der Zimmer muß man daher sehr sorgsam zu Werke gehen, und selbst wenn man richtig gemessen zu haben glaubt, welches Routine und Erfahrung giebt, so muß man doch lieber eine Rolle mehr nehmen, als zu wenig; denn was man übrig behält, dient späterhin zum Ausbessern der Flecken oder schadhaft gewordenen Stellen. Auch selbst bei dem Nachliefern der Tapeten, wenn nämlich das Muster vergriffen ist, läßt sich nicht immer auf dieselbe Grundfarbe rechnen bei gleichem Muster, weil der Anstrich und das Bedrucken der Tapeten von vielen Nebenumständen abhängt; denn Erstens lassen sich gemischte Farben nicht gut nachmachen, da sie immer wieder anders in der Farbe ausfallen, und dann hat auch die Witterung wegen des Trocknens darauf Einfluß, so daß selbst dadurch die Farbe verändert wird; auch kann jeder Fehler, den man beim Tapezieren begeht, sogleich wieder gut gemacht werden; auch erfordert es oft die Zeichnung, das Dessin der Tapete, daß eine Bahn um 6 bis 9 Zoll versetzt werden muß. Derjenige, der es versteht, die Quadratfläche der Wände auszumessen, bedarf darüber keiner Vorschrift; denn da jede Rolle Tapeten 40 Rheinländische Quadratfuß enthält, so kann man, wenn man

den Quadratinhalt der Wände kennt, leicht berechnen, wie vieler Rollen Tapeten man bedarf. Wer aber in einer ſolchen Berechnung ſich nicht geübt genug glaubt, dem dient folgendes mechaniſche Verfahren, um die Menge der nöthigen Tapetenrollen kennen zu lernen. Man wählt zuerſt die Bordüren, und mache dann ein Zeichen an die Wand, wie weit die Bordüren oben und unten reichen; dann nehme man das Maaß des Zwiſchenraumes, der für die Länge der Tapeten beſtimmt iſt, und meſſe eine Tapetenrolle, wie viele ſolcher Bahnen ſie enthält; dann mißt man die Breite der Tapete, und mißt mit dieſem Maaßſtabe die Wand aus, wie viele Bahnen an derſelben nöthig ſind. Hat man ein Zimmer zu tapeziren, welches ſo hoch iſt, daß eine Rolle 4½ Bahn giebt; hat man ferner gefunden, daß man im Zimmer rings herum 20 ganze Bahnen, und noch 6 halbe unter die Fenſter und über die Thüren bedarf, ſo würden zu einem ſolchen Raume 23 ganze Bahnen oder ungefähr 5½ Rolle erforderlich ſeyn. Das Ausmeſſen der Bordüren iſt mit noch weniger Kunſt verbunden. Man mißt mit der Elle den Umfang des Zimmers aus, giebt noch 1—2 Ellen zu, für den Fall, daß etwas ſchadhaft werde, und verlangt nun in der Tapetenhandlung ſo viele Ellen Bordüren, wie man bedarf, da dieſelben ellenweiſe verkauft werden. Nach der Wahl und dem Quantum der Tapeten, erfolgt das Beſchneiden derſelben. Dieſes geſchieht an der linken Seite bis dicht an das Deſſin, weil das Tapezieren am leichteſten von der linken zur rechten Seite geſchieht. Man hält nämlich die Rolle ſo vor ſich hin, daß der Druck nach oben iſt, und beſchneidet dann die Tapete an der linken Seite ganz knapp bis dicht an das Deſſin, wie ſchon erwähnt worden. An der rechten Seite ſchneidet man entweder gar nichts von der Tapete ab, oder doch nur ſo viel, daß noch drei Linien breit ſtehen bleiben. Hierauf ſchneidet man erſt eine Bahn ab, ehe man aber die zweite

Bahn abschneidet, hat man zu beobachten, ob der Abschnitt oder dessen Dessin auch gerade an das Dessin der ersten Bahn paßt, und so muß man stets mit dem gehörigen Anfange im Dessin bei jeder Bahn beginnen; außerdem verschneidet man alle Bahnen. Durch die Anwendung einer besonders aufzusetzenden sogenannten Goldleiste, oder indem man die Bordüren etwas breiter wählt, kann man sich in solchen Fällen helfen, wo große Dessins stets einen bestimmten Anfang erfordern, und deshalb viel abgeschnitten werden müßte. Das Beschneiden der Bordüren muß mit der nöthigen Vorsicht geschehen, so daß man Alles, was zur Sache gehört, an ihnen läßt, z. B. den Schlagschatten, die untern Gehänge ꝛc., daß man ferner den Raum über der Kron- oder obern Leiste dicht am Drucke abschneidet, und wenn dieses der Länge nach geschehen ist, so zerschneidet man die Bordüren noch in Stücke von 2 — 3 Ellen Länge, damit man sie leichter und besser aufkleben kann. Man beobachtet aber dabei, daß man sie an solchen Stellen zerschneidet, wo sie am leichtesten wieder zusammengesetzt werden können. Man hat auch bei den Tapeten, ehe man sie beschneidet, zu untersuchen, welcher Theil nach oben, und welcher dagegen nach unten kommt. Bei vielen schlechten Tapeten, auch wohl bisweilen bei feinen, ist das Dessin solchergestalt, daß es völlig einerlei ist, welchen Theil der Tapete man nach unten, und welchen nach oben nimmt; bei den meisten Tapeten findet aber ein Unterschied Statt, der oft mehr, oft weniger in die Augen fällt. Man suche daher in zweifelhaften Fällen zu ergründen, was für einen Gegenstand das Dessin darstellt; denn es beleidiget den guten Geschmack, und bleibt dem Bewohner des Zimmers stets ärgerlich, wenn seine Tapete verkehrt aufgezogen ist. Man kann sich selbst in dieser Hinsicht nicht immer auf einen Tapezirer von Fach verlassen, und nicht selten wird man sehen, daß sogar *Drapetien*, Kreuzgehänge, Trauben- und

Blätterwerk verkehrt ſtehen, ja ſelbſt obere Bordüren unten, und ſo umgekehrt angebracht ſind. Iſt man in einer Ungewißheit, in der man es nicht wagt, ſich auf ſein eigenes Urtheil zu verlaſſen, ſo werden die Tapetenhändler noch am erſten Auskunft geben können, da man von ihnen, die beſtändig mit Tapeten umgehen, wohl Kenntniß derſelben, verbunden mit Geſchmack, erwarten darf. Bisweilen kann man ſich auch dadurch helfen, daß man eine Bahn der Tapete zur Probe in verſchiedenen Richtungen an die Wand halten läßt, und ſie dann aus verſchiedenen Entfernungen betrachtet. — Beim Aufkleben der Tapeten muß die größte Genauigkeit Statt finden, alle Bahnen müſſen völlig ſenkrecht an den Wänden ſtehen, ihre Deſſins und die Bordüren dagegen wagerecht einander entſprechen. Die erſte Arbeit iſt daher das Abſchnüren der Wände, das heißt, man macht mit der Schnur auf die allgemein bekannte Weiſe oben und unten an den Wänden wagerechte Linien, welche anzeigen, wie weit die Bordüren oben und unten reichen. Dann legt man fünf Bahnen Tapeten, welche etwas länger geſchnitten ſind, als der Zwiſchenraum zwiſchen den Bordüren, verkehrt auf einen Tiſch von hinlänglicher Größe, eine Bahn auf die andere, und giebt ihnen eine Unterlage von reinem Makulaturpapier. Dann beſtreicht man die oberſte Bahn mittelſt einer Bürſte oder eines Schwammes mit Kleiſter, und ſolches möglichſt gleichmäßig, wobei man zu beobachten hat, daß man nicht zu oft über die bereits naſſen Stellen fahre, auch den Seiten gehörig Kleiſter gebe, aber nicht zu viel, ſo daß ſich der Kleiſter beim Aufkleben der Tapeten nicht an den Seiten herausdrücke, und die nächſten Bahnen beſchmutze. Man läßt nun den Kleiſter etwas anziehen, und die Tapete durchweichen, weil ſie ſich dann viel genauer mit der Wand verbindet. Je dünner und feiner das Papier der Tapete iſt, deſto weniger Zeit iſt erforderlich, um den Kleiſter anziehen zu laſſen, deſto

leichter geht das Tapezieren, und deſto feſter verbinden ſich die Tapeten mit der Wand. Man hebt dann die oberſte Bahn ganz leicht auf, indem man ſie bei ihrem obern Ende ergreift, und legt ſie leicht an die Wand, ſo daß ſie oben und unten ein wenig über den Strich hinausreicht, welcher die Grenze der Bordüren angiebt. Um nun zu ſehen, ob die Tapete völlig ſenkrecht an die Wand gelegt iſt, läßt man entweder neben derſelben ein Senkblei herabhängen, oder man ſticht über ihr eine Ahle in die Wand, an welcher ein Senkblei befeſtiget iſt. Hiernach richtet man die erſt leicht angelegte Bahn; denn wenn nicht das ganze Zimmer verpfuſcht werden ſoll, ſo iſt durchaus nöthig, daß beſonders die erſte Bahn ganz gerade herunterhängend aufgeklebt werde; man ſoll aber wohlthun, auch bei jeder folgenden, wenigſtens bei jeder dritten Bahn, das Senkblei anzuhalten. Hängt nun die Tapete vollkommen ſenkrecht, ſo bringt man es durch Lüften und Ziehen an den Seiten, ſo wie durch leichtes Streichen von der Mitte aus nach beiden Seiten dahin, daß dieſelbe durchaus keine Falten zeigt, worauf man ſie feſt an die Wand drückt. Man bedient ſich dabei gewöhnlich eines Bauſches oder eines zuſammengelegten Tuches, womit man die Tapete glatt ſtreicht, und vollends feſt klopft. Durch dieſes Verfahren werden aber oft Farben auf der vom Kleiſter feucht gewordenen Tapete verwiſcht, und beſonders die Saft- und Laſurfarben, welche etwa auf der Tapete ſind, leiden, indem ſie Faſern von dem Tuche annehmen. Beſſer iſt alſo die Methode, bei der man einen groſſen und langen Bogen reines Papier zur Hand nimmt, welches man von oben herab über die ganze Breite der Tapetenbahn legt, wobei man abwechſelnd mit beiden Händen von der Mitte aus nach außen ſtreicht, wodurch alle Luftblaſen zwiſchen der Wand und dem Papiere verſchwinden, und die Tapete allenthalben feſt angedrückt wird, ohne daß ſie dabei beſchmutzt werden könnte. Man

fährt mit dieſer Behandlung abwärts über die ganze Bahn fort, was ſehr ſchnell geht, ohne daß die Farben oder ſonſt das Anſehen der Tapete dabei leidet. — Wenn die Tapeten von ſehr ſtarkem und feſtem Papiere, welches nicht leicht durchweicht, ſind, ſo entſtehen bisweilen Falten, die größer oder kleiner ſeyn können. Sind die Falten groß, ſo lüftet man die ganze Tapetenbahn bis dahin, wo die große Falte iſt, zieht ſie dann an, ſo daß ſie ſich allenthalben gleichmäßiger ausdehne, und legt ſie von Neuem auf die Wand an. Sind die entſtandenen Falten nur klein, ſo hat man gewöhnlich weniger Umſtände nöthig, und ſie verſchwinden meiſt ſchon dadurch, daß man mit zwei Fingern von innen heraus die Nähte ſtark von einander ſtreicht. Auch Blaſen dürfen die Tapeten nicht behalten, weil ſie verhüten, daß die Tapeten allenthalben feſt auf der Wand kleben, und eine Tapete, welche erſt an einer Stelle los iſt, ſich leicht noch weiter ablöſet. Einzelne kleine Blaſen vergehen zwar beim Trocknen, wenn ſich die Tapete ſtärker anſpannt, ohne einigen Nachtheil zu hinterlaſſen; dagegen müſſen größere Blaſen mit einer Nadel aufgeſtochen werden, das heißt, man ſticht mit einer Nadel ein kleines Loch in die Blaſe, und läßt die Luft heraus, wenn man es nicht vorziehen ſollte, die Tapete noch einmal aufzuheben, und ſo die Luft herauszulaſſen. — Den Anfang des Tapezierens macht man an einer Stelle, wo der Abſatz der letzten Bahn am wenigſten bemerkt wird, alſo nie in der Mitte des Zimmers, ſondern in einer Ecke, oder noch beſſer rechts vom Ofen. Kommen über die Thür oder unter die Fenſter eigends dazu gefertigte Stücke, ſo kann man auch den Anfang des Tapezierens rechts von einer Thür, oder rechts von den Fenſtern aus machen. In den meiſten Zimmern ſoll es zweckmäßig ſeyn, den Anfang des Tapezierens rechts vom Ofen zu machen, worauf man mit dem Tapezieren immer rechts herum fortfährt, Bahn an Bahn anlegend, bis man zur linken

Seite des Ofens ſeine Arbeit wieder beendet. Man kann daher auch die erſte Bahn im Winkel eines Thür- oder Fenſtergeſimſes aufziehen, und dann ſo fortfahren bis zum erſten folgenden Geſims, wo es manchmal nothwendig wird, die Bahn ihrer Länge nach zu zerſchneiden, und genau den Winkel des Simswerkes zu erreichen. Bei jeder Bahn, welche man aufzieht, wird immer die folgende mit ſchwachem Uebergriffe neben die andere gelegt, und ſo genau, daß das Muſter gut paßt, und man kaum die Anfügung gewahrt, deshalb muß auch der Uebergriff der Bahn ſo eingerichtet ſeyn, daß die dadurch entſtehenden Nähte nicht dem einfallenden Lichte zunächſt, ſondern von demſelben abwärts liegen, damit der Schatten dieſe Naht noch verdecke, und ſie nicht durch das einfallende Licht noch ſichtbarer werde; denn hierdurch verſchwinden die Nähte mehr dem nicht ſo ſorgſam ſpähenden Auge. Wenn man auf dieſe Weiſe alle ganzen Bahnen aufgezogen hat, ſo tapeziert man auch die Theile über den Fenſtern und Thüren mit den übrig bleibenden Abſchnitten. Die großgemuſterten Tapeten verlangen eine beſondere Aufmerkſamkeit, damit die Muſter über den Thüren und über den Fenſtern keine Unterbrechung erfahren. Wenn man z. B. mit einer Bahn genau bis zum Thürſimswerke reicht, und der Theil über dieſer Thür $2\frac{1}{2}$ Bahn erfordert, ſo muß man an der andern Seite des Thürſimswerkes eine in der Längerichtung mitten auseinander geſchnittene Bahn aufziehen, damit dieſes mit der halben Bahn über der Thür genau akkordirt. Sollte man bei der Benutzung des Ueberreſtes der Tapete die andere Hälfte der zerſchnittenen Bahn nicht anbringen können, ſo gehört ſie zu den Abfällen. Mit dem Aufkleben der Bordüren verfährt man eben ſo, wie mit den Bahnen. Wo man mit den Tapeten anfing, da fängt man auch mit den Bordüren an, die weit leichter aufzukleben ſind, als die Tapeten, weil ſie aus kleinen Stücken beſtehen. Die Bor-

man nun, wenn man feine und ſchönfarbige Tapeten zu den Zimmern gewählt hat, Makulatur auf. Dieſes Verfahren iſt nur leicht, da das dünne Druckpapier von dem Kleiſter ſo ganz durchdrungen wird, daß es mit der Wand bald eine feſte zuſammenhängende Maſſe bildet. Man beſtreicht die Makulaturbogen mit einem guten Kleiſter, und befeſtiget ſie recht glatt auf die Wände. Die Bogen legt man aber da, wo ſie angeſetzt werden, nicht mit den Rändern übereinander, ſondern nur dicht aneinander, welches Verfahren aus zwei Gründen nöthig iſt; denn 1) bekommt die ſpäter aufzulegende Tapete leicht an den Stellen, wo die Makulaturbogen über einander liegen, Unebenheiten, und 2) ziehen ſich auch die mit den Rändern über einander geklebten Bogen, wenn ſie trocknen, leicht gegenſeitig ab, was ſtets verhütet wird, wenn die Bogen nur aneinander liegen, und keiner mit dem andern verbunden iſt. Wenn dieſe Makulatur-Unterlage gehörig getrocknet iſt, ſo werden die Tapeten angeklebt. — Bei einer alten Kalkwand, die ſich dem öfteren Uebertünchen dadurch entzieht, daß daſſelbe abſchiefert, muß man den Kalk abkratzen, und die Wand mit dem ſchon oben, S. 135, erwähnten Haarzeuge überziehen laſſen, worauf dann mit dem Aufkleben der Tapeten eben ſo verfahren wird, wie daſelbſt angegeben worden. Will man dieſes aber nicht thun, ſo muß man alles Schiefrige, was durch das öftere Weißen oder Anſtreichen entſtanden iſt, mit der Mauerkelle oder einem Schabeiſen gut abkratzen, da ſonſt die Tapete jenen blättrigen Kalk beim Zuſammentrocknen von der Wand abziehen, und endlich mit ihm zugleich herabfallen würden. Iſt nun die Wand von allen Schiefern befreiet, ſo wird ſie mit einem Sandſteine geglättet; auch kann man die Wand dann mit einem Gypsbrey ausglätten, den man auf folgende Weiſe bereitet: 1 Pfd. Tiſchlerleim wird in 12 Pfd. kaltem Waſſer drei Stunden ein*geweicht; dann* über dem Feuer aufgelöſet, dieſe Auflö-

ſung mit gemahlenem Gyps zu einem Brey eingerührt, und dann ſchnell verarbeitet. Man darf von dieſer Maſſe nie zu viel bereiten, da ſie ſchnell trocknet, und dann nicht wieder aufzulöſen iſt. Eine mit Gypsbrey geglättete Wand (welches Verfahren man auch in ſolchen Fällen anwendet, wo große Schäden und Lücken der Wände auszugleichen ſind) beſtreicht man nach dem Trocknen mit Leimwaſſer, welches man auf eine noch kräftigere Art bereitet, wie ſolches ſchon oben angeführt worden. Man weiche nämlich 8 Loth Tiſchlerleim in 7 Pfund Waſſer drei Stunden lang ein, löſe es dann über dem Feuer auf, thue 4 Loth Farinzucker und 4 Loth Alaun, der vorher in 16 Loth kochendem Waſſer aufgelöſet worden, hinzu, und mache es unter beſtändigem Rühren kochend heiß, worauf man noch 6 Loth dicken Terpentin unter die Maſſe ſetzt; dann Alles durch Kochen und Rühren vereiniget, und heiß zum Anſtreichen der Wand verwendet. Im Uebrigen verfährt man mit dem Aufkleben der Tapeten ganz ſo, wie oben beſchrieben worden iſt. Sind die Kalkwände beſonders hartnäckig, ſo kann man durch folgendes zuſammengeſetztes Verfahren es ſtets bewirken, daß die Tapeten auf ewige Zeiten ankleben. Die Kalkwand wird zuerſt glatt gerieben, dann mit dem oben angeführten Leimwaſſer heiß beſtrichen, nach dem Trocknen deſſelben mit friſchem Rindsblute überſtrichen, und wenn auch dieſes getrocknet iſt, weiches Makulatur darauf geklebt. Legt man nun die Tapete noch mit einem guten Tapetenkleiſter auf, ſo werden ſie gewiß nicht wieder losgehen. — **Das Ueberziehen der Bretterwände und Bretterverſchläge mit Tapeten** iſt nicht ſchwer, da die Tapeten gut auf Holz haften; allein es tritt dabei der Umſtand ein, daß bei dem Zuſammentrocknen der Bretter die Tapeten leicht zerreißen. Die Bretter ſind zu empfindlich gegen die Einflüſſe der Näſſe und Trockenheit; denn durch die Näſſe dehnen ſie ſich aus, und durch die Trockenheit zie-

hen ſie ſich wieder zuſammen, daher kann man die Fugen der Bretterwände nie völlig dicht erhalten; auch verwerfen ſich die Bretter oft, und bilden Spalten und Ritzen, und in beiden Fällen müſſen die Tapeten Riſſe bekommen. Um nun dieſes Zerreißen der Tapeten zu verhüten, überzieht man die Wand erſt mit Leinwand, die man feſtnagelt, und beſtreicht ſie dann ſtark mit gutem Kleiſter, damit ſie ſich allenthalben feſt an die Bretter anſchließt; ſind dagegen die Bretter zu wenig ausgetrocknet, ſo daß ſie ſich ſtark zuſammenziehen, und ſich breite Fugen öffnen, ſo hilft auch die Leinwand nicht, ſie zerreißt zuletzt, wie die Tapeten. Wenn man dieſes bei den Brettern befürchtet, ſo thut man beſſer, die Leinwand gar nicht aufzukleben, ſondern nur in der Mitte eines jeden Brettes herab, von oben nach unten, mit einigen Nägeln zu befeſtigen. Dann überzieht man die Leinwand erſt mit Makulatur, und legt auf dieſe die Tapeten. Einige Schriftſteller rathen hier an, ſtatt der Leinwand ſtarkes Löſchpapier auf die Fugen der Bretter zu kleben, um ſo an Koſten zu erſparen; allein dieſes iſt nicht gut, da das Fließpapier eben ſo bald zerreißen wird, wie die Tapete ſelbſt, und alſo gar nicht ſchützt. Bei ſehr alten Bretterwänden, oder wenn ſie von einem guten ausgetrockneten Holze ſind, ſo daß man überzeugt ſeyn kann, ſie werden ſich nicht mehr zuſammenziehen oder verwerfen, hat das Tapezieren gar keine Schwierigkeiten; man braucht ſolche Bretter nicht einmal erſt abzuhobeln, ſondern bloß abzubürſten oder abzuwaſchen, und dann entweder gleich unmittelbar die Tapeten darauf zu kleben, oder ihnen erſt eine Unterlage von Löſchpapier oder Makulatur zu geben. — Beim Ueberziehen der alten Tapeten mit neuen hat man dann wenig zu beobachten, wenn die alten Tapeten ſo feſt anliegen, daß ſie ſich nirgends von der Wand ablöſen und ablöſen laſſen, iſt aber dieſes der Fall, ſo erfordert es *ſchon andere* Vorkehrungen, um die neuen aufzuziehen.

Bei einer alten Tapete, die feſt auf der Wand ſitzt, darf man nur die neue aufkleben, wie es oben, S. 142, angeführt worden iſt. Doch muß man erſt die alte Tapete genau revidiren, um die Falten und Unebenheiten die ſie haben ſollte, vorher mit Sandſtein abzureiben, und ſo auch, wenn ſie velutirt ſeyn ſollte, muß vorher ihre Wolle erſt mit einer ſcharfen Bürſte gut abgebürſtet werden, damit die neue Tapete keine Unebenheiten bekomme; auch würde der Kleiſter auf den velutirten Stellen der alten Tapete nicht haften. Wenn die alte Tapete nur theilweiſe loſe geworden iſt, ſo darf man ſie nur ſo weit abreißen, als ſie ſich leicht von der Wand trennt, und dann die entblößten Stellen der Wand zum neuen Tapeziren vorbereiten, das heißt, man überklebt ſie mit Makulatur ſo weit, als die alte Tapete abgeriſſen worden, ſo daß die Unterlage wieder ganz eben iſt, um die neue Tapete gleichförmig darüber zu ziehen. Durch das Ueberziehen einer alten Tapete mit einer neuen wird das Zimmer wärmer, und die neue Tapete iſt durch die Unterlage der alten beſſer gegen Beſchädigungen geſchützt, welche ſie durch Stöße empfangen kann, weil es nicht ſo leicht möglich iſt, Eindrücke in die Wand zu machen. Wenn die alte Tapete nicht feſt ſitzen ſollte, ſo muß man ſie abreißen, und die ganze Wand mit Makulatur bekleben, das heißt, bei feinen Tapeten, welches auf folgende Weiſe geſchieht. Man nimmt graues Packpapier, ſchlägt ein Buch dieſes Papiers auf, und legt es auf den Tiſch; dann nimmt man mit dem Kleiſterpinſel Kleiſter aus dem Eymer, breitet ihn gleichmäßig auf jeden Bogen Papier aus, und ſchlägt denſelben ſo zuſammen, daß der Kleiſter die innere Seite einnimmt. Man legt dann die überſtrichenen Bogen übereinander auf eine Leiterſproſſe oder auf eine Ecke des Arbeitstiſches. Nachdem ein ganzes Buch Papier auf dieſe Weiſe überſtrichen iſt, nimmt man den Bogen, mit welchem der Anfang gemacht wurde, und zieht ihn zuerſt auf die

Wand oder auf Leinwand, dann die folgenden, ſo daß immer der nächſte einen Zoll über den vorhergehenden übergreift. Die größte Dimenſion der Bogen nimmt die horizontale Richtung ein. Sobald ein Buch Papier auf die beſchriebene Weiſe aufgezogen iſt, ſo überzieht man ein zweites mit Kleiſter auf dieſelbe angeführte Weiſe. Die Theile, welche das Simswerk der Thüren umgeben, ſo wie das Bruſtgetäfel, werden je nach dem Bedürfniſſe mit Stücken Papier überzogen, die man beſonders zuſchneiden muß. Wenn die Wände beinahe gänzlich überzogen ſind, ſo muß man darauf Rückſicht nehmen, daß man nicht mehr Papier überſtreicht, als man zur Vollendung braucht; denn angeſtrichenes Papier, was man nicht augenblicklich verbraucht, kann ſpäterhin nicht benutzt werden, und geht alſo verloren. Je koſtbarer die Tapeten ſind, um ſo feiner wählt man die Unterlage, wenn ſie beſonders ſehr zarte Farben haben, nimmt man Conzept- oder ſehr weißes Schreibpapier. Wenn die Oberfläche recht eben ſeyn ſoll, ſo ſchleift man die Nähte mit einem Stücke Bimsſtein ab, welche durch den Uebergriff des grauen Packpapiers oder des Conzeptpapiers entſtanden ſind. Man kann auch dieſe Nähte vermeiden, wenn man die Papierbogen ohne Uebergriff neben einander aufzieht, welches beim Tapezierer unter dem Namen des Engliſchen Verfahrens bekannt iſt. Die Fächer, der Boden, und die Seiten der Wandſchränke werden oft mit blauem Papiere ausgefüttert, und wenn die innern Seiten der Thüren dieſer Schränke nicht angeſtrichen ſind, ſo überzieht man ſie gewöhnlich mit demſelben Papiere. Das Aufziehen dieſes Papiers geſchieht ziemlich auf dieſelbe Weiſe, wie beim grauen Papiere beſchrieben worden; es erfordert Sorgfalt und Reinlichkeit von Seiten des Arbeiters, der auch zugleich darauf zu ſehen hat, daß er nur die kleinmöglichſte Quantität Papier verbraucht, indem er es theils nicht zu weit übergreifen läßt, theils auch das

Papier ſo zuſchneidet, daß er den wenigſten Verluſt dabei hat. Die Zinkſtreifen, welche auf die Ränder der Schränke genagelt werden, um die Anſchläge und die Fugen der Thüre zu verbergen, werden ſo angewendet, daß die Hälfte ihrer Breite auf die Thür zu liegen kommt, und die andere Hälfte übergreift, um die Anſchläge zu verbergen. Die Nägel werden in gewiſſen Zwiſchenräumen von einander eingeſchlagen, und dürfen nicht zu lang ſeyn, damit ſie das Holz am Rande der Thüren nicht zerſplittern. Man überzieht auch die Wände, von denen die alten Tapeten abgezogen oder abgeriſſen ſind, mit Leinwand. Hat man ſich darüber entſchieden, welche Theile mit Leinwand überzogen werden ſollen, ſo nimmt man die Höhe und die Breite, und ſchneidet ſo viele Bahnen oder Blätter, als zur Bedeckung der Breite erforderlich ſind. Man richtet ſich hier nach der Beite der Leinwand, und mittelſt zweier überwendlicher Nähte mit großen Stichen erhält man ein einziges Stück Leinwand von der Dimenſion des zu überziehendes Theiles. Um nun dieſe Leinwand auf die Wand aufzuziehen, muß man ſtarke hölzerne Rahmen anbringen, auf welche man ſie nageln kann. Dieſe Rahmen müſſen ſehr gut befeſtiget ſeyn, weil ſie ſonſt von der Leinwand, wenn ſich dieſelbe ſpannt, von der Wand losgezogen werden. Die zuſammengenähete Leinwand bringt man an Ort und Stelle, und zieht ſie ſo auf, daß der Rücken der Nähte gegen die Wand zu liegen kommt, und nagelt ſie mit Zwecken ſowohl oben, als an der einen Seite an; die beiden andern Seiten werden ſo geſpannt, daß keine Falten entſtehen; ſtärker darf man ſie aber nicht anſpannen, da das graue Packpapier, was auf dieſe Leinwand aufgezogen wird, ſchon dazu beiträgt, ſie nach dem Trocknen ſchärfer zu ſpannen; ſie würde zerreißen, wenn man ſie zu ſtark anſpannte. Sobald die Leinwand geſpannt, und mit Zwecken angenagelt iſt, überſtreiche man die Ränder derſelben ganz ſtark

mit Kleiſter, wodurch man die Fäden der Leinwand feſt mit dem Holze des Rahmens verklebt. Ehe dieſer Kleiſter trocken wird, klebt man auf die ſo angeſtrichenen Ränder der Leinwand Streifen grauen Packpapiers, indem man den Papierbogen nach ſeiner Längenrichtung in zwei Hälften theilt. Indem dieſe Papierſtreifen trocknen, ſpannen ſie die Leinwand, und befeſtigen ſie vollkommen. Man läßt ſie nun trocken werden, welches lange Zeit dauert, weil der Kleiſter in einer ſehr dicken Schicht angewendet wird. Sobald dieſe Streifen grauen Packpapiers trocken ſind, überzieht man die ganze Leinwand mit Papier, ohne ſelbſt die bereits überzogenen Ränder davon auszunehmen. Wenn dieſes Papier trocken wird, ſpannt es von Neuem die Leinwand, wozu auch zuletzt das Aufziehen der Papiertapeten wiederum beiträgt. An den Schrankthüren muß die Leinwand über die Scharniere gehen, um zu verhindern, daß das Papier breche. Auch die Balken der Decke verdeckt man mit Leinwand; man wählt aber dazu etwas ſtärkere und von dichterem Gewebe, als zu den Wänden und zum Holzwerke ſich nöthig macht. Die alte Tapetenleinwand iſt häufig erſchlafft, und man kann ſie nicht wieder mit Tapeten überziehen, ohne ſie von Neuem zu ſpannen. Zur Erreichung dieſes Zweckes nimmt man das Papier ab, welches zwei ihrer Seiten einfaßt, zieht die Leinwand ſtark an, ſchlägt ſie auf ſich ſelbſt zuſammen, und nagelt ſie auf den Rahmen. Wenn die alte Leinwand in zu ſchlechtem Zuſtande iſt, und man friſche Bahnen annähen oder einen Theil derſelben durch neue erſetzen muß, ſo nimmt man ſie ganz vom Rahmen ab, befreit ſie von ihren Tapeten ꝛc., und nachdem man die nöthige Ausbeſſerung vorgenommen hat, ſpannt man ſie wiederum aus, als ob man neue Leinwand aufzuziehen hätte. Die gelbe, graue und weiße Leinwand von dichtem Gewebe zu Dekorationen, und die Leinwand zu *Gemälden* wird beim Aufziehen gleich ſtark geſpannt,

weil man ſie nicht an den Rändern mit Kleiſter überſtreicht, und nicht mit grauem Packpapier und mit Papiertapeten überzieht, wodurch die Tapetenleinwand von lockerem Gewebe ſehr angeſpannt wird. Man befeuchtet manchmal die letztern Leinwandſorten, ehe man ſie aufſpannt und aufnagelt, damit ſie ſich nach allen Richtungen ausdehnen; man nagelt ſie dann mit ſtarken Zwecken auf, und während ſie trocken wird, zieht ſie ſich ſo zuſammen, daß ſie ganz vollkommen geſpannt iſt. Es iſt zweckmäßig, die Leinwand mit einer Leiſte zu umgeben, welche die Köpfe der Nägel verbirgt. Das Aufziehen der neuen Tapeten ſelbſt auf Leinwand und Makulatur geſchieht mit dem ſchon oben, S. 136, angeführten Kleiſter. — Wenn die Wände mit Oelfarbe angeſtrichen ſind, ſo haften die Tapeten gewöhnlich nicht gut darauf, eben ſo wenig, wenn ſie rund um die Fenſter herum, auf der mit Firniß angeſtrichenen Fenſterbekleidung anſitzen ſollen; ſie ſpringen ab, und ſolches Abſpringen theilt ſich auch den übrigen Tapeten mit, ſo daß oft ganze Stellen abſpringen. Die Tapeten müſſen daher hier einen guten Kleiſter haben, indem man den oben, S. 136, angeführten Mehlkleiſter mit Leimwaſſer und dicken Terpentin verſetzt, das heißt, zu 5 Pfund in 25 Pfund Waſſer aufgelöſeten Leim ſetzt man 3 Pfund dicken Terpentin hinzu, läßt es noch einmal am Feuer aufſieden, und thut die Maſſe dann unter beſtändigem Umrühren in den Kleiſter. Während des Aufklebens der Tapeten erhält man den Kleiſter, im Winter auf einem warmen Ofen, im Sommer auf Kohlen, warm. Ein ſolcher Mehlkleiſter bindet unvergleichlich, und haftet ſelbſt auf Oelfarben, alten Wachstuchtapeten ꝛc. Auch iſt Terpentin das beſte Mittel, Tapeten auf Oelanſtrichen haltbar zu machen. — Das Tapezieren der feuchten oder naſſen Wände iſt am ſchwierigſten; denn der Kleiſter hält hier nicht, weil er nicht trocknet, *wohl aber bald* ſäuert und verdumpft.

wodurch er alle bindenden Eigenſchaften verliert; die Tapeten ſelbſt verlieren ihre Farbe, bekommen ſchlechte Flecken, werden endlich ſtockig, zerreißen, und fallen in Stücken ab. Um nun dergleichen Wände zu tapezieren, giebt man folgende Anweiſung. Man nehme ſchmale Leiſten von etwa ¼ Quadratzoll Breite und Dicke, nagele dieſe in Zwiſchenräumen von 1—2 Fuß der Breite nach an die Wand, und ziehe nun über dieſe Leiſten grobe Leinwand, welche man mit Nägeln auf den Leiſten befeſtiget. Ueber die Leinwand klebt man darauf zuerſt Löſchpapier, dann die Tapeten. Auf dieſe Weiſe verhindert man zwar das Herabfallen der Tapeten, giebt ihnen auch eine längere Dauer, als ſie ſonſt auf der feuchten Wand haben würden; aber das Verfahren iſt zugleich koſtſpielig und doch nicht frei von Nachtheilen. Der erſte der Nachtheile iſt der, daß in dem leeren Raume zwiſchen den Tapeten und der Wand ſehr bald Ungeziefer von allen Arten ſeinen Schlupfwinkel findet. Wenn Wanzen vorhanden ſind, ſo vermehren ſich dieſe in der feuchten dumpfigen Luft hinter den Tapeten ſehr raſch, und erwachſen bald zu einer furchtbaren Plage des Hauſes; auch alles andere Ungeziefer, welches ſich an feuchten Orten aufhält, namentlich Skolopender und Aſſeln, vermehren ſich, und niſten hinter den Tapeten. Hierzu geſellen ſich oft auch Mäuſe, welche bald Gänge zu graben verſtehen, und mit bewundernswürdiger Fertigkeit hinter den Tapeten ſchnell auf- und abfahren. Dazu kommt noch, daß die Feuchtigkeit der Wände hinter dieſen Tapeten wohl dem Blicke entzogen, aber nicht unterdrückt wird. Modrige Dünſte ſammeln ſich hinter den Tapeten, dringen bald in das Zimmer, greifen endlich die Leinwand und die Tapeten ſelbſt an, und laſſen ſie vermodern und verſtocken. Die eben beſchriebene Art feuchte Wände zu tapezieren, kann nicht empfohlen werden; nur dann iſt ein dauerhaftes Tapezieren möglich, *wenn man* die Wände vorher trocken macht, und vom

Schwamme oder Salpeterfraß befreit, welches auf verschiedene Weise geschieht. Liegt das Zimmer zu tief, so sind von außen angebrachte Abzugskanäle oft ein schnelles Mittel, die Feuchtigkeit der Wände zu entfernen. Auch kann man die Auſſenſeite der Mauer, ſo weit ſie unter der Erde liegt, nachdem man ſie zuvor bloß gegraben hat, mit einer dichten Schicht Thon bekleiden, welcher ebenfalls das Waſſer und die Feuchtigkeit abhält. Oft ſind es auch Bäume, Weinreben ꝛc., welche durch ihre Beſchattung die Wände feucht machen, und in ſolchen Fällen verlangt es nicht nur die Sorge für unſere Häuſer, ſondern auch die für unſere Geſundheit, daß man die grüne Bekleidung des Hauſes, ſo theuer ſie uns auch ſeyn mag, dennoch mit unerbitterlicher Hand entferne. In vielen Fällen iſt aber die Art der zum Mauern verwendeten Steine oder ſelbſt der Kalk die Urſache der Feuchtigkeit der Wände oder des Salpeterfraßes oder Mauerſchwamms, dann ſind durchgreifende Mittel nöthig. Das bloße Abkratzen der alten Tünche und Auftragen einer neuen hilft nicht immer, daher wird eher folgendes Verfahren helfen: Man kratze alle Berappung von der Mauer ab, ſo weit ſie feucht und ſchadhaft iſt; dann bepinſele man die Mauer zwei- bis dreimal mit Holzſäure, und laſſe ſie nach jedem Anſtriche wieder trocknen; hierauf beſtreiche man ſie mit eingedicktem Steinkohlentheer, laſſe auch dieſen vollkommen einziehen und trocknen, und berappe dann die Wand mit einem Mörtel. — Noch wirkſamer iſt folgendes Mittel, bei welchem auch der unangenehme Geruch des Steinkohlentheers hinwegfällt, das aber ungleich theuer iſt. Um aber noch größere Koſten auf die Folge zu vermeiden, darf man ſich hier durch unzeitige Sparſamkeit nicht verblenden laſſen. Man bringe Eſſig, gleichviel von welcher Art, ob Obſt-, Getreide- oder Weineſſig in einem kupfernen Keſſel zum Kochen, und löſe darin nach und nach ſo viele Bleyglätte auf, wie ſich nur immer darin

auflöſen will. Das Gemäuer muß zuvo
oben gedachte Anweiſung, von der alten B
ſten kann, und wird dann mit Hülfe eines
dreima. mit der angegebenen Auflöſung be
warme man mit Wiederholung des Anſtri
lange, bis der letzte Anſtrich völlig g
Man darf dann nur lange nöthig zu w
Sonnenſchein das ſchnelle Trocknen beförder
dritte Anſtrich mit der Bierhefenauflöſun
Trockenen erlangt, ſo bringt man Leinöl
und überzieht auch mit dieſem dreimal ſie
Wand, und läßt ihn dann trocknen. Hie
Wand mit neuem Mörtel überzogen, ſie w
lig trocken bleiben. Man kleyſe oder kra
oder Kalk von innen und von außen, ſo w
an ſchadhaft ſind, von der Mauer hinweg
auf warmes Waſſer und waſche damit vier
vergällte die Wand ab, um ſo alle ſalzige
ihr zu entfernen. Wenn dann die Wand w
ig, ſo wird ſie ſtark mit Oelfarbe angeſtrich
man die Luft von ihr abhält, und alſo ein
verurſacht, nicht wieder entſtehen k
kommt nun die Mauer von außen mit ei
wurf, glättet ihn, und beſtreicht ſolchen, na
trocknet worden, wieder mehrere Male mit
die innere Seite bewerfe man aber, wi
oben, S. 135. geſagt worden, beſonn
an der ſchadhaften Stelle noch
trocke, und nachdem man ſie m
dann darauf ohne Nachth

Lehm zu überziehen. Die früher feuchten Stellen werden dadurch trocken und die Tapeten halten auf dieser mit Kartoffeln vermiſchter Berappung ſehr gut. Zuweilen hat man feuchte Wände ſchon dadurch trocken gemacht, daß man ſie einmal mit heißem Oele überſtreicht, und dieſen Anſtrich noch einmal wiederholt. — Andere Vorſchriften ſind noch folgende. Zwei Unzen eichener Sägeſpäne ſetze man vier und zwanzig Stunden der Sonne aus; dann ſiedet man ſie mit einem Quarte Leinöl, 2 Unzen Kolophonium und ½ Unze Vitriol eine halbe Stunde lang, ſetze dann noch 4 Unzen Terpentingeiſt hinzu, miſche Alles gut durcheinander, und trage das Gemenge mit einem Pinſel auf die Wände.—Man löſe Kautſchuk in Terpentinöl auf, oder noch beſſer in dem Oele, welches bei der Bereitung des Gaslichtes aus den dazu verwendeten Steinkohlen gewonnen wird. Mit dieſer Auflöſung bepinſele man die Wände ſo oft, bis ſie mit einem zuſammenhängenden Ueberzuge von Kautſchuk verſehen ſind. Man nehme acht Theile Leinöl, vier Theile Bleyweiß, vier Theile Kautſchuk, einen Theil Pech, einen Theil Gummilack, vier Theile Thran und vier Theile Silberglätte, vermiſche Alles wohl über dem Feuer mit einander, und beſtreiche damit heiß die feuchten Wände, die man aber zuvor wohl getrocknet haben

uß, welches man auch nöthigenfalls durch Einheitzen
ielen kann. Alle Wände, die durch das Beſtreichen
Oelen, Ha… ꝛc. trocken gemacht ſind, können im-
nach der … S. 159, angeführten Anweiſung
eziert wer… …iſung dient vorzüglich
Trockn… …befreie zuerſt die naſ-
feuchter… …haftеten Wände von
ält… …öfter mit warmen
…higen Vorſicht vor-
Schwefelſäure ge-
…mals mit reinem
reinigten Wände

Wand oder auf Leinwand, dann die folgenden, ſo daß immer der nächſte einen Zoll über den vorhergehenden übergreift. Die größte Dimenſion der Bogen nimmt die horizontale Richtung ein. Sobald ein Buch Papier auf die beſchriebene Weiſe aufgezogen iſt, ſo überzieht man ein zweites mit Kleiſter auf dieſelbe angeführte Weiſe. Die Theile, welche das Simswerk der Thüren umgeben, ſo wie das Bruſtgetäfel, werden je nach dem Bedürfniſſe mit Stücken Papier überzogen, die man beſonders zuſchneiden muß. Wenn die Wände beinahe gänzlich überzogen ſind, ſo muß man darauf Rückſicht nehmen, daß man nicht mehr Papier überſtreicht, als man zur Vollendung braucht; denn angeſtrichenes Papier, was man nicht augenblicklich verbraucht, kann ſpäterhin nicht benutzt werden, und geht alſo verloren. Je koſtbarer die Tapeten ſind, um ſo feiner wählt man die Unterlage, wenn ſie beſonders ſehr zarte Farben haben, nimmt man Conzept- oder ſehr weißes Schreibpapier. Wenn die Oberfläche recht eben ſeyn ſoll, ſo ſchleift man die Nähte mit einem Stücke Bimsſtein ab, welche durch den Uebergriff des grauen Packpapiers oder des Conzeptpapiers entſtanden ſind. Man kann auch dieſe Nähte vermeiden, wenn man die Papierbogen ohne Uebergriff neben einander aufzieht, welches beim Tapezierer unter dem Namen des Engliſchen Verfahrens bekannt iſt. Die Fächer, der Boden, und die Seiten der Wandſchränke werden oft mit blauem Papiere ausgefüttert, und wenn die innern Seiten der Thüren dieſer Schränke nicht angeſtrichen ſind, ſo überzieht man ſie gewöhnlich mit demſelben Papiere. Das Aufziehen dieſes Papiers geſchieht ziemlich auf dieſelbe Weiſe, wie beim grauen Papiere beſchrieben worden; es erfordert Sorgfalt und Reinlichkeit von Seiten des Arbeiters, der auch zugleich darauf zu ſehen hat, daß er nur die kleinmöglichſte Quantität Papier verbraucht, indem er es theils nicht zu weit übergreifen läßt, theils auch das

Papier so zuschneidet, daß er den wenigsten Verlust dabei hat. Die Zinkstreifen, welche auf die Ränder der Schränke genägelt werden, um die Anschläge und die Fugen der Thüre zu verbergen, werden so angewendet, daß die Hälfte ihrer Breite auf die Thür zu liegen kommt, und die andere Hälfte übergreift, um die Anschläge zu verbergen. Die Nägel werden in gewissen Zwischenräumen von einander eingeschlagen, und dürfen nicht zu lang seyn, damit sie das Holz am Rande der Thüren nicht zersplittern. Man überzieht auch die Wände, von denen die alten Tapeten abgezogen oder abgerissen sind, mit Leinwand. Hat man sich darüber entschieden, welche Theile mit Leinwand überzogen werden sollen, so nimmt man die Höhe und die Breite, und schneidet so viele Bahnen oder Blätter, als zur Bedeckung der Breite erforderlich sind. Man richtet sich hier nach der Beite der Leinwand, und mittelst zweier überwendlicher Nähte mit großen Stichen erhält man ein einziges Stück Leinwand von der Dimension des zu überziehendes Theiles. Um nun diese Leinwand auf die Wand aufzuziehen, muß man starke hölzerne Rahmen anbringen, auf welche man sie nageln kann. Diese Rahmen müssen sehr gut befestiget seyn, weil sie sonst von der Leinwand, wenn sich dieselbe spannt, von der Wand losgezogen werden. Die zusammengenähete Leinwand bringt man an Ort und Stelle, und zieht sie so auf, daß der Rücken der Nähte gegen die Wand zu liegen kommt, und nagelt sie mit Zwecken sowohl oben, als an der einen Seite an; die beiden andern Seiten werden so gespannt, daß keine Falten entstehen; stärker darf man sie aber nicht anspannen, da das graue Packpapier, was auf diese Leinwand aufgezogen wird, schon dazu beiträgt, sie nach dem Trocknen schärfer zu spannen; sie würde zerreißen, wenn man sie zu stark anspannte. Sobald die Leinwand gespannt, und mit Zwecken angenagelt ist, überstreiche man die Ränder derselben ganz stark

mit Kleiſter, wodurch man die Fäden der Leinwand feſt mit dem Holze des Rahmens verklebt. Ehe dieſer Kleiſter trocken wird, klebt man auf die ſo angeſtrichenen Ränder der Leinwand Streifen grauen Packpapiers, indem man den Papierbogen nach ſeiner Längenrichtung in zwei Hälften theilt. Indem dieſe Papierſtreifen trocknen, ſpannen ſie die Leinwand, und befeſtigen ſie vollkommen. Man läßt ſie nun trocken werden, welches lange Zeit dauert, weil der Kleiſter in einer ſehr dicken Schicht angewendet wird. Sobald dieſe Streifen grauen Packpapiers trocken ſind, überzieht man die ganze Leinwand mit Papier, ohne ſelbſt die bereits überzogenen Ränder davon auszunehmen. Wenn dieſes Papier trocken wird, ſpannt es von Neuem die Leinwand, wozu auch zuletzt das Aufziehen der Papiertapeten wiederum beiträgt. An den Schrankthüren muß die Leinwand über die Scharniere gehen, um zu verhindern, daß das Papier breche. Auch die Balken der Decke verdeckt man mit Leinwand; man wählt aber dazu etwas ſtärkere und von dichterem Gewebe, als zu den Wänden und zum Holzwerke ſich nöthig macht. Die alte Tapetenleinwand iſt häufig erſchlafft, und man kann ſie nicht wieder mit Tapeten überziehen, ohne ſie von Neuem zu ſpannen. Zur Erreichung dieſes Zweckes nimmt man das Papier ab, welches zwei ihrer Seiten einfaßt, zieht die Leinwand ſtark an, ſchlägt ſie auf ſich ſelbſt zuſammen, und nagelt ſie auf den Rahmen. Wenn die alte Leinwand in zu ſchlechtem Zuſtande iſt, und man friſche Bahnen annähen oder einen Theil derſelben durch neue erſetzen muß, ſo nimmt man ſie ganz vom Rahmen ab, befreit ſie von ihren Tapeten ꝛc., und nachdem man die nöthige Ausbeſſerung vorgenommen hat, ſpannt man ſie wiederum aus, als ob man neue Leinwand aufzuziehen hätte. Die gelbe, graue und weiße Leinwand von dichtem Gewebe zu Dekorationen, und die Leinwand zu Gemälden wird beim Aufziehen gleich ſtark geſpannt,

weil man ſie nicht an den Rändern mit Kleiſter überſtreicht, und nicht mit grauem Packpapier und mit Papiertapeten überzieht, wodurch die Tapetenleinwand von lockerem Gewebe ſehr angeſpannt wird. Man befeuchtet manchmal die letztern Leinwandſorten, ehe man ſie aufſpannt und aufnagelt, damit ſie ſich nach allen Richtungen ausdehnen; man nagelt ſie dann mit ſtarken Zwecken auf, und während ſie trocken wird, zieht ſie ſich ſo zuſammen, daß ſie ganz vollkommen geſpannt iſt. Es iſt zweckmäßig, die Leinwand mit einer Leiſte zu umgeben, welche die Köpfe der Nägel verbirgt. Das Aufziehen der neuen Tapeten ſelbſt auf Leinwand und Makulatur geſchieht mit dem ſchon oben, S. 136, angeführten Kleiſter. — Wenn die Wände mit Oelfarbe angeſtrichen ſind, ſo haften die Tapeten gewöhnlich nicht gut darauf, eben ſo wenig, wenn ſie rund um die Fenſter herum, auf der mit Firniß angeſtrichenen Fenſterbekleidung anſitzen ſollen; ſie ſpringen ab, und ſolches Abſpringen theilt ſich auch den übrigen Tapeten mit, ſo daß oft ganze Stellen abſpringen. Die Tapeten müſſen daher hier einen guten Kleiſter haben, indem man den oben, S. 136, angeführten Mehlkleiſter mit Leimwaſſer und dicken Terpentin verſetzt, das heißt, zu 5 Pfund in 25 Pfund Waſſer aufgelöſeten Leim ſetzt man 3 Pfund dicken Terpentin hinzu, läßt es noch einmal am Feuer aufſieden, und thut die Maſſe dann unter beſtändigem Umrühren in den Kleiſter. Während des Aufklebens der Tapeten erhält man den Kleiſter, im Winter auf einem warmen Ofen, im Sommer auf Kohlen, warm. Ein ſolcher Mehlkleiſter bindet unvergleichlich, und haftet ſelbſt auf Oelfarben, alten Wachstuchtapeten ꝛc. Auch iſt Terpentin das beſte Mittel, Tapeten auf Oelanſtrichen haltbar zu machen. — Das Tapezieren der feuchten oder naſſen Wände iſt am ſchwierigſten; denn der Kleiſter hält hier nicht, weil er nicht trocknet, wohl aber bald ſäuert und verdumpft,

wodurch er alle bindenden Eigenſchaften verliert; die Tapeten ſelbſt verlieren ihre Farbe, bekommen ſchlechte Flecken, werden endlich ſtockig, zerreißen, und fallen in Stücken ab. Um nun dergleichen Wände zu tapezieren, giebt man folgende Anweiſung. Man nehme ſchmale Leiſten von etwa ¼ Quadratzoll Breite und Dicke, nagele dieſe in Zwiſchenräumen von 1—2 Fuß der Breite nach an die Wand, und ziehe nun über dieſe Leiſten grobe Leinwand, welche man mit Nägeln auf den Leiſten befeſtiget. Ueber die Leinwand klebt man darauf zuerſt Löſchpapier, dann die Tapeten. Auf dieſe Weiſe verhindert man zwar das Herabfallen der Tapeten, giebt ihnen auch eine längere Dauer, als ſie ſonſt auf der feuchten Wand haben würden; aber das Verfahren iſt zugleich koſtſpielig und doch nicht frei von Nachtheilen. Der erſte der Nachtheile iſt der, daß in dem leeren Raume zwiſchen den Tapeten und der Wand ſehr bald Ungeziefer von allen Arten ſeinen Schlupfwinkel findet. Wenn Wanzen vorhanden ſind, ſo vermehren ſich dieſe in der feuchten dumpfigen Luft hinter den Tapeten ſehr raſch, und erwachſen bald zu einer furchtbaren Plage des Hauſes; auch alles andere Ungeziefer, welches ſich an feuchten Orten aufhält, namentlich Skolopender und Aſſeln, vermehren ſich, und niſten hinter den Tapeten. Hierzu geſellen ſich oft auch Mäuſe, welche bald Gänge zu graben verſtehen, und mit bewundernswürdiger Fertigkeit hinter den Tapeten ſchnell auf- und abfahren. Dazu kommt noch, daß die Feuchtigkeit der Wände hinter dieſen Tapeten wohl dem Blicke entzogen, aber nicht unterdrückt wird. Modrige Dünſte ſammeln ſich hinter den Tapeten, dringen bald in das Zimmer, greifen endlich die Leinwand und die Tapeten ſelbſt an, und laſſen ſie vermodern und verſtocken. Die eben beſchriebene Art feuchte Wände zu tapezieren, kann nicht empfohlen werden; nur dann iſt ein dauerhaftes Tapezieren möglich, wenn man die Wände vorher trocken macht, und vom

Schwamme oder Salpeterfraß befreit, welches auf verſchiedene Weiſe geſchieht. Liegt das Zimmer zu tief, ſo ſind von außen angebrachte Abzugskanäle oft ein ſchnelles Mittel, die Feuchtigkeit der Wände zu entfernen. Auch kann man die Auſſenſeite der Mauer, ſo weit ſie unter der Erde liegt, nachdem man ſie zuvor bloß gegraben hat, mit einer dichten Schicht Thon bekleiden, welcher ebenfalls das Waſſer und die Feuchtigkeit abhält. Oft ſind es auch Bäume, Weinreben ꝛc., welche durch ihre Beſchattung die Wände feucht machen, und in ſolchen Fällen verlangt es nicht nur die Sorge für unſere Häuſer, ſondern auch die für unſere Geſundheit, daß man die grüne Bekleidung des Hauſes, ſo theuer ſie uns auch ſeyn mag, dennoch mit unerbitterlicher Hand entferne. In vielen Fällen iſt aber die Art der zum Mauern verwendeten Steine oder ſelbſt der Kalk die Urſache der Feuchtigkeit der Wände oder des Salpeterfraßes oder Mauerſchwamms, dann ſind durchgreifende Mittel nöthig. Das bloße Abkratzen der alten Tünche und Auftragen einer neuen hilft nicht immer, daher wird eher folgendes Verfahren helfen: Man kratze alle Berappung von der Mauer ab, ſo weit ſie feucht und ſchadhaft iſt; dann bepinſele man die Mauer zwei- bis dreimal mit Holzſäure, und laſſe ſie nach jedem Anſtriche wieder trocknen; hierauf beſtreiche man ſie mit eingedicktem Steinkohlentheer, laſſe auch dieſen vollkommen einziehen und trocknen, und berappe dann die Wand mit einem Mörtel. — Noch wirkſamer iſt folgendes Mittel, bei welchem auch der unangenehme Geruch des Steinkohlentheers hinwegfällt, das aber ungleich theuer iſt. Um aber noch größere Koſten auf die Folge zu vermeiden, darf man ſich hier durch unzeitige Sparſamkeit nicht verblenden laſſen. Man bringe Eſſig, gleichviel von welcher Art, ob Obſt-, Getreide- oder Weineſſig in einem kupfernen Keſſel zum Kochen, und löſe darin nach und nach ſo viele Bleyglätte auf, wie ſich nur immer darin

auflöſen will. Das Gemäuer muß zuvor, wie bei der oben gegebene Anweiſung, von der alten Berappung befreit ſeyn, und wird dann mit Hülfe eines Pinſels etwa dreimal mit der angegebenen Auflöſung beſtrichen, doch wartet man mit Wiederholung des Anſtrichs immer ſo lange, bis der vorige Ueberſtrich völlig getrocknet iſt. Man hat dabei nicht lange nöthig zu warten, da die Bleyglätte das ſchnelle Trocknen befördert. Hat der dritte Anſtrich mit der Bleyglättenauflöſung ſeine völlige Trockenheit erlangt, ſo bringt man Leinöl zum Sieden, und überzieht auch mit dieſem dreimal ſiedend heiß die Wand, und läßt ihn dann trocknen. Hierauf wird die Wand mit neuem Mörtel überzogen, ſie wird dann völlig trocken bleiben. Man klopfe oder kratze allen Lehm oder Kalk von innen und von außen, ſo weit die Stellen ſchadhaft ſind, von der Mauer hinweg, nehme darauf warmes Waſſer und waſche damit vier- bis fünfmal ſorgfältig die Wand ab, um ſo alle ſalzigen Theile aus ihr zu entfernen. Wenn dann die Wand wieder trocken iſt, ſo wird ſie ſtark mit Oelfarbe angeſtrichen, wodurch man die Luft von ihr abhält, und alſo ein neuer Salpeterfraß ſo leicht nicht wieder entſtehen kann. Man tüncht nun die Mauer von außen mit einem Kalkbewurf, glättet ihn, und beſtreicht ſolchen, nachdem er getrocknet worden, wieder mehrere Male mit Oelfarbe; die innere Seite bewerfe man aber mit Haarzeug, wie oben, S. 135, gezeigt worden, beſtreiche dann die Wände an der ſchadhaften Stelle noch einmal mit dünner Oelfarbe, und nachdem man ſie mit Löſchpapier überzogen, kann darauf ohne Nachtheil tapeziert werden. Wie man dabei wegen der Oelfarbe, auf welche tapeziert werden muß, zu verfahren habe, iſt ſchon oben, S. 159, gezeigt worden. — Oft iſt es ſchon hinreichend die ſchadhafte Berappung abzukratzen, und die Wand, ſo weit ſie feucht iſt, mit einer neuen Berappung aus einem Theile *gekochter und* zerdrückter Kartoffeln, und einem Theile

Lehm zu überziehen. Die früher feuchten Stellen werden dadurch trocken und die Tapeten halten auf dieser mit Kartoffeln vermischter Verappung sehr gut. Zuweilen hat man feuchte Wände schon dadurch trocken gemacht, daß man sie einmal mit heißem Oele überstreicht, und diesen Anstrich noch einmal wiederholt. — Andere Vorschriften sind noch folgende. Zwei Unzen eichener Sägespäne setze man vier und zwanzig Stunden der Sonne aus; dann siedet man sie mit einem Quarte Leinöl, 2 Unzen Kolophonium und $\frac{1}{2}$ Unze Vitriol eine halbe Stunde lang, setze dann noch 4 Unzen Terpentingeist hinzu, mische Alles gut durcheinander, und trage das Gemenge mit einem Pinsel auf die Wände.—Man löse Kautschuk in Terpentinöl auf, oder noch besser in dem Oele, welches bei der Bereitung des Gaslichtes aus den dazu verwendeten Steinkohlen gewonnen wird. Mit dieser Auflösung bepinsele man die Wände so oft, bis sie mit einem zusammenhängenden Ueberzuge von Kautschuk versehen sind. Man nehme acht Theile Leinöl, vier Theile Bleyweiß, vier Theile Kautschuk, einen Theil Pech, einen Theil Gummilack, vier Theile Thran und vier Theile Silberglätte, vermische Alles wohl über dem Feuer mit einander, und bestreiche damit heiß die feuchten Wände, die man aber zuvor wohl getrocknet haben muß, welches man auch nöthigenfalls durch Einheitzen erzielen kann. Alle Wände, die durch das Bestreichen mit Oelen, Harzen ꝛc. trocken gemacht sind, können immer nach der, oben, S. 159, angeführten Anweisung tapeziert werden. Folgende Anweisung dient vorzüglich zur Trocknung der Wände. Man befreie zuerst die nassen, feuchten oder mit Salpeter behafteten Wände von allem alten Bewurfe, wasche sie dann öfter mit warmen Wasser, in welches man mit der nöthigen Vorsicht vorher etwa 1 Prozent Vitriolöl oder Schwefelsäure getröpfelt hat, einige Male ab, zuletzt nochmals mit reinem Wasser. Hierauf muß man diese gereinigten Wände

mit Cement oder hydrauliſchem Kalke, der jetzt überall und billig zu haben iſt, bewerfen und glätten, ſie noch zwei bis drei Tage durch ſtetes Beſprengen feucht zu erhalten ſuchen, und dann erſt trocken werden laſſen. Dauert dieſes durch nachdringende Feuchtigkeit aus einer zu naſſen Wand oder Hintergrund ungewöhnlich lange, dann iſt es nöthig durch Wärme von außen das Trocknen zu befördern. In den meiſten Fällen iſt dieſes Mittel, das Naßwerden zu verhindern, ausreichend. Noch beſſer iſt es, den folgenden Kitt anzuwenden: 3 Pfund Leinöl werden heiß gemacht; dann demſelben ½ Pfund Wachs und 3 Pfund weißes Harz zugeſetzt, und Alles gemengt; dieſer Kitt wird nun ſo heiß gemacht, wie kochendes Waſſer iſt, und auf die gleichfalls gewärmte Wand heiß geſtrichen. Nach vier bis fünf Tagen iſt er trocken, und dann werden dieſe Wände mit dem oben angeführten Leimwaſſer angeſtrichen und tapeziert.

Die Oelfarbigen Papiertapeten, die man in den Wohnzimmern anbringt, ſind ſehr dauerhaft und von außerordentlicher Feſtigkeit, ſo daß man die Wände wieder abwaſchen kann, wenn ſich Schmutz an ihnen befindet; auch erleiden ſie nicht ſo leicht durch Stoßen und Reiben Schaden. Sie dauern mehrere Menſchenalter hindurch, ſind zwar etwas mühſam und koſtbar zu bereiten, kommen aber dennoch im Ganzen nicht ſehr hoch zu ſtehen, wenn man die wiederholten Koſten in Anſchlag bringt, welche das öftere Anſtreichen der Wände mit Waſſerfarbe, oder das öftere Tapezieren mit andern Tapeten verurſacht. Um nun das Papier zu ſolchen Tapeten aufzukleben, verfährt man auf folgende Weiſe. Bei ganz neuen Wänden klebt man daſſelbe ſogleich auf den gleich geſtrichenen, noch etwas fein mit Bimsſtein abgeriebenen Lehm; hat man aber alte Wände, die mit Kalk überzogen geweſen ſind, ſo muß dieſer abgeſchabt und die Wände mit Sandſtein abgerieben werden, damit eine glatte Lehmmaſſe zum Vor-

ſchein kömmt. Die ſo gereinigten Wände werden nun zwei- bis dreimal mit Leimwaſſer überſtrichen, und wenn die Anſtriche trocken ſind, ſo klebt man vermittelſt des Kleiſters von Kartoffelmehl grobes Papier von jeglicher Art über die Wände, doch ſo, daß die Bogen nur an- und nicht übereinander gelegt werden. Wenn dieſes geſchehen iſt, ſo nagelt man feine Streifen von grauer Leinwand um die Thür- und Fenſtergeſimſe, an dem Fußboden und oben an den Kanten umher, damit das nachher aufzuklebende Papier ſich nicht verziehen oder nachlaſſen kann. Dieſe Leinwandſtreifen kann man auch mit feinen Leiſten einfaſſen und ſo die Nägel bedecken laſſen. Iſt dieſes geſchehen, ſo nimmt man ein feines beſchnittenes Papier von anſehnlichem Formate, beſtreicht es mit Kartoffelkleiſter oder einem andern guten gewöhnlichen Kleiſter, und klebt es ſo egal, wie möglich, auf die Wände und Leinwandſtreifen. Kann man es vermeiden, ſo muß kein Bogen auf dem andern an ſeinem Rande aufliegen, ſondern ſie müſſen einzeln nur dicht an einander ſtehen. Man ſoll daher wohlthun, die aufzuklebenden Bogen in einem Haufen nach Lineal und Winkelmaaß zu beſchneiden, ſo daß alle einander völlig gleich werden, da man durch das Beſchneiden mit der Scheere eine ſo große Gleichheit nicht erreichen kann, und dadurch oft gezwungen wird, den einen Bogen etwas über den andern zu legen, damit zwiſchen beiden keine leeren Räume bleiben. Wenn die Wände trocken ſind, ſo läßt man ſie durch einen Maler mit Oelfarbe nach beliebiger Wahl zwei- auch dreimal anſtreichen, und auch von Oelfarbe eine Kante darauf malen. Wer vorzüglich Glanz liebt, kann einen Bernſtein- oder Kopallack über die Farbe ſetzen laſſen, wodurch ſie zugleich noch an Dauer gewinnt. Wenn die auf ſolche Weiſe angeſtrichenen Wände nach einiger Zeit ſchmutzig werden, ſo wäſcht man ſie mit Seifenwaſſer, mit Hülfe eines Schwammes in kurzer Zeit ohne ſonderliche Mühe

rein. Reibt oder ſtreicht man ſie dann mit Kien- oder Terpentinöl an, ſo bekommen ſie völlig den Glanz der Neuheit, und dieſes um ſo mehr, je ſauberer ſie abgewaſchen und nachgeſpült werden. — Ein mit Tapeten überzogenes Zimmer kann man auch auf folgende Weiſe dekoriren. Man läßt vom Tiſchler unten herum etwa eine handhohe Sockel- oder Fußleiſte, und zwei Fuß darüber eine gekehlte Simsleiſte im Zimmer herum führen, um damit den Lambris abzuſchneiden; dann wird der Lambris-Zwiſchenraum entweder mit einer Fußbordüre überzogen oder von dem Maler mit Leimfarbe angeſtrichen. Dieſe Bordüre wird nun rundherum mit einem dunklen Striche von der Leiſte abgeſetzt, und Letztere ſelbſt angeſtrichen, wie es verlangt wird. Thüren und Fenſter werden abgetheilt. Die Stücke über der Thür werden entweder gemalt oder von Tapeten, die dazu gemacht ſind, abgeſchnitten und eingeklebt, ſo iſt das Zimmer dekorirt. Will man die nun tapezirte Wand oben und unten, wo der Lambris anfängt, ſo wie Fenſter und Thüren noch mit beſonderen Bordüren einfaſſen, ſo kann man dieſes thun; auch oben an der Decke, wo die Tapete aufhört, noch mit einem halbrunden Stab von Holz, der vergoldet werden kann und angenagelt wird, einfaſſen. Die Vorhänge der Fenſter werden mit einem leichten Gallerickranze dekorirt, unter welchem die Vorhangsſtange läuft. Man läßt nämlich vom Tiſchler eine etwa 2 Zoll hohe Gallerie nach einem beliebigen Deſſin von Pappe ausſchneiden, auf das Kranzbrett vorn und an beiden Seiten annageln, und entweder beziehen oder anſtreichen; unter der Gallerie wird der etwa ¼ Elle breite farbige Kranz, der ſich immer nach der Tapete richtet, und von Taffet oder Tamis ſeyn kann, zugleich mit feſtgenagelt. Die Vorhänge werden an beiden Seiten mit weißen Quaſtenſchnüren an die zu beiden Seiten eingeſchraubten Engliſchen Vorhangsknöpfe *aufgebunden*. — Was das Aufziehen der Zim-

mer mit Hautelissen- und Basselissentapeten betrifft, so ist dieses nur ganz einfach; denn die ganzen Tapeten bestehen aus einem Stücke, so groß, als die Wände sind. Der Tapezier hat hier weiter nichts zu thun, als die Tapete anzuschlagen, welches entweder auf die bloße Wand geschieht, nachdem man vorher Leinwand darunter befestiget hat, oder es geschieht auf einen Holzrahmen oder auf Leisten, die man von oben herum an der Wand befestiget, so daß die ganze Quadratfläche einer Wand mit diesen dünnen Leisten rund herum, wie ein Rahmen, umzogen ist, darauf werden nun die Tapeten mittelst der Nägel befestiget. Diese Nägel werden nun wieder mit dünnen gekehlten Silber- oder Goldleisten bedeckt, damit man sie nicht gewahrt. Auch bedient man sich der weiß- oder gelblackirten Leisten, je nachdem die Farbe der gewirkten Tapete ist; so nimmt man z. B. auf Carmoisin- und Scharlachroth Silber oder Weiß und lackirt, und auf Dunkel- oder Kornblumenblau, Parisergrün, Gold oder Gelb und lackirt. Die Leisten werden weiß mit Bleyweiß, Schieferweiß oder Kremnitzerweiß, mit gebleichtem Leinöl abgerieben, angestrichen, und gelb mit Chromgelb, Mineralgelb oder Auripigmentum mit demselben Oele. Man überstreicht sie dann mit einem hellen Kopalfirniß oder mit einem Dammaralack ꝛc. Die Tapeten bestehen auch öfter aus Borten, die dann zusammengestickt, oder wie die Papiertapeten, zusammengeklebt werden müssen; bei Wachsleinwandtapeten werden die Borten mit Pinnen zusammengeheftet. Das Aufziehen der gewirkten Tapeten, wie es auch nun geschieht, ob sie auf die bloße Wand, oder auf Leisten gezogen werden, muß sehr eben geschehen, damit sich keine Falten setzen; es müssen daher mehrere Arbeiter damit beschäftiget werden, damit das Anziehen von allen Seiten einer Wand gleichmäßig geschehe, also die Spannung der Tapete eben wird. Deshalb muß man auch die Nägel, wo sie hinkommen sollen, vorzeichnen; denn mit der

größten Genauigkeit muß das Aufziehen geſchehen. Bei dem Aufziehen auf Rahmen oder Leiſten muß die Wand darunter ſehr feſt ſeyn, das heißt, nirgends Löcher oder Spalten haben, beſonders am Fußboden, damit keine Mäuſe ſich dazwiſchen ſchleichen und die Tapeten verderben können; auch muß die Wand trocken ſeyn. Hierauf muß man beſonders ſehen, wenn der Zweck eines ſchönen Tapetenaufziehens ganz erreicht werden ſoll. Mit den Thürſtücken ꝛc. macht man es wie bei den Papiertapeten. — Das Tapezieren der Decken mit Papiertapeten, von dem ſchon oben, S. 146, Erwähnung geſchehen, kommt auch vor, indeſſen geſchieht dieſes nicht ſo häufig, weil tapezierte Zimmer oft gemalte Decken beſitzen; indeſſen tragen in tapezierten Zimmern auch die tapezierten Decken ſehr viel zur Erwärmung des Zimmers bei, gewähren auch eine ſehr hübſche Verzierung, und ſind dauerhafter als geweißte und gemalte Decken, weil ſie Schmutz und Staub nicht ſo leicht annehmen, und ſich mehrere Jahre, ſelbſt acht bis zehn Jahre, in Wohnzimmern gut erhalten, da ſie einige Male durch bloßes Abreiben mit Brod wieder gereiniget und faſt erneuert werden können. Beim Tapezieren der Decken beobachtet man alle Regeln, die oben ſchon gegeben worden ſind. In Zimmern, bei denen es nicht auf Eleganz ankommt, wählt man gewöhnlich dunkle Tapeten, die aber kein langes Deſſein haben, für beſſere Zimmer hat man Tapeten, welche eigends für die Decken und Plafonds gedruckt ſind. Man ſchnürt die Decke zuerſt der Länge und Breite nach, auch kreuzweiſe ab, ſo wie man auch angiebt, wie weit die Bordüren reichen, damit man die Plafondstapeten, gehörig geordnet, hinauf bringt. Dann nimmt man das Maaß der Decke und zeichnet ſie auf einen Fußboden, worauf man die Tapete zuſchneidet, und nach der Ordnung auf dieſen Umriß legt, welche das Deſſein der Tapete erfordert, oder auch nach dem Plane, welchen man ſich entworfen hat, und den

man ſich mit Kreide vorzeichnet. Verfährt man auf dieſe Art, ſo erſpart man ſich die Mühe des öftern Anpaſſens der Tapete an die Decke, ſo wie auch den Aerger, die Tapete falſch zugeſchnitten und verſchnitten zu haben. Man kann auch die Decken ohne Gerüſte ſchnell tapezieren, wenn man es mit Hülfe eines Haarbeſens thut, auf welchen man den Anfang der gekleiſterten Tapete legt, während ein Gehülfe das andere Ende hält und leitet. Mit dieſem Haarbeſen kann man dann auch die Tapete gleich feſt andrücken, und ſo die ganze Arbeit vollenden, ohne daß man ſelbſt bis an die Decke zu reichen nöthig hat. In dem bürgerlichen Baumeiſter, herausgegeben von F. Chr. Schmidt (Gotha, 1794), Th. 2, S. 28, wird folgende Methode, Tapeten aufzuziehen, angegeben. Man befeſtige Rahmen von Holz an den Wänden, ſpanne auf dieſe grobes Tuch, und hierüber ziehe man die Papier-, Leinwand oder gewirkten Tapeten mit Kleiſter; oder man überziehe alle Wände mit gutem, mit Flachsſcheben eingemengtem Lehme, und trage darauf wieder einen Ueberzug von nicht ſehr dick mit Kuhhaaren vermiſchtem Kalke. Darauf laſſen ſich nicht nur die Tapeten leicht aufkleiſtern, ſondern es halten auch die kleinen Tapetennägel darin ſehr gut, ohne daß es ſo viel koſtet, als die zuerſt angeführte Methode.— Das Reinigen der Papiertapeten. Obgleich die Papiertapeten ſich in den Wohnzimmern lange gut erhalten, ſo bekommen ſie doch in den Zimmern, wo Tabak geraucht wird, und dann auch im Winter durch den Dampf der Lichter, des Ofens, auch durch andere Dünſte, die darauf einwirken, auch die Fliegen fleißig einſprechen, und ſie beſchmutzen, ein trüberes Anſehen. Den Staub kann man leicht mit einem weichen Borſtwiſche, oder auch mit einem Flederwiſche, auch mit einem Staubwedel, entfernen, beſonders wenn dieſes alle Morgen beim Reinigen der Zimmer geſchieht, da, wo Wohnungen ſehr dem Staube ausgeſetzt ſind. Man

darf dann nur die Tapeten mit dem Borſtwiſche leicht abfegen. Den andern daran klebenden Schmutz muß man auf andere Weiſe entfernen, und hierzu giebt es kein beſſeres Mittel, als Brod, indem man mit demſelben die Tapeten abreibt. Man nimmt nämlich, nachdem man die Tapeten zuvor mit einem Handbeſen recht gut abgekehrt hat, ein weißes, nicht zu friſches, längliches Brod, einen ſogenannten Weck, ſchneidet dieſen der Länge nach in der Mitte auseinander, und reibt damit die Tapeten ab. Bei dem Abreiben muß man aber, um den Farben nicht zu ſchaden, einen beſtimmten Strich beibehalten, und ſtets auf- und abwärts, nie aber ſeitwärts oder kreisförmig reiben. Wenn dann die Oberfläche des Brodes von dem von der Tapete abgeriebenen Schmutze ganz bedeckt und unſcheinbar geworden iſt, ſo ſchneidet man ſolche mit einem ſcharfen Meſſer dünn ab, worauf man den Reſt des Brodes zum fernern Abreiben verwendet, bis die ganze Arbeit vollbracht iſt. Dieſes Abreiben mit Brod greift die Tapeten nicht ſehr an, und ſind ſolche mit guten Farben bedruckt, ſo kann man ſie wohl zwei- bis dreimal auf ſolche Weiſe wieder neu machen. Oft reicht es auch hin, wenn man mit einem etwas angefeuchteten Tuche die beſchmutzten Stellen ſanft überfährt; man muß dann aber erſt an einem Theile der Tapete, welcher am wenigſten in die Augen fällt, den Verſuch machen, ob die Farben derſelben auch dieſe Behandlung aushalten. — Wollene oder ſogenannte velutirte Tapeten und Bordüren können an den velutirten Stellen mit einer feuchten Bürſte recht gut gereiniget werden, wenn man zuvor mit einer trocknen Bürſte allen Staub aus ihnen herausgebürſtet hat. Fürchtet man, daß die Farben angegriffen werden, ſo miſcht man etwas Ochſengalle unter das Waſſer, wodurch auch das Ausgehen bei den unächten Farben verhindert wird. — Ein wohlfeiler Firniß zum *Ueberziehen* der Papiertapeten iſt folgender:

Man nehme 5 Pfund Dammaraharz, laſſe es in 8 Quart Terpentinöl bei niedriger Hitze auflöſen, und filtrire es dann in ein verzinntes Gefäß. Auf gleiche Weiſe bereitet man eine Auflöſung von $2\frac{1}{2}$ Pfund Maſtix in 4 Quart Terpentinöl, und von 5 Pfund auserleſenem weißen Weihrauch in 8 Quart Terpentinöl. Dieſe drei Flüſſigkeiten heiß zuſammen gemiſcht, geben den Firniß, den man durch Terpentinöl nöthigen Falls verdünnt. Man kann ihn ſogleich gebrauchen; er wird aber durch das Alter noch beſſer. Tapeten, welche mit dieſem Firniſſe überzogen werden, halten ſich nicht nur ſehr lange, ſondern laſſen ſich auch leicht mittelſt eines Schwammes abwaſchen. — Um die Wanzen und andere Inſekten mittelſt der Tapeten aus den Wohnzimmern zu vertreiben, hat man nur nöthig, daß man in dem Waſſer, welches man zur Bereitung des Kleiſters nimmt, Wermuth oder Coloquinten abkocht, auch kann man Wermuth- oder Coloquinten-Extrakt unter den Kleiſter miſchen. Man hegt den Glauben, daß die Tapeten die Wanzenkolonien begünſtigen; allein dieſes iſt nicht der Fall, denn gerade ſind die Tapeten Schutzmittel gegen die Wanzen, und beſonders diejenigen Tapeten, welche feſt auf der Wand anliegen. Wie bekannt, niſten die Wanzen in kleinen Ritzen, Löchern und Oeffnungen der Wand; hierin lebt ihre Brut, bis ſie groß genug zum Auskriechen geworden iſt, von den verſchiedenartigen Ausdünſtungen der Menſchen. Werden nun dieſe Löcher in den Wänden auch durch Uebertünchen mit Kalk verſchloſſen, ſo bleiben dennoch viele Wanzen leben, und bahnen ſich wieder ihren Ausweg, ſobald der Kalkanſtrich trocken geworden iſt. Da, wo ſich Wanzen aufhalten, ſieht man daher in den geweißten oder gemalten Wänden, eine Menge kleiner runder Löcher, welche ſich meiſt in mehreren Mündungen in die Wand hinein erſtrecken; ſie ſind nur die Zugänge zu den Neſtern der Wanzen,

werden nun dieſe Löcher durch Tapeten, welche überall genau auf der Wand anliegen, geſchloſſen, ſo wird es den Wanzen unmöglich, ſich wieder einen Ausweg zu bahnen, und ſie müſſen ſammt ihrer Brut in ihren Schlupfwinkeln umkommen; ſie könnten aber in manchen Fällen verſuchen, ſich hinter den Tapeten durch einen Gang bis an das Ende der Tapete zu bahnen. Auch dieſes wird ihnen unmöglich gemacht, wenn man dem Kleiſter Alaun, Wermuth, Coloquinten oder andere ihnen widrige Stoffe zuſetzt, weil ſie dann nicht im Stande ſind, den Kleiſter zu berühren; ſie müſſen alſo unfehlbar umkommen. Durch Tapeten können daher alle im Zimmer befindlichen Wanzen vertilgt werden, bis auf diejenigen, welche ſich unter dem Fußboden aufhalten; auch dieſe werden verſchwinden, wenn man in die Ritzen zwiſchen den Dielen öfters Abkochung von Sadelbaum, Coloquinten oder Wermuth, oder den aus friſchen Gurken gepreßten Saft gießt. — Damit die Ratten oder Mäuſe den papiernen Tapeten nicht ſchaden, nehme man 1 Loth Arſenik, 2 Loth Rockenmehl, welches mit dem gemeinen Nachtſchattenwaſſer vermiſcht und daraus ein Kleiſter gemacht wird. Dieſe Maſſe ſtreicht man nun auf die unrechte Seite der Tapeten. Man will die Beobachtung gemacht haben, daß die Mäuſe und Ratten nicht einmal dieſen Kleiſter berühren, ſich aber dennoch davon machen. Wegen der Gifte wollen Andere dieſen Kleiſter nicht anrathen; denn bei dem Abreißen der Tapeten, wenn ſolche nichts mehr taugen, iſt der Arſenikſtaub, der ſich von der Rückſeite der Tapeten löſet, der Geſundheit der Arbeiter ſchädlich, um ſo mehr, da ſie, und auch oft der zeitige Eigenthümer, nicht wiſſen können, daß die Tapeten auf der Rückſeite mit einem ſolchen Kleiſter beſtrichen worden. Das beſte Verwahrungsmittel ſind hier feſte Wände, und das feſte Aufkleben der Tapeten auf die Wand.

Was die Tapeten und das Tapezieren der Wände in Hinsicht des Rechtes in Beziehung auf das Lehen betrifft, und ob solche, nämlich die Tapeten, bei dem Lehen gelassen werden müssen, oder ob man sie davon trennen kann, findet man Folgendes in der Oeconomia forensis, Th. 4, S. 124, angeführt. Schon von Alters her ist es im Gebrauche, daß Alles, was Band-, Wand-, Niet- und Nagelfest ist, als ein Zubehör der Lehen anzusehen ist. Neuere Rechtslehrer stellen jedoch den Satz auf: daß hier eine Bestimmung zum immerwährenden Gebrauche hinzu kommen müsse, die man zwar daraus ableite, sich aber nicht hier fände, und deshalb wollen sie auch die angenagelten Tapeten dem Erbe und nicht dem Lehen zu erkennen. Dieses soll man jedoch nur als eine Meinung neuerer Rechtslehrer ansehen, weil die alten der allgemeinen Regel von dem Band-, Wand-, Niet- und Nagelfesten weit getreuer waren, und daher auch bei den Tapeten bloß auf den Unterschied sahen, ob sie angenagelt waren, oder nicht, und jene dem Lehen, diese aber dem Erbe zusprachen. Man macht hier den Einwand, daß die Tapeten mehr zur Zierde, als für nothwendige Stücke eines Hauses zu rechnen seyen, und will sie deshalb dem Erbe zusprechen. Hier werfen nun die Gegner auf oder ein: daß man dieses nicht so betrachten könne, weil ein Käufer, besonders wenn er mit dem Verkäufer von gleichem Stande sey, nicht allein auf das Nützliche und Nothwendige, sondern auch zugleich auf das seinem Stande gemäße Zierliche gesehen haben werde. Auch könne die immerwährende Bestimmung von dergleichen Tapeten zu dem auf dem verkauften Landgute gehörigen Wohnhause nicht dem geringsten Zweifel unterworfen seyn, weil sonst kein Gegenstand angegeben werden mag, wozu sie der Verkäufer außerdem gewidmet hätte. Auch sey es unrichtig, daß man Tapeten bloß als eine Zierde des Hauses betrachtet wissen wolle, da sie eben so nützlich seyen, und

dem Beſitzer, wenn ſie ſonſt dauerhaft wären, in der nöthigen Ausbeſſerung und Ausweiſſung der bloßen Wände ſehr Vieles erſparten. Wenn man ein Zwiſchenmittel annehmen wolle, ſo könne es dieſes ſeyn: daß die aus bloßer gemalter Wachsleinwand, und aus ſchlechter und gewöhnlicher Materie verfertigten Tapeten dem Käufer, die von Damaſt, ſeidenem Atlas und andern ſeidenen und wollenen Zeugen zubereiteten, wohin auch die gewirkten ſogenannten Hauteliſſe zu verſtehen ſeyen, weil man ſolche nur gewöhnlich in den Paradezimmern aufzuhängen pflege, dem Verkäufer zuzuerkennen wären. Es wallte hier dieſelbe Anſicht vor, als bei den an den Wänden befeſtigten Spiegeln; es ſey alſo auch nicht einzuſehen, warum man hier wider die offenbare Analogie des Rechts etwas anderes feſtſetzen wollte, da es ja einem jeden Verkäufer unbenommen bleibe, ſich, wenn er ſeine Tapeten und Spiegel nicht mit verkaufen wolle, deshalb das Nöthige in dem Kaufkontrakte vorzubehalten. Der Profeſſor Hommel, der dieſen Gegenſtand zuerſt ſeiner Aufmerkſamkeit widmete, und darüber ſchrieb, bezeugt ausdrücklich, daß es der jetzige Rechtsgebrauch mit ſich bringe, daß, weil die Tapeten, wenn ſie gleich angenagelt ſeyen, dennoch leicht und ohne Schaden der Mauer abgeriſſen werden können, ſolche den Landerben zuſtändig ſeyen. Hier ſind aber die Papiertapeten nicht mit einbegriffen, welche auf die Wand geklebt worden; denn dieſe ſollen bei dem Hauſe und Gute verbleiben; da ihre Ablöſung von der Wand doch nur mit der Zerſtörung derſelben geſchehen kann. Indeſſen müßte man hier wieder diejenigen Papiertapeten ausnehmen, welche vorher auf Leinwand geklebt, und dann erſt aufgehängt oder aufgezogen worden, weil man ſie leicht ohne Zerſtörung derſelben und der Wände wieder abnehmen kann. Indeſſen ſoll hierbei den Lehnsfolgern doch wenigſtens die Wohlthat widerfahren, daß die Wand, ſo durch die Tapeten bedeckt worden, wenn ſie nicht ſauber

getüncht, sondern nur grob beworfen gewesen, von dem, der die Tapeten nimmt, vorher gleich den übrigen Wänden getüncht und geweißt werden müssen. Ferner findet man in allen Zimmern, die mit Tapeten ausgeschlagen sind, unten ein von Brettern angefertigtes Panelwerk, oben an der Decke angenagelte Leisten, weil man sonst die Tapeten nicht gehörig befestigen kann. Damit es nun einem eigennützigen Allodialerben nicht einfallen möge, diese angeführten Stücke als eine Zubehör der Tapeten zu fordern, und mit solchen zugleich mit wegzunehmen, so führt man folgende Ursachen an, die dieses nicht zugeben. Es ist zwar wahr, daß das Panelwerk und die Leisten die Tapeten halten, und nicht die Tapeten ihrentwegen da sind, folglich auch die Tapeten, als die Hauptsache, das Panelwerk und die Leisten, aber als ein Accessorium oder Anhängsel anzusehen wären. Es ist aber Jedermann bekannt, daß das Panelwerk und die Leisten auf eine ganz andere Art, als die Tapeten, befestiget sind, und so, daß solche ohne die Wand zu beschädigen, nicht gut abgebrochen werden können. Dann sind auch beide, Panelwerk und Leisten, bloß dem Zimmer, wofür sie angefertiget worden, anpassend; denn da fremde Stuben oder Zimmer und Gemächer mit denen, wofür sie verfertiget worden, nur selten von gleicher Länge und Breite zu seyn pflegen, so folgt auch von selbst, daß sie außer dem Orte ihrer Bestimmung, und wenn der Transport hinzukommt, wenig brauchbar sind, und wenn die Tapeten, wie es bei dergleichen Erbfällen gemeiniglich geschieht, verkauft werden müssen, so wird dem Käufer derselben wohl niemals einfallen, daß er auch das Panelwerk und die Leisten, woran sie vorher befestiget gewesen, mit verlangen wollte. Hieraus erhellt, daß diese Stücke den Allodialerben in keinem Falle brauchbar seyn, noch ihnen zu Nutze kommen können, dagegen ist es gewiß, daß in dem Hause des Lehnsfolgers stets ein Gebrauch davon ge-

macht werden kann; denn werden gleich die zuvor daſelbſt befindlich geweſenen Tapeten von den Landerben weggenommen, ſo wird doch der Lehnsfolger die Wände nicht leer laſſen, ſondern ſie gleichfalls mit Tapeten zu verſehen ſuchen. In dieſem Falle würde ihm aber das alte Panelwerk und die Leiſten recht ſehr zu Statten kommen, ohne daß dadurch die Allodialerben aus den vorher angeführten Urſachen das Geringſte verlören. Da auch die Allodialerben bei dem Abziehen der Tapeten, die Wände, welche ſie bedeckt haben, auf ihre Koſten übertünchen zu laſſen ſchuldig ſind, ſolches aber, wenn der Lehnsfolger ſie wiederum mit Tapeten bekleiden laſſen will, nicht nöthig iſt, ſo können ſie allenfalls die dagegen zurückgelaſſenen Leiſten und das Panelwerk damit vergüten. — Hier hat es alſo kein Bedenken, daß die Allodialerben, wenn ſie auch gleich die vorhandenen Tapeten wegzunehmen befugt ſind, dennoch das Panelwerk und die Leiſten, woran ſie befeſtiget geweſen, bei dem Lehen zu laſſen ſchuldig und verbunden ſind.

Ueber die Tapeten und das Tapezieren der Wände ſehe man folgende Schriften nach:

Dühmal, Kunſt Türkiſche Tapeten zu weben: im Schauplatz der Künſte und Handwerke, Th. 7. — Hupel, neue Nordiſche Miscellen, Stück 1 und 2, S. 494.

Neueſte Mannigfaltigkeiten, 4, 85 (Tapetenmanufaktur in den Gobelins). — Sanders Reiſen, 1. 148, 184. — Journal für Fabriken. April, 1796. S. 300. — Joh. Beckmanns Anleitung zur Technologie, Art. Wollenweberey. Göttingen, 1796.

Jacobſon, Schauplatz der Zeugmanufakturen. Bd. 1. S. 272.

Lehrbuch für Sattler, mit Rückſicht auf die in deren Metier einſchlagenden Arbeiten der Riemer, Täſchner und Tapezierer, und der jetzt gangbaren Arbeit in Holz und Leder. Mit Abbildungen. *Leipzig.*

Der elegante Tapezierer, Zimmerverzierungen im modernsten Geschmacke. 1ste Sammlung. 38 Heft. — Le Tapissier elegant. Decorations pour appartements de gout. 1e Collection. 3e Cahier. Augsburg, 1839.

Friedr. Wilh. Mercker, der Tapezierer oder Drappirungen von ganzen Zimmern ꝛc. 18 bis 138 Heft. Leipzig.

C. F. A. Hochheimer, Allgemeines ökonomisch-chemisch-technologisches Haus- und Kunstbuch, oder Sammlung ausgesuchter Vorschriften, zum Gebrauche für Haus- und Landwirthe, Professionisten, Künstler, und Kunstliebhaber. 2r Theil. Leipzig, 1797. S. 421 u. f.

Ludwig Graßhoff, die Kunst des Tapezierens mit Papiertapeten, oder Anweisung, die Tapeten und Bordüren geschmackvoll zu wählen, auf alten und neuen Wänden von Lehm, Kalk und Holz, so wie auch selbst auf feuchten Mauern, schön und dauerhaft aufzukleben, sie mit Firniß zu überziehen, alte Tapeten von allem Schmutze zu reinigen, neuen eine außergewöhnliche Dauer zu geben ꝛc. ꝛc. Nordhausen, 1840.

Dr. H. L. Bernheim, Neueste Erfahrungen, den Mauerfraß, Mauer- und Holzschwamm, so wie auch die Feuchtigkeit und schlechten Ausdünstungen in Gebäuden und Gewölben zu verhüten und zu vertilgen, die Wände und alles Gebälk wasser- und luftdicht zu machen ꝛc. ꝛc. Nordhausen, 1837.

Tapeten (Atlas-), satinirte Tapeten, s. oben, S. 113, und 115 u. f.

— (Basseliſſe-), nieder- oder tiefschäftige Tapeten, s. Tapeten (Gobelins-).

— (bestäubte), s. Tapeten (velutirte).

— (Coton-), Tapeten, die aus Baumwolle gewebt werden, wie die Gobelins aus Wolle. Die ersten Tapeten dieser Art kamen aus England, sie sind aber durch die Papiertapeten verdrängt worden.

Tapeten (Dekorations-), werden nicht nur diejenigen Tapeten genannt, welche Landschaften, mit und ohne Staffage, und andere Naturgegenstände enthalten, sondern auch alle feinen und geschmackvollen Tapeten, welche zur Auszierung der Pracht- oder Putzzimmer dienen.

— (einfarbige), von den Papiertapeten diejenigen, welche nur eine Farbe besitzen, um damit die Wände eines Zimmers einfarbig zu bekleiden, z. B. roth, blau, grün, gelb ꝛc., nicht allein in der Grundfarbe, sondern auch in dem Aufdrucke, z. B. wenn auf gelb, grün oder blau in derselben Farbe ein façonnirter Druck geschieht, ein Moiré oder Gemortes ꝛc., nur dunkler oder heller, je nach dem Grunde; z. B., ist der Grund dunkel, so muß der Aufdruck heller seyn, und so umgekehrt. Wenn ein Zimmer bloß Tapeten von einer Grundfarbe erhält, so müssen sich die Bordüren nach dem Grunde richten, wie schon oben, unter Tapete, angeführt worden.

— (Feder-), s. unter Feder, Th. 12, S. 392.

— (Flocken-), s. unter Flocken, Th. 14, S. 272. Die Flockentapeten sind die velutirten oder sammetartigen Tapeten, die man früher auf Leinwand verfertigte, und die beim ersten Anblicke das Ansehen der Hautelisse-tapeten hatten. Man nahm eine bloß schlechte Leinwand, grundirte sie mit Oelfarbe, und auf den noch nassen Grund der Oelfarbe siebte man kleine Scheerwolle, wie bei den velutirten Papiertapeten (s. oben, S. 118) und ließ sie mit der Grundfarbe trocknen. Man hatte sie von allen Mustern und Schattirungen; sie waren aber nicht dauerhaft, konnten die Feuchtigkeit nicht vertragen, und waren auch dem Mottenfraße ausgesetzt, da sich diese Insekten darin festsetzten. Dieses scheint der Grund gewesen zu seyn, daß man sie abschaffte, und dafür lieber die velutirten Papiertapeten nahm, wenn man nämlich velutirte Tapeten haben wollte.

— (*Französische*), nicht bloß die Tapeten, die uns *Frankreich liefert*, jetzt vorzüglich Papiertapeten aller

Art, sondern hauptsächlich die schön gewirkten Haute- und Bassellisse-Tapeten (Gobelins) und die Türkischen Tapeten der Savonnerie.

Tapeten (Fuß-), s. Th. 15, S. 572, und den Artikel Teppich.

— (gedruckte), werden sowohl die Papier-, als auch die Leinwandtapeten genannt, wenn die Desseins mittelst der Formen in Farben darauf gedruckt worden. Das Verfahren ist schon oben, S. 116, angeführt worden.

— (gemalte), nennt man diejenigen Tapeten, welche mit Oelfarben angestrichen und dann darauf verschiedene Gegenstände mittelst des Pinsels in denselben Farben gemalt worden; auch die Tapeten in Wassermalerey mit Leimfarben, wenn solches mit dem Pinsel geschieht. S. auch oben, S. 129.

— (gepreßte), lederne Tapeten, worauf die Gegenstände mittelst der Formen gepreßt werden. Man kann auf diese Weise historische und andere Gegenstände auf dem Leder erhaben darstellen.

— (gestickte), s. Tapetenstickerey.

— (gestrickte), s. oben, S. 128.

— (gewirkte), worunter man die Gobelins und Türkischen Tapeten rechnet, so wie alle Tapeten, welche auf dem Weberstuhle verfertiget werden, bestehen sie aus Leinen, Wolle, Baumwolle oder Seide, oder auch aus andern Materien, die sich wirken lassen.

— (Gobelins-), s. oben, S. 123 u. f.

— (Gold-), lederne Tapeten von vergoldetem Leder, deren Verfertigung unter Leder, Th. 68, S. 678 u. f., angeführt worden.

— (Hautelisse-), hochschäftige Tapeten, s. Tapeten (Gobelins-).

— (Iris-), s. oben, S. 113.

— (lackirte), sowohl von Leder, als auch von Papier; sie werden mit einem Lackfirnisse überzogen; s. oben, S. 170 und 171, und Th. 68, S. 137.

Tapeten (lederne), ſ. oben, S. 126.
— (leinene), Leinwandtapeten, ſ. oben, S. 126.
— (Leinwand-), ſ. daſelbſt.
— (Metallmoor-), ſ. daſ., S. 113.
— (Oelfarben-), ſ. daſ., S. 164.
— (Papier-), ſ. daſ., S. 105 u. f.
— (Raphaeliſche), ſ. daſ., S. 110.
— (Sammet-), ſ. Tapeten (velutirte).
— (ſatinirte), ſ. Tapeten (Atlas-).
— (Savonnerie-), ſ. Tapeten (Türkiſche).
— (ſeidene), ſ. oben, S. 105, 127.
— (Silber-), lederne Tapeten von verſilbertem Leder; ſ. unter Leder, Th. 68, S. 681 u. f.
— (Stroh-), ſ. oben, S. 111.
— (Türkiſche), Savonnerietapeten, ſ. daſelbſt, S. 125.
— (velutirte), Sammettapeten, beſtaubte Tapeten, ſ. daſ., S. 113, 118.
— (Wachsleinwand-), wachsleinene Tapeten, ſ. oben, S. 129, und unter Wachsleinen, in W.
— (wollene), ſ. oben, S. 105, 113 u. f.

Tapetenarbeiter, ſ. Tapetendrucker und Tapetenwirker.

Tapetenbordüren, die ſchmalen und breiten Bordüren von Papiertapeten, welche in den Zimmern über und um die Tapete herum geſetzt oder geklebt werden. Man hat ſie von verſchiedenen Muſtern: Arabesken, Guirlanden, Bouquets, Schnörkeleyen verſchiedener Art ꝛc.; ſ. auch oben, unter Tapete und Tapetenfabrik, S. 134.

Tapetendeckenſtück, ſ. Tapetenplafondſtück.

Tapetendrucker, derjenige Arbeiter in den Tapetenfabriken, welcher mit den Formen in Farben die Tapeten bedruckt. Die Tapetendrucker bilden mit den Kattundruk-

kern ein Gewerbe, weil der Druck auf Tapeten fast eben so geschieht, wie der Druck auf Kattun, und die Kattundrucker auch Tapetendrucker seyn können, und so umgekehrt, diese jene; auch sind die Drucker in vielen Tapetenfabriken nur Kattundrucker; s. oben, unter Tapete und Tapetenfabrik.

Tapeteneinfassung, Tapetenkante, nennt man die schmalen Bordüren, die man um die Tapeten herum als Rahmen klebt, so, daß die Tapete einer Wand mit einer solchen Kante rund herum oder doch von drei Seiten eingefaßt ist, wenn nämlich unten ein Panel seyn sollte, welches auch bei der Bekleidung der Wände mit Tapeten eigentlich immer vorhanden seyn muß, weil man beim Heransetzen der Stühle und Tische an die Wand, nicht die Tapeten verletzen kann. Wenn keine Panele vorhanden seyn sollten, muß man eine Leiste auf den Fußboden nageln, woran die Stühle und Tische gerückt werden können, damit sie nicht die Wand berühren. Der Fuß, wenn kein Panel vorhanden ist, wird dann gleichfalls mit Papier beklebt, und solches mit einer einfachen sich zur Tapete schickenden Farbe bestrichen.

Tapetenente, eine buntscheckige Ente, die bloß wegen ihres Gefieders diesen Namen erhalten hat.

Tapetenfabrik, Tapetenmanufaktur, die Anstalt oder der Ort, Platz, in oder auf welchem die Tapeten verfertiget werden. Man wählt zur Fabrik einen geräumigen Saal von mehreren Fenstern, dem zur Seite noch ein Paar kleinere Zimmer oder Kammern liegen, in welchen das zu den Tapeten nöthige Papier, die Farben, der Leim, die Formen und andere Geräthschaften aufbewahrt werden können, damit man sie gleich bei der Hand hat, wenn sie gebraucht werden sollen. In dem Fabrikzimmer oder Fabriksaale kommen als Geräthschaften zum Tapetendrucke vor: der Drucktisch, die hölzernen Böcke, worüber die schon bedruckte Tapete geleitet wird, damit sie nicht auf dem Boden hinschleift, die

Farbenkaſten, worein die Formen getaucht werden, womit man die Muſter aufdruckt. Die Farbe iſt nämlich auf ein im Kaſten liegendes Stück Tuch geſtrichen und hiervon wird ſie mit der Form abgenommen. Die Formen, welche gleich den Kattunformen aus Birnbaumholze beſtehen, haben von anderem Holze eine Unterlage oder ſind auf anderes Holz geleimt, damit man ſie bequem anfaſſen kann, wenn man ſie auf das Papier druckt. Die Deſſeins werden von den Formenſchneidern darein geſchnitten. Der hölzerne Hammer, womit auf die vier Ecken der Form geſchlagen wird, ſobald der Druck geſchieht, das heißt, die Form auf die Tapete geklatſcht wird, damit ſich das Deſſein gut abdruckt. Die hölzernen Stangen, welche in einiger Entfernung von der Decke in der Breite des Zimmers in gehörigen Zwiſchenräumen angebracht worden ſind, worauf die bedruckten Tapeten zum Trocknen geſchlagen werden. Die Stangen ruhen nämlich auf hölzernen Leiſten, in welchen Vertiefungen ausgeſtämmt worden, worein ſie zu beiden Seiten faſſen können und feſt liegen. Die Tapete wird nun über einen dünnen Stock, gleich einem Blumenſtocke, geſchlagen, dann dieſer mit der Rückſtange (eine Stange, die oben ein Querholz mit zwei Seitenſpeichen, gleich einem Dreiecke, hat) ſo über die Stangen gelegt, daß die Tapete darauf hängt. — Die Glättſtange, mit ihrer metallenen Walze und dem Glätttiſche, welches ein langer Tiſch mit einer ſehr glatten Platte iſt, worauf die Walze über die Tapete, welche geglättet werden ſoll, hin- und hergezogen wird. Bürſten, von kurzen, ſteifen Borſten, zum Reinigen der Formen, Eymer, zum Einrühren des Kleiſters und des Leims; Leim- und Kleiſtertöpfe, Farbentöpfe, zum Einrühren der verſchiedenen Farben, die zum Tapetendrucke gebraucht werden; Reibſtein und Reiber zum Abreiben der Farben; Borſtenpinſel, Streichpinſel, Streichbürſten ꝛc. ꝛc.;

ſ. oben, unter Tapete und Tapetenfabrik, S. 114 und S. 116 u. f. Dieſes Alles muß ſo in dem Fabriksaale aufgeſtellt und placirt ſeyn, daß Eines das Andere nicht hindert, ſondern jedes ſo ſteht, daß man bequem dazu kommen, auch die verſchiedenen Arbeiten verrichten kann. In den beiden Nebenſtuben oder Kammern placirt man die übrigen zur Tapetenfabrikation gehörigen Waaren und Geräthſchaften, die man nicht gleich gebraucht. In einem Spinde werden die verſchiedenen trocknen Farben von feinerer Qualität in Papierbeuteln oder Düten aufgehoben, ſo auch die neuen Farbenpinſel und Bürſten, ſo wie alles dasjenige, was ſich in einem Spinde zur Aufbewahrung placiren läßt; dann wird in dieſen Gemächern aufbewahrt: das Tapetenpapier, der Hornleim, die zum Kleiſter nöthige Stärke in einem Faſſe, die verſchiedenen großen und kleinen Töpfe zu den Farben ꝛc. Die gewöhnlichen Erdfarben, die Kreide, der Talk ꝛc. in Fäſſern oder Kiſten, je nachdem man es für gut findet, ſie aufzubewahren, die Formen, welche man am beſten auf Repoſitorien an den Wänden placirt. Auch kann man in einem der beiden Gemächern, die oben, S. 119, angeführte und beſchriebene Scheermühle anbringen, wenn man es nicht vortheilhafter finden ſollte, die zum Velutiren der Tapeten nöthige Scheerwolle fertig zu kaufen, die dann auch in einem Kaſten oder Faſſe aufbewahrt werden muß. Stärke, Bindfaden oder Stricke und andere Artikel, die man zu den Tapeten gebraucht, wozu auch die Kiſten von verſchiedenen Größen gehören, worein man die Tapeten, die verſchickt werden ſollen, verpackt; dann Packleinen ꝛc. Der Fabriksſaal muß ein gehöriges Licht haben, und wo möglich zur ebnen Erde oder Parterre liegen, damit alle zur Fabrik gehörigen Verrichtungen, die außerhalb auf dem Hofe geſchehen, wie das Waſchen und Reinigen der Formen ꝛc. leichter geſchehen können; ſo auch bei dem Tranſporte der Tapeten ꝛc. man nicht die Unbe-

quemlichkeit und Weitläufigkeit mit dem Herab- und Hinaufſteigen der Treppen hat, beſonders beim Fortſchaffen der Tapeten in Kiſten ꝛc. Zur Fabrikation der Tapeten gehören die Drucker (Tapetendrücker) und deren Gehülfen, die Streichjungen. Die Erſteren ſetzen die Formen auf, und die Letzteren ſtreichen die Farben auf das Tuch in dem Farbekaſten, welche der Drucker mit ſeiner Form aufnimmt, und ſie auf die Tapete ſetzt. Der Streichjunge iſt daher der Handlanger des Drukkers, der dieſem vorarbeitet. Der Fabrikinhaber muß nun auch noch Muſterbücher führen, in welche Streifen von allen verfertigten Tapeten eingeklebt werden, um ſie den Käufern vorzulegen. Wenn ein Fabrikant es möglich machen kann, ſo hält er auch noch einen Muſterſaal, in welchem er rund herum an den Wänden die verſchiedenen Tapetenrollen oder Streifen ſeines Fabrikats aufhängt, und um viele Rollen zu placiren, ſie immer ſo hängt, daß eine Rolle die andere zur Hälfte bedeckt; er fängt dann mit den gewöhnlichen Muſtern an und geht ſo zu den feinen, den Atlas-, velutirten und Dekorationstapeten hinauf. Hier hat nun der Käufer gleich die Auswahl in ganzen Stücken und ſieht zugleich, wie ſich die Tapeten an der Wand ausnehmen, da ſie von oben herabhängen. Was die Fabrikation der Tapeten ſelbſt betrifft, ſo findet man das Nöthige darüber oben, unter Tapete und Tapetenfabrik, S. 114. — Die Benennung Tapetenfabrik bezieht ſich mehr auf die Fabrikation der Papiertapeten, der ledernen und der Wachstuchtapeten, ſo auch auf die gemalten auf Leinwand. Die Benennung Tapetenmanufaktur aber mehr auf die gewirkten Tapeten, was zum Wirken oder Weben derſelben nöthig iſt, alſo die Geräthſchaften und Inſtrumente dazu, und das Weben oder Wirken ſelbſt, findet man im Art. Savonnerie, Th. 138, S. 67 u. f., angeführt, und auch

unter Weberkunſt in W., wird noch Manches darüber vorkommen.

Tapetenfabrikant, der Inhaber einer Tapetenfabrik, der für ſeine Rechnung die Tapeten anfertigen läßt. Die Verfertigung der Tapeten iſt ein Fabrikengeſchäft, und nie zünftig geweſen, ſelbſt nicht in den Ländern, wo der Zunftzwang noch herrſcht; denn die Anlegung einer ſolchen Fabrik beruht auf Kunſtgefühl und Geſchmack, und erfordert ein anſehnliches Kapital, kann alſo nur im Großen betrieben werden, wenn etwas Erhebliches für den Staat und für den Beſitzer daraus reſultiren ſoll; denn es müſſen anſehnliche Vorräthe von den Materialien gehalten werden, welche zur Fabrikation gehören, wie z. B. Tapetenpapier, Farben, Stärke und Leim, Formen aller Art, welche nach den angefertigten Deſſins geſchnitten werden, und nach der Mode oft wechſeln; dieſes erfordert ſchon ein Auslagekapital. Dann müſſen die Arbeiter, Drucker, und deren Gehülfen, die Streichjungen, wöchentlich bezahlt werden. Jetzt kommt noch die Einrichtung der Fabrik, auch die Fabrikengeräthſchaften hinzu; dann das Komptoir und deſſen Einrichtung, nebſt den Handlungsgehülfen, welche die Correſpondenz, die Verpackungen der Tapeten nach auswärts hin beſorgen, ſo wie den Verkauf in der Niederlage, wenn das Komptoir nicht gleich mit derſelben verbunden ſeyn ſollte, und noch viele andere Dinge, die hier nicht alle aufgezeichnet werden können, weil man zu ſehr in das Detail gehen müßte. Genug, eine Tapetenfabrik erfordert ein anſehnliches Kapital, wenn ſie gehörig betrieben werden ſoll, alſo kann ſie auch nie einem Zunftzwange unterworfen werden. Jeder iſt alſo berechtiget, eine ſolche Fabrik nicht nur in den Staaten anzulegen, wo eine vollkommene Gewerbefreiheit eingeführt iſt, ſondern auch da, wo der Zunftzwang noch beſteht, nur muß der Betreiber das Bürgerrecht der Stadt gewinnen, und ſich in den Staaten, wo die Ge-

werbefreiheit herrſcht, einen Gewerbeſchein auf ſeine Fabrik nach der Zahl der Arbeiter löſen, das heißt, die Arbeiterzahl dient als Maaßſtab der Gewerbeſteuer, und er kann dann ſeine Fabrik nach ſeinem Belieben in der Ausdehnung betreiben, wie es ſeine Fonds zulaſſen. In den Staaten, wo der Zunftzwang noch herrſcht, iſt das Anlegen einer ſolchen Fabrik oft noch an die Bedingung einer Conceſſion geknüpft, die der Anleger ſich von der Regierung erwerben muß, wofür er ein Gewiſſes auf einmal zahlt, ihm aber auch auf mehrere Jahre bei der Anlegung einer anſehnlichen Fabrik, die noch nicht im Staate exiſtirt, ein Monopol ertheilt wird, ſo daß kein Anderer in dieſer Zeit eine ſolche Fabrik im Lande anlegen kann, und wenn die Einfuhr der fremden Tapeten, um Handel damit zu treiben, auch nicht unterſagt iſt, ſo iſt doch die Steuer darauf ſo erhöhet, daß ſie mit den Preiſen der inländiſchen Fabriken nicht concurriren können; alſo auch hieraus ein Gewinn für den Fabrikanten entſteht. Vorſchüſſe, die ehemals Staaten bei großen Unternehmungen, auch dieſer Art, leiſteten, haben in den mehrſten Staaten jetzt aufgehört, weil die Fertigkeit im Fabriziren ſchon eine ſolche Höhe in den meiſten kultivirten Staaten erreicht hat, daß in dieſer Beziehung keine Unterſtützung mehr nöthig iſt.

Tapetenform, ein aus Birnbaumholze geſchnittenes viereckiges Stück Holz, nach der Größe der Zeichnung geſchnitten, die von dem Formſtecher oder Formſchneider hineingeſchnitten werden ſoll. Dieſes Holz iſt auf ein dickeres Stück gewöhnlichen Holzes von gleicher Größe geleimt, damit es der Drucker bequem aufaſſen kann. Das Muſter oder die Zeichnung, die eine Tapete haben ſoll, wird von dem Formſchneider vermittelſt eines dazu beſtimmten Meſſers, und vermittelſt der Stämmeiſen, Hohlmeißel ꝛc. erhaben herausgefördert, ſo daß die Zeichnung vollkommen aus dem Holze erhoben *herausgeſchnitten* worden. Dieſes ſind nun die Tapetenfor-

men, die immer bei einem und demſelben Muſter aneinander geſetzt werden, das heißt, eine und dieſelbe Form wird immer nach dem Abdrucke wieder ſo angepaßt, daß das Muſter fortläuft, ſo auch bei den Bordüren ꝛc., ſo daß bei einer Blumenguirlande durch das Anpaſſen der Form dieſelbe ſo weit fortläuft, als das Stück oder die Rolle reicht. Die Formen zu den Dekorationstapeten werden eben ſo geſchnitten, nur richtet ſich ihr Anpaſſen nach den Gegenſtänden der Zeichnung, wie z. B. bei Landſchaften, hiſtoriſchen Gemälden ꝛc., die freilich eine weit größere Genauigkeit im Anpaſſen erfordern, und von denen auch mehrere Formen geſchnitten werden müſſen. S. auch den Art. Formſchneider, Th. 14, S. 488 u. f.

Tapetenhandel, ſ. oben, unter Tapete und Tapetenfabrik, S. 126 u. f. Der Papiertapetenhandel iſt beſonders für Frankreich wichtig, weil hier nicht nur das Papier zur Fabrikation dieſer Tapeten billiger hergeſtellt werden kann, als in Deutſchland, ſondern auch die Farben wohlfeiler zu ſtehen kommen. Hierzu kommen nun noch die geſchmackvollen Deſſins, eine Auswahl ſchöner Muſter und Dekorationen, wofür die Fabrikanten ihren Zeichnern ein anſehnliches Honorar ſpenden, um ſo immer in Erfindung und Auswahl den Vorrang zu haben, der ihnen auch nicht ſtreitig gemacht wird. Deshalb gehen auch die Franzöſiſchen Tapeten überall hin, und finden Abſatz, ja bei uns, in Berlin, haben die errichteten Papiertapetenfabriken mit ihren Tapeten nicht mit denen der Franzöſiſchen Fabriken concurriren können, und die wenigen, die exiſtirten, ſind deshalb eingegangen; denn die noch beſtehenden unter dieſem Namen, treiben nur einen Handel mit Franzöſiſchen und andern Tapeten, fabriziren aber nicht, indem ſie bei dem letztern Handel weit beſſer fahren.

Tapetenmanufaktur, ſ. Tapetenfabrik.

Tapetenmotte, Phalaena tapezella, ſ. unter Nachtfalter, Th. 100, S. 122.

Tapetennagel, ein kleiner Nagel mit einer ſtumpfen Spitze, womit man die Tapeten an die Wände anſchlägt.

Tapetenpapier, ein ſtarkes Papier von einem guten Korne zum Tapetendrucke; ſ. auch oben, S. 112, und S. 120.

Tapetenplafondſtück, Tapetenplafondſtücke, diejenigen Tapetenſtücke, welche an die Decke geklebt werden, und den Plafond bilden; ſ. oben, unter Tapete und Tapetenfabrik, S. 168.

Tapetenſtickerey, das Sticken der Tapeten, welches auf folgende Weiſe geſchieht. Nachdem die Zeichnung auf grober Leinwand mit Tinte nach Belieben gemacht worden, ſo läßt man ſie mit kleinen Stichen von Flockſeide rund umher wieder beziehen, um die verſchiedenen Schattirungen anzudeuten. Man richtet die Stiche der Seide oder Wolle, womit geſtickt wird, nach dem Faden der groben Leinwand zu. Zu dem großen Stiche faßt man zwei Fäden von der groben Leinwand eckig, eine Maſche nach der andern, längs dem ganzen Gegenſtande oder Grunde, ſo man ſtickt, alsdann nimmt man wieder denſelben Gang im Widerſinne vor, welches einen jeden Stich durchkreuzt, und die Löcher der Leinwand gänzlich ausfüllt. Es verſteht ſich hier, daß die Stärke der Wolle mit derjenigen der Leinwand gleich proportionirt dick ſeyn muß. Man belegt ihn mit einer oder zwei Farben, um den Damaſt nachzuahmen, oder man ſchattirt in allen Farben, und richtet ſich nach den Fäden. Der kleine Stich wird von einem Winkel der Leinwand zum andern gemacht; dann kommt man wieder gleichfalls von einem Winkel zum andern, im Gegenſinne zurück, um Erſteres zu bedecken; er thut beinahe dieſelbe Wirkung, mit dem Unterſchiede, daß der kleine Stich *die Geſtalten* beſſer ausdrückt. Der große Stich wird

auf feiner Leinwand, und der kleine auf grober Leinwand gemacht. Dieſe Arbeit hat in ihrem Mechanismus einige Beziehung auf die Moſaiſche. Einige Kaufleute führen in ihrem Waarenlager Ueberzüge zu Lehnſtühlen, Sophas, Tiſchen, Kaminſchirmen ꝛc., deren Schattirungen ſchon ferkig ſind, es bleiben nur noch die Gründe für diejenigen zu machen übrig, die ſich zum Zeitvertreibe ohne viele Mühe damit abgeben wollen. Auch auf Gaze ſtickt man in Wolle nach kolorirten Muſtern Landſchaften, hiſtoriſche Scenen, Blumen- und Fruchtſtücke ꝛc. ꝛc., welches gegenwärtig die ſo beliebte Tapiſſeriearbeit bei den Damen iſt; auch in den Nonnenklöſtern wird ſtark in Tapiſſeriearbeit geſtickt, weil dieſe leicht iſt. — Wenn man auf Leinwand ſtickt, ſo legt man auch zuweilen die Leinwand ganz gezeichnet auf einen ſeidenen oder Goldgrund, ehe man ſtickt. Wenn nun die Blumen und Früchte auf erwähnte Art geſtickt ſind, und bei jedem Stiche das darunter liegende Zeug mit gefaßt wird, ſo ſchneidet man die Kante der Leinwand ab, und zieht dann behende, jedoch nach und nach, die Fäden wieder aus, bis kein einziger darin bleibt. Das Zeug, welches unten lag und ſich frei befindet, wird nun der eigentliche Grund der Arbeit. Die Leinwand diente daher nur dazu, daß man ſich mit dem Stiche darnach richten konnte. — Der Marly thut eben dieſelben Dienſte, und iſt weit bequemer; man darf ihn nur um die Gegenſtände herum, wenn die Stickerey fertig iſt, abſchneiden, ſo ſieht man weiter nichts davon. Da die Wolle lebhaftere Farben hat, die ſich länger halten, als die ſeidenen, ſo macht man gern die dunkeln Schattirungen mit Wolle, und die hellen mit Seide, wenn man nicht ganz in Wolle zu ſticken willens iſt.

Tapetenthür, Fr. Porte-tapisserie, eine Thür, die in ein Seitenkabinett oder Gemach führt, ſo mit Tapeten zu überziehen, daß man die Thür nicht entdeckt, das

heißt, die Tapeten so zusammen passen, daß die Thür versteckt bleibt. Es versteht sich, daß bei einer solchen Thür die ganze Wand nur aus Brettern bestehen kann, es also nur ein durch Bretter abgeschlagenes Kabinett ist, oder ist dieses nicht der Fall, so ist es eine hölzerne Doppelthür, welche genau mittelst der Zinkstreifen einliegt, und mit einer Tapete überzogen ist, die genau an die Wandtapete paßt, so daß man die Oeffnung nicht bemerkt. Man hat dergleichen heimliche Thüren, die zu irgend einem verborgenen Gemache führen, um geheime Gegenstände abzuhandeln, oder ein Stelldichein zu geben ꝛc. ꝛc. Die Tapetenthüren zu geheimen Gemächern werden daher eben so eingerichtet, wie die Tapetenschrankthüren; s. diese, oben, S. 156.

Tapetenthürstück, Tapetenthürstücke, diejenigen abgepaßten Tapetenstücke, welche beim Tapezieren der Zimmer über die Thüren kommen, und in Blumenstücken, Fruchtstücken, und in andern passenden Stücken zur Verzierung der Zimmer nach der Wahl der Tapeten bestehen.

Tapetenweber, Tapetenwirker, ein unzünftiger Arbeiter oder Handwerker, welcher künstliche Tapeten aus Wolle oder Seide webt oder wirkt, das heißt, auf einem dazu eingerichteten Weber- oder Seidenwirkerstuhl verfertiget. S. oben, unter Tapete und Tapetenfabrik. In Nürnberg machten ehemals die Tapetenweber, auch Teppichmacher genannt, ein zünftiges oder gesperrtes Handwerk aus, welches schon vor siebenhundert Jahren daselbst bekannt gewesen seyn soll. Sie arbeiteten aber nicht in Seide, sondern in Wolle, machten ihre Arbeit von wollenem Garne, welches sie nach den Schattirungen und Absätzen auf das schönste, gleich den Garnfärbern, färbten, und wenn gleich ihre Arbeit der seidenen weder an Kostbarkeit, noch Kunst, zu vergleichen gewesen seyn soll, so wirkten oder webten sie doch auch Blumen, Laubwerk, Thiere, Geflügel ꝛc.

sehr künstlich ein; auch wirkten sie gestreifte Tapeten zum Ueberziehen der Zimmer, der Sophas, Tische ꝛc. In der oben angeführten Stadt machten auch die Tapetenweber ein Meisterstück, das in vierundzwanzig Teppichen bestand, von denen man immer zwei zusammenpassen konnte, so daß man daraus ganze Vorhänge bildete, um sie auf jede beliebige Weise anzuwenden. Die vornehmsten Werkzeuge dieser Tapetenweberey bestehen in dem Weberstuhle, nebst dessen Zubehör, in einem Farbenkessel, und in einem bedeutenden Vorrathe von Garne.

Tapetenweberey, die künstliche Art, auf einem Weberstuhle die Tapeten aus seidenen oder wollenen, baumwollenen ꝛc. Fäden zu weben oder wirken; s. den Art. Tapete und Tapetenfabrik.

Tapetenwirker, s. Tapetenweber; **Tapetenwirkerey**, s. Tapetenweberey.

Tapezerey, aus dem Französischen Tapisserie, ein Collectivum mehrere zusammengehörige Tapeten oder auch Tapeten verschiedener Art zu bezeichnen. Die Tapezerey eines Zimmers, die Tapeten in demselben. Auch die Art auf Gaze mit Wolle zu sticken, führt den Namen der Tapezerey.

Tapezierbiene, Tapetenbienen, Blattschneidebienen (Anthidium), Fr. Les Abeilles coupeuses des feuilles, gehören zur Familie der Bienen (Anthophila), und sind im Art. Biene, Th. 4, übergangen worden. Sie haben folgenden Charakter: einen kurzen dicken, bei den Weibchen unten behaarten Leib, einen beweglichen schaligen Theil, der unter der Oberlippe sitzt, und sich über die Zunge zurückkrümmt, um sie vor der Reibung zu sichern, wenn sie die Blattstückchen abschneiden, die sie zu ihrem Neste gebrauchen. Sie graben eine walzenförmige, gerade Höhle in die Erde, in der Höhle machen sie aus Blattstückchen, die sie vollkommen rund und eyrund geschnitten haben, eine Zelle

von der Gestalt eines Fingerhuts, worein sie ein Ey mit dem dafür bestimmten Teige legen; dann setzen sie eine andere ähnliche Zelle vor die erste, und so fort, bis das Loch voll ist. Es giebt mehrere Gattungen dieser Bienen; die bekanntesten sind: 1) die Tapezierbiene des Rosenstocks, Apis centuncularis, Fr. l'Abeille coupeuse du rosier, von brauner Farbe, die Bauchringe am Rande seitwärts weiß; der After unten fuchsroth. — 2) Die Tapezierbiene der Hainbuche, die Hornbiene, Apis bicornis, Fr. l'Abeille coupeuse des charmilles, von braungrauer Farbe, und ein kleines spitzes Horn an der Wurzel einer jeden Kinnbacke ꝛc. ꝛc.

Tapezieren, Fr. Tapisser, heißt, nicht nur ein Zimmer mit Tapeten bekleiden oder überziehen, sondern auch Stühle, Sophas ꝛc., dann auch Bettvorhänge, Fenstervorhänge oder Gardinen, kurz Alles, was sich auf die Drappirung eines Zimmers bezieht, kunstvoll mit Geschmack zu ordnen und zu befestigen, entweder mit Kleister, oder mit Tapetennägeln und Nadeln, worin die Kunst des Tapezierens besteht. Wie man die Zimmer mit Tapeten überzieht, ist schon oben, unter Tapete und Tapetenfabrik, angeführt worden. Was das Ordnen der Fenstergardinen, Fensterkissen ꝛc. betrifft, so findet man das Nöthige darüber unter Fenster, Th. 12, S. 604, jedoch nur im Allgemeinen nach dem frühern Französischen Geschmacke. Nach dem neuesten Geschmacke werden die Gardinen mit goldenen Rosetten, Tirsusstäben ꝛc. so geordnet, daß sie schöne Festons bilden, die sich oft von einem Fenster bis zu dem andern fortziehen. Diese nun so geschmackvoll als möglich in Falten zu ordnen und zu befestigen, macht einen besondern Zweig der Tapezierkunst aus, wozu nun noch die Drappirung oder Verzierung von Zimmern und Sälen zu öffentlichen und Privatfesten kommt, indem hier *nicht nur* die Wahl der Farben in Anspruch kommt,

ſondern auch die ausgeſtellten Gegenſtände nach der Beſtimmung des Feſtes, als die Büſten der höchſten und hohen Perſonen im Staate, Waffen und andere Trophäen bei Militärfeſten, Jagdinſtrumente und Geräthſchaften bei Jagdfeſten, und bei den Feſten der Oekonomie und des Handels, Sinnbilder des Ackerbaues, der Handlung ꝛc.; ſo auch die prachtvollſten Zierden der Flora in Töpfen ſo zu ordnen, daß daraus ein ſchönes Ganzes entſteht, welches die Geſellſchaft anzieht und feſthält. — Beim Tapezieren und Ordnen der Draperien der Zimmer und Säle gehört ein guter praktiſcher Ueberblick; denn obgleich ein Zimmer, welches tapeziert werden ſoll, vorher ausgemeſſen wird, um darnach die Anzahl der Tapetenrollen zu beſtimmen, ſo kann doch der Tapezierer in den Abtheilungen bei den Thüren, Fenſtern ꝛc. ſo Manches zum Vortheile des Beſitzers einrechnen, wozu ihm ſein praktiſcher Blick hilft, aber noch mehr iſt dieſes der Fall beim Dekoriren der Fenſter, Niſchen ꝛc. mit ſeinen Zeugen (Muſſelinen, feinen Kattunen, Merinos ꝛc.), indem hier ſo Manches durch ein geſchicktes Trennen oder Durchreißen gewonnen wird, bei dem man auch die Nebenſtücke ſehr gut anwenden kann; ein geſchicktes Trennen und Einrichten des Geſammten erſpart hier manches Ueberflüſſige, mit dem man oft nicht weiß, was man anfangen ſoll, indem es überall durch ſeinen Ueberfluß hindert. Da übrigens die Dekoration eines Zimmers der Mode unterworfen iſt, ſo muß auch der Tapezierer immer in dem Wechſel ſeiner Kunſt fortſchreiten, bald von dem Einfachen zum Zuſammengeſetzten, und ſo wieder von dieſem zu jenem übergehen, ohne dabei ſteif in der Dekoration zu erſcheinen; ſie muß bei dem Einfachen, wie bei dem Zuſammengeſetzten in der Anordnung Geſchmack verrathen, immer den geſchmackvollen Anordner zeigen; denn auch mit Wenigem muß der Dekorateur eben ſo gut im Verzieren auszureichen wiſſen, als es mit Vielem

im Verſtecken des Ueberfluſſes auf eine geſchickte Art geſchieht. So z. B. kann der Tapezierer bei einfachen Fenſtervorhängen, ſolche doch ſo anordnen, daß ſie jedem in das Zimmer Tretenden auffallen und anziehen; ein Paar einfache goldene Roſetten, um die ſich ein Paar Feſtons ſchlingen, welche die Roſetten nur im Hintergrunde durchſchimmern laſſen, hinter welchen Feſtons nun zu beiden Seiten die weißen Gardinen herabhangen, deren ſchmales Mittelſtück mit gelben Franzen verziert iſt, eben ſo die Kanten der Feſtons. Wählt man zu den Feſtons himmelblau oder roſa, blanc-rouge, auch pomeranzengelb gefärbten Muſſelin, ſo tritt das Weiße der Gardine noch ſchöner hervor. Auch die Gardinenbretter müſſen mehr oder weniger gebogen ſeyn, je nachdem der obere Theil der Gardine mehr oder weniger hervortreten ſoll. Bei einem mehr gebogenen Brette kann die Gardine auf jeder Seite des Feſtons in einem nachläßig ſchmalen Bogen ſo aufgeſchürzt ſeyn, daß man ungehindert zum Fenſter und auch eben ſo wieder davon weggehen kann. Man läßt dann oben am Brette ein ſchmales Stück Zeug entweder ganz gerade oder in kleinen Falten, oder oben gerade und unten in einem oder mehreren aufgeſchürzten Bogen, oder bloß an den beiden Enden des Brettes befeſtigen, ſo, daß ein oder zwei freihängende Bogen hervorkommen, und das Zeug zu beiden Seiten etwas überhängt, in welchem Falle auch ganz oben noch ein beſonders ſchmales Stück Zeug angebracht werden kann. Es können hierbei auch mehrere Abänderungen vorgenommen werden, die immer im Aufſchürzen der Bogen beſtehen oder in dem Winden von Feſtons. Man kann auch die Gardinen vermittelſt angebrachter Ringe, die auf einer eiſernen Stange laufen, ſo anbringen, daß ſie ſich ſchieben laſſen, und den Mechanismus des Schiebens durch eine kleine Gardine verdecken; kurz man kann auf ſo vielfältige Weiſe in der Dekorirung verfahren, wie es mit der Feder nicht zu beſchreiben iſt. —

Zum Tapezieren gebraucht der Tapezier: Scheere, Hammer, Zange, Meißel, Lineal, Zirkel, Bleyloth, Setzwage, Schnur, Kleiſter und Kleiſterpinſel, Leim ꝛc., und zum Polſtern Springfedern, Leinwand, Pferdehaare, Kälberhaare, Seegras, Heu, Bindfaden, Packnadel, Tapetennägel, Nadeln, Pfrieme; dann verſchiedene Töpfe, Flaſchen zu Firniſſen ꝛc. ꝛc.

Tapezierer, Fr. Tapissier, ein unzünftiger Handwerker, der ſowohl die Tapeten in einem Zimmer mit Kleiſter anklebt und auch mit Tapetennägeln anſchlägt, je nachdem es Papier- oder gewirkte Tapeten ſind, als auch Fenſtergardinen und Bettgardinen ordnet und aufſteckt, Stühle und Sophas polſtert und überzieht, und andere Dekorirungen in den Zimmern und Säleu beſorgt, die ſich mit dem Drapiren in Gewändern vereinigen. Die Lehrlinge lernen vier bis fünf Jahre, je nachdem es mit den Eltern ausgemacht worden. Die Geſellen oder Gehülfen wandern zum Theil, zum Theil auch nicht, weil dieſes keine Bedingung des Handwerks iſt, ſondern auf Jeden ankömmt, ſich noch auf Reiſen oder auf der Wanderung auszubilden, und ſolches in Berlin, Wien, Dresden, München, Frankfurt am Main, Hamburg, Kaſſel, Stuttgart, Leipzig, Strasburg, Paris ꝛc. Ein Meiſterſtück hat der Geſell, der Meiſter werden will, nicht zu machen, da es ein ganz freies Gewerbe iſt, ſelbſt in den Staaten, wo der Zunftzwang noch herrſcht. Da, wo ein Meiſterſtück bedingt würde, könnte es nur in der Tapezierung eines Zimmers beſtehen, weil dieſes doch eine der vorzüglichſten Arbeiten des Tapezierers iſt. Wer ſich dieſem Gewerbe oder dieſer Kunſt widmet, muß ſeinen Geſchmack in Dekorirung der Wände, Fenſter ꝛc. auf jede mögliche Weiſe auszubilden ſuchen, wozu ihm die Maler-, Bildhauer- und Baukunſt Stoff giebt; dann auch diejenigen Werke, welche für Dekorateurs ꝛc. mit Kupfern herausgegeben worden ſind; ſ. auch den vorhergehenden Artikel. An Hoflagern oder Fürſtlichen Höfen

findet man einen Tapezierer in Beſtallung gehalten, der den Namen Hoftapezierer führt, und für die Dekorirung der Zimmer und Säle in den Schlöſſern und Palläſten des Fürſten ſorgt. In Städten, wo keine Tapezierer ſind, übernehmen die Sattler und Täſchner die Arbeiten deſſelben, wenigſtens das Polſtern und Ueberziehen der Stühle und Sophas, und das Ueberziehen der Wände mit Tapeten.

Tapfer, Bei- und Nebenwort, 1) eine Fertigkeit beſitzend, Schwierigkeiten mit anhaltendem Muthe zu überwinden und darin gegründet, welche Bedeutung eine der erſten iſt, welche noch häufig im gemeinen Leben gebraucht wird; daher tapfer arbeiten. Du mußt tapfer zulaufen; er kann tapfer gehen, tapfer zechen, tapfer aushalten. Halte Dich tapfer! ein Ausdruck, welchen man in jedem Falle gebraucht, wo Anſtrengung der Kräfte zur Ueberwindung der Hinderniſſe erfordert wird; daher gebraucht man es im gemeinen Leben noch häufig für ſehr. Jemanden tapfer ausprügeln. — 2) In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung iſt tapfer Fertigkeit beſitzend, alle Gefahr bloß zu mehrerer Anſtrengung ſeiner Kräfte im Widerſtande dagegen zu gebrauchen, und dagegen gegründet, im Gegenſatze des feige. Ein tapferer Mann. Tapfer ſeyn. Beſonders im Kriege und in Gefechten. Ein tapferer Soldat. Ein tapferer Held. Sich tapfer wehren. Eine tapfere That. Sich tapfer halten. In dieſer Bedeutung kommt es mit herzhaft in der engeren Bedeutung überein, außer, daß es etwa einen höheren Grad bezeichnet, ſo wie es auch zuweilen für herzhaft in weiterem Verſtande von der pflichtmäßigen Mäßigung aller Furcht gebraucht wird, im Gegenſatze des furchtſam. — 3) In weiterm Verſtande bedeutet dieſes Wort ehedem ſehr häufig den zu ſeiner Abſicht gehörigen Grad körperlicher Stärke beſitzend. Ein tapferes Pferd, ein braves; ein tapfe-

rer Arbeiter, ein guter, und in noch weiterem Verſtande, von jedem vorzüglichen Grade der zu ſeiner Abſicht nöthigen Eigenſchaften. Ein tapferer Mann, ein nützlicher, brauchbarer. Eine tapfere Urſache, eine rechtſchaffene, hinlänglich gegründete. Tapfere Früchte, reife, gute. Ingleichen für derb, feſt, ſtark. Ein tapferes Gebäude, ein ſtarkes (Bluntſchli). Die Brüſtlin ſollen an den Junkfrauen klein ſeyn und tapfer (Buch der Natur von 1483), das iſt, derb, welche Bedeutungen noch hin und wieder im Oberdeutſchen gangbar, im Hochdeutſchen aber veraltet ſind.

Tapferkeit, eine Eigenſchaft, Fertigkeit und darin gegründete Beſchaffenheit zu bezeichnen, wo es im Hochdeutſchen nur noch in der zweiten, engeren Bedeutung üblich iſt, die Fertigkeit, alle Gefahr zu mehrerer Anſtrengung ſeiner Kräfte im Widerſtande dagegen zu gebrauchen, und die darin gegründete Beſchaffenheit. Sich mit vieler Tapferkeit wehren, vertheidigen. Seine Tapferkeit zeigen. Die Tapferkeit einer That. Die Tapferkeit iſt eine Seelenſtärke, ein feſter Willen des Geiſtes, welcher noch durch die Gefahr gekräftiget wird, wobei jedoch die Ausſicht vorhanden ſeyn muß, ſie zu überwinden; denn wo dieſes nicht der Fall iſt, da ſinkt der Muth, erſchlaffen die Kräfte. Die Tapferkeit iſt größtentheils eine Gabe der Natur und nur Eigenthum des Mannes; denn wenn ſie auch bei dem zweiten Geſchlechte vorkommt, ſo ſind es doch nur einzelne ausgezeichnete Fälle, die hier dieſem Geſchlechte keine Anſprüche darauf geben. Sie kann auch durch Uebung oder oftmaliges Bekanntwerden mit Gefahren, durch das Gelingen beim erſten Verſuche einer Gefahr zu begegnen, ſie zu überwinden, auch durch Kunſt ausgebildet und entwickelt werden. Wenn die Natur den Muth und die Kraft dazu giebt, ſo müſſen dieſe Eigenſchaften doch durch den Geiſt geregelt werden; denn Be-

fahren ohne Noth zu trotzen, ist Tollkühnheit, bisweilen auch Verwegenheit. Die Elemente der Tapferkeit sind Unerschrockenheit und Beständigkeit, indem jene in der Festigkeit des Geistes bei eintretender Gefahr, diese in dem Beharren bei dem einmal gefaßten Beschlusse besteht. Eine Gefahr ohne Ueberlegtheit zu wagen, das heißt, ohne erst über deren mögliches Gelingen oder Mißlingen im Ueberwinden derselben nachzudenken, ist regellos, und im Gelingen liegt dann nur der Zufall, der in dem Gegensatze vielleicht die Kraft lähmte, dagegen wird ein überlegtes Handeln auch beim Nichtgelingen die angewandte Tapferkeit rechtfertigen, indem im Gegensatze die Kräfte und der Muth eben so gespannt waren, daß sie der Tapferkeit einen unerschütterlichen Damm entgegensetzten. Besonders wichtig ist die Tapferkeit im Kriege, wo sie durch diese Eigenschaft des Feldherrn einem ganzen Heere mitgetheilt wird, und um so mehr, wenn der Feldherr durch Erfahrung, richtigen Blick, zweckmäßig angewandte Taktik das Heer zu Siegen führt; es vertraut ihm dann unbedingt und theilt alle Gefahren, selbst die unüberwindlichst scheinenden, mit ihm, dadurch wird jedes einzelne Glied der großen Heereskette tapfer, und mit solchem Heere ist Alles auszurichten, wenn der Feldherr sich nicht durch die Siege verleiten läßt, weiter zu gehen, als es Einsicht, Kräfte, überhaupt die Umstände erlauben. Beispiele hier anzuführen sind überflüssig, da die neuere und neueste Zeit reich genug daran ist, und hier nur auf diese verwiesen werden darf.

Taphor, eine Benennung der Schiffmütze, s. diese, Th. 144, S. 328.

Tapia oder Stinkapfelbaum, Crateva Tapia, eine Pflanzenart, welche zur Gattung Crateva und in die erste Ordnung der eilften Klasse (Dodecandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems und in Indien zu Hause gehört. Der Baum wächst so hoch als eine Buche, hat ein leicht zerbrechliches Holz, welches

mit einer glatten aſchfarbigen Rinde überzogen iſt; es ſteckt voller Kerne, wie der Hollanderſtrauch. Die Blätter ſitzen drei und drei auf einem Stiele und ſind grün, glatt und dicht, auch glänzend. Die Blumenkrone beſteht aus vier weißen, eines Fingers langen Blättern und ſitzt auf einem kürzern Stiele. Die Früchte, welche ſich nach dem Abfallen der Blüten zeigen, gleichen den Pomeranzen, ſowohl in der Form und Größe, als auch in der Farbe. Die Schale hat einen widerlichen Geruch. Man genießt die Früchte, welche ſüß ſchmecken. Die Blätter werden in dem Vaterlande des Baumes als ein treffliches Mittel wider die Entzündung des Afters, welche in jenem Lande ſo gemein iſt, gebraucht; ſie ſtillen die Schmerzen, wenn man ſie zerquetſcht auflegt. Bei uns wird dieſer Baum nur in botaniſchen Gärten gezogen.

Tapigi Baſchi, in Perſien, der General der Artillerie.

Tapir, Tapihire, Tapira, Tapiruſſu, Naſenſchwein, Tapirus, Fr. Tapir, eine Thiergattung, welche in Süd-Amerika zu Hauſe gehört, und von allen Thieren, welche die Europäer bei der Entdeckung dieſes Landes fanden, die größeſten; ſie ſind aber nicht größer wie unſere Eſel. Im Anſehen gleichen ſie den Schweinen, nur iſt ihr Rüſſel weit mehr verlängert, ſo daß er einem kurzen Elephantenrüſſel gleicht, und auch wie dieſer beweglich iſt; denn ſie bedienen ſich deſſelben um nach Pilzen, Wurzeln und Inſekten zu wühlen. Das Gebiß hat keine Hau- oder Stoßzähne. In jedem Kiefer finden ſich ſechs Schneidezähne und zwei Eckzähne, welche nicht länger ſind als die Schneidezähne. An den Vorderfüßen haben ſie vier, an den Hinterfüßen drei Hufe. Die Haut iſt ſchwärzlich und faſt gänzlich von Haaren entblößt; der Schwanz iſt kurz. Die Tapire ſind ſtille Thiere, welche die Ufer der Gewäſſer lieben, und ſich beſonders gern an Flüſſen und Teichen aufhalten; ſie ſchwimmen und tauchen ſehr geſchickt. Man zieht ſie auch in den Häuſern auf und genießt ihr Fleiſch, wel-

ches mit dem Kalbfleiſche Aehnlichkeit haben ſoll. Den Zuckerpflanzungen thun ſie großen Schaden, da ſie das Zuckerrohr ſehr lieben. Bekannt ſind: 1) der Amerikaniſche Tapir, das Rieſen-Naſenſchwein, (Anta) Tapirus Americanus, welches die Größe eines Eſels hat, mit kurzen braunen Haaren, die ſich im Nacken zu einer aufrecht ſtehenden Mähne vorbiegen. Es hat nur zwei Zitzen, und der Schwanz iſt mittelmäßig lang; im Uebrigen gleicht er der Gattungsbeſchreibung. Das Weibchen wirft ein weißgeſtreiftes Junges. Er kommt häufig in Braſilien vor und wird gejagd und gegeſſen. Die kulturloſen Braſilianer erlegen ihn mit Pfeilen oder ſuchen ihn in ſeinem Lager lebendig zu fangen; ſie zähmen und ſchlachten ihn dann und eſſen das Fleiſch mit vielem Appetit. Die Haut trocknen ſie an der Sonne und machen ihre Schilder daraus, die ſo hart werden, daß kein Pfeilſchuß durchgeht. Obgleich der Tapir ſehr ſcharfe ſchneidende Zähne hat, ſo pflegt er doch Niemanden zu beſchädigen oder zu beißen, da er ſehr ſcheu iſt und ſchon die Flucht ergreift, wenn er nur in der Ferne einen Menſchen erblickt. — 2) Der Aſiatiſche Tapir (Maiba), Tapirus Orientalis, welcher etwas größer iſt, als der vorige. Er iſt ſchwarzbraun mit weißgrauem Rücken und kurzem Schwanze. Man findet ihn in Malakka und auf den Indiſchen Inſeln.

Tapir (Amerikaniſcher), ſ. oben.

— (Aſiatiſcher), ſ. daſelbſt.

Tapiren, beim Friſeur und Perrückenmacher, eine klare Friſur machen, wenn er nämlich die kurzen gekräuſelten Haare dergeſtalt mit dem Kamme zurückſchiebt, daß ſie dem Mooſe ähnlich werden. S. unter Perrücke, Th. 108.

Tapis aveugles, werden zu Smirna die großen Tapeten, die man nach dem Pic verkauft, genannt, wenn die Arbeit das Muſter nicht recht getroffen hat. — *Tapis, Raser le* Tapis, eine Redensart auf den Reit-

bahnen, den Teppich abſcheeren, wenn Pferde ſo ſteif ſind, daß ſie im Gehen keinen Fuß mehr biegen, ſondern ſolchen auf der Erde hinſtreifen, und der Boden dadurch gleichſam raſirt oder eben gemacht wird.

Tapiſſende, Zitze oder gemalte Kattune, deren Farben auf beiden Seiten zu ſehen ſind. Man bringt ſie von Surate. Die meiſten darunter ſind pikirt. Es werden allerhand Teppiche, Decken ꝛc. daraus gemacht, und eine Art davon führt den Namen Palembang, von dem Orte, woſelbſt ſie verfertiget wird, Teppiche von Palembang auf der Inſel Sumatra.

Tappe, eine breite plumpe Hand, in welchem Verſtande es nur im gemeinen Leben von einer Hand im verächtlichen Verſtande üblich iſt. Seine Tappen überall haben, ſeine Hände. Noch mehr iſt es aber gebräuchlich von einem breiten Vorderfuße, wo es gleichfalls im verächtlichen Verſtande von dem menſchlichen Fuße, in einigen Gegenden aber auch von den breiten weichen Füßen mancher Thiere gebraucht wird, dergleichen z. B. die Bären, Affen, Katzen ꝛc. haben. Alles, was auf Tappen geht unter den Thieren, ſoll euch unrein ſeyn, 3. Moſe 11, 27, wofür im Hochdeutſchen Tatze üblicher iſt. Man ſagt: Hans, deine Tappe drückt ſich gut ab, zeigt einen tüchtigen Fuß.

Tappen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches mit dem Hülfsworte haben gebraucht wird, und eine Onomatopöie desjenigen Lautes iſt, welcher entſteht, ſowohl wenn man mit der flachen Hand plump und ungeſchickt auf etwas rühret, als auch, wenn man mit unſichern und plumpen Tritten umhergeht, daher es ſowohl für plump berühren, als auch für plump einhergehen, im Gehen plump auftreten, gebraucht wird. Im Finſtern tappen, mit der flachen Hand umherfühlen. Und wirſt tappen am Mittage, wie ein Blinder tappt im Dunkeln, 5. Moſ. 28, 29. Wir tappen nach der Wand, wie die Blinden,

und tappen als die keine Augen haben, Eſ. 59, 10. Welcher aber ſolches nicht hat, der iſt blind, und tappet mit der Hand, 2. Petr. 1, 9. Hans tappet in die Grütze, fährt mit ſeiner plumpen Hand in die Schüſſel mit Grütze, um ſich einen tüchtigen Löffel voll herauszunehmen. So auch in betappen, ertappen, zutappen. Tappen, mit weichen Füßen ungeſchickt einhergehen, iſt im gemeinen Leben nicht ſelten. So auch das Tappen. Anmerkung. Im Schwediſchen tappa, im Franzöſiſchen tapper, tappend einhergehen, von den Füßen. Unſer ſtapfen iſt das Intenſivum davon, ſo wie Tatze, taſten, Franzöſiſch tater, toucher, Lat. tangere, Tactus, nur im Suffixo verſchieden ſind. In einigen gemeinen Mundarten braucht man tacken für tappen mit den Händen. — Beim Maler heißt tappen, Fr. Tattonner, tater, mit Furchtſamkeit oder zagender Hand arbeiten, welches von der Hand eines ſchlechten Malers geſagt wird, beſonders von einem ſolchen Kopiſten. Ein getapptes Gemälde iſt entweder ein ſchlechtes Original, oder eine Kopie, und an dieſem Fehler unterſcheidet man auch ein Originalſtück von einer Kopie. Die Sklaverey der Nachahmung macht, daß ein Kopiſt nur tappend und bebend malt, um nicht von ſeinem Originale abzukommen. Er traut ſich ſelbſt nicht, und muß ſeinen eigenen Kräften entſagen. Dieſer Fehler verräth den Maler in einem Originale, der in den Grundſätzen ſeiner Kunſt nicht feſt genug iſt.

Tappenſtein, eine Benennung des Luchsſteins.

Tappézucker, im Franzöſiſchen Handel, der feine Caſſonadezucker, der durch öfteres Schlagen die Form des Hutzuckers annimmt.

Täppiſch, Bei- und Nebenwort, plump, ungeſchickt in ſeinen Bewegungen; doch nur im gemeinen Leben, wo man einen ungeſchickten plumpen Menſchen auch wohl *einen Tapps* zu nennen pflegt.

Tapſels oder **Topſels**, grobe geſtreifte Oſtindiſche Kattune, von blauer oder buntſtreifiger Farbe, welche durch die Europäiſchen Handelsgeſellſchaften aus Bengalen nach Europa gebracht werden. Er iſt $\frac{3}{4}$ bis $\frac{5}{6}$ Ellen Pariſer Maaß breit, und die Stücke ſind 10 dergleichen Ellen lang. Es iſt eine der beſten Waaren, welche die Europäer nach den Küſten von Guinea führen. Ehemals, als der Negerhandel noch betrieben wurde, das heißt, das Einhandeln der Negerſklaven auf der Afrikaniſchen Küſte, war dieſer Artikel ſehr gangbar dahin. Man machte dieſe Waare auch in Rouen häufig nach. Die Dänen bringen $\frac{4}{4}$ breite Tapſels in Stücke von 18 bis 19 Ellen Kopenhagener Maaß zu Markte.

Taquis, eine Art Kattun, welcher zu Aleppo und in deſſen Gegend verfertiget wird. Er macht einen Theil des Handels aus, welchen die Europäer, und beſonders die Franzoſen, mit dieſer Stadt treiben.

Tara, **Thara**, im **Handel**, der Abzug vom Gewichte, der für die Emballage der Waare nach Pfunden oder Prozenten beſtimmt wird, daher **Tararechnung**, Abzugsrechnung. Wenn z. B. ein Faß mit Terpentinöl gefüllt werden ſoll, ſo wird das Faß zuerſt auf die Waage gelegt, und deſſen Gewicht ermittelt, welches die Tara des Faſſes iſt; dann wird das Terpentinöl eingefüllt, und das Ganze gewogen, welches man **Brutto** nennt, weil hier das Gewicht des Faſſes und das Gewicht des Terpentinöls zuſammen gerechnet ſind; um nun das Netto des Inhalts vom Faſſe zu haben, zieht man die Tara deſſelben ab, ſo erhält man das Netto- oder Reingewicht des Terpentinöls, und ſo iſt es auch mit den trockenen Waaren, welche gewogen, alſo nach dem Gewichte verkauft, und die in Fäſſer, Kiſten, Säcke, Körbe ꝛc. ꝛc., gepackt werden, wenn dieſe Gegenſtände als Emballage gewogen werden, das Gewicht davon.

Tarand, *der blaue*, eine Benennung des breitblättri-

gen Enzians von den Alpen mit großen blauen Blumen, Gentiana alpina, Linn.; ſ. unter Enzian, Th. 11, S. 100. Nr. 3.

Tarantantara, ſ. unter Trompete.

Tarantel, Aranea Tarantula, die größte Spinne in Europa, ſ. unter Spinne, Th. 158, S. 485 u. f.

Tarantella, eine Muſik, welche der Provinz Apulien eigen iſt, und die dazu angewendet werden ſoll, den St. Veitstanz zu heilen, der von dem Tarantelſtiche entſtehen ſoll. S. dieſen.

Tarantelſtich, das Stechen der oben angeführten Spinne, welches den St. Veitstanz hervorbringen ſoll, der nur durch eine dazu geeignete Muſik geheilt werden kann; ſ. unter Spinne, Th. 158, S. 485 u. f.

Tarantola, ein blaues Tuch, welches zu Foro St. Martino im Neapolitaniſchen fabrizirt wird.

Taraputti, ehemals eine Benennung der Freibeuter in Ungarn.

Taras, ſ. Tarras.

Taraſum, ein ſehr beliebtes Getränk der Chineſen, welches von Reis und Branntwein gemacht, und wie bei uns der Wein, auch Branntwein, getrunken wird.

Tarbagany, beim Rauchhändler, ſ. unter Murmelthier, Th. 98, S. 144 u. f.

Tardando, beim Muſikus, heißt verzögernd, und wird den Stellen vorgeſetzt, welche nach und nach langſam vorgetragen werden ſollen.

Targum, Targumim, nennen die Juden die Chaldäiſche Umſchreibung des neuen Teſtamentes, in der ſich viele Jüdiſche Irrthümer und Fabeln befinden ſollen; ſie wird von ihnen ſehr hoch gehalten, beſonders die Jonathan und Onkelos verfertiget haben.

Tarière, ein Franzöſiſches Wort, welches bei den Alten eine Art eines Mauerbohrers oder Brechers war, der aus einem langen Baume beſtand, und am Ende einen *langen eiſernen* Schuh hatte. Dieſer Baum war nicht

ſchwebend, wie andere Mauerbrecher, ſondern ward auf einem Geſtelle auf Scheiben und Rollen, mit Seilen, vermittelſt eines Haſpels hin und hergeſchoben. Ueber dem Gerüſte befand ſich ein Gehäuſe, aus deſſen Mitte oben ein Thürmchen hervorragte, worauf Soldaten geſtellt wurden.

Tarif, ein Arabiſches Wort, welches ein ausführliches Preisverzeichniß bezeichnet; hauptſächlich aber ein Verzeichniß nach alphabetiſcher Ordnung der Handlungsgüter und der Waaren und Abgaben, die davon bei der Einfuhr, Ausfuhr oder Durchfuhr durch ein Land zu entrichten ſind; es ſind alſo Zoll-, Accis-, Geleitsrollen oder eine Specifikation aller Art der Ein- und Ausfuhr in einem Lande zu bezahlenden Abgaben, Zölle ꝛc. Der Tarif iſt nicht in allen Ländern gleich, und kann es auch nicht ſeyn, weil ſich dieſes nach dem Zuſtande und den Handelsverhältniſſen eines jeden Landes richtet; auch wird eine Waare an dem einen Orte nach dem Werthe, an einem andern nach dem Gewichte verzollt; auch bewirken Veränderungen des Waarenzuges oder die politiſchen Verhältniſſe der Staaten gegen einander, Veränderungen in dem Tarife.

Tarin, Tarino, ein Sicilianiſche und Neapolitaniſche Münzſorte, die 2 Karlins oder 20 Grains gilt, und nach unſerm Gelde beinahe acht, an einigen Orten auch eilf oder zwölf Groſchen macht, wie ſie dann auch an einigen Orten nur eine Rechenmünze, an andern aber eine geprägte Münze iſt.

Tarino, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Tarlatane, eine Art von baumwollenem Flor, mit ſeidener Kette in allen Farben. Man findet auch in einigen Werken noch Tarletane oder Tarletent als eine Art baumwollenen Gewebes oder eine Art Neſſeltuches angeführt, welches ſehr klar, zart, und daher auch ſehr leicht iſt. Ob nun dieſes mit dem vorhergehenden gleich

iſt, oder ob es eine andere Art Zeug iſt, läßt ſich nicht beſtimmen.

Tarletane, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Tarma, ein Gewicht in Venedig von drei Skropoli. Neun Tarma machen eine Onza, und zwölf Onza ein Pfund leichtes Gewicht.

Tarmen, in der Schifffahrt, ſtehende Riegelungen des Galgons.

Tarnatane, eine Benennung verſchiedener feiner baumwollener Zeuge, die auf Neſſeltuchart theils in Oſtindien, theils in der Schweiz und in Frankreich gewebt werden. Die Oſtindiſchen ſind eine Gattung ſehr klarer Bethilles oder Mallemolles, $\frac{7}{8}$ Pariſer Elle breit. Die Stücke enthalten in der Länge 12 bis 13 Ellen. Tarnatane Chavonis, ein klares Neſſeltuch, kommt gleichfalls aus Oſtindien, und iſt $\frac{3}{4}$ Pariſer Ellen breit. Aus Bengalen kommt eine Art Mallemolles, die auch fein und klar ſind, und zwiſchen den ordentlichen Mallemolles das Mittel halten. Sie liegen $\frac{7}{8}$ bis $\frac{15}{16}$ bis 1 Pariſer Elle breit, und jedes Stück hat 16 Ellen in der Länge. Die Holländiſche Oſtindiſche Waare iſt $1\frac{1}{2}$, 17 Achtel, 9 Viertel bis 3 Cobidos breit, und 28, 29, 30 bis 31 Cobidos lang.

Tarnowitzer Schwefelerde, die man flötzweiſe in einem Hügel in der Herrſchaft Beuthen in Schleſien, gleich unter der Dammerde, ungefähr einen Fuß mächtig findet. Sie iſt weißgrau, leicht, und von einem ziemlich ſchwachen Zuſammenhange; roh hat ſie einen Geruch, wie eine Miſchung aus Terpentinöl und Schwefelſäure; auf dem Feuer riecht ſie wie brennender Schwefel, und bildet mit Seifenſiederlauge Schwefelalkalie oder Schwefelleber, und mit ſchmierigen und flüchtigen Oelen einen Schwefelbalſam.

Tarock und **Tarockſpiel**, eine Art Kartenſpiel, das mit den Tarockkarten, auch Trapelierkarten, wie ſie von Einigen genannt werden, obgleich

Andere darunter andere Karten verſtehen, geſpielt wird. Dieſe Karten beſtehen nun aus den gewöhnlichen vierzig Blättern der Franzöſiſchen Karten, und dann haben ſie noch acht und dreißig mehr, ſo daß das Spiel acht und ſiebzig Blätter enthält. Von den darunter befindlichen einundzwanzig Trümpfen oder Tarocks ſoll es ſeine Benennung haben. Unter dieſen Trümpfen iſt der Pagat, um welchen geſpielt wird, dann folgt der Sky (Scüs) oder Scherwenzel, den man zu allen Farben und Blättern werfen, aber nicht damit ſtechen kann, und endlich noch in jeder Farbe drei Blatt einzelner Augen von acht bis zehn mehr. Auch das Tarockſpiel ſoll eine Erfindung der Morgenländer ſeyn, wie das Schachſpiel, und wie man behauptet, ſollen es die Türken erfunden haben. Von dieſen kam es durch den Handel und auch durch die Kreuzzüge nach Spanien und Italien, und ſo nach Frankreich, Deutſchland und andern Staaten. Man will, daß das Tarockſpiel ſeinem morgenländiſchen Urſprunge am getreueſten geblieben ſey, wenn man nämlich in den Spielen die Nationalgewohnheiten aufſucht und findet, wie z. B. im Charakter der Franzöſiſchen und Deutſchen Karten, ſo auch hier durch jene ein und zwanzig Tarocks, und vier zwiſchen Dame und Bube inne ſtehenden Cavals; denn hierdurch entſteht jene von den gewöhnlichen Franzöſiſchen Karten verſchiedene Anzahl von Blättern; denn mit Ausnahme der genannten ſind alle Farben und Blätter gleich. Im zweiten Theile des Werks: „Die Kunſt, welche die Welt erlaubt mitzunehmen in den verſchiedenen Arten der Spiele, ſo in den Geſellſchaften höhern Standes, beſonders in der Kaiſerlich Königlichen Reſidenzſtadt Wien üblich ſind ꝛc. ꝛc.“ S. 197, wird angeführt, daß das Tarockſpiel eine Erfindung der Portugieſen ſey, und die drei höchſten Karten darin ſollen ihre Benennung von dreien in dem Königreiche Algarvien ſich durch böſe Thaten berühmt gemachten Brü-

dern: Mongue, Scüs und Pagato erhalten haben, und der Name Tarocco ſoll ebenfalls zum Andenken eines ſehr bekannten Spielers, der durch den in ſeiner Kunſt erworbenen Gewinnſt ein koſtbares Kloſter und eine Akademie zu Setuval geſtiftet, ſeinen Urſprung erlangt haben, welches Alles aber, ſagt der Verfaſſer dieſes Spielalmanachs, wie die mehreſten ſolcher Spiel-Etymologien, ſehr ungewiß und zweifelhaft iſt. Das Tarockſpiel iſt das intereſſanteſte, aber auch ſchwierigſte und verwickeltſte unter allen Kartenſpielen; es war eine Zeitlang in Deutſchland neben den andern üblichen Geſellſchaftsſpielen an der Tagesordnung, ſo daß man es in den angeſehendſten Zirkeln als Lieblingsſpiel mit dem l'Hombre, wie jetzt das Whiſt und Boſton, erwählte. Man ſuchte es immer ſinnreicher und vollkommener zu machen, und erſt am Ausgange des verwichenen achtzehnten Jahrhunderts verſchwand es nach und nach aus den Zirkeln der feinen Welt. Das alte Originaltarock, wie es in Spanien, Portugal und Italien mit der bekannten Trapelierkarte geſpielt wird, iſt die eigentliche Grundlage der in Deutſchland mit der Franzöſiſchen Tarockkarte eingeführten Spiele; beide zählen vier Figuren: König, Dame, Reiter (Caval) und Bube, während ſich in allen übrigen Franzöſiſchen Kartenſpielen deren nur drei: König, Dame und Bube, desgleichen in der Deutſchen Karte: König, Ober und Unter, ſo auch bei der üblichen Trapelierkarte: König, Caval und Bube befinden. — Das Tarockſpiel wird gewöhnlich unter drei Perſonen geſpielt, nehmen vier Perſonen Theil, ſo iſt Einer König, und miſcht die zweite Karte. Die Tarockkarten beſtehen, wie ſchon oben angeführt worden, aus acht und ſiebzig Blättern, von denen neun und funfzig leere Blätter oder Latons, und neunzehn Zähler ſind. Zu den Erſtern gehören auch die mit I. bis XXI. bezeichneten Karten, Tarocks, Trümpfe *oder Stecher* genannt, von welchen der höhere den

niedrigen ſticht. In der rothen Farbe ſticht die 1 oder das As das höhere, in der ſchwarzen Farbe iſt es umgekehrt, die 10 ſticht die 9 ꝛc. Die Bilder ſind: der König, die Dame, der Cavall und der Bube; der König gilt 5, die Dame 4, der Cavall 3, und der Bube 2. Um die Sitze der Spielenden zu beſtimmen, legt man auf jeden der vier Plätze einen Laton von den vier Farben der Karte, und nimmt von jeder Farbe einen Laton umgekehrt in die Hand. Die Spieler ziehen ſich jeder ein Blatt, und ſetzen ſich zu dem Sitze, wo die gezogene Farbe liegt. Um zu beſtimmen, wer angeben ſoll, weil dieſes den Vortheil des Scatlegens gewährt, wird eine Karte gemiſcht und abgehoben; dann giebt der Tailleur von der linken Hand zur rechten jedem Spieler ein aufgedecktes Blatt, und dieſes ſo lange, bis die XXI. kommt. Wer nun dieſe erhält, giebt linker Hand an, und des Gebers Nachbar zur Rechten iſt für dieſes Spiel König. Im folgenden Spiele giebt der Nachbar linker Hand, und der vorige Geber iſt König, und ſo fort. Der Geber nimmt nun die vom Könige vorher gemiſchte Karte, die von dieſem allemal an den Platz des Gebers gelegt wird, und läßt den Mitſpieler rechter Hand abheben. An manchen Orten thut dieſes der König. Dann legt er den nach unten liegenden Theil der Karte auf den abgehobenen, und giebt von der Linken zur Rechten jedem Spieler, den König ausgenommen, dann ſich ſelbſt, fünf Blätter, und dieſes ſo lange, bis die Karte vertheilt iſt. Den letzten Wurf bekommt der Geber, und dieſer Wurf beſteht nicht, wie die andern, aus fünf, ſondern aus acht Blättern, weil der Geber das Recht hat, drei Blätter in den Scat zu legen. Die andern Spieler erhalten alſo 25, der Geber 28 Blätter. Man giebt darin nicht, wie im Tarock l'Hombre, jedem Spieler ſeine 25 Blätter auf einmal, ſondern einzeln, damit nicht zu viel Bilder oder Tarocks auf eine Seite fallen, weil dann zu viel angeſagt werden

könnte. Wenn die Karte vertheilt iſt, nimmt jeder Spieler die ſeinige auf und ordnet oder rangirt ſie, ſo daß zuerſt Coeur kommt, dann Pique, dann die Tarocks und zwar von oben herein, dann Careau und Trefle folgen. Die Farben ſteckt man, ſo viel man von jeder hat, vom Könige abwärts. Das Spiel ſelbſt ordnet ſich nun auf folgende Weiſe:

Der Skys oder Scüs, die merkwürdigſte Karte im Tarock, erſcheint bald als Laton, bald als Bild, als Tarock, bald alle drei zuſammen, ohne ſelbſt zu ſtechen oder geſtochen zu werden. Als Tarock wird der Skys betrachtet: a) wenn man neun Tarocks und den Skys hat, und dann zehn Tarocks anſagt. b) Wenn man Tarock abfordern und doch die eigentlichen Tarocks oder Stecher ſchonen will. c) Wenn von einem Mitſpieler Tarock gefordert wird, und man vielleicht einen der höchſten Stecher zugeben müßte. In dieſen beiden Fällen legt man den Skys mit dem Ausdrucke: „ich ſkiſire mich" in ſeine gemachten Stiche, und giebt dafür aus dieſen einen Laton oder leeren Tarock an den Eigenthümer des letzten Stichs ab. d) Wenn man einen angeſpielten Laton, deſſen Farbe man nicht hat, nicht ſtechen will. Noch wird er als Tarock, eigentlich aber mehr als Zähler während des Spiels, denn an ſich gilt er im Zählen ohnehin fünf, betrachtet. e) Wenn man Matadors anſagen will, wozu der Tarock 1 der 21 und der Skys gehört, weil dieſe drei Blätter unter den Tarocks die einzigen Zähler ſind. — Als Bild wird der Skys angeſehen: a) Wenn man ein halbes oder ſkiſirtes Königreich anſagen will, das iſt, drei Könige und Skys. Zu vier Königen, welche ein ganzes oder natürliches Königreich ausmachen, braucht man ihn auch nicht. b) Wenn man eine halbe oder ſkiſirte Reiterey oder Cavallerie, das heißt, drei Bilder einer Farbe und den Skys, anſagen will. Zu vier Bildern einer Farbe oder einer ganzen oder natürlichen Cavallerie braucht man ihn auch nicht. Der Skys wird als Laton betrachtet: a) Wenn man ſechzehn Latons anſagen will,

und deren nur funfzehn hat. b) Wenn man irgend ein Blatt einer Farbe, die angespielt ist, nicht weggeben will, wenn z. B. einer der Spieler sich stichfrei machen will, und man hofft ihn mit einem noch in der Karte habenden niedrigen Laton in einer bereits mehrmals angespielten Farbe, durch möglichste Aufsparung dieses Blattes, zum Stechen zu zwingen. c) Wenn mit dem höhern Bilde eine Farbe gefordert wird, und man hat das niedrigere blank, das heißt, unbesetzt. d) Oder auch, wenn man bei einem solchen Falle zwei niedrige Bilder derselben Farbe unbesetzt hat, z. B. Dame und Caval, und man beide zu retten wünscht. e) Wenn eine angespielte Farbe, in welcher man ein Bild blank hat, von andern Spielern schon gestochen wird. In den vier letzten Fällen skisirt man sich, weil man dadurch oft Zeit gewinnt, jene riskirten Bilder zu retten, z. B. durch Abforderung aller feindlichen Tarocks. — Vom Skys sind überhaupt folgende Regeln zu merken: a) Da man ihm einen beliebigen Charakter geben kann, so ist es nicht nothwendig, daß man ihn dann, wenn man keine Tarocks mehr hat, gleich benutzen und ablegen müsse, sobald eine Farbe, die man nicht mehr hat, angespielt wird. Man muß ihn jedoch vor den letzten fünf Blättern ablegen, weil er sonst dem Gegner anheim fällt. Der Skys selbst ist kein Stecher, aber er kann auch nicht gestochen werden, weil er immer in dessen Stiche gelegt wird, der ihn hat. In der Regel legt man den Skys nicht in Scat, daher kann man mit dem Skys sich zwar stichfrei spielen, aber nicht die Vole machen, wo es jedoch erlaubt ist, ihn zulegen, wenn man Scat ist. In jedem Spiele kann man ihn nur einmal ablegen; man legt ihn dann oft beim Anspielen einer Farbe, worin man nur eins oder doch wenig Blätter, vielleicht auch bloß ein unbesetztes Bild hat, an, um die andern Spieler glauben zu machen, daß man schon stechen müsse, und sich bloß, um die Stecher für des Gegners Bilder aufzusparen, skisire. Der Gegner spielt dann entweder klein fort und man rettet das riskirte Bild, oder er hält so lange mit seinen Bildern zurück, bis man die wenigen Latons dieser Farbe los gewor-

den ist, und dann jene Bilder abstechen kann. Wenn man bemerkt, daß ein Gegner sich stichfrei machen will, und daß der andere Spieler, um dieses zu verhindern, ein Aß oder ein anderes niedriges Blatt anspielt, so sistirt man sich, um den Freispieler zu nöthigen, daß er den Stich machen müsse. Alle diese Vortheile gelten nur dann, wenn man den Skys nicht bereits entdeckt, das heißt, ihn auf irgend eine Art mit angesagt hat, weil jede Ansage aufgewiesen werden muß, ehe das Spiel anfängt. — Unter den Tarocks giebt es nur drei natürliche Gelter, nämlich der I. oder der Pagat, der XXI. und der Skys, als Tarock betrachtet. Jeder gilt fünf Points an sich; aber auch hier findet beim Ansagen noch eine besondere bloß zufällige Geltung Statt, indem diese dann sowohl an sich, als auch als Matadors, und wenn zehn Tarocks angesagt werden können, zugleich als Tarocks noch besonders gelten können. Nicht selten sind diese Geltungen alle auf einmal möglich. Alle übrigen Tarocks sind an sich Nichtgelter, und können bloß durch Ansagen eine zufällige Geltung erhalten. Das Ansagen ist der einzige Theil des Spiels, der es gewissermaßen zum Glücksspiele macht. Die Art, wie und wenn man ansagen müsse, kommt weiter unten vor. Bei den Latons gelten zweierlei Ansagen. Sechzehn derselben gelten zehn Points, und funfzehn derselben und der Skys gelten eben so viel. Jeder folgende über sechzehn gilt fünf Points. — Was die Bilder betrifft, so kann man ansagen vier Bilder in einer Farbe, welche eine ganze oder natürliche Cavallerie heißen; sie werden mit zehn Points bezahlt. Drei Bilder in einer Farbe, ohne Rücksicht, ob sie einander folgen, ob sie von oben herein oder von unten herauf gehen; hierzu muß man den Skys haben. Sie gelten fünf Points. Sagt aber der Spieler zur Vorhand eine ganze Cavallerie an, so kann der nächstfolgende Spieler eine sistirte oder halbe Cavallerie nur dann ansagen, wenn die Bilder derselben einander folgen. — Vier Könige oder ein ganzes natürliches Königreich gelten 10 Points; drei Könige und der Skys oder ein halbes, ein *sistirtes* Königreich, gelten 5 Points; vier Damen *ohne vier* Könige, gelten nur mit dem Skys 10, ohne

Skys 5 Points; eben ſo vier Cavalls und vier Buben. — Drei Damen, Cavalls oder Buben mit dem Skys gelten nur dann 5, wenn wenigſtens drei Könige da ſind, oder der Spieler zur Vorhand nicht bereits ein ganzes Königreich angeſagt hat; ohne Skys gelten ſie nichts. Während der Geber Scat legt, zählt man ab, und was man vielleicht anſagen kann; ſobald der Scat liegt, erfolgen die Anſagen, werden vorgezeigt, ausgezahlt, und das Spiel beginnt. Wer dem Geber zur Linken ſitzt, hat die Vorhand, wer zur Rechten ſitzt, die Hinterhand. In Anſehung der Stecher kann man anſagen: a) 10 Tarocks, ohne Rückſicht darauf zu nehmen, ob ſie einander folgen; ſie gelten 10; b) 9 Tarocks und der Skys gelten 10. Jeder Tarock über 10 gilt 5. Damit die andern Spieler ſich wegen des Forderns des Pagats darnach richten können, ſetzt man, wenn das Aufweiſen nicht verlangt wird, beim Anſagen von Tarocks hinzu: avec, das heißt, der Pagat iſt dabei, oder nicht, sans. Drei Matadors, denn weniger kann man nicht anſagen, ſind der Pagat oder I., der XXI. und der Skys; jeder gilt, außer ſeiner natürlichen Geltung, als Matador 5, mithin alle drei 15. Von den übrigen Tarocks, die unmittelbar auf die I. aufwärts oder die XXI. abwärts folgen, zählt jeder 5 Points. Spielt man mit dem ſpringenden Skys, ſo erſetzt derſelbe eine fehlende Nummer in der Reihe der Tarocks. So ſind z. B. der Pagat 21, 19, 18 mit dem Skys fünf Matadore, weil der Skys den fehlenden XX. vertritt. — Beim Anſagen beobachtet man Folgendes: Es darf nicht eher angeſagt werden, als bis nach Vertheilung der Karten der Geber ſeinen Scat gelegt, und dieſes durch den Ausdruck: er liegt, zu erkennen gegeben hat. Dann fängt der Spieler linker Hand an anzuſagen, oder wenn er nichts anzuſagen hat, ſo heißt es: ich paſſe, und ſo geht es der Reihe nach. Wer anſagt, ehe der Scat liegt, oder vor der Hand, bekommt ſeine Anſagen nicht bezahlt, muß aber den Mitſpielern die ihrigen bezahlen. Daſſelbe gilt auch, wenn man ſchon gepaßt hat, und nachher noch etwas anſagen will. Eine Anſage zu verſchweigen iſt erlaubt, wenn man dadurch einen Plan verdecken will. So iſt es z. B.

nicht rathſam Latons anzuſagen, wenn man ſich ſtichfrei ſpielen will, weil man ſonſt die Gegner zu zeitig aufmerkſam macht. Alle gemachten und aufzuweiſenden Anſagen werden dem Anſager von jedem der Mitſpieler noch vor dem Ausſpielen bezahlt. Gleiche Anſagen heben ſich, z. B. zehn Tarocks gegen zehn Tarocks, ganze Cavallerien, ſechzehn Latons gegen ſechzehn Latons; denn alle übrigen Anſagen können nur einmal vorkommen, weil es z. B. nur einen Skys, nur einmal drei Matadors, nur einmal ein ganzes Königreich geben kann. Solche doppelte Anſagen heben ſich jedoch nur in Rückſicht der zwei Anſagenden. Der dritte Spieler muß jede derſelben bezahlen; es müßte denn z. B. der erſte Spieler zehn Tarocks, der zweite ein ganzes Königreich, der dritte ſechzehn Latons haben oder anſagen, wo ſich dann jede Anſage gegen die andere hebt. — Beim Scatlegen iſt viele Vorſicht nöthig, weil man dabei auf verſchiedene mögliche Fälle des Spiels Bedacht nehmen muß. Man will nämlich nach Beſchaffenheit der in der Hand habenden Karte a) den Pagat, wenn man ihn hat, ultimiren, das heißt, den letzten Stich damit machen, oder im Gegentheile, wenn man ihn nicht hat, verhindern, daß der Gegner denſelben ultimire. b) Oder man wünſcht vielleicht den Pagat, weil er nicht ſtark mit Tarocks beſetzt iſt, mit Gelegenheit einzuſtechen, oder man will im Gegentheile, daß der Gegner dieſes nicht bewerkſtellige, verhindern. c) Oder man will ſich ſtichfrei ſpielen; d) oder man glaubt die Vole oder alle Stiche nehmen zu können; e) oder man beabſichtiget, gewiſſe Anſagen nicht zu zerreiſſen; f) oder man legt es bloß darauf an, ſich gewiſſe riskirte Bilder zu ſichern, oder g) man glaubt eine Renonce zu erhalten, und dann gewiſſe Bilder des Gegners ſtechen zu können. Eines von dieſen iſt immer der Fall, oft aber treten mehrere Rückſichten zuſammen und machen das Scatlegen ſchwer. Es laſſen ſich daher, weil Alles hier relativ und die Lage des Spiels zu mannigfaltig iſt, nur allgemeine und wenig beſtimmte Regeln für das Scatlegen geben, welche folgende ſind: a) Alle Latons aller Farben ſind ſcatfähig; b) die Könige ausgenommen, darf man jedes andere Bild legen; c) kein Tarock kann gelegt werden,

ausgenommen, wenn man deren nur drei oder weniger, und zwar den 21. nicht darunter hat, darf man ſie legen; eben ſo kann man ſie legen, wenn auch der Pagat darunter iſt. — Was den Skys betrifft, ſo iſt es der Analogie nach wohl erlaubt, ihn zu legen, da er theils als Laton betrachtet, theils ohnehin beim Skiſiren eingelegt wird, doch wird dieſes nur dann nöthig ſeyn, wenn man als Scatiſt die Vole unternehmen will. — Den einmal gelegten und angeſagten Scat darf man nicht wieder zurück nehmen, oder für ein Blatt deſſelben ein anderes legen, hat man aber aus Verſehen ein Blatt zu wenig oder zu viel gelegt und den Scat angeſagt, ſo darf man noch nachher das Fehlende nachlegen oder das Ueberzählige zurücknehmen. — Skiſirt man ſich während des Spiels, ſo giebt man nie ein Blatt aus dem Scate, um denſelben nicht zu entdecken, ſondern aus Stichen; hat man noch keine, ſo wartet man, bis es erfolgt. Hat man ſich als Scatiſt völlig ſtichfrei geſpielt, ſo wird der Scat nicht gezählt. — Beſondere Regeln ſind noch: drei Blätter von einer Farbe legen, heißt ein reiner Scat, drei Blätter aus verſchiedenen Farben, ein gemiſchter. Letztern ſucht man zu vermeiden, außer, wenn man a) in allen Farben zu ſtark iſt, als daß eine Renonce möglich wäre; wenn man b) in mehreren Farben ein riskirtes Bild hat, das entweder unbeſetzt iſt, mithin vom höheren des Gegners abgefordert werden, oder weil es zu ſtark beſetzt iſt, nicht durchgehen kann. c) Wenn man ſich ſonſt eine Anſage trennen muß, oder wenn obige Bilder zuſammen keine Anſage ausmachen. d) Wenn man in mehr als einer Farbe nur ein Blatt hätte. Der König iſt hier allemal ausgenommen. e) Mehrere riskirte Blätter aus verſchiedenen Farben, legt man auch, wenn man den Skys hat, weil man ſich nur einmal ſkiſiren kann. — Hat man als Scatiſt den Pagat in der Hand, ſo können mehrere Fälle eintreten; z. B. iſt der Pagat ſtark mit Tarocks beſetzt, das heißt, über acht, ſo kann man hoffen, ihn zu ultimiren, das heißt, den letzten Stich damit zu machen. In dieſem Falle legt man ohne Noth keine Renonce, um nicht zu viele Tarocks zu verſtechen, und ſich das Ultimiren zu erſchweren, *ausgenommen*, wenn man eine Dame ohne Skys

blank hat. Man zerreißt sich ungern eine sogenannte Peitsche, das heißt, einen großen Vorrath, besonders von Latons in einer Farbe; denn der Gegner muß diese Farbe bald stechen und verliert seine Tarocks. Wenn man aber in einer solchen Peitsche die drei untersten Bilder ohne Skys, das heißt, ohne sie ansagen zu können, hat, so legt man sie, weil sie ohnehin bei dem Vorrathe in dieser Farbe nicht durchgehen würden. Kann man aber abzählen, daß aufs Fordern von oben herab alle feindlichen Tarocks fallen müssen, dann legt man keine Bilder aus Peitschen, sondern macht sich lieber in andern Farben frei. Besitzt man z. B. in Coeur nichts weiter, als die drei untern Bilder, so thut man wohl sie zu legen, denn einmal darf man, zumal wenn man den Skys nicht hat, nicht fürchten, eines dieser Bilder mit dem Könige abgefordert zu sehen; man kann dann, da man doch einmal diese Farbe bald stechen muß, hoffen, den feindlichen König abzustechen. — Bei einem schwachen Pagat, der aber doch mit mehr als drei Tarocks besetzt ist, und ist wenig Hoffnung ihn zu ultimiren, so beobachte man beim Scatlegen folgende Regeln. Man suche sich eine Renonce zu machen, das heißt, eine ganze Farbe in Scat zu legen, damit man stechen könne, sobald diese Farbe angespielt wird. Es ist aber nicht rathsam, vor der Hand zu stechen, denn es trifft sich oft, daß derjenige, welcher die Renonce des Pagatisten anspielt, darin eine Peitsche in der Karte, der Gegner zur Hinterhand aber eine natürliche oder gegebene Renonce in der angespielten Farbe hat, und Letzterer den eingestochenen Pagat absticht. Kann man sich zwei Renoncen zugleich machen, so ist man wegen des Pagats um so gedeckter. Es ist indessen auch möglich, den Pagat mit weniger als acht Tarocks zu ultimiren, wenn man besonders den Skys dabei hat; hier ist aber durchaus erforderlich, daß man, um die Stecher möglichst zu schonen, weder eine Renonce mache, noch sich eine vorhandene Peitsche zerreiße. Hier ist es, wenn nämlich der Pagat mit nicht mehr als zwei Tarocks besetzt ist, weder möglich, ihn zu ultimiren, noch darf man, wegen der Gefahr des Abforderns hoffen, ihn einstechen zu können. *Die möglichsten* Fälle, die hier noch alle eintreten kön-

nen, müssen übergangen werden. — Hat man als Scatist nicht den Pagat, wohl aber den Skys, so verlege man ohne Noth keine ansagbaren Latons oder Kavallerien; wenn also durch den Skys gerade sechzehn Latons voll würden, so zerreißt man sie ungern. Hat man dazu vielleicht noch eine halbe oder ganze Kavallerie, die mit vielen Latons besetzt ist, also wahrscheinlich nicht durchgeht, so bringt man lieber Bilder, welche auch im Stiche zählen. Hat man Karte zur Vole, so ist es erlaubt, den Skys in den Scat zu legen. Wer sich als Scatist stichfrei spielen will, muß, wenn nur drei Tarocks ohne 21 da sind, sie legen; sind dagegen mehr da (der 21. muß durchaus fehlen), so legt man lauter Damen oder Cavalle. Hat man eine natürliche Renonce, so gilt dasselbe, damit man durch ein zu frühzeitiges Bildereinwerfen sich nicht zu bald verrathe, oder wenn man die Bilder eingeworfen hätte, noch einen Stich auf die Renonce behalten müsse. Das Stichfreispielen erfordert nach Verschiedenheit der Karte auch verschiedene Vorsichtsregeln. Nur Einer kann in einem Spiele sich stichfrei machen; denn sobald zwei Spieler stichlos sind, hilft ihnen dieses nicht, weil dann der Dritte die Vole gemacht hat. Um stichfrei zu werden, muß man entweder gar keine Tarocks, wenig Bilder, und eine oder zwei starke Farben, dazu eine oder mehrere Renoncen, oder doch wenigstens nicht viele und niedrige Tarocks und Bilder haben. Eine Renonce ist zwar hier gefährlich, wenn man Tarocks hat, und sie angespielt wird, geschieht dieses aber nicht, so ist sie von großem Nutzen. Hat man den Pagat, so täuscht man die Gegner, und fordert, als Ausspieler, selbst mit dem höchsten Stecher auf den Pagat los. Behalten die Gegner diesen Stich, so läßt man sich alle Tarocks, die man aber von oben herab zugiebt, abfordern, und wirft dann den Pagat selbst ein; denn wenn man die Stecher losgeworden ist, so hat man, zumal bei einer Renonce, schon halb gewonnen. Werden nun Farben angespielt, so giebt man immer ein Blatt zu, das um einen Point niedriger ist, als das ausgespielte. Oft muß nun, wenn man selbst wenig oder keine Tarocks hatte, der zweite Gegner diese Farbe bald stechen,

und dann kann man die höhern Blätter der Farbe ohne Gefahr zuwerfen. Wird eine Renonce angebracht, ehe man ſeine Tarocks los iſt, ſo iſt der ganze Plan vereitelt; wird ſie aber angeſpielt, wenn man keine Stecher mehr hat, ſo iſt das Spiel ſehr erleichtert; denn man kann nun die höchſten Blätter der andern Farbe zuwerfen. Das Anſagen des Stichfreiſpielens wird, ſo wie das Anſagen der Vole, nicht wie die übrigen Anſagen gleich, ſondern erſt am Ende des Spiels bezahlt, weil es möglich iſt, daß der Plan fehlſchlagen kann. Man kann das Freiſpielen doppelt anſagen, entweder mit dem erſten Stiche, oder mit dem dreizehnten Stiche. Gelingt das nicht angeſagte Freiſpielen, und man iſt ſtichlos (der Scat iſt hier kein Stich), ſo behält man nicht nur, was man ſchon für angeſagte Latons ꝛc. bekommen hat, ſondern man erhält noch von jedem Spieler 26 Points, und das, was jene in ihren Stichen zählen, wird nicht bezahlt. Gelingt es nicht, ſo unterſcheide man: entweder mußte man zeitig, und ohne daß man etwas weggeworfen hatte, einen Stich behalten, ſo iſt hier noch kein Verluſt, es wird nichts bezahlt, und man ſpielt fort; muß man aber, wenn ſchon alle Bilder und Tarocks verworfen ſind, einen Stich behalten, und es ſind erſt zwölf Blätter abgeſpielt, ſo kann man die ganze Karte einwerfen, muß jedoch den Gegnern das, was ſie in ihren Stichen zählen, zahlen. Dagegen geht dem Freiſpieler, wenn er Scatiſt war, der Scat zu Gute. Sind in demſelben Falle ſchon dreizehn Blätter, oder überhaupt die größte Hälfte der Karte abgeſpielt, und man muß noch einen Stich behalten, ſo wirft man die übrige Karten gleichfalls ein und bezahlt an die Gegner nur ſo viel, als die weggeworfene übrige Karte und der Scat, wenn man Scatiſt war, betragen. Das Stichfreiſpielen iſt entweder gleich am Anfange des Spiels angeſagt worden, oder erſt mit dem dreizehnten Stiche. Hat ſich im erſten Falle der Spieler frei gemacht, ſo zahlt ihm jeder, außer 26, noch 10 Points oder 2 Honneurs, hat er aber mit dem zwölften abgeſpielten Blatte einen Stich behalten, alſo ſein Spiel verloren, ſo muß er *jedem noch* 2 Honneurs zahlen. Im andern Falle,

wenn mit dem dreizehnten Blatte angeſagt und gewonnen wird, bekommt man noch von jedem Gegner ein Honneur oder 5 Points, und muß, wenn man verliert, eben ſo viel jedem bezahlen. — Um die Vole, das heißt, alle Stiche zu machen, muß man wenigſtens 9 bis 10 Tarocks in der Folge von oben, wo möglich ohne Skys, den man als Scatiſt legen darf, haben, mit denen man alle übrigen Tarocks abfordern kann. Auch iſt es gut, eine oder etliche Renoncen zu haben oder zu legen. Iſt man nicht Ausſpieler, ſo ſticht man auf die angeſpielte Renonce ſogleich ein. Ferner braucht man eine oder zwei möglich von oben herein unterbrochene Peitſchen. Um nun den Gegner nicht Gelegenheit zum Einſtechen zu geben, ſpielt man die ſtarken Farben, die ſie bald ſtechen würden, nicht eher, als bis man alle Tarocks abgefordert hat; dann ſpielt man erſt die Farben von oben herab an, worin man aber wenigſtens die drei erſten Bilder haben muß. Die Gegner ſind nun gezwungen, ihre Peitſchen zu verwerfen, und man kann bei der Vole oft auch ultimiren. Um die Vole zu verhindern, muß man, wenn der Gegner fordert, immer nur die niedrigſten Tarocks zugeben, und weder Pagat, noch Skys ſchonen. Iſt man Ausſpieler, ſo ſpiele man ſchwach beſetzte, vielleicht durchgehende, Könige an. Beim Zugeben der Farben werfe man immer die niedrigſten Blätter ab; kann man weder ſtechen, noch bekennen, ſo verwerfe man ſich Peitſchen von unten hinauf. Gelingt die Vole, ſo erhält der Spieler von Jedem 26 Points, mißlingt ſie, ſo iſt nicht zu bezahlen, noch zu entſchädigen, weil der Spieler wegen der gemachten vielen Stiche mehr Gewinn hat, als die Gegner. Die Vole kann auf eine dreifache Art angeſagt werden. a) Gleich beim Ausſpielen. Gelingt ſie, ſo wird ſie von jedem Gegner doppelt, das heißt, mit 52 Points, bezahlt; mißlingt ſie, ſo wird ſie doppelt an jeden Gegner vom Spieler bezahlt, doch erhält dieſer am Ende des Spiels den Werth ſeiner Stiche vergütet; der Grund hierin iſt die Billigkeit, weil Zwei wider Einen leichteres Spiel haben. Mit dem dreizehnten Stiche: Gelingt ſie, ſo zahlen die Gegner, jeder außer *26 noch 12 Points* nach; mißlingt ſie, ſo erhält

jeder, außer 26 noch 12 Points, und der Spieler behält ebenfalls den Werth ſeiner Stiche. Vor den letzten 6 Blättern: Gelingt ſie, ſo erhält der Spieler außer 26, von jedem Gegner noch 5 Points oder 1 Honneur, mißlingt ſie, ſo erhält jeder Gegner außer 26, noch 1 Honneur, und der Spieler behält ſeine Stiche. Wer einen König durchbringt, bekommt ſogleich von jedem Mitſpieler 5 Points; wird er abgeſtochen, ſo bekommt jeder Mitſpieler 5 Points. Beim Stichfreiſpielen, es mag gelingen oder nicht, findet jedoch dieſe Regel nicht Statt; eben ſo bei der Vole, ſie mag glücken, oder nicht, doch im letztern Falle nur, in ſo fern der Plan des Spielers noch unentdeckt, oder noch nicht vereitelt iſt; denn wenn ein König nach Verhinderung der Vole von einem der ſämmtlichen Spieler durchgebracht oder abgeſtochen wird, tritt obige Regel wieder ein. Die übrigen Bilder kommen nicht in Betrachtung, auch hängt die Beibehaltung obiger Regel ſelbſt bloß von der Willkühr der Spieler ab. Hat man viele hohe Tarocks, und eine ſehr ſtark beſetzte ganze Kavallerie dabei, ſo fordert man zur ſichern Einbringung der Bilder entweder, wenn man es überſehen kann, die feindlichen Tarocks ab, und bringt die Farbe nach, wo man vielleicht gar Bilder aus andern Farben zugeworfen bekommt, oder man ſpielt alle Latons der Farbe, und bringt die Bilder nach, wenn die Gegner ihre Tarocks verſtochen haben. Das Erſtere gilt vorzüglich, wenn man den Pagat nicht hat, der dann unfehlbar fallen muß. — Folgende allgemeine Vorſchriften und Regeln müſſen ſtets beobachtet werden. a) Man gebe nie vor der Hand zu. b) Man vergeſſe, wenn man mit dem andern Spieler wider den dritten gemeine Sache machen muß, ſeinen eigenen Plan nicht. c) Man zähle ins Geheim alle herausgekommenen Tarocks, Bilder, und wo möglich auch die Latons, auch wie vielmal eine Farbe bereits geſpielt iſt, um ſich z. B. beim Ultimiren nicht zu verrechnen ꝛc. d) Man ſteche in der Hinterhand der Regel nach mit dem niedrigſten Blatte, man müßte denn ein ſehr riskirtes höheres in der Hand haben. e) Sind *mehrere Bilder* gleich riskirt, ſo ſticht man mit dem

höchsten Zähler. f) Hätte man den Skys vor den letzten 6 bis 7 Stichen nicht los werden können, und käme in Gefahr, ihn einwerfen zu müssen, so skisire man sich, und fordere zugleich Tarock, um ihn noch möglichst zu nutzen. g) Man lasse ohne Noth den Gegnern keinen Stich, er scheine auch noch so unbedeutend; denn jeder Stich zählt wenigstens Eins. h) Man werfe in Fällen nach Nr. 1. seinem Mitspieler immer nur die niedrigsten Blätter zu. — Da die ganze Karte, ein Blatt ins andere gerechnet, 78 Points zählt, wovon der dritte Theil 26 ist, so muß eigentlich jeder Spieler am Ende des Spiels 26 in seinen Stichen zählen, was darüber ist, fehlt einem Andern, oder auch beiden Andern, und wird von diesen bezahlt; was darunter ist, fehlt ihm, und wird dem, der übrig hat, bezahlt. Im Stichzählen werden jedesmal drei Blätter zusammen genommen. Dabei ist zu merken: a) Sind es blos Latons und Tarocks von und mit dem 2 bis mit den 20, weil der 1. und der 21. Fünfer sind, so gelten drei von ihnen nur 1 Point; kommt aber zu zwei solchen leeren Blättern ein Bild oder ein Matador, das heißt, 1, 21 oder Skys, so zählen die leeren Blätter gar nichts, und bloß der Gelter wird nach seiner natürlichen Geltung gezählt, z. B. Coeur 3, Carreau 7, Coeurbube, gelten nur 2 Points, so viel nämlich der Bube an und für sich gilt. Kommen in einen Wurf oder Stich zwei Bilder mit einem Laton zusammen, z. B. Pagat und Trefle König, so geht an einem Bilde 1 Point zurück, mithin zählt man hier statt 10 nur 9 Points. Kommen drei Gelter zusammen, so gehen an deren eigentlicher Totalgeltung 2 Points zurück; mithin gelten z. B. Trefle Dame, Coeur Cavall und Skys statt 12 nur 10 Points. Dies Verhältniß ist mathematisch richtig; denn man mag Bilder, Tarocks, Matadors, und Latons untereinander oder im einzelnen zählen, so erhält man auf jedem Wege die Zahl 78. Wer dem Angeber zur Rechten sitzt, heißt der Abgeber. Gewöhnlich wird nur dann geschlossen, wenn dieser das letzte Spiel gegeben hat. Außer dem Pagat kann auch irgend ein König ultimirt werden, wobei dieselbe *Spielweise zu beobachten ist*, als beim Ultimiren des

Pagats. Ein König ultimo wird mit 10 Points, der Pagat aber mit 15 Points bezahlt. Manche ſpielen mit 7 Königen, nämlich die 4 natürlichen, der 21er, der Pagat, und der Ekyd, wovon man wenigſtens 3 zum Anſagen haben muß. In dieſem Falle kann auch der zweite als König ultimirt werden. Ein Geſetz des Spiels iſt, daß wenn einer eine Farbe nicht zu bedienen hat, er einen Tarock darauf geben muß.

Im Oeſterreichiſchen, beſonders in Wien, wo das Tarockſpiel noch ſehr üblich iſt, hat man verſchiedene Arten dieſes Spiels. Bei dem Tarock-l'Hombre, welches man mit den Franzöſiſchen Tarockkarten von 78 Blättern ſpielt, muß der Spieler wenigſtens 40 Points machen, um gewonnen zu haben, indem 39 Points remis ſind. — Es giebt darin drei Spielarten: 1) a duo, wo man zwei, 2) a uno, wo man nur eine Karte kauft, und 3) wenn man ohne zu kaufen aus der Hand ſpielt. Dieſe drei Spielarten forciren eine die andere, wie im Königlichen l'Hombre vom Solo Tourné und Frage forcirt werden. In manchen Gegenden ſpielt man auch das Tarock à l'Hombre mit der Abweichung, daß nicht die Vorhand den Scat legt, ſondern dieſer für den Spieler bei Seite gelegt wird. Da es durch dieſen Vortheil weit leichter iſt, die zum Gewinne des Spiels unumgänglich nöthigen 40 Points zuſammen zu bringen, findet bei dieſem Verfahren gewöhnlich nur a uno und solo Statt. Nach dem Miſchen der Karten von dem Geber hebt der Nachbar zur Rechten ab, und dann giebt der Miſcher oder Geber zur Linken herum dem Erſtern ſeine fünf und zwanzig Blatt mit einem Male, und ſo auch dem Zweiten, und ſich ſelbſt acht und zwanzig, von denen er drei, die er für gut befindet, weglegt, oder er giebt nur fünf Blätter, und ſolches fünfmal, herum, damit die Karten beſſer untereinander kommen. Das Weglegen der drei Karten *nennt man* Scatlegen oder ecartiren; es iſt aber nicht

erlaubt, einen König oder ein Blatt, das man als Honneur zählt, wegzulegen. Sollte aber der Kartengeber nur die Tarocks, und unter dieſen den Pagat haben, ſo kann er denſelben weglegen; ſolches findet aber nicht Statt, ſobald er deren mehrere oder wenigere hat. Vergiebt der Tailleur oder Kartengeber die Karte, ſo zahlt er an jeden der Mitſpieler eine Strafe, überdies iſt das Spiel ungültig, und es muß von Neuem gegeben werden. Die bereits bezahlt erhaltenen Honneurs werden zurück erſtattet. Das Anſagen mehrer Honneurs, als man wirklich hat, zieht nicht nur die Ungültigkeit der in der Hand ſtehenden und den Erſatz des bereits dafür erhaltenen, ſondern auch noch eine einfache Strafe nach ſich, deshalb müſſen auch die Honneurs, ehe ein Blatt ausgeſpielt wird, angeſagt werden, ſpäter ſind ſie nicht mehr gültig. Wenn die Vorhand nicht ſelbſt ſpielt, ſo kann ſie ſtets einen kleinen Tarock aufwerfen, oder auch den Mangur (Mond), welches der 21ſte iſt, ſobald man den Pagat beim Freunde ſchwach beſetzt vermuthet, damit er dieſen zuwerfen könne. Spielt der Freund anfangs einen kleinen Tarock aus, ſo braucht ſein Mitgenoſſe oder Helfer ſolches für keine Aufforderung zu nehmen, Tarock nachzuſchlagen. Beſäße er aber viele Tarocks, oder hätte er Könige zu begrüßen, ſo kann er zwar zurück tarockiren, doch ſtets mit der nöthigen Vorſicht, ſein Spiel nicht etwa dadurch zu verderben. Wer zuerſt ausſpielt, ohne viele Tarocks zu zählen, der fange von einer Farbe an, von der er den König nicht in der Hand hat, und eine ausgeſpielte Farbe, die man nicht bedienen kann, weil man ſie nicht hat, muß man mit Tarock nehmen. Wird ein König ausgeſchlagen, ſo muß der Helfer die Farbe nachbringen, um dem Freunde das Stechen mit der Dame zu erleichtern. Auf die vom Gegner angeſpielte Farbe iſt es nicht recht rathſam, die Dame oder andere Figuren ſo leicht zuzugeben, wenn man aber den König dieſer Farbe in der Hand hat, ſo

iſt es ſtets ſicherer, mit ihm den Stich zu nehmen, als ihn paſſiren zu laſſen. Wenn der Mitſpieler einen König ausſpielt, ſo darf man die Dame, den Cavall oder Buben zuwerfen, um den Stich wichtiger zu machen. Die Anwendung dieſer Regel findet jedoch nie gegen das Ende des Spiels Statt, wenn ſchon alle, oder doch wenigſtens die meiſten Tarocks aus den Händen ſind. Den Skys kann man in jedem Spiele nur einmal ablegen. — Eine der Hauptregeln des Spiels iſt, ſo lange als man kann, Farbe zu bekennen; wer die Farbe verleugnet, oder unrecht abſticht, zahlt zwar die einfache Strafe, behält aber den auf dieſe Art gemachten Stich; nur der mit Unrecht abgeſtochene Pagat muß zurückgegeben, und doppelte Strafe dafür erlegt werden. Wer eine Cavallerie anſagt, darf davon kein Blatt in Seat legen. Auch hier iſt der Pagat die intereſſanteſte Karte im Spiele, indem die übrigen Mitſpieler ihn auf jede Art hervorzulocken ſuchen, und wo möglich ſo lange Tarock fordern, bis der, in deſſen Hand er ſich befindet, genöthiget iſt, ihn zuzugeben, welches man den Pagat forciren nennt; der, welcher ihn verliert, bezahlt an jeden Mitſpieler die darauf feſtgeſetzte Strafe einfach, geſchieht es aber auf den letzten Stich, doppelt. Im Uebrigen geht das Spiel, wie bei dem vorher beſchriebenen.

Das Tarock-Tappen, welches man in Wien ſehr häufig ſpielt, geſchieht mit 54 Karten unter drei Perſonen. Der Beſitzer des Tarocks giebt allemal die erſten Karten, nachdem er dieſe gehörig gemiſcht, und zur Rechten hat abheben laſſen; wird in Vieren geſpielt, ſo iſt er der erſte König. Wenn hier nicht ganz genau und geſchickt abgehoben wird, ſo muß aufs Neue gemiſcht und zum zweiten Male abgehoben werden; klopft der Mitſpieler, an den das Coupiren iſt, ohne abzuheben, ſo hat das die Bedeutung, daß Jedem alle ſechzehn *Karten auf einmal* gegeben werden ſollen, jedoch darf

dieſes nie ohne Einwilligung der Vorhand geſchehen. Nach dem Abheben werden zuerſt ſechs Blätter in unveränderter Folge, wie ſie kommen, verdeckt als Talon auf die Seite gelegt, dann erhält die erſten zweimal vier die Vorhand, hierauf eben ſo viel der Mittlere, und zuletzt der Dritte, unter Dreien alſo der Geber, unter Vieren aber der Geber als König keine. Dann in derſelben Ordnung die zweiten zweimal vier, mithin hat jeder ſechzehn Karten. Der Kartengeber hat genau Acht zu geben, daß er nicht vergiebt, kein Blatt fallen läßt, umwirft, oder die einem Mitſpieler zukommenden Karten zu dem auf dem Tiſche liegenden Kaufstalon wirft. Ein ſolcher Fehler, durch den vergeben wird, zahlt jedesmal, wenn nicht etwas Beſonderes darüber ausgemacht iſt, die Hälfte der Conſolation, wenn man mit Annahme einer beliebigen Conſolation ſpielt. Die für den Dreyer auf funfzig oder hundert, je nachdem man hoch oder niedrig ſpielen will, angeſetzt iſt. Wenn aus Unvorſichtigkeit des Spielers beim Scatlegen entweder eine Karte zu viel oder zu wenig verworfen wird, ſo ſchreibt er, wenn das Spiel gewonnen war, zur Strafe nichts, hat er es aber verloren, ſo ſchreibt die Gegenparthey ſich zum Vortheile, als wäre die Karte in der Ordnung geweſen. Ein gewonnener Pagat ultimo des Spielers kann unter dieſen Umſtänden gar nicht Statt finden, wohl aber ein Pagat ultimo der Gegenparthey, wenn ſie ihn contra macht, und der Spieler keinen Tarock mehr in den Händen hat, wenn er aber deren noch hat, ſo ſchreibt er, ungeachtet des Verluſtes der Gegenparthey, ſich nichts gut. Vier Könige und alle drei zählen jedoch wie gewöhnlich, wenn die Karte nicht vergeben, ſondern bloß durch zu viel oder zu wenig Legen unrichtig wurde, weil jene Matadors ſchon vor dem Legen in der Hand waren, und im Gange des Spiels nichts änderten. Sollte jedoch der Spieler das Verlegen ganz vergeſſen, ſo würde die Gegenparthey, ſobald

es nach dem erſten Stiche bemerkt würde, ohne weiter zu ſpielen, die feſtgeſetzte Conſolation, wie bei remis, aufſchreiben. Werden zwei an einander hängende Karten, ohne es zu bemerken, ſtatt einer ausgeſpielt oder zugeworfen, ſo ſchreibt, wenn es von einem Mitſpieler der Gegenparthey geſchah, der Spieler außer ſeinem gewonnenen Spiele noch einen Conſolations-Betrag zum Nachtheile deſſen auf, dem das Blatt abgeht, den ſimpeln Conſolations-Betrag auch der andere Helfer; iſt aber das Spiel verloren, ſo wird es zwar, wie gewöhnlich, von der Gegenparthey aufgeſchrieben, der Spieler und der andere Helfer aber, deſſen Karte richtig iſt, notiren ſich noch beſonders einen Conſolation-Betrag. Iſt aber das Verſehen von Seiten des Spielers entſtanden, ſo wird es eben ſo behandelt, als wenn er eine Karte zu viel verlegt hätte. Hätte aber derjenige, welcher ein Blatt zu viel zuwirft, tous les trois oder vier Könige, und verwürfe zufällig, an einer andern Karte hängend, eines dieſer Blätter, ſo wird er nicht mit der Conſolation, ſondern bloß mit dem Verluſte dieſes Vortheils beſtraft, welches jedoch vorher durch die eingenommenen Stiche erwieſen werden muß. Ein Blatt, das auf dieſe Art unrichtiger Weiſe zugeworfen wurde, kann auf keinen Fall durch das Mitzählen ſeiner ſpeciellen Points den Gewinn des Spiels entſcheiden. — Die Vorhand meldet, nachdem ſie ihre Karte in der Geſchwindigkeit geordnet und überſehen hat, was ſie thun wollen. Iſt die Karte zweifelhaft, mit zu wenigen oder zu niederen Tarocks, ohne Matadors, ohne König, ſo zeigt ſie ein Tapper an. Jetzt kann die Mittelhand einen Dreyer anſagen; läßt dieſe aber den Tapper gelten, die Hinterhand; es bleibt auch dann noch der Vorhand unbenommen, in der Hoffnung eines guten Kaufs, den Dreyer ſelbſt zu ſpielen, was ſich die beiden Andern gefallen laſſen müſſen, wenn ſie ihn nicht durch einen Solo überbieten. *Dieſen darf* Niemand, der bereits einen Tapper ange-

ſagt hat, mehr ſelbſt ſpielen, hat aber die Vorhand einen Dreyer gemeldet, und einer aus der Hinterhand deklarirt einen Solo, ſo kann ſie auch dieſen ſelbſt zu ſpielen übernehmen, wenn ſie Raiſon dazu zu haben vermeint. Derjenige, der einen Dreyer ſpielt, kauft die drei oberſten Blätter des auf dem Tiſche befindlichen Talons. Beſtehen ſie in einem Honneur und zwei Tarocks, oder gar umgekehrt, ſo iſt der Kauf ſehr gut, äußerſt ſchlecht aber, wenn es drei leere Karten von verſchiedenen Farben ſind; er ſey jedoch von welcher Beſchaffenheit er auch wolle, ſo entdeckt ihn der Spieler nie vor dem Ende der Taille, weil es ihm in gewiſſen Rückſichten nachtheilig werden kann, und überhaupt gegen alle Spielregel iſt. Nachdem der Spieler den Kauf unter ſeine übrigen Karten, der Qualität nach, rangirt hat, verlegt er drei Blätter, wozu man am füglichſten blank in der Hand ſtehende Damen, einzelne Cavalls und Buben, auf die kein Stich mit Wahrſcheinlichkeit zu rechnen iſt, wählt, nur iſt immer die vorzüglichſte Rückſicht dabei zu nehmen, daß man von einer, wo möglich von zwei Farben, keine in der Hand behalte, um die von der Gegenparthey ausgeſpielten Figuren derſelben mit Tarock einſtechen zu können. — Die Points, welche der Spieler in den Scat legt, zählen ihm eben ſowohl, als der Gegenparthey jene, welche in dem liegengebliebenen Talon befindlich ſind, nur darf dieſen Keiner von den drei Spielern eher, als nach dem letzten Stiche anſehen, auch darf der Spieler weder Honneurs, noch Matadors in den Scat legen, iſt jedoch ſeine Karte von der Art, daß er genöthiget wird, Tarock zu verwerfen, ſo muß er es anzeigen, weil die Tarocks unter aufmerkſamen Spielern, beſonders des Pagats wegen, nachgezählt werden. Wenn der Spieler den Pagat, falls er ihn hat, groß ultimo zu machen glaubt, ſo wirft er ihn als Anſage heraus, und läßt ihn während des Spiels zu ſeiner Linken liegen, damit die Gegenparthey gehörig unterrichtet ſey; iſt aber bloß eine

Wahrſcheinlichkeit vorhanden, ihn, je nachdem der Gang des Spiels es mit ſich bringt, ultimo zu machen, ſo darf man ſich nicht verrathen, um ihn, ſobald jene Wahrſcheinlichkeit ſchwindet, in Sicherheit zu ſetzen. Iſt dieſes jedoch nicht mehr möglich, ſo gebe man den Pagat lieber vor dem letzten Stiche zu, oder ſpiele ihn ſelbſt aus, als daß man ihn bis zuletzt aufhebt und einbüßt, denn auf jene Art verliert man nur fünf, auf dieſe aber, durch einen verunglückten Ultimo fünf und funfzig. — Das Zählen der zugefallenen Tarocks iſt immer ſehr vortheilhaft, bei Abſichten auf den Pagat aber unerläßlich. Macht man nun mit dem Pagat den letzten Stich, nachdem alle Tarocks ſchon heraus ſind, ſo zählt dieſes eben ſo viel, wie vier Könige oder alle drei; im Dreyer die feſtgeſetzte Conſolation, im Solo aber das Doppelte. Hat man ihn angeſagt, das heißt, nach ausgegebener Karte, ehe ausgeſpielt wird, erklärt, daß man ihn ultimo machen werde, im Dreyer das Doppelte, im Solo aber das Vierfache. — Der Solo unterſcheidet ſich vom Dreyer nicht nur hinſichtlich des höheren Gewinnes oder Verluſtes, ſondern auch des Kaufes. Im Dreyer nimmt man bekanntlich die drei oberſten Blätter des Talons und legt für dieſe drei andere in den Scat, im Solo aber darf man weder kaufen, noch legen, ſondern muß, wie es ſchon der Name mit ſich bringt, auf die in der Hand habende Karte allein ſpielen, und mit dieſer wenigſtens ſechs und dreißig Points herein bekommen zu können glauben. Wo die ſechs Blätter des Talons der Gegenparthey zählen, wie es die Regel des Spielers erheiſcht, muß man mit Soloanſagen ſehr vorſichtig ſeyn, wo aber, ganz gegen alle Raiſon, die darin befindlichen Points dem Spieler gelten, iſt es oft leichter Solo, als einen Dreyer anzuſagen, weil nicht ſelten funfzehn, zwanzig und noch mehrere Points im Scat liegen können, folglich dieſer ſchon die Hälfte der Conſolation gilt. So *widerſinnig* auch dieſe Art Solo zu ſpielen iſt, ſo hat

ſie doch viele Anhänger. Im Solo gehört nach der wahren Regel ſtets der ganze Talon den Gegenſpielern, die ihn, wie ſich von ſelbſt verſteht, auch nicht anſehen dürfen, aber die darin enthaltenen Points nach vollendeter Taille zu ihrem Vortheile zählen. Da nun im Solo der Spieler keinen Scat legen darf, ſo iſt es wahrſcheinlicher als im Dreyer, wo er doch werfen kann, daß er dieſe oder jene Farbe haben werde. Man ſpielt daher immer am beſten einen König an, wenn man drei in der Hand hat, und zwar von der Farbe, von welcher man die meiſten Nebenblätter beſitzt, kommt er glücklich nach Hauſe, ſo bringt man dieſelbe Farbe nach. Im Solo zählt die Conſolation immer noch einmal ſo viel, als im Dreyer, und die gewonnenen oder verlorenen Points das Vierfache. Alle drei und vier Könige haben ſtets denſelben Werth, wie die angenommene Conſolation, folglich im Solo das Doppelte. Demnach würde ein um drei Points gewonnenes Solo betragen einhundert und zwölf, mit allen drei oder vier Königen zweihundert und zwölf, alle ſieben Honneurs beiſammen dreihundert und zwölf. Im Tarocktappen iſt übrigens der Skys der höchſte Tarock, der alle ſeine früheren Eigenſchaften des Seiſirens und nach Willkühr Geltens dafür abgetreten hat, ihm folgt der Mangur oder 21ger, bei dem man etwas vorſichtig im Einſetzen ſeyn muß, denn wenn er durch den Skys genommen wird, gehen fünf Points verloren; dieſem folgt, als der Niedrigſte, der Pagat oder I, der von dem Zweier ſogar geſtochen wird, und ebenfalls fünf Points zählt. Zu den im Tarocktappen von der Willkühr eingeführten Regeln, gehört in vielen Gegenden auch die, daß, wenn in einer Hand gar keine Tarocks ſtehen, kein Spiel Statt findet. Man kennt die Grundſätze nicht, die dieſes beſtimmen; denn kein Tarock iſt doch immer beſſer, als der Pagat allein, oder von einem ganz kleinen beſetzt, in welchen beiden Fällen aber, weil Tarock *wenigſtens* einer oder zwei vorhanden ſind.

das Spiel nach der von diesen Neueren eingeführten Regel gültig bleibt. Die wahre Regel läßt dabei gar keinen Unterschied zu, man muß die Karten annehmen, wie der Zufall sie austheilt. Der Spieler hat gewiß einen weit schwereren Stand, wenn in einer Karte gar kein Tarock befindlich ist, als wenn sie ziemlich gleich vertheilt sind. Gewöhnlich ist ein um so größeres Gegenspiel vorhanden, und der keine Tarocks hat, kann durch das Schmieren seiner zahlreichen Cavallerie um so mehr Schaden thun, und den Gewinn des Spielers streitig machen. Nach geendigter Taille zählt man seine Points und sagt die gehabten Honneurs an, wenn man nämlich deren gehabt hat. Ist die Stunde, bis zu welcher man spielen will, nicht voraus bestimmt, und es wünscht der Eine oder der Andere aufzuhören, so kann er solches nicht auf der Stelle, sondern er soll auf die letzten drei Touren (dreimal herum, also unter drei Spielern neun, unter vier aber zwölf Taillen) einladen. Derjenige, welcher die ersten Karten ausgegeben hat, erhält nun die letzte Vorhand, und dann ist das Spiel beendiget, kommt aber nun ein allgemeiner Tapper zum letzten Male, so wird gewöhnlich noch eine Tour gemacht. — Das Tarocktappen mit zwei und vierzig Karten, ist von dem vorhergehenden mit vier und funfzig Karten, in Hinsicht der eigentlichen Regeln gar nicht verschieden, nur werden hier zwölf statt sechzehn Karten ausgegeben, welches den Gang des Spiels verändert; denn in den beiden rothen Farben werden zwei, drei und vier, in den schwarzen sieben, acht und neun zuvor beseitiget. Hieraus ergiebt sich von selbst, daß das Lauern mit dem Könige auf die Dame weit mißlicher wird, indem wohl selten die Blätter einer Farbe in gleicher Anzahl in jeder Hand zu vermuthen sind. Auch übertrifft diese Art des Spiels in Hinsicht des Gewinnes und Verlustes bei weitem die andere, indem der *Tarocks und Honneurs* gegen die leeren Blätter verhält-

nißmäßig zu viel sind, wodurch gewöhnlich hohe Spiele herauskommen und die Vole weit leichter wird, als bei vier und funfzig Karten. Wer in dieser letzten Spielart häufig spielt, hat auf jene Art oft Unglück, weil er die nöthige Vorsicht oft bei Seite setzt, leichter darin geht und zu lauern versucht ꝛc. Da zwölf leere Blätter aus dem Spiele kommen, so zählt die ganze Karte auch vier Points weniger, mithin nur sechs und sechzig; drei und dreißig ist Remis, vier und dreißig um Eins gewonnen. Nach zuvor gelegten sechs Karten in den Talon giebt man zweimal herum, und zwar jedesmal zweimal drei Karten jedem der Mitspieler, um sich bestens vor allem Vergeben zu bewahren. Diese Abweichung von der andern Art des Tarocktappens hat noch den Unterschied, daß man mehrere Abstufungen von Spielen, als Tapper, Dreyer und Solo, annimmt, nämlich auch Zweier und Einer, also können die Spieler auch öfter einander überbieten. Die Consolation, der Preis der Honneurs und Matadors, so auch das Pagat ultimo ist in dieser Spielart eben so willkührlich anzugeben, als in der andern, und muß ebenfalls vor dem Anfange des Spiels festgesetzt werden, es soll indessen hier rathsamer seyn, einen etwas niederen Maaßstab anzunehmen, als in dem Spiele mit vier und funfzig Karten, weil nicht nur ein gewisses Mißverhältniß zwischen den hohen und leeren Blättern herauskommt, sondern auch zwei Abstufungen mehr im Spiele vorhanden sind, deren jede auch einen Vorzug im Zählen haben muß. Die gewonnenen oder verlorenen Points werden im Dreyer doppelt, im Zweier dreifach, im Einer vierfach, im Solo aber sechsfach gerechnet. — Das Tappen mit König oder Tarockrufen. Das Königrufen wird ordentlich unter vier, und wenn man, wie im gewöhnlichen Tappen, wechselsweise den König macht, auch unter fünf Personen mit vier und funfzig Karten gespielt. Die Rangordung der Karten ist ganz dieselbe, wie im gewöhn-

lichen Tappen, im Gleichen die Honneurs und Matadors. Da auch im Königsrufen ſechs Blätter für den Kaufkalon beſeitiget werden, kommen auf vier Spieler von den in gleicher Anzahl zu vertheilenden vier und funfzig Blättern, auf jeden zwölf ſtatt ſechzehn. Die Karten werden zweimal herum, und zwar jedesmal drei und drei oder zweimal ſechs ausgegeben. Bei ſchlechten Karten ſagt die Vorhand einen Tapper an, bei mittelmäßigen oder einer nicht recht zu trauenden Reitzkarte, ruft ſie einen ihr fehlenden König zu Hülfe; bei guten Karten nimmt ſie einen Dreyer, und ſpielt bei vorzüglichen einen Solo. Da unter vier zugleich ſpielenden Perſonen, die Karte weit mehr vertheilt iſt, und leicht in jeder Hand eine Renoncefarbe ſeyn kann, ſo iſt das Anſagen eines Dreyers oder Solos weit mißlicher, als im gewöhnlichen Tappen. Aus dieſem Grunde ruft die Vorhand im Beſitze einer leidlichen Karte, mit der ſie jedoch keinen Dreyer zu ſpielen wagen darf, einen König auf, gewöhnlich einen, deſſen Farbe in ihrer Hand Renonce iſt, ihr zu helfen. Tappt die Vorhand, ſo iſt die Reihe des Rufens oder ſonſtigen Willens anzuſagen, an dem zweiten, dem dritten und zuletzt vierten Spieler; tappen Alle, ſo ſchreibt die Vorhand die Hälfte des feſtgeſetzten Conſolations-Betrages für einen Dreyer, unter fünf Spielern aber der jedesmalige König auf. Wenn A tappt, B einen König ruft, C einen Dreyer anſagt und D Alles genehmiget, ſo hat der Dreyer vor dem Rufe den Vorzug, eben ſo, wie der Solo über jenen; es bleibt jedoch der Vorhand nach einem vereitelten Rufe unbenommen, den angeſagten Dreyer von B, C oder D ſelbſt zu ſpielen, nie aber einen Solo, wenn ſie zuvor getappt oder gerufen hätte. Da nun der Beſitzer des aufgerufenen Königs zwar zum Vortheil des Spielers agiren muß, ſich aber weder mündlich, noch durch Zeichen eher zu erkennen geben darf, als es der Gang des Spiels *mit ſich bringt*, ſo geräth der Rufer in eine ſehr behin-

derte Lage, ſo lange er ſeinen Helfer nicht kennt, beſonders wenn die andern beiden Gegner ſich hüten, die Farbe des aufgerufenen Königs anzuſpielen, um den Rufer ſo lange als möglich in ſeiner Ungewißheit zu laſſen. Man muß nur dann einen König rufen, wenn man im Beſitze eines der höchſten Stecher iſt, damit die Anſtrengungen des Gegners, falls der Eine oder der Andere in eben derſelben Farbe Renonce wäre, dem Rufer durch ſo hohe Tarocks als möglich, den verlangten König zu entreißen, unmöglich wird, der als ein beſonderes Honneur im Verluſte gerechnet wird. Geht der aufgerufene König verloren, ſo, daß er von den Gegnern genommen würde, ſo zählt er nicht fünf, ſondern zwanzig, dreißig und vierzig Points, je nachdem man höher oder niedriger ſpielt, was wie Conſolation, Honneurs, Pagat ultimo ꝛc. zuvor beſtimmt wird. Daher muß der Beſitzer des aufgerufenen Königs, wenn ſeine Farbe wirklich angeſpielt iſt, und der Rufer nicht in der Hinterhand ſitzt, ſich hüten, den König zuzuwerfen, wenn mehrere Blätter dieſer Farbe es wahrſcheinlich oder gar gewiß machen, daß die Gegenparthey ſtechen werde. Die beim Königsrufen obwaltende Schwierigkeiten haben die Veranlaſſung gegeben, ſtatt eines Königs einen hohen Tarock, der dem Spieler in ſeiner Reihenfolge abgeht, den XX, XIX, XVIII oder XVII, deſſen Verluſt nicht zu riskiren ſteht, zu rufen. Ehe der Gang des Spiels beim Aufrufen eines Königs oder Tarocks bereits verrathen hat, welche Perſonen Gegner oder Freunde ſind, da dieſe nicht der Platz, ſondern die Karte beſtimmt, und der Helfer, ohne Wiſſens des Rufers, dieſem links gegenüber oder rechts ſitzen kann, nimmt jede Perſon die gemachten Stiche für ſich ein, und vereiniget ſie erſt beim Ende der Taille mit denen des Helfers oder Freundes, mit dem man gemeinſchaftlich gegen die beiden andern agirt hat. Die Honneurs oder Matadors, welche der Spieler und der Helfer, oder die beiden Gegner gemeinſchaftlich ha-

ben, ſchreiben ſie auch gemeinſchaftlich, das heißt, ein Jeder von ihnen, die Hälfte des dafür feſtgeſetzten Betrages, wenn auch A drei Könige, und C, ſein Helfer, nur einen gehabt hätte, oder B den Pagat, und D Mangur und Skys beiſammen. Wenn demnach vier Könige oder tous les trois fünfzig gelten, ſo ſchreiben beide Freunde in einem dieſer Fälle fünfundzwanzig. Hat aber einer der Spieler vier Könige oder tous les trois in der eigenen Hand vereiniget, ſo ſchreibt er ſich den beſtimmten Betrag allein gut, ohne den Helfer daran einen Antheil nehmen zu laſſen, vorausgeſetzt, daß er dieſe Honneurs oder Matadors nicht etwa in der Vorhand verpaßt hat. Die in manchen Geſellſchaften angenommene Gewohnheit, zehn Tarocks, jedoch nur im Dreier oder Solo, als Honneur gelten zu laſſen, rechtfertiget ſich in dieſer Art des Spiels, in welcher die Karten unter mehrere Individuen vertheilt ſind, mithin weit ſeltener zuſammen kommen, weit eher, als in dem Tarocktappen unter drei Perſonen; es verſteht ſich aber hier, daß der Betrag ſolcher neu geſchaffener Honneurs geringer ſeyn muß, als jener der vier Könige oder der tous les trois. Daſſelbe gilt von den Matadors und Königen vereiniget, die man gleichfalls in einigen Gegenden als Honneurs zählt, z. B. zwei Matadors und ein König, oder zwei Könige und ein Matador, drei; drei Könige und ein Matador, vier; zwei Matadors und drei Könige, fünf Honneurs; allein ſelbſt die fünf ernannten Honneurs dürfen weder in einer, noch weniger in zwei Händen ſitzend, und ſo viel zählen, als tous les trois oder vier Könige. — In der Art des Zählens findet von dem gewöhnlichen Tarocktappen eine Abweichung Statt, indem jedes Blatt nach ſeinem eigentlichen Werthe ohne Abzug gezählt wird. Hiernach gilt ein Stich mit König, Dame, Bube und Mangur ſechzehn Points; Cavall, Pagat und zwei leere Blätter zehn, vier Tarocks vier ꝛc., *weil jede einzelne* Karte, die nicht Figur oder Honneurs

iſt, für einen Point gerechnet wird. Das Spiel enthält auf dieſe Art einhundert und ſechs Points; dreiundfünfzig derſelben betragen Remis, und vierundfünfzig geben es um Eins gewonnen. Das Rufen eines Königs oder Tarocks ſteht, rückſichtlich des Conſolationsbetrages, wie auch die, gleichfalls hier doppelt zu rechnenden, gewonnenen oder verlorenen Points, mit dem Dreier in ganz gleichem Verhältniſſe, nur mit dem Unterſchiede, daß bei dem Letztern Gewinn oder Verluſt den Spieler allein trifft, bei jenem aber zugleich den Helfer, nämlich jeden die Hälfte. Alle übrigen hier nicht beſonders bemerkten Grundſätze des Königs- oder Tarockrufens kommen mit denen des gewöhnlichen Tarocktappens mit vierundfunfzig Karten vollkommen überein.

Das Tarocktappen unter zwei Perſonen, oder das ſogenannte Strohmandeln, wird ganz ſo wie das gewöhnliche Tappen unter drei Perſonen geſpielt, auch werden die Karten wie für drei Theilnehmer ausgegeben, nachdem die oberſten ſechs Blätter als Kaufkalon gelegt ſind. Die dritte fehlende Perſon iſt der Strohmann, deſſen Karten verdeckt in derſelben Reihenfolge, wie ſie gegeben wurden, liegen bleiben. Während nun die andern Beiden mit einander ſpielen, wirft ſich derjenige, welchem der Stich gehört, allemal das oberſte Blatt von der Karte des Strohmannes zu, das jedoch, wäre es auch der Skys, nicht ſticht, ſondern nur dem Empfänger des Stichs zu deſſen Vortheil zählt. Schmiert demnach der Strohmann zufälliger Weiſe dem Spieler viel Könige und Figuren, indeſſen dem Gegner auf ſeine Stiche nur Tarocks und leere Blätter fallen, ſo iſt das Spiel leicht zu gewinnen. Hierbei wirkt zwar weit weniger die Geſchicklichkeit, als der blinde Zufall, daher möchte dieſe Unterhaltung wohl nur von Leuten gewählt werden, denen das edle Piquetſpiel gänzlich unbekannt iſt, da es an Einſeitigkeit noch das veraltete Mariage und *jene neuere* Mißgeburt, Tatteln genannt, bei wei-

tem übertrifft. S. auch unter Spielkarte, Th. 158, S. 20.

Die Kunst, die Welt erlaubt mitzunehmen in den verschiedenen Arten der Spiele ꝛc. Nürnberg. 2r Th. S. 1769. S. 197 u. f.

G. W. von Abenstein. Neuester Spielalmanach für Karten-, Schach-, Brett-, Billard-, Kegel- und Ballspieler, zum Selbstunterrichte, nach den gründlichsten Regeln und Gesetzen. 3te verbesserte und mit neuen Spielen vermehrte Ausgabe. Berlin, 1830. S. 99 u. f.

Theoretisch-praktische Anleitung zur gründlichen Erlernung des beliebten Tarocktappenspiels, sowohl durch genaue Bestimmung aller Regeln und Freiheiten, als auch durch die Beobachtung und Auseinandersetzung mehrerer angeführter sehr schwieriger Beispiele. Viel verbesserte und mit einem Anhange über das König- und Tarockrufen vermehrte Auflage. Wien.

Neuestes allgemeines Spielbuch. Enthaltend der vollkommene Kartenspieler, in allen bekannten, beliebten, erlaubten, auch mehreren noch nirgends beschriebenen Kartenspielen. Wien, 1829. S. 64 u. f.

Tarockkarten, s. oben unter Tarock und Tarockspiel.

Tarockkartenhandel, der Handel mit den Tarockkarten, der in den Staaten, wo die Karten ein Regal der Krone sind, von Seiten der Regierung durch ein eigends dazu niedergesetztes Büreau betrieben wird, wo dieses aber nicht der Fall ist, da wird der Kartenhandel frei von den Fabriken betrieben, die ihre Waare dann in Kommission an Kaufleute geben. S. unter Spielkarten, Th. 158, S. 244 u. f. Man hat Tarockkarten mit verschiedenen Vorstellungen aus dem bürgerlichen Leben, sowohl in Holzschnitt, als Kupferstich, Scenen aus Lust- und Trauerspielen, Scenen der Jagd, Bergwerksaufzüge ꝛc. ꝛc. Auch hat man dergleichen *Karten mit goldenem* und silbernem Schnitte in Futte-

ral, mit Figuren, die mit Gold und Silber illuminirt worden ꝛc. ꝛc.

Tarockſpiel, ſ. oben, S. 206 u. f.

Tarnickel, ein nur in einigen Gegenden übliches Wort, eine Art kleiner Pflaumen zu bezeichnen, welche in andern Gegenden Turkelchen genannt werden. Der Name ſcheint ausländiſch zu ſeyn.

Tarolos, eine Türkiſche Silbermünze, die 552 Holländiſche As wiegt. Der Inhalt iſt 322 Holl. As feines Silber; der Gehalt 9 Loth 6 Grän, deren Werth nach dem 20 Florinfuße 21 Gr. 2 Pf. iſt.

Tarragone, ein weißer Spaniſcher Wein, der in Katalonien erzeugt, und über Barzellona ausgeführt wird.

Tarrare, eine Art Leinwand, welche ihre Benennung von dem in Beaujolois gelegenen Orte dieſes Namens hat, wo ſie verfertiget wird. Sie iſt $\frac{7}{12}$ Elle Pariſer Maaß breit.

Tarras, Tras, eine Art der Puzzolanerde, ſ. Th. 118, S. 619.

Tarre, Tare, eine kleine Silbermünze, die auf der Malabriſchen Küſte gangbar iſt, und nach unſerm Gelde etwa einen Dreyer beträgt.

Tarric, ein Getreidemaaß, welches in Pariſer Kubikzollen zu Algier 1007 enthält.

Tarrini, Tarini, eine Neapolitaniſche Silbermünze, die 91 Holl. As wiegt. Der Gehalt iſt 14 Loth 11 Gr.; ſie enthält 83 Holl. As fein Silber, und iſt nach dem 20 Florinfuße 5 Gr. 5 Pf. werth. Sie gilt 2 Karlins oder 20 Grains.

Tarſus, ein ſehr harter Marmor von weißer Farbe, welcher in Italien bei der Stadt Piſa, bei Maſſa, und in dem Fluſſe Arno bei Florenz angetroffen wird. Die Italieniſchen Glasmacher gebrauchen ihn, wenn ſie die Fritte zu Kryſtall machen wollen.

Tartane, im Schiffsbaue, ein unbedecktes Hochbeord im Mittelländiſchen Meere, kleiner als die Polake, da-

von ſie eigentlich nur eine Art iſt. Sie führt ungefähr zehn Mann, hat nur einen Maſtbaum, und einen Fock oder Bogſprit. Das Segel iſt Lateiniſch; bei ſchlechtem Wetter ſetzt ſie ein viereckiges auf.

Tartarey, Tatarey, Länder, welche in die kleine und in die große Tatarey abgetheilt werden. Unter jener verſteht man das Land der Europäiſchen Tataren, unter dieſer das der Aſiatiſchen Tataren. Die große oder Aſiatiſche Tatarey ſcheidet man noch in die kleine Bucharey, oder den öſtlich liegenden Theil, welcher unter China ſteht, und in die große Bucharey, welche weſtlich liegt, und mehrere unabhängige Staaten enthält, die durch Chans regiert werden. Beſonders wird die Dſchagatai oder freie Tatarey durch Chans regiert. Die Nomadenhorden ſtehen theils unter Starſchinen (Aelteſten), theils unter Erbmurſen (Fürſten). Man ſchätzt die Größe der freien Tatarey auf 32,000 Quadratmeilen, und ihre Grenzen ſind gegen Oſten das Chineſiſche Reich, gegen Süden Tibet, Kabul und Iran, gegen Weſten das Kaſpiſche Meer und Rußland, und gegen Norden Rußland. Die Lage iſt vom 67ſten Grade bis 90ſten Grade öſtlicher Länge, und vom 35ſten Grade bis 48ſten Grade nördlicher Breite. Das Land iſt eine hohe Gebirgsfläche, nördlich und weſtlich mit ausgedehnten Steppen, da das Land ſich beſonders nach dem Kaſpiſchen See abdacht. Im Süden und Südoſten thürmen ſich hohe Gebirge auf, als der Belut-Tagh (ein Theil des Mus-Tagh), von dem ſich weſtlich das Gebirge Pamer zieht, und der Hindukuſch, der auf einer Strecke die ſüdlichſte Grenze gegen Kabul macht. Das Hochgebirge erhebt ſich 10 bis 12,000 Fuß über dem Meere, und iſt mit ewigem Schnee bedeckt. Das Klima iſt verſchieden; einige Gegenden haben das milde Italieniſche Klima, oder das des ſüdlichen Frankreichs. Von Flüſſen ergießen ſich der Sir oder Sihon (Jaxartes), der

Amu-Darja (Oxus), der unter dem Namen Pani auf einem Gletscher bei Puschti-Kur, einer hohen Spitze des Belut-Tagh, entspringt, und an der nördlichsten Grenze von Balch den Namen Amu erhält, und der Kisil-Darja, der in den Aralsee fließt. Außer dem Kaspischen Meere und Aralsee giebt es noch mehrere Salz- und Steppenseen. Die Haupttheile der Tatarey sind: 1) Das Truchmenenland oder Turkmannenland, ein Theil der ehemaligen Landschaft Chowaresm, mit dem Hafen Mangischlak, einem der besten am Kaspischen Meere. — 2) Der Staat Chiwa, auch ehemals ein Theil von Chowaresm, ein ringsum von Steppen und Wüsten umgebenes Land, mit der Hauptstadt Chiwa. — 3) Turkhestan, die Heimath der Türken, mit dem Staate Taschkent und der ansehnlichen Handelsstadt gleichen Namens. — 4) Das Land Kokan, ehemals Ferghana genannt, mit der Hauptstadt Kokan, die Handel und Fabriken unterhält. — 5) Das Land der freien Kirgisen. — 6) Usbekistan oder die große Bucharey, mit den Haupt- und Handelsstädten Buchara, Samarkand und Fyzabad; in der Nähe der letztern Stadt sind berühmte Rubinengruben. — Die Einwohner der Tatarey sind Tataren, darunter findet man auch Tadschicks, Hindus, Zigeuner und Juden. Die Hauptreligion ist die Mohamedanische von der Sekte der Sunniten. Ihre Beschäftigung oder ihr Gewerbe ist Ackerbau und Viehzucht, und Handwerke und Handel, das heißt, der eine Theil lebt nomadisch, und der andere, der ansässige, treibt Gewerbe. — Produkte des Landes sind im Thierreiche Viehzucht aller Art, darunter Schaafe mit großen Fettschwänzen, Kameele, Speise- und Raubwild, Geflügel aller Art, Seidenwürmer, daher auch Seidenzucht. Aus dem Pflanzenreiche kommt vor: Getreide, Reis, Tabak, Sesam, Saflor, Mohn zum Opium, Obst, worunter vortreffliche Melonen, Flachs, Hanf, Wein, edle Süd-

früchte, Baumwolle, Rhabarber ꝛc. ꝛc. Aus dem Mineralreiche: Goldſand, Rubinen und andere Edelſteine, Queckſilber, Kupfer, Bley, Eiſen, Salz, Naphta ꝛc. ꝛc. In Hinſicht der Induſtrie ſteht die Weberkunſt oben an; denn die Bucharen liefern ſehr ſchöne Baumwollenzeuge, die ſie zu drucken und ſchön zu färben verſtehen; dann Seidenzeuge, Seidenpapier, Eiſen- und Kupfergeräth, Waffen, Silberzeug ꝛc. Sie beſitzen viele geſchickte Arbeiter, beſonders Steinſchleifer. — Zu der kleinen oder Europäiſchen Tatarey gehören die Crimmiſchen oder Perekopiſchen, Oczakowiſchen und Budziakiſchen Tataren, mit denen auch ein Theil der Kubaniſchen Tataren in Aſien verbunden iſt. Das Gouvernement Simferopol oder Taurien enthält größtentheils dieſe Ruſſiſchen Tataren.

Tartaren. Tataren, ein ehemals ſich weit verbreitendes und mächtiges Volk in Aſien, welches ſeine erſte Berühmtheit unter Temudſchin, mit dem Beinamen Dſchingis-Chan oder Zingis-Chan (des großen Chan oder Fürſten) im dreizehnten Jahrhunderte erlangte, und die zweite unter Tamerlan, auch Temur, Timur-Lenk (der Lahme), Timur-Bec genannt, im vierzehnten Jahrhunderte. Die Völker der großen Tatarey im Norden und Weſten von Aſien ſind, obgleich ſie einen gemeinſchaftlichen Urſprung haben, welches die Aehnlichkeit ihrer Geſtalt und Bildung, und die Gleichförmigkeit ihrer Gewohnheiten verräth, den Europäern zu verſchiedenen Zeiten unter verſchiedenen Namen bekannt geworden. Sie haben in den gedachten Ländern unter dem Namen der Hunnen, Türken, Mongholen, Tataren und Kalmücken geherrſcht, und herrſchen auch noch unter demſelben darin. Sie nannten ſich gewöhnlich nach dem Haupte ihrer Horden oder ihrer Stämme, und wenn der Chan oder Anführer einer Horde, eine andere unter ſeine Botmäßigkeit *brachte, ſo* nahm oft die überwundene Horde, theils aus

Nothwendigkeit, theils um ſich ihrem neuen Haupte gefällig zu machen, deſſen und ſeines Stammes Namen an. Der Name Tatar ward den Europäern durch die Griechiſchen Mönche, die als Miſſionaire zu ihnen gingen, eher, als der Name der Mongholen bekannt, weil ſie auf ihren Reiſen eher zu jenen, als zu dieſen kamen. Daher iſt es auch gekommen, daß die Europäer beiden den gemeinſchaftlichen Namen Tataren gegeben haben. Die Tataren ſollen ihren Namen von einem ihrer alten Heerführer Tatar angenommen haben; Einige leiten ihn von dem Fluſſe Tatar, deſſen Daſeyn aber von Andern geleugnet wird, her. Die Tataren wollen Alle von Japhets älteſtem Sohne, Türk, abſtammen, und nach ihrem Vorgeben, daß Japhet denſelben auf ſeinem Sterbebette zum Haupte ſeiner Familie gemacht habe, ſchätzen ſie ſich auch höher als ihre Nachbarn, die von deſſen jüngern Brüdern abſtammen. So zerſtreut auch die Tataren in Aſien und Europa wohnen, ſo haben ſie doch die Sprache, die Geſichtsbildung und einige Gewohnheiten mit einander gemein. Die ächten Tataren, das heißt, die ſich rein in ihrer Nation zu erhalten gewußt haben, ſind von mittelmäßiger Größe und ſtarkem Knochenbaue; ſie haben ein ovales, aber flaches Geſicht, eine mehr ſchwarzbraune, dabei aber lebhafte, friſche Geſichtsfarbe, ſchwarze und lebhafte, jedoch kleine Augen, einen kleinen Mund, eine Habichtsnaſe, und ſchwarzes, etwas ſtruppiges Haar; ſie haben einen beſcheidenen ſchüchternen Anſtand, der ihrem ſchlanken Körperbaue ſehr viel Gefälliges giebt. Das weibliche Geſchlecht hat einen angenehmen Wuchs, eine muntere Geſichtsfarbe, und einnehmende Geſichtszüge, ſo daß es demſelben nicht an Reizen fehlen ſoll, um die Männer anzuziehen. Dieſe edle Form iſt jedoch nur, wie ſchon oben bemerkt worden, bei den ächten Tataren anzutreffen, bei Vielen iſt ſie aber durch Vermiſchung mit andern Völkern verloren gegangen. Ihre

hat, und ſich auch noch aus ſeinen Sklavinnen ſo viele Beiſchläferinnen wählen, als es ihm beliebt. Die Kinder, ſowohl von jenen, als von dieſen, werden beide als rechtmäßig betrachtet, und haben gleiches Recht auf das Erbe ihres Vaters; doch wenn der Vater Chan oder Haupt einer Horde geweſen iſt, ſo haben die Söhne der eigentlichen Frau vor denen der Beiſchläferinnen in der Succeſſion oder Nachfolge den Vorzug. Der Vater iſt der Souverain ſeiner Familie, und nichts gleicht der Ehrfurcht, welche ihm die Kinder zu bezeugen gewohnt ſind; aber um ſo geringer iſt ihr Reſpekt gegen die Mutter. Wenn der Vater ſtirbt, ſo müſſen die Kinder einige Tage hindurch ſeinen Tod beweinen, ſich alles Vergnügens entziehen, und einige Monate den Umgang mit ihren Frauen meiden. Dann müſſen ſie auch noch des Jahres einmal bei dem Grabe des Vaters ihre Andacht verrichten, welches aber von den heidniſchen Tataren mehr, als von den Mohamedaniſchen beobachtet wird. Dieſe Letzteren begraben zugleich mit dem Verſtorbenen ſein beſtes Pferd und ſeine koſtbarſten Sachen, damit er ſolche in der andern Welt gebrauchen könne. Als die Mongholen und Tataren unter Dſchingis Chan und ſeinen Nachfolgern bei ihrer Ueberziehung von Aſien, die Schätze von Perſien, von dem Königreiche Kaſchgar, der Bucharey, von Indien und China raubten, ſo konnten ſie ihren Todten auch Gold und Silber mitgeben. Man hat daher in der großen Tatarey, gegen die Grenze von Sibirien hin, viele Grabmäler, und in denſelben, nebſt den Gerippen von Menſchen und Pferden, auch Ringe und andere Koſtbarkeiten von Gold und Silber gefunden. Die Schwediſchen Gefangenen in Sibirien zogen in großen Haufen aus ſie aufzuſuchen, und eben ſo machten es auch die Ruſſen, bis die Kalmücken, die es nicht leiden wollten, daß man die Gräber weit in ihr Land hinein aufſuche und beraube, viele dieſer Schatzgräber oder Schatzaufſucher hin und wieder todt ſchlugen.

— Die Tataren, ſo unwiſſend ſie auch ſonſt ſind, haben doch eine genaue Kenntniß von den Stämmen, dazu ſie gehören; denn jeder Stamm hat ſein beſonderes Haupt, Murſa oder Mirza genannt; ſeine Würde iſt gleichſam ein Seniorat, und fällt jedesmal auf die Aelteſten von den Nachkommen des erſten Murſen ſolches Stammes. Der Murſe hat den Zehnten von allem Viehe und von aller Beute. Alle Familien eines Stämmes machen ein Lager und eine Horde aus, von der ſich Keiner ohne des Murſen Erlaubniß entfernen darf. Alle Murſen mit ihren Stämmen ſtehen dann wieder unter einem gemeinſchaftlichen Haupte, dem Chan, deſſen ganze Macht, Reichthum und Größe, in der Menge und Stärke der Murſen und Stämme beſteht, über welche er herrſcht. — Die Kriege, die ſie führen, geſchehen zu Pferde; von Fußvolk wiſſen ſie nichts. Bogen und Pfeile ſind ihre beſten Waffen, deren ſie ſich ſo geſchickt im Angreifen, wie im Fliehen bedienen. Zum Handgemenge kommen ſie nicht gern, ſondern glauben ihre Rechnung beſſer zu finden, wenn ſie den Feind in der Entfernung anfallen, wozu ihnen die Schnelligkeit ihrer Pferde beſonders nützlich iſt. Ihre liebſte Beute, die ſie machen, ſind Gefangene, die ſie theils als Sklaven behalten, theils ihren Nachbaren verkaufen. Oft beginnen ſie nur einen Krieg, um Gefangene machen zu können. Dieſer Sklavenhandel macht allein ihren Reichthum aus, und er geht bei den Circaſſen, den Nogaiſchen und Dageſtaniſchen Tataren ſo weit, daß ſie in Ermangelung anderer Sklaven einander die Kinder rauben, und ſie, wie auch wohl ihre eigenen Frauen, wenn ſie nicht mit ihnen zufrieden ſind, verkaufen. Beſonders haben bei den Circaſſen die ſchönſten Mädchen das traurige Schickſal, von ihren Eltern verkauft zu werden.

Dieſes iſt nun ein Umriß des ganzen Volks, Tataren genannt, nun noch Einiges über die einzelnen Stämme deſſelben. Wie ſchon oben bemerkt worden,

ſtehen die Tataren zum Theil unter den Ruſſen, zum Theil unter den Chineſen, und zum Theil bilden ſie ein ganz freies Volk, welches von Murſen und Chans regiert wird. Unter den Letzteren, den freien Tataren, ſind die Usbeken in der großen Bucharey die mächtigſten; ſie bekennen ſich zur Mohamedaniſchen Religion, und werden für die geſitteſten unter den Tataren gehalten, obgleich ſie eben ſo gut vom Raube leben, als die Uebrigen. Sie liegen in beſtändigem Kriege mit ihren Grenznachbaren, beſonders mit den Kabuliſtanern, und ſtreifen in die ſchönen Ebenen der Provinz Khoraſan; in das Gebiet des Großmoguls können ſie aber wegen der hohen Gebirge, die dazwiſchen liegen, nicht ſtreifen, worüber ſie mit ihren Pferden nicht kommen können. Ihre Sprache iſt ein Gemiſch der Perſiſchen, Türkiſchen und Mongholiſchen. Männer und Frauen ſind faſt auf Perſiſch, aber nicht ſo nett gekleidet. Ihre Waffen ſind, wie die der übrigen Tataren, Säbel, Lanzen, Pfeile und ungewöhnlich große Bogen. Sie behaupten die tapferſten unter allen Tataren zu ſeyn, welches man nicht in Abrede ſtellen will, aber nicht die fleißigſten; denn obgleich ihr Land ſehr fruchtbar iſt, ſo ſind ſie doch ſo faul, daß ſie lieber auf den Raub ausgehen, als dasſelbe bauen; ſie ſind daher auch Nomaden und Halbnomaden, welche im Lande umherſtreifen und ihre Nachbaren beunruhigen. Deshalb müſſen auch die Tadſchiks, die Urbewohner des Landes, die gewöhnlich Bucharen genannt werden, den Ackerbau und den Handel treiben. Dieſe machen die dienende Klaſſe aus, und betreiben auch Handwerke. Reis und Pferdefleiſch ſind die beliebteſten Gerichte der Usbeken, und ihr Getränk beſteht in Kumiß und Arack, welches ſie Beides aus Pferdemilch machen. Diejenigen von ihnen, welche ſich von der Viehzucht nähren, liegen unter Hütten, wie ihre Nachbaren die Kalmücken, und ziehen von *einer Gegend zur* andern, ſo wie die Jahreszeiten ſich

— Die Tataren, ſo unwiſſend ſie auch ſonſt ſind, haben doch eine genaue Kenntniß von den Stämmen, dazu ſie gehören; denn jeder Stamm hat ſein beſonderes Haupt, Murſa oder Mirza genannt; ſeine Würde iſt gleichſam ein Seniorat, und fällt jedesmal auf die Aelteſten von den Nachkommen des erſten Murſen ſolches Stammes. Der Murſe hat den Zehnten von allem Viehe und von aller Beute. Alle Familien eines Stammes machen ein Lager und eine Horde aus, von der ſich Keiner ohne des Murſen Erlaubniß entfernen darf. Alle Murſen mit ihren Stämmen ſtehen dann wieder unter einem gemeinſchaftlichen Haupte, dem Chan, deſſen ganze Macht, Reichthum und Größe, in der Menge und Stärke der Murſen und Stämme beſteht, über welche er herrſcht. — Die Kriege, die ſie führen, geſchehen zu Pferde; von Fußvolk wiſſen ſie nichts. Bogen und Pfeile ſind ihre beſten Waffen, deren ſie ſich ſo geſchickt im Angreifen, wie im Fliehen bedienen. Zum Handgemenge kommen ſie nicht gern, ſondern glauben ihre Rechnung beſſer zu finden, wenn ſie den Feind in der Entfernung anfallen, wozu ihnen die Schnelligkeit ihrer Pferde beſonders nützlich iſt. Ihre liebſte Beute, die ſie machen, ſind Gefangene, die ſie theils als Sklaven behalten, theils ihren Nachbaren verkaufen. Oft beginnen ſie nur einen Krieg, um Gefangene machen zu können. Dieſer Sklavenhandel macht allein ihren Reichthum aus, und er geht bei den Circaſſen, den Nogaiſchen und Dageſtaniſchen Tataren ſo weit, daß ſie in Ermangelung anderer Sklaven einander die Kinder rauben, und ſie, wie auch wohl ihre eigenen Frauen, wenn ſie nicht mit ihnen zufrieden ſind, verkaufen. Beſonders haben bei den Circaſſen die ſchönſten Mädchen das traurige Schickſal, von ihren Eltern verkauft zu werden.

Dieſes iſt nun ein Umriß des ganzen Volks, Tataren genannt, nun noch Einiges über die einzelnen Stämme deſſelben. Wie ſchon oben bemerkt worden,

ſein ganzes Land; der Chan iſt daher gezwungen, wenn er ſich ihrer in ſeinem Dienſte bedienen will, ſie pünktlich zu bezahlen. Die Truchmenen haben keinen Chan, ſondern nur Murſen oder Fürſten, unter denen ſie ſtehen, und von denen ſie bei vorfallenden Streitigkeiten Einen zum Richter wählen. Sie ſind Mohamedaner und bezahlten ehemals dem Kalmückiſchen Chan Tribut. Als ſie im Jahre 1743 durch die Perſer und die Sengariſchen Kalmücken ſehr ins Gedränge kamen, ſchickten ſie an den Chan der Ruſſiſchen Kalmücken Donduck Ombo, und wollten ſich mit 30,000 Familien unter die Ruſſiſche Herrſchaft begeben, doch ehe ſie aufgenommen wurden, ließen ſie ſich wieder davon abwendig machen. Im Gebiete der Kalmücken unterhalb des Bogda, am Rande der Steppe haben zu Saskol die Truchmeniſchen Tataren, die ſich den Kalmücken unterworfen haben, ihre Wohnung aufgeſchlagen. Einige wollen, daß dieſe Truchmenen von dem Saiſang Chorliuk, welcher im Jahre 1593 nach Chriſti Geburt aus der Mongholey nach Rußland mit 50,000 Kibitken zuerſt kam, unterwegs angehalten und dreihundert Familien mit ſich genommen habe; Andere wollen dagegen, daß dieſes erſt Ajuka Chan weit ſpäter bewerkſtelliget habe, und nur ſeit ſeiner Regierung verrichte dieſes Volk bei den Kalmücken Sklavendienſte. Dieſe Truchmenen führen ganz eine Kalmückiſche Lebensart und bekennen ſich zur Mohamedaniſchen Religion. Sie reden eine beſondere Tatariſche Sprache, die aber von den Aſtrachanſchen Tataren verſtanden wird. Sie ſind lang von Wachsthume, und die Farbe ihres Geſichts iſt nicht gelbbraun, ſondern weiß. Sie ſcheeren ihren Kopf wie die Aſtrachanſchen Tataren, und ſind auch wie dieſe gekleidet. Es giebt unter ihnen viele Künſtler, und ſie haben durchgängig den Ruhm guter Oekonomen; auch ſind ſie reicher, als die Kalmücken, und im Streite geübter.—

Die Tataren von Chiva ſind Nachbarn der Turko-

mannen, der Karakalpaken, der Kirgiskosaken und der Bucharen. Ihr Chan hat seine Residenz in der Stadt Chiva. Seine meisten Unterthanen sind Usbeken, und die Anzahl aller in seinem Reiche beläuft sich auf 300,000. Die Handelskaravanen aus der Bucharey, aus Padakschan und andern Orten nach Orenburg in Rußland, müssen durch sein Land. Der Persische Schah Nadir nahm 1740 Chiva mit Sturm ein, und besetzte es; allein nach dessen Tode jagten die Chivaner die Persische Besatzung wieder hinaus, und sie sind nun wieder unabhängig. — Die Tataren von Turkhestan oder die Turkhestaner, haben Aehnlichkeit mit ihren Nachbarn, den Kalmücken; sie haben eine unförmliche Gestalt, ein breites und plattes Gesicht, braune Gesichtsfarbe, kleine schwarze Augen, die ihnen, wie den Kalmücken, im Kopfe stehen, und ihre schwarzen storren Haare schneiden sie bis vier Finger breit vom Kopfe ab, und tragen runde Mützen von Tuch oder Filz, mit Rauchwerk eingefaßt. Ihre Kleidung besteht in Kattunhemden, Beinkleidern von Schaffellen, einem durchgenäheten baumwollenen Unterkleide, worüber sie im Winter lange Röcke von Schafsfellen tragen, die sie im Sommer zu Matratzen gebrauchen. Stiefel macht sich ein Jeder von Pferdeleder selbst. Ihre Waffen sind Säbel, Bogen, Pfeile und Lanzen, Feuergewehr ist bei ihnen, wie bei den andern Tataren, wenig im Gebrauche. Ihre Weiber kleiden sich fast wie die Kalmücken. Obgleich diese Tataren schöne Landstriche bewohnen, die sich zur Kultur eignen, so treiben sie doch lieber Räubereyen, und bauen nur so viel Land an, als sie schlechterdings zu ihrem Unterhalte gebrauchen, welches nur sehr wenig beträgt, weil das Brod bei ihnen nicht gebräuchlich ist, und ihre Herden nebst der Jagd ihnen die vornehmste Nahrung geben. Sie leben größtentheils unter Zelten, und sind in beständigem Kriege mit ihren Nachbaren. Die Usbeken sind die Einzigen, mit denen sie,

obgleich gezwungen, in gutem Vernehmen ſtehen. Im Winter ſtreifen ſie an der einen Seite auf das Gebiet der Kalmücken, und an der andern Seite auf das Gebiet der Koſacken am Jaik, gegen die Nogaiſchen Tataren, und die unter dem Ajuka-Chan ſtehenden Kalmücken. Im Sommer ziehen ſie oft bis über das Adlergebirge, nach den Quellen des Jaik hin, und ſtreifen bis nach Sibirien, im Weſten des Fluſſes Irtiſch. Die Sklaven, die ſie machen, verkaufen ſie in Khariſſem und in der Bucharey; ſie ſind Mohamedaner, haben aber weder Alkoran, noch Mullas oder Prieſter. Ihr Chan wohnt im Winter in der Stadt Taſchkent, und im Sommer hat er ſeinen Sitz am Fluſſe Sirth, an den Kalmückiſchen Grenzen. Ihre einzelnen Murſen oder Fürſten laſſen dem Chan wenige Gewalt. Die Karakalpaken ſind ihre getreueſten Bundesgenoſſen, von welchen ſie gewöhnlich auf ihren Streifzügen begleitet werden. Von 1733 bis 1742 ſind dieſe Tataren den Ruſſen unterworfen geweſen, ſie haben ſich indeſſen wieder frei zu machen gewußt; doch ſind ſie dem Chan von Kokan unterworfen. Sowohl dieſes eben erwähnte Land, als auch das vorher angeführte und beſchriebene, wird von Usbeken, Buchären, Turkomannen, Kirgiſen und Juden bewohnt. — Die Kirgiſen ſind aus Sibirien nach dem Jaik hingezogen, und haben ſich unter den Sengariſchen Kalmücken aufgehalten; ſie wohnen bis nach dem Kaſpiſchen Meere hin, und mit ihnen haben ſich verſchiedene andere Tatariſche Geſchlechter vereiniget. Die freien Kirgiſen wohnen nordöſtlich vom Aralſee, und bilden eine große Orde unter einem Chan, die mittleren und kleinen ſtehen unter Ruſſiſchem Schutze; ſie bewohnen keinen aneinanderhängenden Landesſtrich, und haben auch in neuern Zeiten die Karakalpaken oder Schwarzmützer, Halbnomaden aus ihrem Lande öſtlich vom Aralſee vertrieben, die daher jetzt *zerſtreut in Chiva* und in der Bucharey leben. Die Kir-

giſen haben oft Streit mit ihren Nachbarn, den Turkomannen, ſo auch mit den andern in ihrer Nähe wohnenden Stämmen. Ueber die Kirgiſen findet man das Nöthige Th. 39, S. 1 u. f.

Von den unfreien oder unter Fremdherrſchaft lebenden Tataren kommen vor: die Tataren von Dagheſtan, an der Weſtſeite des Kaſpiſchen Meeres, unter Ruſſiſcher Herrſchaft. Dieſe Tataren gleichen den Kalmücken am mehrſten, ſind gleichfalls Mohamedaner, bemühen ſich aber ſehr wenig den Koran zu halten. Die Sorge für ihr Vieh überlaſſen ſie ihren Weibern und Sklaven; ſie ſelbſt aber lauern den ganzen Tag auf Raub, und dieſer Raub beſteht in Weibern und Kindern aus Circaſſien, Georgien und andern benachbarten Ländern; werden ſie kräftig aus dieſen Ländern zurückgewieſen, ſo ſtehlen ſie ſelbſt einander Weiber und Kinder weg, und bringen ſie in die Perſiſchen und Ruſſiſchen Städte Erivan, Tiflis und Derbent zum Verkaufe. Sie haben verſchiedene kleine Fürſten, die ſich Sultane nennen, aber eben ſo große Freibeuter ſeyn ſollen, als ihre Unterthanen. Sie wählen ſich unter dieſen Sultanen einen gemeinſchaftlichen Chan, den ſie den Namen Schemchal geben. Die Stadt Boinak iſt ſeine Reſidenz, zuweilen wohnt er auch zu Tarku oder Tarchu. Die faſt unerſteiglichen Gebirge, die ſein Land umſchließen, ſind die beſten Schutzwehren gegen ſeine Nachbaren; indeſſen lief er doch ſchon früher in Gefahr, unter Rußlands Herrſchaft zu gerathen. Die Stadt Terki war ehemals die letzte Grenzfeſtung der Ruſſen gegen Dageſtan. Schon Peter der Große drang in ſeinen Perſiſchen Feldzügen im Jahre 1722 viel weiter, und legte zwanzig Werſte von Derbent, am Fluſſe Sulack, einen neuen Grenzort Swätoikreſt an, deſſen Bau der Aufruhr des Schemchals 1725 nicht hindern konnte. Der Bau wurde 1728 fertig, die Beſatzung von Terki hierher verlegt, und dieſer Ort be-

molirt. Vermöge des Grenztraktats von 1736 mit dem Schah Nadir mußten die Ruſſen Swätoikreſt ſchleifen und verlaſſen, an deſſen Statt von ihnen die Grenzfeſtung Kislar, am Fluſſe Terek, erbaut wurde. Nach dem 1813 zwiſchen Rußland und Perſien geſchloſſenen Frieden kam Dagheſtan unter Ruſſiſche Herrſchaft, ſo wie überhaupt ſämmtliche auf der Kaukaſiſchen Landenge zwiſchem dem Schwarzen und Kaſpiſchen Meere, und den Flüſſen Terek und Kur gelegenen Länder. — Rußland herrſcht über eine ſehr große Menge Tataren. In Sibirien ſind ſie das zahlreichſte Volk, und bewohnen daſelbſt die ſüdlichen und beſten Gegenden der Flüſſe Tobol, Irtiſch, Obv, Tom und Jeniſey, nebſt den dazwiſchen liegenden Steppen oder flachen dürren Feldern. Die meiſten haben den Zunamen von den Flüſſen, Städten und Gegenden, welche ſie bewohnen; ſie ſind theils Heiden, theils Mohamedaner. Einige von ihnen ſind auch von den Ruſſen getauft worden. Die ehemaligen Tatariſchen Königreiche Kaſan und Aſtrachan, die jetzt die Gouvernements Aſtrachan und Kaſan des Aſiatiſchen Rußlands bilden, haben auch viele Tataren zu Einwohnern. Dieſe Tataren, welche ſich in ihrer Sprache Nagai nennen, von den Ruſſen aber Jaſſakiſche oder Jaſſaſchnije Tatarn genannt werden, kommen in ihrer Geſichtsbildung mit den Kalmücken ſehr überein; ſie haben einen breiten platten Kopf, breite dicke Backen, und ein ſpitzes Kinn; ihr Bart iſt kurz und dünn, ihre Ohren groß und vom Kopfe abſtehend, die Naſe dagegen klein und platt, und die Geſichtsfarbe dunkelgrau; ſie ſind von mittelmäßiger Größe, aufrecht und nicht allzudick. Junge Leute tragen kurze, nach Art der Koſaken geſchorene Haare, und ſcheeren ſich den Bart entweder ganz ab, oder laſſen einen Stutzbart ſtehen; alte Leute halten dagegen den Bart in Ehren, ſcheeren ihren Kopf ganz, und bedecken den Wirbel mit einem kleinen Käppchen, über welches

ſie die Mütze aufſetzen. Die Kleidung dieſer Tataren iſt die gewöhnliche Orientaliſche, und von der Koſakiſchen wenig unterſchieden. Das Frauenzimmer trägt oft Ohrgehänge, und ſilberne und goldene, manchmal mit Perlen oder Edelſteinen ausgezierte Ringe, welche ſie in der Naſe, die zu dieſem Zwecke durchbohrt wird, anhängen. Sie bekennen ſich zur Mohamedaniſchen Religion und zur Sunniſchen Sekte derſelben. Wenn die Ramaſanfaſten vorbei ſind, ſo begeben ſie ſich am erſten Tage des zehnten Monats Sjawwal, den Mohamed zum Almoſengeben beſtimmt hat, aufs freie Feld, und beten mit gegen Mittag gerichteten Angeſichtern daſelbſt gemeinſchaftlich. Nach den verſchiedenen Gebetsformeln fallen ſie entweder auf die Erde nieder, oder werfen ſich auf die Knie, oder ſtehen auch gerade, welches bei der ganzen Verſammlung ſo pünktlich geſchieht, als die Bewegungen eines ganzen wohl exercirten Regiments von Soldaten. Nach der Endigung des Gebets hält der Oberprieſter von einem dazu beſonders aufgeſtellten Katheder eine Rede, darauf wenden ſich die andächtigen Tataren zu ihm, küſſen ſeine rechte Hand, und legen ſie an ihre Stirn. Reiche Tataren finden ſich bei ihm mit Chalatten oder Sommer-Ueberröcken ein, und behängen damit ſeine Schultern. Sie haben dreierlei Gattungen von Prieſtern, unter denen der vornehmſte der Kaſy iſt, auf welchen die Mullas, und dann die Abys folgen. Der Kaſy erhält ſeine Würde durch das Recht ſeiner Geburt, wird aber dennoch bei dem Antritte ſeines Amtes als ein ſolcher öffentlich erklärt und ausgerufen. Er entſcheidet alle Religionsangelegenheiten, und iſt der Richter der übrigen Prieſter. Die Mullas ſind die ordentlichen Prieſter, von denen ein Jeder ſeine eigene Metſched hat; ſeine Verrichtung iſt, in derſelben zu beten, aus dem Koran Stellen vorzuleſen, der Beſchneidung der Kinder beizuwohnen, und denſelben Namen zu geben, und die Hochzeitceremonien und Beer-

digungen zu beſorgen. Die Abys ſind die Küſter, die von den Thürmen der Metſcheden zum öffentlichen Gebete einladen, auch wohl von denſelben etwas aus dem Koran vorleſen; ſie leiſten den Mullas in den Kirchen Dienſte. Beide ſind von allen Abgaben und Polizeybeſchwerden befreit, und ihre Aemter ſind gute Pfründen, die etwas einbringen, und die Geſchenke der Reichen ſind auch anſehnlich. — Bei den Gebärenden vertritt die Stelle der Hebamme entweder die Mutter der Gebärenden, die Mutter des Mannes, oder eine geübte Anverwandtin. Gleich nach der Geburt erſcheinen bekannte Weiber, und legen ihre Glückwünſche ab, und nach einigen Tagen findet ſich ein Prieſter ein, der nach verrichtetem Gebete dem neugebornen Kinde einen Namen giebt, bei welcher Feierlichkeit reiche Leute ein Gaſtmahl geben. Wenn ein Knabe ſein achtes oder zehntes Jahr erreicht hat, ſo wird die Beſchneidung mit ihm vorgenommen, bei welcher ein Prieſter, ein Wundarzt, und ein Paar gute Freunde des Hauſes zugegen ſind, die ſich, ohne Begleitung der Eltern, in das Zimmer begeben, wo der Knabe iſt, wo dann der Prieſter mit einem Gebete den Anfang macht, das Kind durch Liebkoſungen zu gewinnen ſucht, ihm die Augen verbindet, worauf der Wundarzt ſogleich mit einer dazu beſtimmten hölzernen Scheere den Rand der Vorhaut des männlichen Gliedes ergreift, mit einem Meſſerchen etwas von derſelben abſchneidet, und die Wunde mit der Aſche verbrannter Baumwolle beſtreut. Viele Knaben geneſen gleich, und können auch ſchon den andern Tag wieder herumgehen, bei andern aber, wo die Geſchwulſt und Vereiterung hinzukommt, dauert die Heilung manchmal ein Paar Wochen. Vor dem funfzehnten Jahre müſſen alle Tataren beſchnitten werden, da es nach dieſer Zeit nicht mehr angeht. Ein Unbeſchnittener wird für unrein gehalten, wenigſtens darf er kein Vieh ſchlachten, und wäre dieſes geſchehen, ſo iſt es verboten, das

Fleiſch davon zu eſſen. — Bei den Hochzeiten dieſer Tataren giebt es viele bemerkenswerthe Ceremonien, die aber auch alle mit anſehnlichen Ausgaben verbunden ſind. Die Bewerbung geſchieht oft viele Jahre vor der Hochzeit, und zuweilen zwiſchen vier bis acht Jahren. Haben ſich die Eltern für ihren Sohn eine Braut ausexſehen, oder iſt derſelbe ſelbſt im Stande geweſen, dieſes für ſich zu thun, ſo wird eine alte Frau zu den Eltern der Braut geſchickt, die das Verlangen anbringt, und die Eltern der Braut zugleich befragen muß, wie groß das Geſchenk ſeyn ſoll, welches ſie von dem Bräutigam verlangen. Gefällt der Tochter der Mann, gefallen die neuen Anverwandten, ſo wird das Kalim oder Geſchenk beſtimmt, und die Matrone unterhandelt auf beiden Seiten, bis man eins wird. Dieſes Kalim iſt nach den Umſtänden der zu Verlobenden ſehr verſchieden; denn oftmals koſtet eine Braut einige hundert, oft aber nur zehn Rubel. Außer dem Gelde iſt der Bräutigam auch verpflichtet, noch andere Geſchenke zu machen, wozu ihm ſeine Freunde aber beiſteuern. Am Tage, wo der Bräutigam der Braut das Kalim einhändigen ſoll, wird eine Feierlichkeit angeſtellt, und beiderſeitige Freunde und Freundinnen eingeladen, die ſich oft in ſo großer Menge einfinden, daß ſie im Hauſe ſelbſt nicht Platz genug finden würden, wenn man nicht rings herum um daſſelbe Zelte errichtet hätte. Wenn die Braut erwachſen iſt, begiebt ſie ſich zu ihren Freundinnen, und nimmt mit verhülltem Angeſichte in dem letzten Winkel der Verſammlungsſtelle einen Platz ein; bei dem Bräutigam dagegen haben ſich junge Leute männlichen Geſchlechts, in der Abſicht munter zu ſchmauſen, verſammelt. Hierauf wird das Kalim gebracht, und demſelben Weitzenmehl, Reis, Butter, eine große Menge rohen und gebratenen Fleiſches, Leinwand, Roſinen, Zucker, Confitüren und andere Kleinigkeiten beigefügt, alles zuſammen mit wollenen oder ſeidenen Teppichen

bedeckt. Pfeifer und Trommelſchläger von einer Anzahl Jünglinge begleitet, machen den Anfang des Aufzuges, darauf folgt das zierlich ausgerüſtete Pferd des Bräutigams, von einem Bedienten oder Anverwandten geführt; dann die Geſchenke, von denen die Eßwaaren unter die Gäſte ausgetheilt, und das Uebergebliebene hernach von denſelben mit nach Hauſe genommen wird. Drei Tage nach dieſer Feierlichkeit iſt ein anderes Feſt, an welchem der Bräutigam von ſeinen Schwiegereltern traktirt wird, nach deren Wohnung er unter Pauken- und Pfeifenſchall, von ſeinen Freunden begleitet, zieht, und dann mit einer Mahlzeit empfangen wird, nach deren Endigung er in dasjenige Zimmer geht, in welchem die Braut mit ihren Freundinnen ſich befindet, um ihr daſelbſt durch Muſikanten das Lob ſeiner Schwiegereltern unter ſpielenden Inſtrumenten abſingen zu laſſen. Die Braut enthüllt ſich aber nicht, und er zieht bald darauf mit ſeiner Begleitung wieder nach Hauſe. Oft verfließen viele Jahre nach der Verlobung, ehe die wirkliche Hochzeit erfolgt, beſonders wenn die Verlobten noch nicht das gehörige Alter erreicht haben, um eine Heirath zu ſchließen, iſt dieſes aber nicht der Fall, ſo dauert es kaum ein halbes oder ganzes Jahr, während welcher Zeit der Bräutigam die Geſellſchaft ſeiner Schwiegereltern und deren Anverwandten ſorgfältig vermeiden muß; dagegen iſt es ihm erlaubt, ſeine Braut ſo oft zu beſuchen, als er will, da es dann nicht bei demſelben allein bleibt, ſondern oft ſchon vor der Hochzeit das Brautbett beſtiegen wird. Ja es iſt dem Bräutigam ſogar erlaubt, vor derſelben mit ſeiner Braut in einem Bette zu ſchlafen, wo er aber von alten Weibern mit angezündeten Fackeln bewacht wird, und dieſe ihm beſchwerlichen Hüterinnen nur mit einigen Rubeln aus dem Wege ſchaffen kann. Unterdeſſen werden die Hochzeitskleider der Braut von ihren Eltern zugerüſtet, und *der Jümaling* ſucht den nicht ganz bezahlten Kalim zu-

sammenzubringen; sobald aber dieselbe ganz bezahlt ist, wird der Tag zur Hochzeit bestimmt, an welchem die Eltern der Braut ihre Verwandte und Freunde, einige Mullas, die Reichen selbst den Kasy einzuladen pflegen, und eine große Anzahl Mädchen nöthigen, der Braut Gesellschaft zu leisten. Ist nun die Gesellschaft beisammen, so geht der Bräutigam mit einem seiner klügsten Freunde nach dem Hause seines Schwiegervaters, und bleibt, gleichsam als wenn er nicht wüßte, was daselbst vorgeht, an der Thür stehen und lauscht, oder sieht durch die Fenster oder eine andere Oeffnung, um zu erfahren, was dieses zu bedeuten habe, und schickt in dieselbe seinen Freund als Deputirten und Fürsprecher ab. Der eingeladene Mulla oder einer von denselben betet hierauf, stattet seinen Glückwunsch ab, und fragt den Abgesandten: ob die Braut dem Bräutigam gefalle? Bekömmt er eine bejahende Antwort, so schickt er den Küster oder den Abys an die Braut ab, und läßt sich bei derselben erkundigen, ob sie den Bräutigam liebe, und ob sie nicht gezwungener Weise oder auf Befehl ihrer Eltern sich in den Ehestand begebe? Kommt nun eine Antwort zum Vortheile des Bräutigams zurück, so fragt der Priester den Abgesandten: auf welche Bedingung der Bräutigam zu heirathen gedenke, und nachdem er sich auch diese bekannt gemacht, so will er von den Schiedsrichtern auf Seiten der Braut wissen, was für eine Geldstrafe solche dem Bräutigam auferlege, wenn er seine zukünftige Frau auf eine ungeziemende Art behandeln, ihr die nöthige Nahrung und Kleidung entziehen, oder auch im Ehebruche ertappt werden sollte. Nach der Beschaffenheit des Bräutigams und der Braut besteht diese Strafe in 50 bis 100 Rubel; sollte sie dem Abgesandten des Bräutigams zu hoch vorkommen, so unterhandelt man so lange, bis man einig wird, der Priester spricht wiederum einige Gebete, und so geht der wesentlichste Theil der Hochzeitsfeierlichkeiten damit zu

Ende. Der Bräutigam geht wieder nach Hauſe, die bei den Eltern verſammelten Gäſte eſſen und trinken, die Braut macht ſich mit ihren Freundinnen luſtig, man muſicirt, man tanzt, und dieſe Fröhlichkeit dauert drei Tage lang; am dritten, mitten in der Nacht, bringt die Matrone, welche die Eheſtiftung zu Wege gebracht, die Braut in das Haus des Bräutigams, und führt ſie gerade in das Schlafgemach, wohin ſich dann auch der neue Ehemann verfügt. Sie legen ſich mit einander ins Bett, und dürfen drei Tage lang ohne die größte Noth nicht ihr Zimmer verlaſſen. Die Freunde des Bräutigams machen ſich unterdeſſen in ſeinem Hauſe luſtig; ein Gleiches geſchieht auch bei den Eltern der Braut, bis ſich am Morgen des vierten Tages die Hochzeitsgäſte zum letzten Male verſammeln, und mit einem Trunke Branntwein dem ganzen Feſte ein Ende machen. Eine neu vermählte Tatariſche Frau darf ihr Schlafzimmer nicht verlaſſen, ehe ſie geboren hat, und alſo müſſen ſich die Unfruchtbaren gefallen laſſen, zwei bis drei Jahre lang in demſelben zu verbleiben. Die Vielweiberey iſt, wie bei allen Mohamedanern, auch bei den Aſtrachaniſchen Tataren eingeführt; die meiſten derſelben haben aber nur ein Weib, und mehr denn fünf iſt nicht erlaubt zu nehmen. Die zuerſt angetrauete Frau behauptet einen Vorzug vor den übrigen, und die Hochzeitsfeierlichkeiten ſind immer ſo beſchaffen, wie ſie oben beſchrieben worden. Das bei ihren Hochzeiten übliche Tanzen iſt ganz kunſtlos, ſpricht auch nicht an; zwei Männer mit ausgebreiteten Händen bewegen ſich hin und her, und wenn die Mädchen tanzen, ſo gehen ſie mit trägen Bewegungen einige Male im Kreiſe herum. — Die Art, ihre Todten zu begraben, iſt ganz einfach. Der Leichnam des Verſtorbenen wird abgewaſchen, alle Oeffnungen deſſelben verſtopft, damit nichts Unreines herausfließe, in baumwollene Leinwand eingewickelt, und in den Sarg gelegt; der Prieſter verrichtet bei dem Grabe

ein Gebet, worauf der Leib des Todten in die Erde geſenkt, und dann den Anverwandten und Nachbarn eine Mahlzeit gegeben wird. Den dritten Tag nach dem Tode, den ſieben und vierzigſten widmen ſie zum Gebete und Andenken des Verſtorbenen, welches dann nach dem Verlaufe des Jahres noch einmal geſchieht. Da dieſe Tataren Aſtrachan als ihr eigenthümliches Vaterland anſehen, welches von ihnen in die Hände der Ruſſen kam, ſo hegen ſie auch immer noch eine beſondere Vorliebe für daſſelbe. Man theilt dieſelben in die Jurtowiſchen und Kotſchewynſchen ein. Die Jurtowiſchen Tataren oder die Erſteren ſind ſeßhaft, und werden auch A-ulnye (von A-ul, Dorf) genannt; die Letzteren, die Kotſchewynſcheu, ziehen Hordenweiſe herum, und ſind jetzt nicht mehr in ſo großer Menge vorhanden, weil ſie ſich mit den Kalmücken vereinigten, auch viele von ihnen nach der Krimm und Kuban, einige ſogar zu den Kirgiskoſaken und Baſchkiren übergingen. Die Jaſſakiſchen Tataren mußten dagegen nach der Einnahme von Aſtrachan dieſelben Abgaben erlegen, die ſie vorher neben andern ihnen auferlegten Laſten ihrem Chan zu geben ſchuldig waren. Ihre Anzahl war nicht geringe und noch im Jahre 1715, da die Krimmiſchen Tataren nach Aſtrachan kamen, waren ſie 12,000 Mann ſtark, nachher blieben nur noch 2000 Mann, und gegenwärtig iſt ihre Anzahl noch mehr geſchmolzen. Sie werden von uralten Zeiten her in Tabunen oder Dörfer eingetheilt, über deren jedes ein Staroſt geſetzt war, der auch eine geringe Beſoldung bekam. Die Jurtowiſchen und Aulniſchen Tataren bezahlen entweder wirklich das Kopfgeld an Rußland, und dann nennt man ſie eigentlich Jaſſakiſche Tataren, oder ſie verſehen die Poſt zwiſchen Aſtrachan und Kißlar, und werden Podwodnye genannt, oder ſie gehören zu dem Kaiſerlichen Garten-Komptoire, und müſſen bei demſelben Dienſte thun, nämlich einen Monat lang im Frühling, wenn

man die Reben aus der Erde gräbt, und einen im Herbſte, wenn man ſie unter dieſelbe verbirgt. — Die Dörfer, die ſie bewohnen, ſind ſehr ſchlecht, und dienen ihnen nur im Winter, weil ſie im Sommer ſich in ihre Kibitken begeben, welche von einer ganz andern Art, als die Kalmückiſchen, kleiner und aus feſtem Gitterwerke von Holz gebauet ſind, ſo daß man ſie nicht von einem Orte zum andern bringen kann; wenn alſo die Tataren ihren Standort verlaſſen wollen, nehmen ſie nur die wollenen Decken hinweg, und bringen ſolche auf einen Karren, den ein einziger Menſch fortziehen kann. Dieſe Kibitken ſind theils rund, theils eckig, und ſo niedrig, daß man in denſelben kaum aufrecht ſtehen kann. An ihrem Gipfel iſt ein rundes Loch angebracht, das anſtatt eines Fenſters, zuweilen auch zum Durchziehen des Rauchs dient. Die Wände dieſer Hütten werden mit Binſen oder mit den Blättern der Typha palustris befeſtiget; die Gipfel mit Decken, und das Luftloch mit eben denſelben ſo bedeckt, daß man ſie im Falle der Nothwendigkeit durch eine Stange wieder leicht wegſchieben kann. Alle Jurtowiſche Tataren legen ſich auf den Ackerbau und die Viehzucht; denn die Handlung zu treiben iſt ihnen verboten. Ihre Gärtenprodukte verkaufen ſie nach Aſtrachan, unter den Kornarten pflanzen ſie bloß allein die Hirſe, die ſie entweder geröſtet, oder mit Milch in einem Brey genießen. Von den Ruſſen haben ſie das Brodbacken und die Zubereitung der Mehlſpeiſen angenommen; ſonſt genießen ſie ſowohl gekochtes, als auch gebratenes Pferde-, Schaf- und Rindfleiſch, allerlei Arten von Fiſchen, wenn ſolche auch nur an der Sonne gedörrt wären. Auch den Wein lieben ſie, obgleich ſolches wider den Koran läuft, noch mehr den Branntwein, Alle aber eine beſondere Art von Meth, den ſie Balbuſun nennen, und von dem zwei oder drei Gläſer ſehr berauſchen. Dieſen Balbuſan bereiten ſie auf folgende Weiſe: Ein Pfund Honig muß in fünf Eymern Waſ-

ſer zergehen; dann in einen Topf zwei Stof Bierhefen gethan, dazu ein Pfund Weizenmehl, und von dem Honigwaſſer zwei Stof dazu gemiſcht. Man läßt dann ein Pfund Hopfen mit einem Eymer Waſſer ſo lange kochen, bis ungefähr die Hälfte deſſelben eingekocht iſt. Ein Stof von dieſem Hopfenwaſſer wird hierauf in den oben angeführten Topf gegoſſen, ſolcher an einen warmen Ort geſetzt, drei bis vier Stunden lang der Gährung unterworfen, mit dem übrigen Honigwaſſer vermiſcht, Alles zuſammen in ein Faß gethan, ſolches an einen temperirten Ort zur Fermentation hingeſtellt, und vier und zwanzig Stunden daſelbſt gelaſſen. Hierauf das Klare davon abgegoſſen und entweder gleich gebraucht, oder wenn man einen ſehr ſtarken Meth haben will, ſo gießt man das abgegoſſene Klare wieder in ein anderes Faß, läßt es acht bis vierzehn Tage lang abermals gähren, und thut alle vier und zwanzig Stunden ein halbes Pfund Honig dazu, damit der Meth durch das viele Gähren nicht ſeine Süßigkeit verliere. — Die Jaſſakiſchen Tataren, welche in Dörfern wohnen oder Hordenweiſe herumziehen, verdienen den Ruhm der Mäßigkeit und eines geſitteten Lebens; unter den Aſtrachanſchen dagegen giebt es viele Trunkenbolde und Unzüchtige, und beſonders ſind die Reichen deshalb berüchtiget. Die Kaſanſchen Tataren, die zu Aſtrachan wohnen, haben auch ihre eigenen Prieſter, und ſind, wie die vorher angeführten Mohamedaner, von der Sunniſchen Sekte; ſie geben ſich faſt allein mit der Handlung ab, die ſie auch von den Gegenden von Kaſan hierher geführt hat, da ſie ſich entweder häuslich niedergelaſſen haben, oder als Handlungsgehülfen vorzüglich bei den Judianern ſtehen. — Auch die ſogenannten Belgorodiſchen Tataren, welche eine Horde ausmachen, und ungefähr 70,000 Mann ſtark ſind, halten ſich in den Gegenden von Aſtrachan auf. Dieſe wohnten zu den Zeiten Peters des Großen in den Steppen am

Jaik, zogen aber im Jahre 1723 aus Rußland fort, begaben ſich unter den Schutz der Türken, bewohnten die an Belgrad grenzenden Wüſteneyen, und blieben daſelbſt bis zum Jahre 1769, wo ſie dann, der Türkiſchen Herrſchaft überdrüßig, mit noch zwei andern Horden ins Ruſſiſche Gebiet zurückkehrten, daſelbſt gut aufgenommen, und mit allen denjenigen Vortheilen begnadiget wurden, welche die Kalmücken genießen. — Die Kubaniſchen Tataren, welche ſich jenſeits Aſſows am Fluſſe Kuban niederließen, haben ſich ſeit mehr denn hundert und dreißig Jahren der Herrſchaft des Chans von der Krimm entzogen, und ſich ſeit dieſer Zeit in der Unabhängigkeit erhalten. Der größte Theil wohnt unter Zelten am Fuße des Kaukaſiſchen Gebirges. Sie leben von der Freibeuterey, und ihre Beute holen ſie aus den Ländern ihrer Nachbarn. Sie ſtreifen bis an den Fluß Wolga, über den ſie auch oft des Raubes wegen gehen, um von den Kalmücken und Nogaiſchen Tataren Beute zu holen. Um die Grenzen von Kaſan und Aſtrachan für ihre Streifereyen ſicher zu ſtellen, ließ ſchon Peter der Erſte oder der Große das große Retranchement von der Stadt Zarizin an der Wolga bis an den Donfluß aufwerfen, welches die Zarizinſche Linie genannt wird, woran verſchiedene Feſtungen liegen. Die Türken hatten viel Nachſicht für die Kubanen, weil ſie ihnen ſo viele Georgianiſche und Circaſſiſche Sklaven zuführten, und weil ſie damals befürchteten, daß ſie ſich unter Ruſſiſchen Schutz begeben würden, unter den ſie ſpäterhin auch gekommen ſind. — Die Ufiſchen Tataren, welche in dem nördlichen Theile des Kaſanſchen Gouvernements wohnen, und mit den Kaſanſchen Tataren verwandt ſind, ſind ſtark und wohl gewachſen, haben ein breites bräunliches Geſicht, ſchwarze Haare und einen langen Bart. Ihre Kleidung iſt faſt wie die Ruſſiſche; ihre Waffen ſind Säbel, Pfeile und Bogen. Die Tracht der Frauen iſt von der Kaſaniſch-

Tatariſchen verſchieden. Die gewöhnliche Hauskleidung iſt wie bei den Tſchuwaſchen und Baſchkiren, ſie beſteht bloß aus grober Leinwand, am Halſe und den Händen leicht ausgenähet. Man gewahrt die Weiber und Dirnen faſt niemals, ohne daß ſie ihren beſten Hausſchmuck an hätten. Die Erſteren laſſen die ausgenäheten Enden des Schleiers, damit ſie das Haar bedecken, auf den Rücken herabhangen. Die Mütze ſchließt genau an den Kopf, iſt vorn auf der Stirn nach dem Geſichte ausgeſchnitten, unter dem Kinn feſt und mit einem Scheitelknopfe verſehen. Der größte Theil derſelben iſt mit alten ſilbernen Kopecken oder Zinnblechen, die wie Kopecken länglich ausgeſchnitten ſind, dicht beſetzt, vorn aber iſt der Rand gegen das Geſicht ein paar Finger breit bloß mit hochrothen Korallen beſetzt, welche gegen den Backenriemen ſchmal ablaufen. Hinten hängt von der Mütze ein mehr als drei Finger breiter Riemen, der unter dem Gürtel durchgeht, und bis an denſelben mit kleinen Münzen oder Blechen, weiter unten aber nur mit Korallen und Franzen geziert iſt, bis an die Kniebeuge herab; zwei andere ſchmale, und mit Münzen gleichfalls beſetzte Riemen gehen von der Mütze bis an den Gürtel und ſind mit ihren gefranzten Enden daran befeſtiget. Hinter den Ohren iſt an der Mütze ein mit Silbermünzen dicht beſetztes Bruſtgehänge feſtgeheftet, welches nach dem Reichthume der Perſon mehr oder weniger groß und breit iſt, und unter dem Kinn auf die Bruſt niederhängt. Die Haare tragen ſie im Nacken in zwei Zöpfen geflochten, welche ſie in das Oberhemd verbergen, und wohl noch ein kleines mit Münzen beſetztes und gefranztes Schildchen darauf befeſtigen. Außer dieſen kleinen Abänderungen der Kleidertracht, kann man übrigens in der Sprache und in den Sitten zwiſchen den Uſiſchen und Kaſanſchen Tataren, davon jetzt in der Uſiſchen Provinz ebenfalls viele Dorfſchaften mit jenen vermiſcht wohnen, keinen Unterſchied bemerken. Von

der Mohamedaniſchen Religion haben ſie, außer der Beſchneidung, wenig angenommen; Einige hat man zur Annahme der Griechiſchen Religion gebracht. Sie leben von dem Ackerbaue und der Viehzucht, und ſind von allen Einwohnern der Uſiſchen Provinz die fleißigſten Ackersleute, und deshalb auch gut bemittelt. Das Korn dreſchen ſie gleich auf dem Felde aus. Obgleich ſie ſich zum Aufackern neuer Steppen noch des Tatariſchen Pflugs (Saban) bedienen, ſo haben ſie doch durchgängig den leichten, wohlfeilen und nicht ſo viele Pferde erfordernden Ruſſiſchen Haken (Socha) zum Pflügen angenommen; ſie unterſcheiden ſich aber darin von dem Ruſſiſchen Landmanne, daß ſie ihre Kornhaufen gern auf Pfähle ſetzen, um ſie vor den Feldmäuſen zu ſichern, und daß ſie die Garben zu dreſchen, nicht in ordentlichen Darren, ſondern über offenen Gruben, worüber Stangen in Pyramidengeſtalt zuſammengeſetzt ſind, bei einem darin angezündeten Feuer trocknen. — Den Tribut oder die Steuer bezahlen ſie an eigenen Produkten, als Korn, Wachs, Honig, Hornvieh und Pelzwerk. — Was ihr häusliches Leben betrifft, ſo ſind ſie ziemlich reinlich, und die Bemittelten pflegen durchgängig eine für Gäſte und zur Sommerwohnung beſtimmte, mit einem Baſchkiriſchen Kamin und einer breiten Bank verſehene Stube neben ihrem gewöhnlichen Wohnhauſe zu haben, und zwar ſo, daß ein gedrückter und wohl bedeckter Gang von der einen Hütte zur andern geht. Die Ackerfelder liegen bei dieſen Tataren in der Nähe des Dorfes, und ſie treiben die Dreifelderwirthſchaft mit der Brache. Die Felder ſind mit leichten Zäunen umgeben, und auf demjenigen Felde, das brach liegen bleibt, laſſen ſie das Vieh laufen, welches dann ſtatt einer Düngung gilt, und auf dieſe Weiſe bleiben die trefflichen Aecker auf viele Jahre fruchtbar, und auch zum Bau des Weizens, den ſie nicht verabſäumen, geſchickt. Nimmt die Fruchtbarkeit endlich ab, und es findet ſich

keine zum Acker tüchtige Steppe nahe genug, so geschieht es nicht selten, daß eine ganze Dorfschaft ihre hölzernen Häuser abreißt, und sie an einen andern Ort hin versetzt; sie haben theils mit aus dieser Ursache keine umzäunten Gehöfte bei den Wohnungen. Das Vieh aber halten sie während des Winters in Gehegen, die nahe um das Dorf her angelegt sind, und in welche im Sommer, wenn das Vieh im Felde geht, Hanf gesäet wird. Uebrigens fehlt es ihnen nicht an herrlicher Weide, an Holzungen, die im Ueberfluß vorhanden sind, und allen Vortheilen, welche die Bienenzucht, der Thierfang, und die Fischerey geben. — Die ehelichen Verhältnisse sind auf eine Frau beschränkt, selten findet man zwei, und fast niemals darüber. Beinahe in allen Dörfern giebt es geistliche Schulmeister oder Abyssen, welche die Jugend unterrichten, und in Gebeten üben. Diese Tataren haben sich zu verschiedenen Malen, und noch zuletzt im Jahre 1735, gegen Rußland empört, sind aber bald wieder zur Ordnung gebracht worden, und seit dieser Zeit sind in jedem Distrikte besondere Schulzen und Hauptleute, und in jedem Dorfe Aufseher von Russischer Nation gesetzt; dann sind sie auch durch viele Festungen eingeschränkt worden, so daß sie so leicht an keinen neuen Aufstand denken können. — Die Circassier oder Tscherkessen sind gleichfalls von Tatarischer Abkunft; sie stehen unter Russischer Hoheit, und zeichnen sich wenig von den übrigen Tataren aus, nur die Circassierinnen hält man für die schönsten Frauenzimmer der Welt; sie sind sehr wollüstig, daher sie auch in die Harems der Türken kommen, oder wenigstens von diesen sehr gesucht werden. Die Männer haben die Beschneidung und andere wenige Mohamedanische Gebräuche, aber weder den Koran, noch Mullas, noch Moscheen. Die Russen haben Viele zur Griechischen Religion bekehrt; sie leben von der Jagd, vom Ackerbaue und von der Viehzucht; auch wenn sich ihnen Gelegenheit dar-

bietet, vom Raube. Während des Winters wohnen ſie in elenden Dörfern, und während des Sommers an den Orten, wo ſie Viehweide finden, unter Zelten. — Was die Krimmiſchen Tataren betrifft, ſo iſt darüber ſchon unter Krimm, Th. 53, S. 409 u. f., das Nöthige geſagt worden, ſowohl was ihre Sitten, Gebräuche und Lebensart betrifft, als auch ihre Induſtrie und ihren Handel, ihre politiſche Verfaſſung ꝛc. — Ein Zweig der Kaptſchakiſchen Tataren wohnt auch im Gouvernement Wilna. Sie kamen unter Vitold, einem Vetter des Uladislas Jagello, zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts als Gefangene dahin, wo ſie Vitold nicht zu Sklaven machte, ſondern ihnen in der Gegend von Wilna Ländereyen gab, die ſie anbauen mußten, und die ihre Nachkommen noch beſitzen. Sie haben die Mohamedaniſche Religion beibehalten, und dienten unter Polniſcher Herrſchaft in deren Armee, ſo wie ſie jetzt der Ruſſiſchen Armee einverleibt ſind. Sie ſind mäßig, überaus getreu, und deshalb nehmen ſie die vornehmen Polen gern in ihre Dienſte. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht. — Die unter Rußland ſtehenden Tataren betragen gegen 3 Millionen, wozu die eigentlichen Tataren (die Kaptſchakiſchen, Kaſaniſchen, Aſtrachaniſchen, Krimmiſchen und Sibiriſchen Tataren), die Nogajer oder Mankat (die ſich in vier Zweige theilen), die Meſchtſcherjäken, die Baſchkiren, die Kirgiſen oder Kirgis-Kaiſaken, die Teleuten oder Teleuter, und die Jakuten oder Socha, wie ſie ſich ſelbſt nennen, gehören. Zu den Kolonien der Tataren gehören die Bucharen, Araler, Truchmenen ꝛc., und dann viele der Kaukaſiſchen Völkerſchaften, die man auch zu den Tataren rechnet, wenigſtens ſind es Zweige davon. — Von den in China lebenden und den freien Tataren weiß man die Zahl nicht anzugeben, ſie beträgt aber gewiß nicht weniger, als die angeführte Zahl, *da blos in der kleinen* Bucharey an 1 Million Ein-

wohner geschätzt werden. — Hier muß noch von den Tataren überhaupt angemerkt werden, daß sie, außer dem Ackerbaue und der Gartenzucht, auch die Pferdezucht mit vieler Liebe betreiben, und darauf viel verwenden. Die Reichen haben Gestüte, in welchen sie Arabische Hengste halten, und damit auch einen Handel treiben. Ihre Sättel und ihr Reitzeug, so wie die Steigbügel, belegen sie gern sehr prachtvoll mit Gold, so wie sie überhaupt einen solchen Aufwand lieben, wenn sie es nach ihren Mitteln möglich machen können. Besonders treiben die Baschkiren (ein Zweig der Tataren) die Pferdezucht im Großen; denn oft hält ein einziger Baschkire 2 bis 3000 Pferde, und mancher Kirgise besitzt 2 bis 300 Kameele, denn auch die Zucht dieser Thiere, so wie der Dromedare, wird nicht vernachlässiget, da sie besonders als Lastthiere in den Wüsten dienen, und auch wegen der Wolle, der Milch, des Fleisches, und der Häute etwas einbringen. Daß die Tataren sich auch auf den Handel verstehen, wird aus so Vielem sichtbar, besonders treiben sie den Pelzhandel, wozu ihnen die Jagd die Pelzwaaren oder das Pelzwerk liefert. — Im Kriege werden die Tataren als eine leichte irregulaire Reiterei, bei den Russen und Türken, ehemals auch bei den Polen, benutzt, besonders um den Feind zu necken, ihn stets auf seinen Märschen zu beunruhigen, ihm die Lebensmittel und Fourrage abzuscheiden, und jeden möglichen Schaden zu thun. Hauptsächlich liegt der Nachtheil, den sie dem Feinde beibringen, in der immerwährenden Beunruhigung desselben in den Lagern, so daß die Soldaten immer wach seyn müssen, da sie von einem ansehnlichen Korps überfallen zu werden glauben, weil sie bald hier, bald dort an den Säumen der Lager sich blicken lassen. Sie und die Kosaken waren es auch, welche den Franzosen in dem Russisch-Französischen Feldzuge 1812 so vielen Schaden zufügten, indem sie die Französische Armee auf ihrem Rückzuge von Mos-

kwa ſtets beunruhigten, und ihr abnahmen, was ſie konnten, wobei ſie ſolche ſtets auf eine gewiſſe Linie beſchränkten, ſo daß ſie ſich keine neue Bahn brechen konnte, ſondern ſtets auf der einmal beſchränkten Militairſtraße bleiben mußte. Der größte Theil der Tataren iſt mit Lanzen, Säbeln und Piſtolen bewaffnet, oft mit Karabinern, dann mit Pfeilen und Bogen. Bis zum Jahre 1806 gab es auch bei dem Preußiſchen Heere ein Korps oder Pulk Tataren, welches aus dem in Polen und Litthauen angeſiedelten Tatariſchen Stamme gebildet worden. Bei dieſem Pulk ſtanden von der Familie Baranowski neun Individuen als Offiziere, nämlich der Chef, ein Oberſtlieutenant und Commandeur, drei Rittmeiſter, zwei Premierlieutenants und zwei Secondelieutenants.

Tartaren (Aſtrachaniſche), ſ. oben, S. 252 u. f.
— (Belgorodiſche), ſ. daſelbſt, S. 261.
— (Chivaniſche), ſ. daſ., S. 248.
— (Dagheſtaniſche), ſ. daſ., S. 251.
— (Kaptſchakiſche), ſ. daſ., S. 266.
— (Kaſaniſche), ſ. daſ., S. 261.
— (Kirgiſiſche), ſ. daſ., S. 250.
— (Krimmiſche), ſ. daſ., S. 266.
— (Kubaniſche), ſ. daſ., S. 262.
— (Litthauiſche), ſ. daſ., S. 268.
— (Nogaiſche), ſ. daſ., S. 266.
— (Sibiriſche), ſ. daſ., S. 252.
— (Truchmeniſche), ſ. daſ., S. 247 u. f.
— (Turkheſtaniſche), ſ. daſ., S. 249 und 250.
— (Ufiſche), ſ. daſ., S. 262 u. f.
— (Usbekiſche), ſ. daſ., S. 246 und 247.

Tartariſche Lerche, ſ. unter Lerche, Th. 77, S. 214.

Tartariſirte Bitterſalzerde, weinſteinſaure Talkerde oder Bittererde, weinſaurer Talk, Magnesia tartarisata, s. tartarica, Fr. Tartrite de Magnesie, ſ. *weinſteinſaures Talkerdenſalz*, Th. 134, S. 253.

Tartariſirte Eiſentinktur, Tinctura Martis tartarisata, Fr. Teinture de Mars tartarisée, ſ. Th. 10, S. 647.

Tartariſirter Braunſtein, weinſteinſaures Braunſteinſalz, Magnesium tartarisatum, Fr. Tartrite de Manganese; ſ. Th. 133, S. 347.

Tartariſirter Mohr, eine Benennung des mit einer doppelten Menge reiner Weinſteinſäure getödteten Queckſilbers.

Tartariſirter Spiesglasweinſtein, weinſteinſaures Spiesglas, Stibium tartaricum, Antimonium tartarisatum, Fr. Tartrite d'antimoine, ſ. Th. 133, S. 251 u. f.

Tartariſirter Weinſtein, weinſteinſaurer Weinſtein, Tartarus tartarisatus s. solubilis, Fr. Tartre tartarisé; ſ. Th. 134, S. 297.

Tartariſirter Wismuth, weinſteinſaurer Wismuth, Bismutum tartarisatum, Fr. Tartrite de Bismuthe, ſ. Th. 134, S. 334.

Tartariſirter Zink, weinſteinſaurer Zink, Zincum tartarisatum, Fr. Tartrite de Zinc, ſ. Th. 134, S. 367 u. f.

Tartariſirtes Bley, weinſteinſaures Bleyſalz, Plumbum tartarisatum, Fr. Tartrite de plomb, ſ. Th. 133, S. 311.

Tartariſirtes Eiſen, weinſteinſaures Eiſen, Ferrum tartarisatum, Fr. Tartre martial, ſ. Th. 133, S. 419.

Tartariſirtes Sodaſalz, weinſteinſaurer Natrum, Natrum tartarisatum, Fr. Tartrite de Soude, ſ. Th. 134, S. 55.

Tartariſirtes Zinn, weinſteinſaures Zinnſalz, Stannum tartaricum, Fr. Tartrite d'étain, ſ. Th. 134, S. 394. — Noch einige tartariſirte oder weinſteinſaure Salze ſehe man unter Salz, Th. 133 und 134 nach.

Tartaröl, Oleum tartari per deliquium, ſ. Weinſteinöl.

Tartarus, die Lateiniſche Benennung des Weinſteins und der Zuſammenſetzungen daraus, als Tartarus ammoniacalis, crudus, emeticus, mercurialis, phosphoratus, solubilis, sulfuratus, tartarisatus, vitriolatus volatilis etc.

Tartarus, Erebus, in der Mythologie, bei den Alten, die Schattenwelt oder der Ort, wo die Titanen und Verdammten eingeſchloſſen waren. Die Alten hüllten dieſen Ort in Nacht, und dachten ſich ihn unter der Erde, als den Gegenſatz vom Eliſium oder den himmliſchen Gefilden, worauf die Seeligen wandeln, und auf denen ein ewiger Frühling herrſcht. Man verſetzte den Tartarus an das äußerſte Ende der Erde, da wo man ſich die Sonne unterſinkend dachte, wo auch die Behauſung des Pluto war. Eine ausführliche Schilderung dieſes Aufenthalts der Verdammten findet ſich beim Heſiodus, einem der älteſten Griechiſchen Dichter. Gleich fern von der Erde, heißt es bei ihm in der Theogonie, iſt des Tartarus finſterer Abgrund; wenn dann neun Tage und Nächte ein eherner Ambos von der Erde herabfiele, ſo käme er am zehnten Tage zum Abgrunde. Ehernes Gehege umläuft den Tartarus, aber umher ruhet dreifach gelagerte Nacht an dem Eingange. In Virgils Beſchreibung des Tartarus im ſechſten Buche der Aeneis, ſind die Strafen der Verdammten umſtändlich geſchildert. Die Strafen der Verurtheilten im Tartarus ſind nicht ſowohl zu eigentlichen Leiden, als vielmehr zu einer zweckloſen Thätigkeit, in ſofern dieſelbe ein Bild des mühevollen Lebens iſt, verurtheilt. Ihre Strafe ſcheint zu ſeyn, daß ſelbſt noch bis in die Behauſung der Todten ihr raſtloſes Leben ſie verfolgt, und ihre grenzenloſen Beſtrebungen nach einem zu hohen Ziele, wodurch ſie den Göttern ſich verhaßt machten, da ſie es nicht dulden wollen, wenn Sterb-

liche auf irgend eine Weise sich ihnen zu sehr nähern. — So mußte Sisyphus, Beherrscher von Korinth, ein thätiger und weiser Fürst seiner Zeit, zur Strafe in der Unterwelt auf die Spitze eines Berges einen großen Stein wälzen, der durch seine Schwere immer wieder herunter rollt, so daß dem Unglücklichen, der unaufhörlich sich abarbeitet, kein Augenblick der Ruhe und Erholung gestattet ist. Tantalus, der am Sipylus in Lydien herrschte, mußte vor Durst verschmachtend stets die klare Fluth sehen, die ihm bis ans Kinn emporstieg, und sich schnell zurückzog, sobald er die Lippen benetzen wollte; so hingen über ihm Früchte, und er konnte sie nicht erreichen (s. Tantalus, Th. 179). Auch Ixion, der in Thessalonien herrschte, hatte ein fast gleiches Schicksal mit dem Tantalus, er mußte, an ein Rad gefesselt, sich ewig im Kreise drehen. Phlegyas, einer der tapfersten und kriegerischsten Fürsten Griechenlands, der Vater des Ixion, ward im Tartarus verurtheilt, daß über seinem Haupte ein drohender Felsen schwebte, der ihn immer zu zerschmettern drohte. Die immerwährende Gefahr, sagt ein Schriftsteller, die er im Treffen aufsuchte, begleitete den ungestümen Krieger auch in den Tartarus hinab. Die Danaiden (funfzig Töchter des Danaus, Königs in Argos), welche auf Befehl ihres Vaters, die Hypermnestra ausgenommen, alle in einer Nacht ihre Männer ermordeten, mußten in der Unterwelt in durchlöcherte Gefäße unaufhörlich Wasser schöpfen, und so in jedem Augenblicke die Frucht ihrer Arbeit zerrinnen sehen. — Der Tartarus war daher nicht bloß der Ort der Bösen, die auf der Welt ihr Leben zu bösen Thaten angewendet hatten, bloß böse Thaten verübten, sondern auch in welchem die Verächter der Götter ihre Frevel büßten, wenn gleich ihre Handlungen auf der Oberwelt nichts Böses mit sich führten. Hier herrschen auch die Furien (Eumeniden oder Rachegöttinnen) Tisiphone,

die Rächerin des Mordes, Megera, die Zürnende, und Alekto, die nimmer Ruhende; sie waren bestimmt, das Unrecht und den Frevel zu strafen. Sie hatten Schlangenhaare auf dem Haupte, und Dolche und Fackeln in den Händen, und quälten die Verbrecher mit schrecklichen Erscheinungen; sie verfolgten Oreſt, den Muttermörder, und gönnten ihm keine Ruhe. Die Ehrfurcht gegen sie ging so weit, daß man sich kaum getraute, ihren Namen zu nennen, doch suchte man sie durch Gebete und Opfer zu versöhnen. Bei einigen erscheint das ganze Todtenreich als ein düsterer unterirdischer Ort, und wird im Allgemeinen zuweilen durch den Namen Tartarus als Plutos Reich bezeichnet, von dem nur ein Theil, und dieses der finsterste und tiefste, als derjenige der Unterwelt bestimmt war, in welchen die Verdammten kamen. Unter den Flüssen im Tartarus ist besonders der Acheron merkwürdig, den Einige für der Ceres und des Titans Sohn halten. Man glaubt, daß auf ihm die Seelen der Verstorbenen in den Orkus gebracht würden. An seinem Ufer wuchs häufig der Pappelbaum, von dem auch Herkules sich einen Kranz wand, als er in die Hölle stieg. Der Tartarus erzeugte mit seiner Mutter die Giganten, nämlich den Enceladus, Pelorus, Helenius, Emphytus, Entheus, den Herkules bei des Pirithous Hochzeit erschlug; den Polybötes, Phrutus, Phromis, Phäonius, Porphyrion, nach dem Pindarus der Riesenkönig, der im Kriege die Insel Delus aus dem Grunde riß, und sie gegen die Götter warf, und den Apoll mit dem Pfeile erlegte; den Rhöcus, Abseus, Theodamas, Alcon, Alcyoneus, den Herkules erschoß, und dessen sieben Töchter wegen des Grams um ihren Vater von der Amphitrite in Eisvögel verwandelt wurden; den Damastor, Clytius, Thoon, Menephiaraus oder Menesthiareus, Eurytus, welchen Herkules erschlug, Echion, der

im Titanenkriege in einen Felsen verwandelt wurde, den Damastor gegen Minerva warf; Ophion, Pallas, welchen Minerva erschlug; den Typhöus mit hundert Köpfen von allerhand wilden Thieren, mit feurigen Augen, und welcher Feuer spie; sein Leib war mit Federn bewachsen, hatte Flügel, und Schlangen für Haare. Er jagte die Götter in die Flucht, und um sich zu retten, verwandelten sie sich in verschiedene Gestalten; s. den Art. Typhöus.

Tarte, s. Torte.

Tarteletten, s. Torteletten.

Tartsche, eine ehemalige Art langer halbrunder Schilde, deren man sich noch lange nach dem bereits erfundenen Feuergewehre bediente, da man sie dann so stark machte, daß sie einen Schuß von einem Doppelhaken aushalten konnten. Dreihundert Tartschen vom besten Golde, je drei Pfund Goldes zu einer Tartsche, 1. Kön. 10, 17. Rüstet Schilde und Tartschen, und zieht in den Streit, Jer. 46, 3. Und werden dich belagern mit Tartschen, Schilden und Helmen, Ezech. 23, 24. Es scheint hier einen Theil des Harnisches in Gestalt eines Schildes zu bezeichnen. Aus einigen bei dem Frisch angeführten Stellen erhellt, daß man eigene Sturmtartschen gehabt, die vermuthlich größer und stärker waren, als die gewöhnlichen. Eine andere Art hoher Tartschen, mit einer langen eisernen Spitze in die Erde gesteckt, werden Setztartschen oder Paffesun genannt, welche die Stelle der heutigen Schanzkörbe vertraten.

Tartuffel, Tartüffel, ein Name der Trüffeln. — Dann noch ein Name der Kartoffeln, Solanum tuberosum Linn., welche in einigen Gegenden auch Erdtüffeln genannt werden; s. unter Erdapfel, Th. 11, S. 223, 224. Der Name soll aus dem Italienischen entlehnt worden seyn, von Tartufo, Tartuffo, Tartufulo, weil dieses Gewächs eher in Italien, als in Deutsch-

land gebauet worden, und erſt zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts durch den Päbſtlichen Geſandten in Holland bekannt geworden ſeyn ſoll. Es kann daher nicht der Italieniſche Name, wie das gleichfalls daraus entſtandene Kartoffel, wie man allgemein glaubte, aus dem Deutſchen Erdapfel verderbt ſeyn, ſondern er iſt vermuthlich mit dem Gewächſe ſelbſt aus Nordamerika nach Europa gebracht worden.

Tary, ein Gewicht auf Koromandel, welches 2 Tukos, $2\frac{1}{4}$ Bis, $12\frac{4}{15}$ Seyras, 100 Paloins oder 1000 Pagoden enthält; es wiegt 7 Pfund 11 Loth Handelsgewicht in Leipzig.

Tarz, im gemeinen Leben vieler Gegenden das Männchen des Habichts, welches kleiner und ſchwächer iſt, als das Weibchen.

Taſche, Diminutivum Täſchchen oder Täſchlein, ein Schlag, jedoch nur mit der flachen Hand oder einem flachen Körper auf einen weichen Körper, ein nur in den gemeinen Sprecharten übliches Wort. Jemanden eine Taſche geben, eine Maulſchelle. Daher Maultaſche, ein Schlag auf das Maul. Ein Täſchlein geben, einen ſanften gelinden Schlag aus Liebe, welches beſonders im Oberdeutſchen ſehr gangbar iſt, wo man auch das Zeitwort täſcheln, aus Liebe ſanft mit der Hand klopfen, noch gebraucht. Ein Kind täſcheln, Jemanden auf die Backen täſcheln, klopfen. Nach Adelung iſt es in dieſer Bedeutung eine unmittelbare Onomatopoie dieſer Art des Schlages ſelbſt, und ſtammt von einem veralteten Zeitworte taſchen, ſchlagen, her, von welchem noch das Niederſächſiſche daſken, dreſchen, übrig iſt. — Dann führt den Namen Taſche, Diminut. Täſchchen, Täſchlein, eine Erhöhung, etwas Erhabenes, welches jedoch nur in einigen wenigen Fällen vorkommt. Lederne, mit Haaren ausgeſtopfte Kugeln, das Waſſer damit vermittelſt einer Röhre aus der Tiefe zu holen. Man nennt ſie

auch Bäuſche, Paternoſter, ſ. Taſchenkunſt. In dem Hüttenbaue einiger Gegenden iſt die Taſche ein Klump Lehm in Geſtalt einer halben Semmel, welcher bei dem Schleiſſen oder großen Garmachen bei der Form auf die Herdſohle gelegt wird, damit das Gebläſe daran ſtoße. In andern Hütten wird es das Auge genannt. Nach Adelung in ſeiner Anmerkung zu dieſem Worte iſt Tassel, ein Quaſt, das Franzöſiſche Tas, ein Haufen, gleichfalls damit verwandt. S. Taß. Da alle Wörter, welche eine Vertiefung bezeichnen, auch zugleich eine Erhöhung bedeuten, ſo erhellt daraus auch die Verwandtſchaft mit dem Folgenden. — Taſche, Diminut. Täſchchen, Oberdeut. Täſchlein, im gemeinen Leben Täſchel, ein Wort, in welchem der Begriff der Oeffnung, des Behältniſſes der herrſchende iſt, welches aber nur noch in einigen beſondern Fällen gebraucht wird. 1) Ein gemeiniglich viereckiger oder halbrunder Beutel, Geld und andere Bedürfniſſe darin bei ſich zu tragen, heißt eine Taſche, ſie ſey nun in einem Kleidungsſtücke feſt gemacht oder nicht. Die Rocktaſche, Weſtentaſche, Hoſentaſche. Etwas in die Taſche ſtecken. Aus der Taſche ſpeiſen. Die Gankeltaſche, Reittaſche, Satteltaſche, Jagdtaſche, Wagentaſche, Patrontaſche, Bügeltaſche, Geldtaſche, Uhrtaſche, Seitentaſche, Brieftaſche, Tabakstaſche, Schwammtaſche ꝛc.; ſ. weiter unten, das Regiſter. — Bei dem Frauenzimmer war die Taſche in frühern Zeiten ein ovalrunder Beutel von Sammet, Seide, Brokat, wollenem Zeuge, Kattun, Leinwand ꝛc., je nach dem Reichthume oder dem Stande der Perſon, genäht oder geſtickt, die oben an einen ſtählernen, zuweilen ſilbernen, Bügel, mit einem daran befindlichen Schloſſe, geheftet war, in der Mitte mit einem Zwiſchentheil verſehen, und wurde vermittelſt des oberhalb daran befindlichen Ringes und Hakens an dem Rocke unter der Schürze ge-

tragen, um das Ausgabegeld, dann Schlüſſel, Schnupftuch, Strickzeug und andere kleine Gegenſtände bequem bei ſich tragen zu können. Man hatte auch Taſchen von einer länglichrunden Form von Damaſt, Tamis, Tuch, Kattun, Leinwand ꝛc., welche in der Mitte einen Schlitz haben, der ringsherum mit Band oder Schnur eingefaßt iſt. Die Taſche iſt im Innern mit feiner Leinwand, Seide ꝛc. gefüttert, und ſehr feſt genähet; auch iſt ſie wohl rundherum mit Band oder Schnur eingefaßt. Zu beiden Seiten iſt ein Band daran befeſtiget, um dieſe Taſche um den Leib tragen zu können, ſo daß ſie an der Seite hängt. Eine ſolche Taſche wird auch noch jetzt getragen, beſonders von Leder, welche weit dauerhafter iſt, und beſonders von den Frauen getragen wird, welche auf den Jahr- und Wochenmärkten mit Waaren zum Verkaufe ſitzen, um das Geld hinein zu thun; ſo auch von Obſtverkäuferinnen, Gärtnerinnen, Frauen der Fiſcher, Schlächter ꝛc. Auch auf dem Lande wird eine ſolche Taſche von den Ausgeberinnen ꝛc. getragen. Dieſe Taſchen hier noch näher beſchreiben zu wollen, wäre überflüſſig, da ſie bekannt genug ſind. Der Pompadour, den die Damen noch zu Anfange dieſes Jahrhunderts trugen, war auch nur eine Taſche, ſo wie man jetzt feine lederne Taſchen trägt, die an einer Stahlkette hängen. Dieſe Taſchen ſind von farbigem lackirten Leder, oft gepreßt, haben die Form einer Brieftaſche, und werden am Arme getragen. Man legt darein den Geldbeutel, das Taſchentuch, die Strickſcheide, Schlüſſel, kurz Alles, was zu dem portativen und nothwendigen Brauche eines Frauenzimmers gehört. — Das Wort Taſche iſt hier die allgemeinſte und üblichſte Benennung dieſer Art Beutel oder Behältniſſe. Im Oberdeutſchen wird ſie auch der Sack, Schubſack, das Säckel, im gemeinen Leben der Hochdeutſchen die Ficke, in Franken der Wätſchger, Näſer, im Norddeutſchen Schrap (Engl. Shrip), Grep, Köke, Küp-

sack, Futsche, bei dem Horneck Malch, Molch. — Auch ein großer Mund oder ein großes weites Maul wird im verächtlichen Verstande eine Tasche genannt. Daher sagt man: Halt' die Tasche! Jemanden eins auf die Tasche geben. Die Plaudertasche, ein plauderhaftes Maul und eine solche Person. — Beim Seidenfärber sind die Taschen Säcke von grober starker Leinwand, die 14 bis 15 Zoll breit, und 4 bis 5 Fuß lang, an beiden Enden zu, aber an der einen breiten Seite nach ihrer ganzen Länge offen sind. Die rohe Seide wird an Stricken zum Auskochen darein gethan, und dann die Oeffnung mittelst einer Schnur zugeschnürt. Man nennt diese Arbeit Eintaschen. — In den Zuckersiedereyen ist die Tasche ein Sack von Leinwand, welcher in dem Korbe liegt, durch welchen der Zuckerschaum gegossen und in die Läuterungspfanne gelassen wird, um daraus den Syrup zu ziehen. — In dem Hüttenwerke ist die Tasche oder das Auge, auf dem Kupferschmelzofen ein Stück oder Klumpen Lehm, das bei dem Zumachen des Ofens vor das Gebläse in Gestalt einer halben Semmel bei der Form auf die Herdsohle gelegt wird, damit dasselbe anfangs, wenn es angehängt wird, daran stoße und in die Höhe blase, weil man dafür hält, daß wenn das Gebläse seinen ordentlichen Gang geht, und in den Herd bläset, es die Kupfer bei dem Einschmelzen kalt machen würde. S. auch eben. — Im Bergwerke ist die Tasche, Fr. Poche de Mineurs, 1) ein viereckiger lederner Kasten, mit einer Decke, welche bis auf den Boden heruntergeht, ungefähr 6 Zoll lang, 3 bis 4 Zoll tief und weit, inwendig mit einem Unterschiede, darin der Bergmann seine Lichter und ein Feuerzeug, und der Markscheider seine Werkzeuge führt. — 2) Ein Werkzeug, an das eiserne Kunstseil befestiget, welches in der Grube Wasser schöpft, und oben ausgießt. — 3) Ein Klumpen Lehm, welcher beim Anlassen des Schleißherdes vor das

Gebläſe auf den Herd geſetzt wird, damit es in die Höhe bläſe. Man nennt es auch Auge. — Im Schiffbaue ſind die Taſchen eine Art Seitengallerien oder Kammern, welche an den Seiten, nach dem Hintertheile zu, bei Fregatten und großen Kauffahrern, ungefähr 3 Fuß hervorragen.

Taſche (Backen-), bei verſchiedenen Thieren, wie z. B. bei den Pavianen, Hamſtern ꝛc. zu beiden Seiten der Backen. Die Letztern haben an beiden Seiten des Maules Taſchen, in welchen ſie Getreide und andere Dinge fortbringen, die ſie in ihren Löchern anhäufen.

— (Beinkleider-), ſ. Taſche (Hoſen-).

—, im Bergwerke, ſ. oben, S. 277.

— (Brief-), ſ. Th. 6, S. 704. Man hat auch Brieftaſchen von Leder, mit mehreren Taſchen und in der Mitte mit mehreren Tafeln Pergament zum Notiren verſchiedener Gegenſtände, die ſowohl im Geſchäftsleben, als auch auf Reiſen ꝛc. vorkommen. Dieſe Brieftaſchen ſind entweder mit Oeſen verſehen, wodurch ein Bleyſtift geſteckt wird, welches zugleich die Brieftaſche verſchließt, oder ſie haben eine Klappe mit einem Riemen, der durch eine Oeſe geſteckt wird, wodurch man ſie ſchließt. Die vorher angeführten Brieftaſchen, die einem Taſchenbuche gleichen, ſind von gepreßtem Leder.

— (Bruſt-), werden die Taſchen in den Röcken der Männer, ſowohl in den Ueberröcken als Fracken, genannt, die ſich von innen, auch außen, in der Bruſtgegend befinden. Man hat ſie von außen auf beiden Seiten, von innen jedoch nur auf der linken Seite. Man nennt ſie auch Seitentaſchen.

— (Bügel-), werden diejenigen Taſchen genannt, welche oben einen Bügel haben, womit man ſie öffnen oder ſchließen kann. Man hat dieſe Bügel ſowohl an Geld-, als auch an andern Taſchen.

—, beim Frauenzimmer, ſ. oben, S. 275.

Taſche (Gaukel-), bei den Taſchenſpielern oder Escamoteurs, eine Taſche, die man an den Zaubertiſch hängt, um das ſchnelle Verbergen verſchiedener Gegenſtänden, wie z. B. der Muskatnüſſe, Eyer, Spielbälle ꝛc. zu bewirken. Das Verſtecken der Karten, das Volteſchlagen und andere dergleichen Kunſtſtücke, die in der Geſchwindigkeit des Verbergens und Verwechſelns von Gegenſtänden beſtehen, nennt man auch Gaukeltaſche; ſ. unter Taſchenſpieler. Die Benennung rührt von der Ausführung dieſer Kunſtſtücke, von dem Vorgaukeln oder Verblenden und ſchnellen Verſtecken der Gegenſtände in die Taſche, her. S. auch den Art Gaukeln, Th. 16, S. 488.

— (Geld-), ſowohl die ſogenannten Börſen oder Geldbeutel mit einem Bügel, oder zum Zuſammenziehen mit einer Schnur, von Seide, Perlen ꝛc., als auch die gefärbten ledernen ovalrunden Täſchchen mit einem Zwiſchenſatze, um das Courant von der Münze abzuſondern, die man ſehr bequem in die Seitentaſche, Bruſttaſche des Rockes, und in die Beinkleidertaſche ſtecken kann. Man hat ſie auch von gepreßtem Leder in allen Farben, auch mit Wachs-, Marmor- ꝛc. Figuren eingelegt unter Glas. In neueſter Zeit ſind ſie durch die ſeidenen Zieh- und Perlbörſen verdrängt worden. Sie werden mittelſt eines Riemchens, welches man in eine Scheide ſteckt, geſchloſſen.

— (Hirten-), ſ. Th. 24, S. 8.

— (Hoſen-), Beinkleidertaſche, die Taſchen, welche zu beiden Seiten der Hoſenklappe der Beinkleider wie Spitzbeutel von Leinwand eingenähet ſind, und zur Aufbewahrung des Geldes, der Schlüſſel ꝛc. dienen. S. unter Hoſe, Th. 25, S. 306.

— (Jagd-), Jägertaſche, Schießtaſche, Weidtaſche, ſ. Th. 28, S. 475.

— (Jäger-), ſ. daſelbſt.

— (Korb-), eine ſchmale und lange Taſche, die aus Wei-

deuruthen geflochten worden, mit einem geflochtenen Henkel, um ſie am Arme zu tragen. Sie dient zur Aufbewahrung des Schnupftuchs, der Schlüſſel, des Geldbeutels ꝛc. Die Höhe dieſer Taſche beträgt über 1 Fuß, und die Breite über 8 Zoll.

Taſche (Mantel-), ſ. Mantelſack und Felleiſen, Th. 84, S. 8.

— (Maul-), ſ. oben, unter Taſche, S. 274, und Th. 85, S. 647.

— (Patron-), ſ. Th. 108, S. 166.

— (Plauder-), ſ. oben, S. 277.

— (Putz-), bei der Kavallerie, eine lederne Taſche mit einem Riemen, um ſie daran zu tragen, worin das Putzzeug der Pferde, als: Bürſten, Striegel, Kardätſche, auch die Wichsbüchſe ꝛc., aufbewahrt wird, um ſie aus der Kaſerne mit nach dem Stalle zu nehmen, wenn die Pferde geputzt werden. Es iſt alſo eine Tragetaſche zur Fortbringung der Pferdeputzgeräthſchaften, auch der Stiefelwichsgegenſtände ꝛc.

— (Reiſe-), ſ. Th. 122, S. 318. Man hat jetzt auch Reiſetaſchen von ſtark gewirktem Teppichzeuge, in der Geſtalt eines ſchmalen, 2 Fuß hohen und 1½ Fuß breiten Sackes, mit einem Bügel, der durch ein Vorlegeſchloß und eine Kramme verſchloſſen werden kann. Dergleichen Reiſetaſchen ſind ſehr bequem, um ſie auf der Poſt, einem Wagen oder zu Schiffe mitzunehmen, indem man darein die Kleidungsſtücke und Wäſche, die man mitnehmen will, packen kann.

— (Reit-), ſ. Satteltaſche oder Taſche (Sattel-).

— (Rock-), ſowohl die Taſchen in den Ueberröcken und Fracken der Männer, als auch diejenigen in den Frauenröcken, wo ſie auch angebracht ſind, da man hierunter alle Taſchen ohne Unterſchied, die ſich in dieſem Bekleidungsſtücke befinden, verſteht; ſ. auch den Art. Schneider, Th. 147.

Taſche (Sattel-), das auf jeder Seite eines Sattels herabhangende ſtarke Leder, als auch die ledernen Taſchen unter dem Sattel; ſ. auch Th. 136, S. 691.

—, beim Sattler, ſ. den vorhergehenden Artikel.

— (Schieß-), ſ. Taſche (Jagd-).

—, in der Schifffahrt, ſ. oben, S. 278.

—, beim Schneider, ſ. unter Schneider, Th. 147.

— (Schwamm-), ein kleines viereckiges Täſchchen von Leder, auch von anderem Zeuge, mit einer Klappe und Knopfloche, wodurch vermittelſt eines Knopfes, die Taſche geſchloſſen werden kann.

—, beim Seidenfärber, ſ. oben, S. 277.

— (Seiten-), ſ. Taſche (Bruſt-).

— (Stroh-), eine Taſche, die aus Stroh geflochten worden.

— (Tabaks-), ſ. Th. 179, S. 269.

— (Trage-), ſ. Taſche (Putz-).

— (Uhr-), ſ. oben, S. 275, und dieſen Artikel.

— (Wagen-), die in den Kutſchen und Chaiſen von dem Sattler angebrachten Taſchen, ſowohl zur Seite der Kutſchenſchläge, als auch im Hinterſitze und zu den Seiten. Dieſe Taſchen ſind von Tuch, im Innern mit Leinwand gefüttert, und von außen rings herum mit Borten verziert, und mit einer Klappe von Tuch, um die Taſche zu ſchließen, verſehen.

—, im Waſſerbaue, ſ. oben, S. 274.

— (Weid-), ſ. Taſche (Jagd-).

— (Weſten-), ſ. dieſe, unter W.

—, in den Zuckerſiedereyen, ſ. oben, S. 277.

Taſchenbeſchlägmacher, ſ. Ring- und Taſchenbeſchlägmacher, Th. 125, S. 33 und 34.

Taſchenbeſteck, bei den Chirurgen oder Wundärzten, ein Beſteck, worin ſie alle diejenigen Inſtrumente beiſammen haben, welche ſie zu chirurgiſchen Operationen gebrauchen. Dieſes Beſteck hat die Form einer

Brieftaſche, oder iſt gleichſam eine Brieftaſche von feinem rothen Leder, innerhalb gleichfalls mit Leder und Seide ausgefuttert, mit verſchiedenen Scheiden in welchen die Inſtrumente, als Sonden, Nadeln, Meſſer, Scheeren, Zangen ꝛc. von Stahl oder Silber ſtecken. Eine ſolche Brieftaſche wird entweder mit einem Schloſſe oder Heftel geſchloſſen, oder auch mit einem Bande, oder einer Schnur, welches man herum bindet, damit man das Beſteck bequem in die Taſche ſtecken kann.

Taſchenbouillon, Taſchenbrühe, Taſchenkraftbrühe, trockne Bouillon, Potagekuchen, ſ. unter Bouillon, Th. 6, S. 270 u. f.

Taſchenbrühe, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Taſchenbuch, ein eingebundenes Buch in Taſchenformat, das heißt, in der Größe, um es bequem in die Taſche ſtecken und mit ſich tragen zu können; auch bei den Frauen und Jungfrauen, in den Strickbeutel oder Pompadour, die Korbtaſche ꝛc. Man hat zweierlei Taſchenbücher, nämlich: 1) Taſchenbücher zu Brieftaſchenzwecken, das heißt, um Notizen darein zu machen, da ſie mit mehreren kleinen Pergamenttafeln verſehen ſind; auch befinden ſich darin mehrere Täſchchen, um Briefchen, Zettel, Treſorſcheine, Wechſel und andere werthvolle Papiere, Scheine oder Blätter hineinzulegen. Das Format iſt Sedez oder Duodez, und der Deckel mit gepreßtem Leder von grüner, gelber, rother ꝛc. Farbe überzogen. Vorn, innerhalb am Rande des Deckels, ſind einige Oeſen von dünner Pappe oder Leder angebracht, daß man ein ſolches Taſchenbuch mit einem Bleyſtifte oder Silberſtifte ꝛc. ſchließen kann, auch kann man es mit einem kleinen Schloſſe oder Heftel ſchließen. Dergleichen Taſchenbücher führen auch die Aufſchrift: Souvenir, weil es oft Angebinde ſind. — 2) Taſchenbücher zur Lectüre, mit einer Auswahl von Er-

zählungen, Gedichten, Charaden, Räthſeln ꝛc., und mit Kupfern ausgeſtattet. Auch hier iſt das Format groß Sedez, oft auch Duodez, je nach der Größe des Papiers, welches zum Abdrucke oder Drucke genommen wird. Dergleichen Taſchenbücher, die jährlich in dem Buchhandel erſcheinen, und zugleich als eine Feſtgabe zu Weihnachten oder Neujahr dienen, ſind gewöhnlich ſehr geſchmackvoll ausgeſtattet, mit goldenem Schnitte, gepreßtem Deckel, ſchönen Kupfern und Futteral, und der Preis iſt $1\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{2}$ Rthlr., welches wieder auf die mehr oder weniger reiche Ausſtattung ankommt. Die Aushängeſchilder oder Titel dieſer Taſchenbücher haben immer etwas Anlockendes oder Gewinnendes für den Inhalt, wie z. B.: Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen; der Liebe und Freundſchaft; Penelope; Vergißmeinnicht; Roſen; Vielliebchen; Aglaja; Minerva; Terpſichore; Luna; Lilien; Urania; Wintergrün; für Freude, Gemüth und Scherz; Komus; Schneeglöckchen; Aeſop oder des Witzes; Pandora; Iris; Helena; Hortenſia; Gedenke mein! Fortuna; Ehret die Frauen; Frauentaſchenbuch; Cyanen; Cornelia; Aurora; für Damen; Rheiniſches; Iduna ꝛc. ꝛc. Dann hat man noch Taſchenbücher für Oekonomen oder Landwirthe; für Scheidekünſtler und Apotheker; für Botaniker; für die Gartenkunſt ꝛc.

Taſchenchronometer, tragbarer Zeithalter, Chronometer, eine Erfindung der Engländer, den Taſchenuhren den möglichſten Grad der Vollkommenheit zu geben, um ſie zu aſtronomiſchen Beobachtungen in Rückſicht der Zeitvergleichung zu gebrauchen. Es kommt hierbei auf Vermeidung des Einfluſſes der Temperatur in die Spiralfeder und auf Bewirkung einer vollkommenen gleichzeitigen Schwungbewegung der Unruhe an. Thomas

Mudge hatte ſich zwanzig Jahre lang mit dieſem Gegenſtande beſchäftiget und Modelle entworfen. So theilte er dem Grafen von Brühl in Dresden ein Modell eines freien Stoßwerkes mit, nach welchem derſelbe durch Joſeph Emery ein Taſchenchronometer verfertigen ließ und deſſen Gang ſorgfältig prüfte. Sowohl dieſes, als einen von Mudge ſelbſt verfertigten Zeithalter nahm der Admiral Camphele mit nach Newfoundland, und der Major von Zach mit auf ſeinen Reiſen durch Frankreich, Italien und Deutſchland, und als Beide nach London zurück kamen, war der Unterſchied in der wahren Londner Zeit nicht größer als einige Sekunden. S. auch den Art. Taſchenuhr, weiter unten.

Taſchendach, in der Baukunſt, ein zweihängiges Dach, auch Pultdach genannt.

Taſchendieb, Beutelſchneider, ein Dieb, der die Taſchen leert, ſich darin geübt hat, den Leuten Börſen, Uhren, Tabaksdoſen, Schnupftücher ꝛc. aus der Taſche zu ziehen, und ſolches mit einer Schnelligkeit und Feinheit, die oft Bewunderung, ja Erſtaunen erregt, da er die oft unzugänglichſten Taſchen, jedoch im Gedränge, leert, ohne daß die Beſitzer davon etwas merken. Dergleichen Taſchendiebſtähle geſchehen auch nur da, wo eine Menge Menſchen verſammelt ſind, und ihre Aufmerkſamkeit auf etwas richten, ſich in großer Spannung befinden, wie z. B. in Schauſpielhäuſern, Concertſälen, auf Kaffeehäuſern und Reſtaurationen, in Tabagien, ja ſelbſt in den Kirchen bei feierlichen Handlungen, wo die Kirchen übergewöhnlich angefüllt ſind, z. B. bei Einſegnungen, Firmelungen und andern Kirchen-Feſten; dann auf Jahrmärkten, Wochenmärkten, Meſſen, bei feierlichen Einholungen Fürſtlicher Perſonen, Volksfeſten, Redouten oder Karnavals, kurz überall, wo ein Gedränge von Menſchen iſt; denn hier haben die geſchickten Taſchendiebe vollauf zu thun. Sie arbeiten nicht für

ſich allein, ſondern immer in Geſellſchaft mit Andern, damit, wenn einmal ein ſolches Wageſtück mißlingen ſollte, der eigentliche Dieb, wenn er gefaßt wird, ſchuldlos erſcheint. Deshalb giebt er ſogleich das Entwendete an einen nicht fern von ihm ſtehenden Mitgenoſſen, der ſich damit entfernt. Wenn nun der Dieb ertappt wird, ſo findet man bei ihm nichts, weil ſeine Mitgenoſſen in eben der Schnelligkeit, als der Diebſtahl geſchehen iſt, auch ſchon das entwendete Gut in ihrer Taſche haben, und ſich davon machen, damit ſie nicht von einem Polizeybeamten, der ſie kennen könnte, wenn ſie nämlich ſchon mehrere Male wegen Diebſtahls eingezogen oder feſtgenommen worden ſind, wieder erhaſcht werden. Der Taſchendieb wird ſich ſelten mit andern gefahrvolleren Diebſtählen, wo ſowohl ſein Leben, als das des Beraubten mit auf dem Spiele ſteht, abgeben, ſelten ein Hausdieb, Straßenräuber ꝛc. werden, ſelten Menſchen anfallen, um ſie mit Gewalt zu berauben; denn immer noch herrſcht bei ihm ein etwas beſſeres Gefühl, ſein Herz iſt noch nicht ſo verhärtet oder encruſtirt, wie bei jenen, die Alles wagen und Gewalt gebrauchen; er betreibt ſein Handwerk als Escamoteur, wendet die höchſte Geſchicklichkeit und Schnelligkeit mit Kühnheit an, und ſetzt ſo den Beſtohlenen ſelbſt in Verlegenheit, ob er ſein Gut irgend wo liegen gelaſſen, oder es verloren hat, oder ob es ihm geraubt worden iſt.

Taſchenelektriſirmaſchine, eine Maſchine, welche aus einem ſeidenen, etwa einer Elle langen und zwei Zoll breitem Bande beſteht, das mit einer Siegellackauflöſung in Weingeiſt getränkt und wieder gut getrocknet iſt. Damit nun das Band keine Falten bekomme, wird es an das obere und untere Ende deſſelben quer durch ein meſſingenes Stäbchen befeſtiget, welches mit einem Einſchnitte verſehen ſeyn muß, worein das Band geſchoben und vermittelſt einer Schraube feſt dazwiſchen geklemmt

werden muß. Die Ladungsflaſche beſteht aus einer gläſernen, etwa 6 Zoll langen und 3 Linien breiten, am Ende hermetiſch verſchloſſenen, in- und auswendig mit Zinnblättchen belegten Röhre, deren äußere Oberfläche von der Mündung auf ½ Zoll nackend oder iſolirt läßt, um ſie eben ſo, wie eine gewöhnliche Verſtärkungsflaſche laden zu können. Auf die offene Mündung dieſer Flaſche befeſtiget man mit Siegellack oder vermittelſt eines Korks einen mit einer kleinen Kugel verſehenen Meſſingdraht, der äußerlich etwas krumm gebogen, und mit der inwendigen Belegung dieſer kleinen Flaſche in Verbindung ſtehen muß. Der iſolirte Theil dieſer Röhre wird aber mit Siegellack überzogen. Das Reibzeug zu dieſer Maſchine verfertiget man auf folgende Weiſe: Man ſchneidet ein viereckiges, etwa 5 bis 6 Zoll großes Stück Pappe, und leimt auf die eine Seite deſſelben ein Stück wildes Katzenfell von gleicher Größe. Hierauf klappt man daſſelbe zuſammen, ſo daß es wie eine Buchſchale ausſieht, und die rauhe Seite inwendig iſt. Auf der einen Seite der beiden äußerſten Seiten dieſer Pappe befeſtiget man ein 2 Zoll langes und wie eine Rinne ausgehöhltes Stück Holz, worin die Ladungsflaſche, ohne Druck zu leiden, bequem liegen kann.

Taſchenformat, das Format eines Buchs, um es bequem in die Taſche ſtecken zu können; die Duodez- oder Sedezform.

Taſchengeld, dasjenige Geld, welches jungen Leute wöchentlich von den Eltern zu kleinen Ausgaben gegeben wird, damit ſie mit dem Gelde ſchon frühzeitig umgehen lernen, damit die Eltern, Vormünder ꝛc. auch ſehen können, auf welche Weiſe ſie das Geld anwenden, zu welchen Zwecken ſie es ausgeben, ob ſie Neigung zur Verſchwendung oder zur Sparſamkeit haben, um ihnen hierüber die nöthigen Erinnerungen zu machen, wenn ſie etwas auf eine Weiſe ausgeben ſollten, welches Nachtheil *auf ihren* dereinſtigen Eintritt in die große Welt haben

kömte. S. auch den Artikel Sparkaſſe, Th. 156, S. 374 u. f.

Taſchengucker, Taſchenperſpektiv, ein kurzes Perſpektiv, welches man in der Taſche trägt, deſſen Röhre von Meſſing, Pappe ꝛc. iſt. Hierher gehören auch die Operngucker.

Taſchenkalender, ein kleiner, in einem Futterale ſteckender Kalender, den man bei ſich in der Taſche führen kann. Gewöhnlich iſt mit einem ſolchen Kalender noch eine kleine Schreibtafel verbunden. Ein ſolcher Kalender iſt elegant eingebunden, gewöhnlich mit einem Umſchlage von gepreßtem Leder, und hat über jedem Monate eine Vignette oder ein kleines Kupferchen, welches ſich auf die Beſchäftigung des Monats bezieht; oft ſind auch bei jedem Monate ein Paar Blätter weißen Papiers eingeſchoſſen, um Notizen darauf zu machen. Auch dieſe Kalenderchen haben die Duodez- oder Sedezform.

Taſchenkelle, in den Eiſenhütten, ein Gefäß von Gußeiſen, dicker als ein gegoſſener Keſſel, 14 bis 16 Zoll im Durchmeſſer, und 8 bis 9 Zoll hoch. Sie haben im Obertheile ein Loch 8 bis 9 Linien im Durchſchnitte, und mit dieſem werden Stücke von mittelmäßiger Größe in den Formen gegoſſen. Will man ſich dieſer Taſchenkellen bedienen, ſo werden ſie inwendig mit Thon überzogen und das gedachte Loch mit Erde verſtopft. Man ſetzt die Form, wenn es möglich iſt, ſo nahe an den Ofen, als man kann. Der Vordertheil wird auf den Rahmen gelegt, und die Oeffnung der Kelle oder das Loch dicht an die Oeffnung der Form, um welche man einen Trichter oder Becken gemacht hat, um den Guß aufzufangen, wenn er aus der Taſche fließt. Iſt nun dieſes Alles gemacht, ſo ſetzt man die Taſchenkelle auf den Ofen, daß ſie rothglühend werde. Wenn der Guß oberwärts gut gereiniget und zugerichtet iſt, ſo trägt man die Taſchenkelle auf den oben gedachten zubereiteten Ort. Man gießt das Eiſen mit einer Kelle in die Taſchen-

kelle bis ſie voll iſt, ſtößt dann das verſtopfte Loch aus, und der Guß geht in die Form. Die Taſchenkelle wird immer nachgefüllt, bis der Guß vollendet iſt.

Taſchenkolben, an einem Pumpenwerke der Kolben, der ſich von dem Scheiben- und Stiefelkolben darin unterſcheidet, daß man den ledernen Ring oben um den Kolben legt, und über die Oberfläche deſſelben hervorgehen läßt. Man macht den eigentlichen Taſchenkolben auch noch auf folgende Art: Man macht, wie gewöhnlich, einen Kolben, und legt oben um denſelben einen ledernen Ring an einem Stücke, mit dieſem Kolben macht man aber an denſelben einen 1½ Fuß hohen Aufſatz, und in ſolchen ein Loch, worin man die Klappe befeſtigen kann, und dann befeſtiget man die Gabel.

Taſchenkraut, Täſchelkraut, Thlaspi; ſ. Thlaspi, weiter unten.

Taſchenkrebs, Taſchenkrebſe, Krabben, ſ. unter Krebs, Th. 48, S. 170 u. f.

Taſchenkrebsſtein, Krebsſtein, ſ. Th. 48, S. 427.

Taſchenkunſt, in der Waſſerbaukunſt, eine Maſchine zur Hebung der Waſſer aus der Grube, an welcher Taſchen an einer Kette befeſtiget ſind, welche in der Grube das Waſſer ſchöpfen und oben ausgießen. Dieſe Art von Kunſtgezeuge iſt alt, und wird jetzt nicht mehr gebraucht. S. auch den Art. Waſſerbau und Waſſerbaukunſt, unter W., und oben, unter Taſche.

Taſchenlaboratorium, in der Mineralogie, ein Beſteck, welches, außer dem Blaſerohre, alle Werkzeuge und Geräthe enthält, die ein Mineraloge beim Unterſuchen der Mineralien gebraucht.

Taſchenmaul, eine Benennung der Löffelente, die unter Ente, Th. 11, übergangen worden. Dieſe Ente führt auch den Namen Schildente (Anas clypeata Linn., Anas platyrrhynchos, latirostra.) Das Vaterland iſt Gothland, Schonen und Nord-Amerika, wo ſie ſich am Strande und in Moräſten aufhält. Der Schna-

bel iſt vorn breit und wie ein Schild bauchig-rundlich, und endiget ſich in einen Haken, von Farbe ſchwarz. Das Männchen iſt oben grünlichſchwarz, unten kaſtanienbraun, der Kopf und Hals goldgrün, mit violett abwechſelnd; die Bruſt oben weiß, mit halbmondförmigen Flecken. Die obern Deckfedern der Flügel ſind bräunlichgrau, der Spiegel goldgrün, mit einem weißen Striche. Die acht mittlern Ruderfedern ſind in der Mitte braun mit einem weißen Rande. Das Weibchen iſt oben braun und röthlich gefleckt, wie eine Schnepfe. Die Füße ſind an beiden Geſchlechtern pomeranzengelb.

Taſchenmaus, Ascomys, eine in Nord-Amerika zu Hauſe gehörende Mäuſegattung, mit Backentaſchen, die äußere Oeffnungen haben, die durch eigene Muskeln zuſammengezogen werden können. Die Vorderfüße haben lange Krallen, der Schwanz iſt nakt und halb ſo lang, als der Leib. Die Farbe iſt braunſchwarz, und die Größe wie eine Ratte. Die Ascomys bursarius iſt in Nord-Amerika gewöhnlich.

Taſchenmeſſer, beim Meſſerſchmid, ein Einlegemeſſer oder Einſchlagemeſſer, welches man ſo zuſammenlegen kann, daß die Klinge oder Schneide in das Heft oder die Schale geht, damit man es ohne Nachtheil bei ſich ſtecken und tragen kann. S. unter Meſſerſchmid, Th. 89, S. 268. Zu den Einlegemeſſern oder Taſchenmeſſern gehören auch die Garten-, Barbier-, Trenn-, chirurgiſchen und andern Meſſer, die man genöthiget iſt, bei ſich zu tragen, weil man ſie oft gebraucht, ſowohl in den Gewerben, als auch auf Spaziergängen. Man hat Einlegemeſſer von verſchiedenen Größen, von 8 Zoll Länge mit dem Hefte bis zu 2 auch 1½ Zoll herab. Die kleinſten Meſſer dieſer Art werden von den Damen auf ihren Toiletten gebraucht.

Taſchenmeſſerfliege, Conops testacea, ein Art Fliege, welche zu den Pferdeſtechern gehört.

Taſchenmuſchel, eine Benennung der Scheidemuſchel, Solen, weil ſie eine Scheide oder Taſche hat; ſ. unter Muſchel, Th. 98, S. 241 u. f.

Taſchenmuſchelſtein, Taſchenſtein, Poridiolithus, ſ. unter Verſteinerung, in V.

Taſchenneceſſaire, wird eine kleine, zierliche lederne Taſche genannt, mit einer Scheidewand, worein ein kleiner Spiegel, eine Kopfbürſte, und ein kleiner Kamm geſteckt werden kann, um die Straßen-Toilette zu machen. Man kann dieſes Neceſſaire oder Brauchemein ſehr bequem in die Rocktaſche ſtecken, und es überall mit ſich herumführen, wenn man an irgend einem Orte die Toilette zu machen gedenkt oder machen will. Auch tragen junge Männer einen Taſchenſpiegel, eine kleine Kopfbürſte und einen Kamm bei ſich in der Taſche, ohne lederne Taſche, oder ohne Vereinigung zu einem Neceſſaire, um auf der Hausflur beim Beſuche einer Geſellſchaft, einer Dame, erſt die Toilette zu machen, ehe ſie eintreten; auch wohl auf der Straße vor dem Eintritte in einen Kaffeegarten oder in eine Reſtauration, wenn der Wind die Haare ein wenig in Unordnung gebracht haben ſollte. Dieſe Mode iſt dem früheren Gewerbe der Haarkräusler oder Friſeur entnommen, die, um ihre Kunden zu bedienen, ihren Friſirapparat, in Scheere, Kamm, Kopfbürſte, Puderquaſte ꝛc. beſtehend, bei ſich in der Rocktaſche trugen; ſo auch die Barbiere ihren Raſierbeſteck. Man gewahrt hieraus, daß nichts untergeht, und was ſonſt vereint einem Gewerbe angehörte, hat ſich jetzt vereinzelt auf die Stutzer, die Modeherren, übertragen.

Taſchenpfeffer, Spaniſcher Pfeffer, Indiſcher Pfeffer, Türkiſcher Pfeffer, ſ. unter Pfeffer, Th. 109, S. 553 u. f.

Taſchenpiſtol, Taſchenpuffer, Sackpiſtol, Terzerol, ſ. unter Piſtol, Th. 113, S. 134, und den Art. Terzerol.

Taſchenpuffer, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Taſchenſpiegel, ein kleiner Spiegel in einem Futterale, um ihn in der Taſche tragen zu können.

Taſchenſpiel, eine Art Gaukeley, um vermittelſt der Gaukeltaſche oder Spieltaſche und einer außerordentlichen Geſchwindigkeit den Zuſchauern manche Blendwerke vorzumachen; ſ. den folgenden Artikel.

Taſchenſpieler und Taſchenſpielerkunſt. Da aus dem Taſchenſpieler die Kunſt des Taſchenſpiels hervorgeht, ſo iſt die Vereinigung beider Artikel, des Taſchenſpielers und der Taſchenſpielerkunſt, zu einem wohl am zweckmäßigſten. Was die Geſchichte der Taſchenſpielerkunſt betrifft, ſo iſt darüber ſchon in den Artikeln Magie und Magier, Th. 82, gehandelt worden; denn eine ausführlichere Geſchichte dieſer Kunſt mit ihren Fortſchritten möchte ſich wohl ſchwer geben laſſen, und daher können auch nur Andeutungen, eine Skizze derſelben, dem ſich dafür Intereſſirenden zu weiteren Forſchungen dienen, hier genügt dasjenige, was an dem angeführten Orte darüber geſagt worden. Die Taſchenſpielerkunſt beſteht vornämlich in einer geübten Redekunſt und in der Geſchwindigkeit der Finger, die gleichſam bei der Sprache ſpielen, die Wirkungen ihrer Geſchicklichkeit ſehen laſſen; dann in mechaniſchen Bewegungen, optiſchen Täuſchungen und andern phyſiſchen Geheimniſſen, die auf einem natürlichen Wege beruhen. Unnatürlichſcheinende Zauberſtücke haben noch vor mehr denn funfzig Jahren die Welt in Erſtaunen geſetzt. So kam z. B. im Jahre 1788 ein ſolcher Zauberkünſtler in Berlin an und überraſchte die Stadt, ehe er ſein Theater öffnete, mit folgendem Wunder: Er ließ einen Barbier in ſeine Wohnung kommen, um ihn zu raſiren; während nun der Barbier, um das ſchmutzige Waſſer auszugießen, aus dem Zimmer gegangen war, und wieder hereintrat, fand er den Künſtler ohne Kopf, den Hals abgeſchnitten, und den Pudermantel deſſelben ganz voll

Blut. Voller Erſtaunen lief er mit dem Meſſer in der Hand zum Wirthe, brachte das ganze Haus in Bewegung, und betheuerte, den Fremden nur halb raſirt und nichts weniger als ermordet zu haben, und beſchrieb die blutige Viſion mit der gewöhnlichen Beredſamkeit dieſer Gewerbetreibenden. Alles ſtürzte die Treppe hinauf, und der Barbier ſtieß, unter dem Gefolge und Schutze einer ſtarken Wache, die Stubenthür auf. Welcher Schrecken gab nun dem Blicke der Eintretenden eine ganz neue Richtung. Der Fremde ſaß gelaſſen, jedoch verdrießlich, auf demſelben Stuhle, und fragte den zitternden Barbier, warum er ihn ſo lange eingeſeift warten laſſe? Der Barbier bedurfte nun noch einiger Minuten, um ſich von ſeinem Schrecken zu erholen, um dann das Meſſer gebrauchen und den Bart fortnehmen zu können. Dieſes ſchreckhafte Phänomen des Barbiers löſet ſich nun ſo auf. Der Künſtler führte ſeinen eigenen von Wachs pouſſirten Kopf bei ſich, der ihm ſehr ähnlich war, und dieſelbe Friſur hatte. Der Hals war blutend gemalt. Wenn er nun einen Barbier in der Stadt, wo er ankam, ängſtigen, und die Stadt ſchon vorher, ehe er mit ſeinen Künſten begann, von ſich ſprechen machen wollte, ſo zog er ſich, während der Barbier das unreine Waſſer ausgoß, den Pudermantel über den Kopf zuſammen, bückte ſich, auf dem Stuhle ſitzend, damit ſeine Größe dieſelbe bleiben möchte, legte den blutigen Wachskopf auf einen Tiſch vor ſich oder zur Seite auf die Erde, nach der Thür zu, goß rothe Dinte auf den Tiſch und auf den Boden, und trat auf einen Draht, der vom Kopfe auf die Erde ging, wenn derſelbe auf dem Tiſche lag, ſo daß der Kopf zuckende Bewegungen machte, und der zurückkehrende Barbier, der dieſes Alles, und wer weiß, in ſeinem Erſtaunen und Schrecken, nicht noch mehr ſah, ſchnell wieder davon lief, ſo, daß der Künſtler Zeit gewann, eben ſo ſchnell dieſe Gegenſtände des Schreckens zu entfernen, und ſeine vorige Stellung wie-

der anzunehmen. In Zeit von kaum vier und zwanzig Stunden war nun dieſes Abentheuer in der ganzen Stadt bekannt, da der Barbier nicht unterließ, es allen ſeinen Kunden zu erzählen, und dieſe am Abende wieder auf den Kaffeehäuſern und in den Tabagien den übrigen Einwohnern, ſo hatte der Künſtler ſeinen Zweck erreicht: die Menge ſprach von ihm, und ſein eröffnetes Zaubertheater wurde ſtark beſucht. — Der angeborene Hang des Menſchen zum Wunderbaren gebar die wahre und falſche Magie, und jeder Menſch ſieht die künſtlichen Täuſchungen, die ihm vorgemacht werden, nach dem Maaße ſeiner mehr oder weniger beſchränkten Kenntniſſe aus ſeinem Lokalgeſichtspunkte aus Undingen entſtehen, weil ihm Natur- und Kunſtkenntniſſe fehlen. Er ſchließt alſo irrig, und nach verſchrobenen Richtungen. Die Sage vergrößert das geſehene Wunder, und man ſieht mit Spannung auf den Künſtler herab, ſtaunt, und ſcheut die Mühe darüber nachzudenken. Giebt Jemand aus der Geſellſchaft den Ton an, und ſagt, das Stück war magnetiſch! oder es war mechaniſch! ſo fällt der Chor gähnend mit ſeinem Ja ein, und alle ſind mit ihrem Schluſſe ſehr zufrieden, obgleich das Stück keine der angeführten Urſachen hatte, ſondern eine ganz andere, ganz natürliche, die man aber ſogleich nicht einſah. Der Spekulirende fällt oft auf weitläuftige Anſtalten, während die wirkende Urſache ganz einfach iſt, und gerade das Einfache hat die Gabe, am wunderbarſten zu ſcheinen und am meiſten irre zu führen, weil es durch ſeine Einfachheit und Natürlichkeit überraſcht; denn der Künſtler ſpielt ſchnell und bereitet den Zuſchauer nicht zu jedem Schritte vor. — Der allgemeine Aufſchluß bei allen geheimen Kunſtſtücken beruht entweder auf der Elektricität, dem Magnetismus, der Mechanik, Optik, Katoptrik, Chemie, oder auf Räucherungen, Kräutern, Salben und Getränken, magiſchen Deklamationen, um die Einbildungskraft auf den höchſten Ton zu ſtim-

men, oder auf geſchwinden Fingern, und den Täuſchungsregeln, oder auf Verabredung mit dem Gehülfen, oder auf Austauſchung. Nachdem man nun dieſe Federkräfte mit einander ſo oder ſo vermiſcht, nachdem ändert ſich auch die Modificirung einer und eben derſelben Sache, beſonders wenn der Künſtler einerlei Stück auf mehr, als eine Art, vorzuſtellen weiß. Dadurch wurde in neuerer Zeit Philadelphia, Pinetti, Comus, Bosko, Philippi, Döbler, Becker und Andere auf neue Abänderungen gebracht, die jeder Künſtler nach ſeiner Fähigkeit vollkommen zu machen ſich bemühete, weil ſowohl Schriftſteller, als immer neue Tauſende von Zuſchauern in allen Ländern ſeine Täuſchungen zu entziffern bemühet ſind. — Die Hauptregeln bei der Taſchenſpielerkunſt ſind folgende: 1) Man erwähne nie das Stück vorher, welches man zu machen geſonnen iſt, damit Alles Ueberraſchung ſey, und der Zuſchauer nicht Zeit habe, mit dem Blicke die Urſache des Mechanismus zu verfolgen. — 2) Man halte von jeder Kunſt einige Variationen in Bereitſchaft, um ſogleich das Kunſtſtück abzuändern, wenn Jemand in der Geſellſchaft oder im Publikum die erſte Methode errieth, und ſolche ſeinen Nachbarn mittheilte. — 3) Man mache keine Vorſtellung zweimal, ſelbſt auf die inſtändige Bitte der Zuſchauer, weil ſie dann ſchon den Ausgang vorher wiſſen, ein höfliches Abſchlagen würde aber die Schwäche des Kunſtſtücks vermuthen laſſen, daher muß man ein ähnliches Stück, welches auf das Erſtere Beziehung hat, mit unterſchieben, um die Richtungen der Blicke zu verändern. — 4) Man miſche unter die optiſchen, phyſiſchen, elektriſchen und andere Künſte, die Geſchwindſtücke der Finger und der Taſche, damit man die Bewegungen nicht einerlei finde, und errathe. — 5) Aus Büchern bekannte Kunſtſtücke gehören kaum für die niedern Volksklaſſen, denn auch dieſe kennen dergleichen ſchon, weil gedruckte Geheimniſſe oder Myſte-

rien keine mehr ſind. Daher muß jeder wiſſen, was bereits beſchrieben iſt oder ſchon aufgedeckt dem Publikum vorliegt, und etwas Neues erfinden oder von Andern lernen, oder das Stück modificiren. — 6) Man endige allemal die Vorſtellung mit einer verwickelten hurtigen, und für die ſcharfſinnigſten und ſcharfſichtigſten Köpfe undurchdringlichen Einkleidung der Sache, um zum Abſchiede vom Zuſchauer lauten Beifall zu erzwingen. — 7) Man ſetze die Redekunſt da in Bewegung, wo man für ein Stück riskirt, daß die Zuſchauer ihre Aufmerkſamkeit zu ſehr darauf verwenden, und leicht das Stück errathen könnten. Dieſes verhindert man durch die Beredſamkeit, indem man das Publikum davon ablenkt, und wenn auch nicht ganz, ſo vermindert man doch den Scharfblick. — 8) Vor aufgeklärten Perſonen nehme man gar keine Wunder- oder Kraftmiene an, man würde dadurch nur lächerlich werden, nur einen Albernen und Taſchenſpieler machen, und in andern künſtlichen Fällen allen Glauben verlieren. Was aber hier vor dem gebildeten Publikum nicht geſchehen darf, kann bei den untern Volksklaſſen geſchehen, die hierauf ein Gewicht legen, darunter das Geheimniß verborgen glauben. — 9) Gegen gründliche Einwendungen halte man ſtets witzige und ſcherzhafte Ausflüchte bereit. — 10) Uebe man vorher die Stücke, welche man machen will, ein, beſonders die elektriſchen, mechaniſchen und diejenigen, welche auf der Phyſik beruhen, damit man gehörig vorbereitet vor das Publikum tritt, und jedes Kunſtſtück mit der nöthigen Dreiſtigkeit macht, die ſelbſt bei einem Fehler, ſolchen gleich auf der Stelle abzuändern weiß, oder verſteht, das Publikum alſo auch hier getäuſcht wird, und den Fehler nicht bemerkt. — Die Achtung des Publikums verlangt es dann noch, daß der Zauberkünſtler ſeine Künſte jedem Zuſchauer, der ſein Geld dafür bezahlt, ſichtbar werden laſſe, und nicht bloß die erſten Plätze oder vorderſten vorziehe; daher muß ſein Theater,

ſeine Gaukelbühne, erhöhet ſein, und die Maſchinen und Stücke nicht aus Kleinigkeiten beſtehen. — Von der andern Seite müſſen diejenigen im Publikum, denen die Vorſtellungen zwar Vergnügen machen, die aber dabei noch die Abſicht haben, die Kunſtſtücke durch ihre Scharfſicht zu entziffern, ſich dadurch nicht auf Abwege leiten laſſen. Auch glaube man nicht, wenn man eine uns unbekannte Tour ſpielen ſieht, daß die Wirkung wahr ſei, weil uns ſolches von dem Wege des Errathens irre leiten würde, weil alle Touren falſche und betriegliche Erſcheinungen ſind. Je klüger ſich Jemand im Errathen dünkt, und je mehr Kenntniſſe er zu beſitzen glaubt, deſto mehr Irrwege liegen vor ſeinem Blicke; die einfachſten Wege ſind die richtigſten. — Uebrigens iſt es gewiß, daß der Magie nicht bloß der gemeine Mann, ſondern auch diejenigen anhängen, die wegen ihres Ranges, ihrer Geburt, ihrer Würde, ihrer Erziehung und Bildung, und ihres Umganges oft hochgeſtellt ſind, da alles Geheimnißvolle immer angeſprochen hat, anſpricht und anſprechen wird; denn das Wunderbare, wie das heilige Dunkel der Zukunft, zieht auch die größten Männer, das ganze weibliche Geſchlecht, und die Gelehrten des erſten Ranges an ſich; Alles blickt auf und erwartet ſein Schickſal aus dem Munde oft von Wahrſagern, denen man doch wahrlich nicht viel auf die Kunſt geben kann, weil ihre Wahrſagung nicht auf Beobachtungen der Natur, auf übernatürlichen Erſcheinungen in derſelben, auf dem Wunderbaren, welches die Natur dem ſterblichen Auge zu verſchließen ſcheint, und ihm nur dann und wann ſo viel davon zeigt, daß er ihre geheimen Kräfte und deren Wirkungen daraus entnehmen kann, daß er einſehen lernt, daß daß Wunderbare der Natur noch mit einem Schleier überzogen iſt, der nur dem Höchſten zu entfalten zuſteht, und nur in dem Geiſterreiche begründet iſt, beruhen, ſondern nur auf eigenen Gebilden, die ſie ſich von Gegenſtänden gemacht haben,

und die zufällig wohl einmal eintreffen können, auf welchen Zufall dann die Gewißheit gegründet wird, und ſo geht es auch mit den Geheimniſſen der Zauberey oder Magie. Man ahndet oft mehr dahinter, als vorliegt, doch daß dieſes geſchieht, giebt der Taſchenſpielkunſt den Zauber, welcher zu ihr hinzieht. Wer daher mit dieſer Kunſt wohl umzugehen weiß, dabei eine nicht gewöhnliche Bildung und Erziehung hat, wird allerdings Wunderdinge mit derſelben bewirken, zwar jedoch nur auf dem natürlichſten Wege, auf dem Wege, zu dem alle Sterblichen gelangen können. Wenn daher ein Taſchenkünſtler einer Perſon aus der Geſellſchaft den Kopf abnimmt, und denſelben in der Mitte des Tiſches auf eine Schüſſel ſetzt; der Kopf dann ſpricht, und der Körper ohne Kopf in einer Entfernung von zehn Schritten umher geht, ſo geſchieht dieſes durch die Mechanik und Optik, und ſo mehrere Stücke, welche an das Unglaubliche grenzen, ſich aber leicht erklären laſſen, wenn man die Mittel dieſer Kunſt kennt, wodurch der Zauber bewirkt wird. Für diejenigen, welche in Geſellſchaften oder zum Zeitvertreibe verſchiedene magiſche und dergleichen Künſte machen wollen, mögen hier einige dergleichen Stücke ſtehen, die aus den beſten Werken der Magie entlehnt worden, und ſich in Geſellſchaften zum Vergnügen leicht machen laſſen.

Wer in der Taſchenſpielerkunſt einige Fortſchritte machen will, der muß zuerſt das Becherſpiel vollſtändig erlernen; denn in dem Becherſpiele liegt die ganze Theorie der Auswechſelungen oder Eskamotagen, und es iſt nicht möglich, andere Geſchwindſtücke gut zu machen, wenn man nicht im Becherſpiele geübt iſt. Daher muß dieſes Spiel, ſo bekannt es auch iſt, als eine weſentliche Ausrüſtung zur Taſchenſpielerkunſt vorausgeſetzt werden. So alt und einfach dieſes Spiel auch iſt, ſagt Guyot, ſo witzig iſt es auch, und es iſt auch unter allen Taſchenſpielerkünſten das angenehmſte und leichteſte.

Man bedient ſich zu dieſem Spiele dreier Becher von polirtem weißen Bleche A B und C. Fig. 9087 zeigt dieſe drei Becher, welche die Figur eines abgekürzten Konus haben, und ſo ſind auch alle übrigen. Unten befindet ſich an denſelben ein doppelter Rand D von ungefähr einem halben Zolle. Der obere Theil E muß aber hoch ſeyn, und eine ſphäriſche Figur haben, damit derſelbe die Muskaten enthalten könne, die man von Korkholz macht, und ſie anſchwärzt, indem man ſie ein wenig an dem Lichte anbrennt; ſie dürfen nicht über den obern Rand des Bechers hinausgehen. Man muß ſich auch mit einem kleinen Stäbchen verſehen, das man den Jakobsſtab nennt. Man macht es gemeiniglich von Ebenholz, und beſetzt es an beiden Enden mit Elfenbein. Man bedient ſich auch deſſelben, um damit auf die Becher zu klopfen; und da man es auch zum öftern in der Hand hält, worin man die Muskaten verbirgt, ſo verſchafft es auch den Vortheil, daß man öfters die Hand geſchloſſen halten, und ihre Lage verändern kann, ohne welches man ſie nicht ganz ungezwungen halten könnte, wenn man ſie völlig verbergen wollte. Der Rand eines jeden Bechers dient dazu, daß man ihn leicht aufheben, und die Hand vortheilhaft darauf legen kann, um ein Kügelchen von Korkholz, das man Muskate nennt, darunter zu bringen. Die ganze Geſchicklichkeit bei dieſem Spiele beſteht darin, daß man eine der angeführten Muskaten ſehr geſchickt in der rechten Hand verbergen, und ſie wieder eben ſo geſchickt in den Fingern eben dieſer Hand zum Vorſchein kommen laſſen kann. So oft man ſie zwiſchen die Finger verbirgt, welches man die Muskate verſchicken heißt, muß der Zuſchauer glauben, daß man ſie in die andere Hand lege oder unter einen Becher bringe; bringt man ſie dagegen wieder zum Vorſchein, wenn man ſie in ſeiner Hand verborgen hält, ſo muß man glauben, daß man ſie von dem Orte herausbringe, den man mit der Spitze

der Finger berührt. Wenn man nun die Muskate verſchicken will, ſo nimmt man dieſelbe, legt ſie in die rechte Hand zwiſchen den Platz des Daumens A, Fig. 9088, und zwiſchen die Spitze des Fingers B; man leitet ſie ſo mit dem Daumen, und läßt ſie auf den Fingern nach der Linie B C fortrollen; dann thut man den Mittelfinger D, und den Finger E ein wenig auseinander, und legt die Muskate bei C dazwiſchen. Ihre Leichtigkeit verhindert ſie ſchon heraus zu fallen, wenn man ſie nur ein wenig zwiſchen dieſe beiden Fingern drückt. Will man ſie wieder zum Vorſchein bringen, ſo führe man ſie wieder auf gleiche Weiſe mit dem Daumen zurück, von C bis in D. So oft man ſie verſchickt oder wieder herbeiſchafft, muß die Fläche der Hand immer gegen den Tiſch hingekehrt ſeyn, auf welchem man ſpielt. Verbirgt man die Muskate in ſeiner Hand, ſo giebt man vor, daß man ſie unter einen Becher oder in eine andere Hand gehen laſſe. In dem erſten Falle macht man mit der Hand eine Bewegung, als wenn man ſie durch den Becher werfen wollte, und zu gleicher Zeit macht man ſie unſichtbar. In dem andern Falle verſchickt man ſie, und nähert die zwei Finger der rechten Hand gegen die linke Hand, die man öffnet, und macht eine kleine Bewegung, gleich als ob man die Muskate hineinlegte, worauf man ſogleich die linke Hand zumacht. Stellt man ſich an, als ob man eine Muskate unter einen Becher legt, ſo muß ſolche ſtets in der linken Hand ſeyn. Man hebt hierauf den Becher mit der rechten Hand in die Höhe, öffnet die linke Hand, ſetzt ihn in eben dem Augenblicke auf die Höhlung dieſer Hand, und läßt ihn an den Fingern hinabglitſchen. Will man ſie heimlich unter den Becher legen, ſo muß ſie ſich dann zwiſchen den beiden Fingern der rechten Hand befinden. Hierauf hebt man den Becher mit eben dieſer Hand auf, und indem man ihn wieder auf den Tiſch ſetzt, läßt man die Muskate los, welche der Lage

zufolge ſich an dem Rande, und ein wenig unter dem Becher, den man in ſeine Hand nimmt, befinden muß. Will man aber die Muskate heimlich zwiſchen zwei Becher hineinlegen, ſo muß man dieſelbe, ehe man ſie losläßt, gegen den Boden des Bechers, den man hält, hinabſprengen, und ihn plötzlich auf denjenigen ſetzen, worauf er ſich befinden ſoll. Liegt die Muskate zwiſchen zwei Bechern, und man will machen, daß ſie verſchwinden ſoll, ſo muß man mit der rechten Hand die beiden Becher über den Tiſch heben, worauf man ſchnell mit der rechten Hand den untern, unter welchem die Muskate iſt, hinwegnimmt, und in eben dem Augenblicke mit der linken Hand den andern Becher, unter welchem ſie nachher liegt, herabſetzt. — Folgende Ausdrücke kommen bei dem Becherſpiele vor, die man wohl beachten muß. 1. Die Muskate unter den Becher ſetzen, heißt, ſie wirklich unter dieſen Becher mit den beiden Fingern der rechten oder der linken Hand legen. — 2. Die Muskate unter den Becher oder in die Hand legen, heißt ſoviel, als ſie verſtecken, indem man ſich ſtellt, als ob man ſie in die linke Hand legte, die man nachher halb öffnet, um Andere zu bereden, daß man ſie unter dieſen Becher oder anders wohin lege. — 3. Die Muskate unter den Becher ſpazieren zu laſſen: diejenige, die man zwiſchen den Fingern verſteckt hält, heimlich darunter bringen. — 4. Die Muskate zwiſchen die Becher ſpazieren zu laſſen, heißt eben ſoviel, ausgenommen, daß man ſie zwiſchen die beiden Becher bringt. — 5. Die Muskate verſchwinden zu machen, die zwiſchen zwei Bechern iſt, heißt, mit großer Behendigkeit und Geſchicklichkeit denjenigen Becher, auf welchem ſie liegt, hinwegnehmen, und zu gleicher Zeit den andern, der darüber ſteht, auf den Tiſch herabſetzen, unter welchem dann die Muskate liegen wird. — 6. Die Muskate nehmen, bedeutet, ſie zwiſchen die beiden

Finger der rechten Hand nehmen, und ſie ſehen laſſen, ehe man ſie verbirgt. — 7. Die Muskate unter einem Becher wegnehmen, iſt ſoviel, als ſie wirklich mit den Fingern vor den Augen der Zuſchauer wegnehmen. — 8. Die Muskate herausziehen, heißt, ſich anſtellen, als ob man ſie aus dem Stabe, aus dem Becher, oder aus einem andern Orte herausbrächte, indem man diejenige, die man in der Hand verborgen hält, gegen die Finger hinbringt. — 9. Die Muskate durch den Becher hindurch werfen, heißt, ſie verbergen, indem man ſich anſtellt, als ob man ſie werfe. — 10. Die Becher aufheben, welches auf dreierley Art geſchieht, nämlich: mit der rechten Hand, wenn man heimlich eine Muskate hineinbringen will, indem man ihn wieder an ſeinen Platz ſetzt; oder mit dem Stäbchen, welches man auf den obern Theil der Becher ſetzt, um ſie umzulegen, damit man die Muskaten zeige, die man unter dieſelben hat ſpazieren laſſen; oder auch mit den beiden Fingern der linken Hand, wenn man zeigen will, daß keine Muskaten da ſind, oder daß einige hinunter ſpaziert ſind. — 11. Einen Becher bedecken, heißt, mit der rechten Hand denjenigen Becher nehmen, den man auf den andern ſetzen will, und zu gleicher Zeit die Muskate zwiſchen beide hineinbringen. — 12. Einen Becher wieder zudecken, bedeutet, mit der linken Hand den Becher ergreifen, den man darüber ſetzen will, ohne etwas hinein zu bringen. — Wenn man nun eine Beluſtigung mit einer einzigen Muskate machen will, das heißt, unter jeden Becher eine zu legen, und ſie dann wieder herauszubringen, ſo ſetzt und legt man die drei Becher und den kleinen Stab auf den Tiſch, wie Fig. 9087 anzeigt. Man fängt nun das Spiel mit einer luſtigen Rede über den Urſprung des Stäbchens und der Becher an, welches hier beſonders nöthig iſt, um die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer mit etwas Anderm zu beſchäftigen. und von

der Hauptſache abzulenken. Man richtet ungefähr die Rede ſo ein: „Es giebt viele Perſonen, welche ſich damit beſchäftigen, dieſes Spiel mit den Bechern zu machen, allein ſie verſtehen ſehr wenig davon. Dieſes iſt nun nichts Beſonderes, indem ich ſelbſt, der vor Ihnen ſteht, nicht viel davon weiß, und es doch unternehme, vor Ihnen zu ſpielen. Ich ſchäme mich nicht, offen zu geſtehen, daß ich vor einiger Zeit noch ſo ungeſchickt darin war, daß ich auf den Gedanken gerieth, mit gläſernen Bechern vor einer zahlreichen Geſellſchaft zu ſpielen. Sie können leicht denken, daß ich wenig Ruhm dabei hatte. Gegenwärtig bediene ich mich dieſer Art zu ſpielen nur dann, wenn ich Blinde vor mir habe; eben ſo wenig ſpiele ich auch mit Schalen von Porzellan, aus Beſorgniß, ich möchte, wenn ich mich ſtellte, als ob ich die Henkel oder Handheben davon zerbrechen wollte, ſie im Ernſte zerbrechen. Sehen Sie wohl hier, meine Herren und Damen, die Becher, derer ich mich bediene, ſie ſind aus Metallen zuſammengeſetzt, welche die Alchimiſten dem Jupiter und dem Mars zuſchreiben, oder, daß ich menſchlicher und verſtändlicher rede, ſie ſind von weißem Bleche, im Innern aber von einer Anziehungs- und Loslaſſungsmaterie. Unterſuchen Sie dieſe Becher, hochverehrte Zuſchauer (den Zuſchauern werden die Becher gezeigt, und ſie dann wieder auf den Tiſch geſetzt), meine ganze Wiſſenſchaft, und hierin iſt ſie vortrefflich, beſteht darin, daß ich Ihnen die Augen verzaubern, und Muskaten darunter bringen kann, ohne daß Sie es gewahr werden. Ich erinnere Sie alſo nicht auf meine Worte Acht zu geben, ſondern meine Hände wohl zu unterſuchen (man zeigt ſeine Hände), und wenn Jemand in der Geſellſchaft iſt, der das Unglück hat, daß er ſich einer Brille bedienen muß, ſo mag er ſich immer hinwegbegeben, weil ſelbſt die Scharfſichtigſten nichts davon ſehen werden. — Sehen Sie hier den kleinen Jakobsſtab [illegible] zeigt das Stäbchen mit der lin-

ken Hand), das iſt das Magazin, aus welchem ich alle meine Muskaten hervorziehe (man nimmt mit der Hand heimlich eine Muskate aus der Taſche, die man zwiſchen ſeine Finger verbirgt), es iſt kein ſolches in Amſterdam zu finden, das ſo gut damit verſehen wäre; denn jemehr man herausnimmt, um ſo mehr bleiben noch darin. Ich ziehe alſo dieſe Muskate heraus (man zeigt ſie und ſetzt ſie als Nr. 1 auf den Tiſch); ſehen Sie, daß nichts unter dieſen Bechern iſt (man zeigt die Becher inwendig) und daß ich keine andere Muskate in meinen Händen habe (man zeigt ſeine Hände); ich nehme dieſe Muskate, lege ſie unter dieſen erſten Becher; ziehe dann eine andere Muskate aus meinem kleinen Stabe, und lege ſie unter den zweiten Becher (man legt ſie darunter). Ich muß hierbei erinnern, daß der größte Theil derer, die mit den Bechern ſpielen, ſich nur ſtellen, als ob ſie die Muskate darunter legten; allein, was mich betrifft, ich betriege Sie nicht, und lege ſie wirklich darunter (man hebt den Becher B auf, nimmt die Muskate, welche man darunter gelegt hat, in die Finger der rechten Hand, und zeigt ſie), ich lege ſie wieder unter dieſen zweiten Becher; ich ziehe dieſe dritte heraus, und lege ſie gleichfalls unter dieſen letzten Becher. Die Schwierigkeit iſt nun dieſe Muskaten aus den Bechern wieder heraus zu bringen, und deshalb ſchlägt man nur mit dem Stäbchen auf den erſten Becher, zieht die erſte Muskate heraus, und zeigt ſie, legt ſie in ſeine Hand, und verſendet ſie nach irgend einem Orte, verſteht ſich, nur ſo ausgeſprochen; man öffnet die linke Hand. Man zieht dieſe heraus, klopft mit dem Stäbchen auf den zweiten Becher und legt ſie in ſeine Hand, und ſchickt ſie auch wohin; man öffnet die linke Hand, und zieht endlich die letzte heraus, und ſetzt ſie auf den Tiſch; jetzt iſt nichts mehr unter den Bechern; man legt die Becher um.“ — Auf dieſe Weiſe kann man nun verſchiedene Kunſtſtücke mit den Bechern und den Muskaten machen, nämlich: die

Muskate aus einem Becher in den andern ſpazieren laſſen, und ſolches auch mit zwei Muskaten machen; drei Muskaten unter einen Becher bringen ꝛc., und ſo kann man dieſes Spiel auch ſtatt der Muskaten mit Kugeln machen. Die Einübung dieſes Spiels iſt der Grund zu allen Geſchwindſtücken, in welchen die ſogenannte Taſchenſpielerkunſt beſteht.

Die Maſchinen, welche man zur Taſchenſpielerkunſt gebraucht, ſind folgende: 1) Die ſchon oben erwähnten Becher. Man bedarf dreier Becher, die ſo aus feinem Bleche verfertiget werden müſſen, daß Einer in den Andern paßt. Der Boden dieſer Becher hat einwärts eine Höhlung, damit man darein die Korkkügelchen verſtecken kann. Zu dieſen drei Bechern, die oben mit Rändern verſehen ſind, läßt man ſich noch drei von feinerem Bleche machen, als die Erſtern, ſo daß wenn die feinern Becher auf die ſtärkern geſetzt werden, die zwei Becher nur Einer zu ſeyn ſcheinen. Dann muß man einen großen Becher haben, der inwendig mit einer Spitze verſehen iſt. Dann wieder einen Becher, der den drei erſten ähnlich iſt, worein fünfundzwanzig andere Becher, Einer immer kleiner als der Andere, gebracht werden können. Hierzu bedarf man zwanzig kleiner Korkkügelchen, die man über dem Lichte ſchwarz macht. Dann bedarf man ferner zehn großer Bälle, um mit denſelben verſchiedene Abwechſelungen zu machen. — 2) Die Gaukeltaſche, welche mit verſchiedenen Schubſäcken verſehen iſt, die man aber nicht um den Leib bindet, ſondern an den Tiſch heftet, um beſſer ſpielen zu können. — 3) Die Eybüchſe, von der Form eines großen Eyes, Fig. 9089; ſie muß mit feinen Rändern oder Ringeln verſehen ſeyn, damit man die doppelte Oeffnung nicht gewahr wird. Dieſe Büchſe öffnet ſich in der Mitte, ſo daß man ein Ey darein ſtecken kann. Sie hat einen doppelten Deckel, wovon der obere in der Geſtalt eines ausgehöhlten Eyes gedrehet werden muß.

Dieſer wird mit einer Eyerſchale überzogen, ſo, daß wenn man den erſten Deckel aufhebt, der zweite die Geſtalt hat, als wenn ein wirkliches Ey in der Büchſe ſteckte. Beim Spiele verbirgt man dieſen zweiten Deckel in der Hand, und läßt die Maſchine den Zuſchauern ſehen, damit ſie ſich überzeugen, daß es nur eine einfache Maſchine iſt ohne doppelte Oeffnung. Man erſucht dann eine Perſon, ſelbſt ein Ey in dieſe Büchſe zu ſtecken, während welcher Zeit man den Deckel zurückſchiebt, und den falſchen Deckel unter den Erſten, womit man das Ey deckt. Man nimmt nun den Deckel wieder ab, läßt das Ey herausnehmen, und deckt die Büchſe wieder zu. Dann ſagt man den Zuſchauern, daß man dieſes Ey durch den Tiſch wieder in die Büchſe bringen wolle; nimmt daſſelbe, wirft es mit Geſchicklichkeit in die linke Hand, und läßt es in die Gaukeltaſche fallen, öffnet dann die Büchſe bei dem obern Deckel, und die Zuſchauer ſehen das falſche Ey. Man deckt daſſelbe nun behände wieder zu, und ſagt, das Ey müſſe wieder durch den Tiſch, zieht aus der Gaukeltaſche das wahre Ey hervor, legt es auf den Tiſch, nimmt den Deckel ab, um zu zeigen, daß in der Büchſe kein Ey mehr iſt, zieht ihn mit der rechten Hand gegen ſich, und ſtößt mit dem Finger den falſchen Deckel in die Gaukeltaſche, ſo, daß man die Maſchine ſehen laſſen kann. Auf eine gleiche Art hat man auch eine Ballenbüchſe, die ſich nur darin von der Eybüchſe unterſcheidet, daß ſie rund gedrehet iſt. — 4) Die Eychangirbüchſe, welche der Eybüchſe faſt ganz ähnlich iſt, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie drei feingedrehete Deckel hat, wovon immer einer auf den andern paßt, und die Form eines Eyes hat. Eines von denſelben wird ſchwarz, das andere roth und das dritte ſcheckig gefärbt. Man geht damit, wie mit der erſten Büchſe zu Werke, läßt ein Ey in die Büchſe legen, verändert dann die Farbe des Eyes bald roth, bald ſchwarz, bald ſcheckig. Dann wirft man die falſchen Deckel in die

men, oder auf geſchwinden Fingern, und den Täuſchungsregeln, oder auf Verabredung mit dem Gehülfen, oder auf Austauſchung. Nachdem man nun dieſe Federkräfte mit einander ſo oder ſo vermiſcht, nachdem ändert ſich auch die Modificirung einer und eben derſelben Sache, beſonders wenn der Künſtler einerlei Stück auf mehr, als eine Art, vorzuſtellen weiß. Dadurch wurde in neuerer Zeit Philadelphia, Pinetti, Comus, Bosko, Philippi, Döbler, Becker und Andere auf neue Abänderungen gebracht, die jeder Künſtler nach ſeiner Fähigkeit vollkommen zu machen ſich bemühete, weil ſowohl Schriftſteller, als immer neue Tauſende von Zuſchauern in allen Ländern ſeine Täuſchungen zu entziffern bemühet ſind. — Die Hauptregeln bei der Taſchenſpielerkunſt ſind folgende: 1) Man erwähne nie das Stück vorher, welches man zu machen geſonnen iſt, damit Alles Ueberraſchung ſey, und der Zuſchauer nicht Zeit habe, mit dem Blicke die Urſache des Mechanismus zu verfolgen. — 2) Man halte von jeder Kunſt einige Variationen in Bereitſchaft, um ſogleich das Kunſtſtück abzuändern, wenn Jemand in der Geſellſchaft oder im Publikum die erſte Methode errieth, und ſolche ſeinen Nachbarn mittheilte. — 3) Man mache keine Vorſtellung zweimal, ſelbſt auf die inſtändige Bitte der Zuſchauer, weil ſie dann ſchon den Ausgang vorher wiſſen, ein höfliches Abſchlagen würde aber die Schwäche des Kunſtſtücks vermuthen laſſen, daher muß man ein ähnliches Stück, welches auf das Erſtere Beziehung hat, mit unterſchieben, um die Richtungen der Blicke zu verändern. — 4) Man miſche unter die optiſchen, phyſiſchen, elektriſchen und andere Künſte, die Geſchwindſtücke der Finger und der Taſche, damit man die Bewegungen nicht einerley finde, und errathe. — 5) Aus Büchern bekannte Kunſtſtücke gehören kaum für die niedern Volksklaſſen, denn auch dieſe kennen dergleichen ſchon, weil gedruckte Geheimniſſe oder Myſte-

rien keine mehr ſind. Daher muß jeder wiſſen, was bereits beſchrieben iſt oder ſchon aufgedeckt dem Publikum vorliegt, und etwas Neues erfinden oder von Andern lernen, oder das Stück modificiren. — 6) Man endige allemal die Vorſtellung mit einer verwickelten hurtigen, und für die ſcharfſinnigſten und ſcharfſichtigſten Köpfe undurchdringlichen Einkleidung der Sache, um zum Abſchiede vom Zuſchauer lauten Beifall zu erzwingen. — 7) Man ſetze die Redekunſt da in Bewegung, wo man für ein Stück riskirt, daß die Zuſchauer ihre Aufmerkſamkeit zu ſehr darauf verwenden, und leicht das Stück errathen könnten. Dieſes verhindert man durch die Beredſamkeit, indem man das Publikum davon ablenkt, und wenn auch nicht ganz, ſo vermindert man doch den Scharfblick. — 8) Vor aufgeklärten Perſonen nehme man gar keine Wunder- oder Kraftmiene an, man würde dadurch nur lächerlich werden, nur einen Albernen und Taſchenſpieler machen, und in andern künſtlichen Fällen allen Glauben verlieren. Was aber hier vor dem gebildeten Publikum nicht geſchehen darf, kann bei den untern Volksklaſſen geſchehen, die hierauf ein Gewicht legen, darunter das Geheimniß verborgen glauben. — 9) Gegen gründliche Einwendungen halte man ſtets witzige und ſcherzhafte Ausflüchte bereit. — 10) Uebe man vorher die Stücke, welche man machen will, ein, beſonders die elektriſchen, mechaniſchen und diejenigen, welche auf der Phyſik beruhen, damit man gehörig vorbereitet vor das Publikum tritt, und jedes Kunſtſtück mit der nöthigen Dreiſtigkeit macht, die ſelbſt bei einem Fehler, ſolchen gleich auf der Stelle abzuändern weiß, oder verſteht, das Publikum alſo auch hier getäuſcht wird, und den Fehler nicht bemerkt. — Die Achtung des Publikums verlangt es dann noch, daß der Zauberkünſtler ſeine Künſte jedem Zuſchauer, der ſein Geld dafür bezahlt, ſichtbar werden laſſe, und nicht bloß die erſten Plätze oder vorderſten vorziehe; daher muß ſein Theater,

ſeine Gaukelbühne, erhöhet ſein, und die Maſchinen und Stücke nicht aus Kleinigkeiten beſtehen. — Von der andern Seite müſſen diejenigen im Publikum, denen die Vorſtellungen zwar Vergnügen machen, die aber dabei noch die Abſicht haben, die Kunſtſtücke durch ihre Scharfſicht zu entziffern, ſich dadurch nicht auf Abwege leiten laſſen. Auch glaube man nicht, wenn man eine uns unbekannte Tour ſpielen ſieht, daß die Wirkung wahr ſei, weil uns ſolches von dem Wege des Errathens irre leiten würde, weil alle Touren falſche und betriegliche Erſcheinungen ſind. Je klüger ſich Jemand im Errathen dünkt, und je mehr Kenntniſſe er zu beſitzen glaubt, deſto mehr Irrwege liegen vor ſeinem Blicke; die einfachſten Wege ſind die richtigſten. — Uebrigens iſt es gewiß, daß der Magie nicht bloß der gemeine Mann, ſondern auch diejenigen anhängen, die wegen ihres Ranges, ihrer Geburt, ihrer Würde, ihrer Erziehung und Bildung, und ihres Umganges oft hochgeſtellt ſind, da alles Geheimnißvolle immer angeſprochen hat, anſpricht und anſprechen wird; denn das Wunderbare, wie das heilige Dunkel der Zukunft, zieht auch die größten Männer, das ganze weibliche Geſchlecht, und die Gelehrten des erſten Ranges an ſich; Alles blickt auf und erwartet ſein Schickſal aus dem Munde oft von Wahrſagern, denen man doch wahrlich nicht viel auf die Kunſt geben kann, weil ihre Wahrſagung nicht auf Beobachtungen der Natur, auf übernatürlichen Erſcheinungen in derſelben, auf dem Wunderbaren, welches die Natur dem ſterblichen Auge zu verſchließen ſcheint, und ihm nur dann und wann ſo viel davon zeigt, daß er ihre geheimen Kräfte und deren Wirkungen daraus entnehmen kann, daß er einſehen lernt, daß daß Wunderbare der Natur noch mit einem Schleier überzogen iſt, der nur dem Höchſten zu entfalten zuſteht, und nur in dem Geiſterreiche begründet iſt, beruhen, ſondern nur auf eigenen *Gebilden*, die ſie ſich von Gegenſtänden gemacht haben,

und die zufällig wohl einmal eintreffen können, auf welchen Zufall dann die Gewißheit gegründet wird, und ſo geht es auch mit den Geheimniſſen der Zauberey oder Magie. Man ahndet oft mehr dahinter, als vorliegt, doch daß dieſes geſchieht, giebt der Taſchenſpielkunſt den Zauber, welcher zu ihr hinzieht. Wer daher mit dieſer Kunſt wohl umzugehen weiß, dabei eine nicht gewöhnliche Bildung und Erziehung hat, wird allerdings Wunderdinge mit derſelben bewirken, zwar jedoch nur auf dem natürlichſten Wege, auf dem Wege, zu dem alle Sterblichen gelangen können. Wenn daher ein Taſchenkünſtler einer Perſon aus der Geſellſchaft den Kopf abnimmt, und denſelben in der Mitte des Tiſches auf eine Schüſſel ſetzt; der Kopf dann ſpricht, und der Körper ohne Kopf in einer Entfernung von zehn Schritten umher geht, ſo geſchieht dieſes durch die Mechanik und Optik, und ſo mehrere Stücke, welche an das Unglaubliche grenzen, ſich aber leicht erklären laſſen, wenn man die Mittel dieſer Kunſt kennt, wodurch der Zauber bewirkt wird. Für diejenigen, welche in Geſellſchaften oder zum Zeitvertreibe verſchiedene magiſche und dergleichen Künſte machen wollen, mögen hier einige dergleichen Stücke ſtehen, die aus den beſten Werken der Magie entlehnt worden, und ſich in Geſellſchaften zum Vergnügen leicht machen laſſen.

Wer in der Taſchenſpielerkunſt einige Fortſchritte machen will, der muß zuerſt das Becherſpiel vollſtändig erlernen; denn in dem Becherſpiele liegt die ganze Theorie der Auswechſelungen oder Eskamotagen, und es iſt nicht möglich, andere Geſchwindſtücke gut zu machen, wenn man nicht im Becherſpiele geübt iſt. Daher muß dieſes Spiel, ſo bekannt es auch iſt, als eine weſentliche Ausrüſtung zur Taſchenſpielerkunſt vorausgeſetzt werden. So alt und einfach dieſes Spiel auch iſt, ſagt Guyot, ſo witzig iſt es auch, und es iſt auch unter allen Taſchenſpielerkünſten das angenehmſte und leichteſte.

Man bedient ſich zu dieſem Spiele dreier Becher von polirtem weißen Bleche A B und C. Fig. 9087 zeigt dieſe drei Becher, welche die Figur eines abgekürzten Konus haben, und ſo ſind auch alle übrigen. Unten befindet ſich an denſelben ein doppelter Rand D von ungefähr einem halben Zolle. Der obere Theil E muß aber hoch ſeyn, und eine ſphäriſche Figur haben, damit derſelbe die Muskaten enthalten könne, die man von Korkholz macht, und ſie anſchwärzt, indem man ſie ein wenig an dem Lichte anbrennt; ſie dürfen nicht über den obern Rand des Bechers hinausgehen. Man muß ſich auch mit einem kleinen Stäbchen verſehen, das man den Jakobsſtab nennt. Man macht es gemeiniglich von Ebenholz, und beſetzt es an beiden Enden mit Elfenbein. Man bedient ſich auch deſſelben, um damit auf die Becher zu klopfen; und da man es auch zum öftern in der Hand hält, worin man die Muskaten verbirgt, ſo verſchafft es auch den Vortheil, daß man öfters die Hand geſchloſſen halten, und ihre Lage verändern kann, ohne welches man ſie nicht ganz ungezwungen halten könnte, wenn man ſie völlig verbergen wollte. Der Rand eines jeden Bechers dient dazu, daß man ihn leicht aufheben, und die Hand vortheilhaft darauf legen kann, um ein Kügelchen von Korkholz, das man Muskate nennt, darunter zu bringen. Die ganze Geſchicklichkeit bei dieſem Spiele beſteht darin, daß man eine der angeführten Muskaten ſehr geſchickt in der rechten Hand verbergen, und ſie wieder eben ſo geſchickt in den Fingern eben dieſer Hand zum Vorſchein kommen laſſen kann. So oft man ſie zwiſchen die Finger verbirgt, welches man die Muskate verſchicken heißt, muß der Zuſchauer glauben, daß man ſie in die andere Hand lege oder unter einen Becher bringe; bringt man ſie dagegen wieder zum Vorſchein, wenn man ſie in ſeiner Hand verborgen hält, ſo muß man glauben, daß man *ſie von dem* Orte herausbringe, den man mit der Spitze

der Finger berührt. Wenn man nun die Muskate verſchicken will, ſo nimmt man dieſelbe, legt ſie in die rechte Hand zwiſchen den Platz des Daumens A, Fig. 9088, und zwiſchen die Spitze des Fingers B; man leitet ſie ſo mit dem Daumen, und läßt ſie auf den Fingern nach der Linie B C fortrollen; dann thut man den Mittelfinger D, und den Finger E ein wenig auseinander, und legt die Muskate bei C dazwiſchen. Ihre Leichtigkeit verhindert ſie ſchon heraus zu fallen, wenn man ſie nur ein wenig zwiſchen dieſe beiden Fingern drückt. Will man ſie wieder zum Vorſchein bringen, ſo führe man ſie wieder auf gleiche Weiſe mit dem Daumen zurück, von C bis in D. So oft man ſie verſchickt oder wieder herbeiſchafft, muß die Fläche der Hand immer gegen den Tiſch hingekehrt ſeyn, auf welchem man ſpielt. Verbirgt man die Muskate in ſeiner Hand, ſo giebt man vor, daß man ſie unter einen Becher oder in eine andere Hand gehen laſſe. In dem erſten Falle macht man mit der Hand eine Bewegung, als wenn man ſie durch den Becher werfen wollte, und zu gleicher Zeit macht man ſie unſichtbar. In dem andern Falle verſchickt man ſie, und nähert die zwei Finger der rechten Hand gegen die linke Hand, die man öffnet, und macht eine kleine Bewegung, gleich als ob man die Muskate hineinlegte, worauf man ſogleich die linke Hand zumacht. Stellt man ſich an, als ob man eine Muskate unter einen Becher legt, ſo muß ſolche ſtets in der linken Hand ſeyn. Man hebt hierauf den Becher mit der rechten Hand in die Höhe, öffnet die linke Hand, ſetzt ihn in eben dem Augenblicke auf die Höhlung dieſer Hand, und läßt ihn an den Fingern hinabglitſchen. Will man ſie heimlich unter den Becher legen, ſo muß ſie ſich dann zwiſchen den beiden Fingern der rechten Hand befinden. Hierauf hebt man den Becher mit eben dieſer Hand auf, und indem man ihn wieder auf den Tiſch ſetzt, läßt man die Muskate los, welche der Lage

zufolge ſich an dem Rande, und ein wenig unter dem Becher, den man in ſeine Hand nimmt, befinden muß. Will man aber die Muskate heimlich zwiſchen zwei Becher hineinlegen, ſo muß man dieſelbe, ehe man ſie losläßt, gegen den Boden des Bechers, den man hält, hinabſprengen, und ihn plötzlich auf denjenigen ſetzen, worauf er ſich befinden ſoll. Liegt die Muskate zwiſchen zwei Bechern, und man will machen, daß ſie verſchwinden ſoll, ſo muß man mit der rechten Hand die beiden Becher über den Tiſch heben, worauf man ſchnell mit der rechten Hand den untern, unter welchem die Muskate iſt, hinwegnimmt, und in eben dem Augenblicke mit der linken Hand den andern Becher, unter welchem ſie nachher liegt, herabſetzt. — Folgende Ausdrücke kommen bei dem Becherſpiele vor, die man wohl beachten muß. 1. Die Muskate unter den Becher ſetzen, heißt, ſie wirklich unter dieſen Becher mit den beiden Fingern der rechten oder der linken Hand legen. — 2. Die Muskate unter den Becher oder in die Hand legen, heißt ſoviel, als ſie verſtecken, indem man ſich ſtellt, als ob man ſie in die linke Hand legte, die man nachher halb öffnet, um Andere zu bereden, daß man ſie unter dieſen Becher oder anders wohin lege. — 3. Die Muskate unter den Becher ſpazieren zu laſſen: diejenige, die man zwiſchen den Fingern verſteckt hält, heimlich darunter bringen. — 4. Die Muskate zwiſchen die Becher ſpazieren zu laſſen, heißt eben ſoviel, ausgenommen, daß man ſie zwiſchen die beiden Becher bringt. — 5. Die Muskate verſchwinden zu machen, die zwiſchen zwei Bechern iſt, heißt, mit großer Behendigkeit und Geſchicklichkeit denjenigen Becher, auf welchem ſie liegt, hinwegnehmen, und zu gleicher Zeit den andern, der darüber ſteht, auf den Tiſch herabſetzen, unter welchem dann die Muskate liegen wird. — 6. Die Muskate nehmen, bedeutet, ſie zwiſchen die beiden

Finger der rechten Hand nehmen, und ſie ſehen laſſen, ehe man ſie verbirgt. — 7. Die Muskate unter einem Becher wegnehmen, iſt ſoviel, als ſie wirklich mit den Fingern vor den Augen der Zuſchauer wegnehmen. — 8. Die Muskate herausziehen, heißt, ſich anſtellen, als ob man ſie aus dem Stabe, aus dem Becher, oder aus einem andern Orte herausbrächte, indem man diejenige, die man in der Hand verborgen hält, gegen die Finger hinbringt. — 9. Die Muskate durch den Becher hindurch werfen, heißt, ſie verbergen, indem man ſich anſtellt, als ob man ſie werfe. — 10. Die Becher aufheben, welches auf dreierley Art geſchieht, nämlich: mit der rechten Hand, wenn man heimlich eine Muskate hineinbringen will, indem man ihn wieder an ſeinen Platz ſetzt; oder mit dem Stäbchen, welches man auf den obern Theil der Becher ſetzt, um ſie umzulegen, damit man die Muskaten zeige, die man unter dieſelben hat ſpazieren laſſen; oder auch mit den beiden Fingern der linken Hand, wenn man zeigen will, daß keine Muskaten da ſind, oder daß einige hinunter ſpaziert ſind. — 11. Einen Becher bedecken, heißt, mit der rechten Hand denjenigen Becher nehmen, den man auf den andern ſetzen will, und zu gleicher Zeit die Muskate zwiſchen beide hineinbringen. — 12. Einen Becher wieder zudecken, bedeutet, mit der linken Hand den Becher ergreifen, den man darüber ſetzen will, ohne etwas hinein zu bringen. — Wenn man nun eine Beluſtigung mit einer einzigen Muskate machen will, das heißt, unter jeden Becher eine zu legen, und ſie dann wieder herauszubringen, ſo ſetzt und legt man die drei Becher und den kleinen Stab auf den Tiſch, wie Fig. 9087 anzeigt. Man fängt nun das Spiel mit einer luſtigen Rede über den Urſprung des Stäbchens und der Becher an, welches hier beſonders nöthig iſt, um die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer *mit etwas* Anderm zu beſchäftigen, und von

der Hauptſache abzulenken. Man richtet ungefähr die Rede ſo ein: „Es giebt viele Perſonen, welche ſich damit beſchäftigen, dieſes Spiel mit den Bechern zu machen, allein ſie verſtehen ſehr wenig davon. Dieſes iſt nun nichts Beſonderes, indem ich ſelbſt, der vor Ihnen ſteht, nicht viel davon weiß, und es doch unternehme, vor Ihnen zu ſpielen. Ich ſchäme mich nicht, offen zu geſtehen, daß ich vor einiger Zeit noch ſo ungeſchickt darin war, daß ich auf den Gedanken gerieth, mit gläſernen Bechern vor einer zahlreichen Geſellſchaft zu ſpielen. Sie können leicht denken, daß ich wenig Ruhm dabei hatte. Gegenwärtig bediene ich mich dieſer Art zu ſpielen nur dann, wenn ich Blinde vor mir habe; eben ſo wenig ſpiele ich auch mit Schalen von Porzellan, aus Beſorgniß, ich möchte, wenn ich mich ſtellte, als ob ich die Henkel oder Handheben davon zerbrechen wollte, ſie im Ernſte zerbrechen. Sehen Sie wohl hier, meine Herren und Damen, die Becher, derer ich mich bediene, ſie ſind aus Metallen zuſammengeſetzt, welche die Alchimiſten dem Jupiter und dem Mars zuſchreiben, oder, daß ich menſchlicher und verſtändlicher rede, ſie ſind von weißem Bleche, im Innern aber von einer Anziehungs- und Loslaſſungsmaterie. Unterſuchen Sie dieſe Becher, hochverehrte Zuſchauer (den Zuſchauern werden die Becher gezeigt, und ſie dann wieder auf den Tiſch geſetzt), meine ganze Wiſſenſchaft, und hierin iſt ſie vortrefflich, beſteht darin, daß ich Ihnen die Augen verzaubern, und Muskaten darunter bringen kann, ohne daß Sie es gewahr werden. Ich erinnere Sie alſo nicht auf meine Worte Acht zu geben, ſondern meine Hände wohl zu unterſuchen (man zeigt ſeine Hände), und wenn Jemand in der Geſellſchaft iſt, der das Unglück hat, daß er ſich einer Brille bedienen muß, ſo mag er ſich immer hinwegbegeben, weil ſelbſt die Scharfſichtigſten nichts davon ſehen werden. — Sehen Sie hier den kleinen *Jakobsſtab* (man zeigt das Stäbchen mit der lin-

ken Hand), das iſt das Magazin, aus welchem ich alle meine Muskaten hervorziehe (man nimmt mit der Hand heimlich eine Muskate aus der Taſche, die man zwiſchen ſeine Finger verbirgt), es iſt kein ſolches in Amſterdam zu finden, das ſo gut damit verſehen wäre; denn jemehr man herausnimmt, um ſo mehr bleiben noch darin. Ich ziehe alſo dieſe Muskate heraus (man zeigt ſie und ſetzt ſie als Nr. 1 auf den Tiſch); ſehen Sie, daß nichts unter dieſen Bechern iſt (man zeigt die Becher inwendig) und daß ich keine andere Muskate in meinen Händen habe (man zeigt ſeine Hände); ich nehme dieſe Muskate, lege ſie unter dieſen erſten Becher; ziehe dann eine andere Muskate aus meinem kleinen Stabe, und lege ſie unter den zweiten Becher (man legt ſie darunter). Ich muß hierbei erinnern, daß der größte Theil derer, die mit den Bechern ſpielen, ſich nur ſtellen, als ob ſie die Muskate darunter legten; allein, was mich betrifft, ich betriege Sie nicht, und lege ſie wirklich darunter (man hebt den Becher B auf, nimmt die Muskate, welche man darunter gelegt hat, in die Finger der rechten Hand, und zeigt ſie), ich lege ſie wieder unter dieſen zweiten Becher; ich ziehe dieſe dritte heraus, und lege ſie gleichfalls unter dieſen letzten Becher. Die Schwierigkeit iſt nun dieſe Muskaten aus den Bechern wieder heraus zu bringen, und deshalb ſchlägt man nur mit dem Stäbchen auf den erſten Becher, zieht die erſte Muskate heraus, und zeigt ſie, legt ſie in ſeine Hand, und verſendet ſie nach irgend einem Orte, verſteht ſich, nur ſo ausgeſprochen; man öffnet die linke Hand. Man zieht dieſe heraus, klopft mit dem Stäbchen auf den zweiten Becher und legt ſie in ſeine Hand, und ſchickt ſie auch wohin; man öffnet die linke Hand, und zieht endlich die letzte heraus, und ſetzt ſie auf den Tiſch; jetzt iſt nichts mehr unter den Bechern; man legt die Becher um.“ — Auf dieſe Weiſe kann man nun verſchiedene Kunſtſtücke mit den Bechern und den Muskaten machen, nämlich: die

Muskate aus einem Becher in den andern ſpazieren laſſen, und ſolches auch mit zwei Muskaten machen; drei Muskaten unter einen Becher bringen ꝛc., und ſo kann man dieſes Spiel auch ſtatt der Muskaten mit Kugeln machen. Die Einübung dieſes Spiels iſt der Grund zu allen Geſchwindſtücken, in welchen die ſogenannte Taſchenſpielerkunſt beſteht.

Die Maſchinen, welche man zur Taſchenſpielerkunſt gebraucht, ſind folgende: 1) Die ſchon oben erwähnten Becher. Man bedarf dreier Becher, die ſo aus feinem Bleche verfertiget werden müſſen, daß Einer in den Andern paßt. Der Boden dieſer Becher hat einwärts eine Höhlung, damit man darein die Korkkügelchen verſtecken kann. Zu dieſen drei Bechern, die oben mit Rändern verſehen ſind, läßt man ſich noch drei von feinerem Bleche machen, als die Erſtern, ſo daß wenn die feinern Becher auf die ſtärkern geſetzt werden, die zwei Becher nur Einer zu ſeyn ſcheinen. Dann muß man einen großen Becher haben, der inwendig mit einer Spitze verſehen iſt. Dann wieder einen Becher, der den drei erſten ähnlich iſt, worein fünfundzwanzig andere Becher, Einer immer kleiner als der Andere, gebracht werden können. Hierzu bedarf man zwanzig kleiner Korkkügelchen, die man über dem Lichte ſchwarz macht. Dann bedarf man ferner zehn großer Bälle, um mit denſelben verſchiedene Abwechſelungen zu machen. — 2) Die Gaukeltaſche, welche mit verſchiedenen Schubſäcken verſehen iſt, die man aber nicht um den Leib bindet, ſondern an den Tiſch heftet, um beſſer ſpielen zu können. — 3) Die Eybüchſe, von der Form eines großen Eyes, Fig. 9089; ſie muß mit feinen Rändern oder Ringeln verſehen ſeyn, damit man die doppelte Oeffnung nicht gewahr wird. Dieſe Büchſe öffnet ſich in der Mitte, ſo daß man ein Ey darein ſtecken kann. Sie hat einen doppelten Deckel, wovon der obere in der Geſtalt eines ausgehöhlten Eyes gedrehet werden muß.

Dieſer wird mit einer Eyerſchale überzogen, ſo, daß wenn man den erſten Deckel aufhebt, der zweite die Geſtalt hat, als wenn ein wirkliches Ey in der Büchſe ſteckte. Beim Spiele verbirgt man dieſen zweiten Deckel in der Hand, und läßt die Maſchine den Zuſchauern ſehen, damit ſie ſich überzeugen, daß es nur eine einfache Maſchine iſt ohne doppelte Oeffnung. Man erſucht dann eine Perſon, ſelbſt ein Ey in dieſe Büchſe zu ſtecken, während welcher Zeit man den Deckel zurückſchiebt, und den falſchen Deckel unter den Erſten, womit man das Ey deckt. Man nimmt nun den Deckel wieder ab, läßt das Ey herausnehmen, und deckt die Büchſe wieder zu. Dann ſagt man den Zuſchauern, daß man dieſes Ey durch den Tiſch wieder in die Büchſe bringen wolle; nimmt daſſelbe, wirft es mit Geſchicklichkeit in die linke Hand, und läßt es in die Gaukeltaſche fallen, öffnet dann die Büchſe bei dem obern Deckel, und die Zuſchauer ſehen das falſche Ey. Man deckt daſſelbe nun behände wieder zu, und ſagt, das Ey müſſe wieder durch den Tiſch, zieht aus der Gaukeltaſche das wahre Ey hervor, legt es auf den Tiſch, nimmt den Deckel ab, um zu zeigen, daß in der Büchſe kein Ey mehr iſt, zieht ihn mit der rechten Hand gegen ſich, und ſtößt mit dem Finger den falſchen Deckel in die Gaukeltaſche, ſo, daß man die Maſchine ſehen laſſen kann. Auf eine gleiche Art hat man auch eine Ballenbüchſe, die ſich nur darin von der Eybüchſe unterſcheidet, daß ſie rund gedrehet iſt. — 4) Die Eychangirbüchſe, welche der Eybüchſe faſt ganz ähnlich iſt, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie drei feingedrehete Deckel hat, wovon immer einer auf den andern paßt, und die Form eines Eyes hat. Eines von denſelben wird ſchwarz, das andere roth und das dritte ſcheckig gefärbt. Man geht damit, wie mit der erſten Büchſe zu Werke, läßt ein Ey in die Büchſe legen, verändert dann die Farbe des Eyes bald roth, bald ſchwarz, bald ſcheckig. Dann wirft man die falſchen Deckel in die

Gaukeltaſche, ſtellt den rechten Deckel auf den Tiſch, und läßt das Ey noch einmal ſehen, zur Ueberzeugung, daß es ein natürliches Ey iſt. Man zieht nun die Büchſe zurück, und ſagt den Zuſchauern, daß man einen Springbrunnen aus dem Eye ſpielen laſſen wolle, und ſteckt nun eine kleine Spritze unter die Büchſe, die am Fuße ausgehöhlt iſt, drückt die Spritzenſpitze durch das Ey, ſchlägt oben das Ey auf, und es bildet einen Springbrunnen. Man läßt die Spritze in die Gaukeltaſche fallen, und wirft das Ey aus der Büchſe auf einen Teller, wo man es leiſe zerdrückt. Mit dieſer Eychangirbüchſe kann man noch verſchiedene Beluſtigungen machen. Man nimmt z. B. ein ausgehöhltes Ey, unter das man aus der Gaukeltaſche einen Vogel ſteckt. Nachdem man nun einige Male die Farbe des Eyes verändert hat, zerbricht man das Ey in der Büchſe mit dem Stabe, und läßt den Vogel fliegen. — 5) Der Spaniſche Kegel, Fig. 9090. Dieſes iſt eine cylinderförmige Büchſe mit ſehr kleinen Reifen gedrehet, die auf einem feinen Fuße ruhen. Der oberſte Reif bildet den falſchen Boden, der bis an die Hälfte der Maſchine geht. Man überzieht nun dieſe Maſchine mit einer ledernen Kappe, welche die Büchſe bis auf das Fußgeſtell bedeckt. Dieſe Kappe dient zur Täuſchung, denn während man die Kappe von der Maſchine nimmt, bleibt der falſche Boden in derſelben, und ſo kann man bald den Boden aus, und bald wieder in die Maſchine bringen. Mit dieſer Maſchine werden verſchiedene Künſte gemacht. Man läßt z. B. Geld, Kugeln oder andere Dinge hineinlegen und eskamotirt ſie; ſie dient ferner um Getreide in Mehl zu verwandeln. Dann bildet man daraus die Zaubermühle; man gebraucht ſie eiſerne Nägel zu zermalmen, Waſſer in Wein zu verwandeln ꝛc.; nur muß man die Behändigkeit bei dieſer Maſchine beſitzen, daß man den falſchen Boden aus der Kappe in die Gaukeltaſche fallen läßt, und dann ſolchen wieder unvermerkt unter die Kappe bringt, damit

man den Betrug weniger bemerkt. Wenn die Maſchine gut gemacht iſt, ſo kann man damit eine Menge artiger Stücke machen. Man kann mit dieſer Maſchine, wenn ſie etwas größer iſt, auch Thiere auswechſeln, und Camus beſaß eine ſolche Maſchine von einer Größe, daß er Menſchen auswechſeln konnte. Man muß hier wohl beachten, daß die Theorie bei der Kegelmaſchine immer dieſelbe bleibt, nur wird nach Geſtalt der Schwere, die man eskamotiren will, entweder der falſche Boden zum Herausziehen gemacht, oder zum Verſenken, welches bei ſchwerern Maſchinen geſchehen muß. Der falſche Boden ſtößt dann den untern aus, und ſein oberer Theil tritt in die Stelle deſſelben, welches aber mit Springfedern geſchehen muß. — 6) Die Büchſe mit dem Einſchnitte, Fig. 9091. Sie iſt cylindriſch mit gedrehten Reifen, die dazu dienen, damit man die öfteren Abſätze und Einſchnitte nicht bemerkt, unten mit einem Fuße verſehen, gegen welchen der Reif einen Ausſchnitt von beliebiger Größe hat, damit ein Geldſtück, das man in die Büchſe wirft, durch ſolches leicht herausſchlüpfen kann. Dieſe Maſchine hat einen Deckel, der inwendig hohl iſt, worin ein Geldſtück verſteckt liegt. Oben auf dem Deckel iſt ein Knopf, der beweglich iſt, und erhöhet und erniedriget werden kann, ſo, daß wenn er erhöhet wird, das verſteckte Geld klappert, wenn er aber erniedriget wird, auf das Geld feſt anpaßt, ſo daß man nichts mehr hört. Man läßt nun in dieſe Büchſe von einem Zuſchauer ein Stück Geld werfen, und mit dem Deckel die Büchſe ſchließen. Man nimmt die Büchſe in die Hand, damit das Geld durch die Oeffnung in die Hände ſchlüpft; dann ſtellt man die Büchſe mitten auf den Tiſch, erhebt den Knopf, und klappert dann mit dem verſteckten Gelde, ſo, daß der Zuſchauer meint, das Stück befinde ſich noch in der Büchſe. Man frägt nun: Ob das Geld durch den Tiſch auf einen Teller fallen ſoll, den *man* in die Hand nimmt, oder ob das

Geld noch in der Büchſe ſeyn ſoll. Im erſten Falle nimmt man das Stück und bedeckt es mit dem Daumen auf dem Teller, ſchlägt auf die Büchſe, damit das verſteckte Geld nicht mehr klappert, und zieht den Teller, worauf ſich das rechte Stück befindet, hervor; im zweiten Falle ergreift man die Büchſe mit der rechten Hand, und bringt das Geld behände wieder in die unten angebrachte Oeffnung, und läßt es dann durch die Büchſe auf den Tiſch fallen. Auf gleiche Art kann man Ringe und verſchiedene andere Dinge verwechſeln; es gehört nur eine öftere Uebung dazu. — 7) Die Geldbüchſe, Fig. 9092, iſt eine kleine Maſchine von leichtem Bleche, worunter man beliebige Geldſtücke verſtecken kann. Man nimmt nun eine gewiſſe Anzahl Münzen, und läßt ſie auf einander löthen, ſo, daß ſie die Geſtalt von zwölf oder dreizehn auf einander gerichteten Stücken bilden. Dieſen Geldſtock läßt man unten von einem Drechsler aushöhlen, damit man in die Höhlung verſchiedene Sachen verbergen kann. Man läßt dann die Büchſe ſehen und von einem Zuſchauer durchſuchen. Man begehrt nun von der Geſellſchaft eine Anzahl dem Geldſtocke ähnlicher Münzen, die, wenn ſie auf einander gelegt ſind, die Höhe des Geldſtocks ausmachen. Dieſe Münzen legt man in die Büchſe, ſtellt ſie auf den Tiſch, und hebt ſie leiſe auf, damit die Münzen, aufeinander gelegt, auf dem Tiſche ſtehen bleiben. Dann ergreift man die Münzen mehrere Male, und zählt die Stücke, nimmt die Büchſe in die andere Hand, als wollte man die Stücke wieder hineinlegen, behält ſie aber in der Hand, und ſchiebt dafür den Geldſtock hinein; dann ſetzt man den Geldſtock auf die Mitte des Tiſches, hebt die Büchſe leiſe davon ab, und erſucht die Zuſchauer nicht an den Tiſch zu ſtoßen, damit die Münzen nicht auseinander fallen. Man thut dieſes mit Fleiß, um zu verhindern, daß die Zuſchauer nicht auf die Vermuthung gerathen, daß ſtatt der wahren Münzen nur ein gelötheter Geldſtock vorhan-

den ſey. Man ſagt nun, man wolle die Münzen aus dieſer Büchſe in die Hand bringen, ohne ſie zu berühren, hebt den Geldſtock mit der Büchſe, die man ein wenig zuſammendrückt, auf, wirft das Geld auf den Tiſch, und läßt den Geldſtock in die Taſche fallen. Mit dieſer Büchſe kann man eine Menge Veränderungen machen, darnach man Dinge unter den hohlen Geldſtock zu bringen weiß. — 8) Der Zauberſtab, Fig. 9093, iſt ein Stäbchen, ungefähr 2 Fuß lang; an dem untern Ende oder Theile wird ein Stahlmagnet verſteckt angebracht. Dieſes Stäbchen iſt ſo gebildet, daß man es herausziehen kann, ſo, daß es gleichſam aus zweien Stäbchen beſteht, wovon das Erſte hohl iſt, das Andere aber in das Erſte paßt, welches darum geſchieht, damit man zuſammengerollte Kartenblätter in den obern Theil des Zauberſtabes ſtecken, und ſie dann in Gefäße, Taſchen oder Aermel von verſchiedenen Perſonen bringen kann, ohne daß es bemerkt wird. — Dieſe ſind nun die Hauptmaſchinen zu den Taſchenſpielerkünſten, welche unendliche Modifikationen erleiden, und die meiſten Erfindungen beruhen auf dieſer allgemeinen Theorie der Verfertigung der Erſteren; ja man kann eine Maſchine zu mehreren Kunſtſtücken gebrauchen, indem oft aus einem Stücke wieder mehrere gemacht werden können. — Die Hauptſache bei der Anwendung der Maſchinen iſt, frei und ungezwungen zu ſpielen, und mit einem edlen Anſtande, damit man ſich von den Marktſchreiern unterſcheide. Man muß ſelbſt die gewöhnlichen Taſchenſpielerſtücke mit einer intereſſanten Geſchichte verwehen, damit der Zuſchauer mehr Unterhaltung hat; auch muß man alles Beleidigende und Ekelhafte verändern, und die Stücke nach einer Theorie einrichten, daß immer Eins auf das Andere in ordentlicher Reihe folge. Die Tiſche müſſen frei ſeyn und nicht verdeckt, auch können einige Verzierungen darauf angebracht werden, beſonders Vaſen mit gemachten Blumen; auch ſetzt man die Apparate zu dem

Kunſtwerken darauf aus, wie die Becher, Büchſen, Kegel ꝛc. Der Zauberſtab muß immer zur Seite der Becher liegen, mit denen man die Geſellſchaft am meiſten beluſtiget oder vergnügt, und da die Vorſtellungen gewöhnlich gegen Abend geſchehen, und bei verhängten Fenſtern, ſo müſſen die Wachskerzen, welche auf dem Tiſche in zierlich lackirten Leuchtern brennen, ſo ſtehen, daß ſie das Ganze magiſch beleuchten. Der lange Taſchenſpielertiſch oder Arbeitstiſch, der an einigen Stellen einige kleine viereckige Verſenkungen hat, die genau einpaſſen, iſt wie getäfelt übermalt, ſo daß dadurch die Täuſchungen der Verſenker nicht entdeckt werden können; denn die gemalten getäfelten Quadrate laſſen die Oeffnungen nicht entdecken. Durch dieſe Oeffnungen werden nun unter den Hut, Vögel, Aepfel und andere Früchte, Kaninchen und andere Gegenſtände gebracht, wenn man die in Gegenwart der Zuſchauer darunter gelegten Stücke verwandeln will; man nimmt dann, indem man die Verſenkung, die ein Hut deckt, unter den Tiſch herabzieht, den darauf befindlichen Gegenſtand fort, und vertauſcht ihn mit einem andern. Das heißt, unter dem Tiſche, deſſen Füße vorn und zur Seite rund herum mit Wachsleinwand verdeckt ſind, ſo daß man nur die Platte gewahrt, befindet ſich ein Gehülfe des Escamoteurs, der die Verwandlungen unter dem Hute bewirkt. Die Verſenkungen ſind auf dem Tiſche für den Taſchenſpieler oder Künſtler ſo bezeichnet, daß er beim Auflegen des Hutes nicht fehlen kann, und damit ſolches nicht auffalle, ſo geſchieht es an verſchiedenen Stellen; daher mehrere kleine Verſenkungen. Auch zur Seite des Tiſches, wo er nicht an die Wand reicht, bringt man eine Spaniſche Wand an, die eine kleine Thür hat, aus der der Künſtler vor das Publikum treten kann, wenn er etwas näher zeigen oder ſich einen Gegenſtand von einer Perſon, als eine Uhr, einen Ring ꝛc., erbitten will. Dann muß der Escamoteur weder weite Aermel,

noch verdächtige Kleider tragen, weil dadurch manches Stück ſeinen Werth verliert. Künſtler, die einen hübſchen männlichen Arm haben, das heißt, muskulös und fleiſchigt, erſcheinen mit nackten Armen, die bis zum Ellenbogen entblößt ſind, indem ſie dazu einen kurzen Waffenrock tragen, mit kurzen bis zum Ellenbogen gehenden Aermeln, über die dann die weißen feinen Hemdärmel geſchlagen ſind, was ſich ſehr elegant ausnimmt. Auch muß der Künſtler immer ſehr modiſch angezogen erſcheinen, und um hierin nicht anzuſtoßen, iſt es beſſer, ein ſolches Koſtüm zu wählen, welches immer in der Mode bleibt, wie ein Waffenrock, ein Polniſcher Rock ꝛc.; denn die idealiſche Kleidung trägt bei einem Künſtler, der noch jung oder doch wenigſtens in den mittlern Jahren ſeines Lebens iſt, ſehr viel bei ſeinem Vortrage und ſeinen Kunſtſtücken bei, weil ſolches gleichfalls die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſich zieht, und hier Alles geſchehen muß, um dieſe rege zu erhalten. Je mehr man über ſeine Vorſtellungen einen magiſchen Zauber verbreiten kann, je mehr wird der Zuſchauer gefeſſelt, und daher muß man auch die Kunſtſtücke ſo eintheilen, daß immer ein intereſſantes Stück mit einem weniger intereſſanten wechſelt, damit, wenn der Zuſchauer einmal nicht ganz befriediget wird, er doch in dem darauf folgenden Stücke ſich wieder zufrieden geſtellt erklärt.

Kartenkünſte. Ehe man mit den Kartenkünſten beginnt, muß man ſich eine Fertigkeit darin erwerben, eine gewiſſe Anzahl von Karten, die unten liegen, oben auf das Spiel zu bringen, welches man auf folgende Weiſe bewerkſtelligen kann. Man lege das Kartenſpiel in die rechte Hand, ſo, daß der Daumen auf einer Seite des Spiels iſt, der zweite, dritte und vierte Finger hingegen das Spiel auf der andern Seite bedecken, und der kleine Finger an dem Orte gebogen ſey, wo man das Abheben vornehmen will, wobei aber die linke

Hand das Spiel bedecken muß. Wenn nun beide Hände und die beiden Theile des Spiels nach dieſer Anweiſung gelegt worden, ſo zieht man mit dem kleinen Finger, und mit den andern Fingern der rechten Hand den obern Theil des Spiels, und bringt mit der linken Hand den untern Theil oben auf das Spiel. Dieſer Handgriff iſt es nun, den man ſich auf eine geſchickte Art einübt, um ihn geſchwind machen zu können, damit ihn Niemand merken und gewahr werden kann; man muß auch zuſehen, daß die Karten dabei kein Geräuſch machen, und daß ſolches ohne große Bewegung geſchehe, welches man durch die Uebung erlangen kann. — Eine zweite Art das Spiel zuzubereiten beſteht darin, daß man eine oder mehrere längere Karten in das Spiel hineinlegt, die Länge muß jedoch nur ſo viel betragen, daß die Karten mäßig hervorſtehen, ſo daß man ſie beim Zuſammenhalten des Spiels mit den Fingern gut erkennen kann. Dieſe langen Karten dienen zu verſchiedenen Beluſtigungen, die weniger Kunſtgriffe und Geſchicklichkeit erfordern.— 1) Man gebe einer Perſon ein vollſtändiges Kartenſpiel von zwei und funfzig Blättern, und laſſe dieſelbe ein Blatt ausziehen oder nach ihrer Willkühr wählen, mit der Bemerkung: daß ſie die Bilder in dieſem Spiele als Zehnen betrachte, jedes Aß Eins gelte, auf die Farben dabei aber nicht geſehen werde. Nachdem ſie die Karte gezogen oder gewählt hat, ſoll ſie dieſelbe ſtillſchweigend nach der Anzahl der Augen, die darauf ſtehen, benennen, ſie umgekehrt, das heißt, die mit den aufgedruckten Bildern oder Augen bezeichnete Seite auf den Tiſch legen, und vom ganzen, in Händen habenden Haufen ſo viele Blätter auf dieſes Blatt aufzählen und wirklich auflegen, bis die Anzahl dieſer Blätter, ohne dabei auf die Augen derſelben Rückſicht zu nehmen, und die Anzahl der Augen des zuerſt auf den Tiſch gelegten Kartenblattes zuſammen genommen die Summe von funfzehn geben. Ein Beiſpiel wird dieſes deutlicher machen. Geſetzt die

gezogene Karte ſey eine Neune, ſo ſage man in Gedanken neun, indem man die Karte verkehrt auf den Tiſch legt; hierauf nehme man ein Blatt vom ganzen Spiele, lege es ebenfalls verkehrt auf das ſchon liegende Blatt, und ſage, jedoch nur in Gedanken, zehn. Auf dieſes Blatt lege man vom ganzen Spiele eins auf, und nenne es eilf, dann wieder eins vom ganzen Spiele, zwölf, und ſo fort, dreizehn, vierzehn, funfzehn. Liegt auf dieſe Art das Blatt, dem, nach der angewieſenen Regel, die Zahl Funfzehn zukommt, ſo iſt man mit dieſem Haufen fertig. Nun ziehe oder wähle man aus dem noch in Händen habenden Reſte des ganzen Spiels ein neues Blatt. Dieſes nenne man ebenfalls, wie das anfangs gewählte, nach der Anzahl der auf ihm befindlichen Augen in Gedanken, lege es neben den bereits fertigen Haufen ebenfalls umgekehrt nieder, und zähle nun nach der vorher erläuterten und deutlich genug vorgetragenen Regel, von dem noch in der Hand habenden Reſte des Spiels gleichermaßen ſo viele Blätter auf das eben gelegte, gewählte oder gezogene Blatt auf, bis wieder die Zahl Funfzehn erreicht wird, mit welcher dann auch dieſer Haufen vollendet iſt. Wäre z. B. das als das erſte gewählte Blatt dieſes zweiten Haufens ein König geweſen, ſo hätte ſie denſelben zehn genannt, und folglich noch fünf Blätter darauf gelegt. Der dritte Haufen wird nach derſelben Regel durch das bis auf funfzehn fortgeſetzte Aufzählen verfertiget, nachdem man ſich vorher aus dem noch vorhandenen Reſte des Spiels wieder ein Anfangsblatt gewählt oder gezogen, und ſolches neben die beiden ſchon liegenden Haufen umgekehrt niedergelegt hatte. Wäre das Anfangsblatt des dritten Haufens ein Aß geweſen, ſo hätte man noch vierzehn Blätter aus dem in der Hand habendem Reſte aufzählen müſſen. Der Zauberkünſtler ſey nun A, und derjenige, welcher die Karten gezogen und geordnet hat, B. Nachdem nun B fertig iſt, wird A gerufen, und dieſer

Man frage die Geſellſchaft, ob nicht Einer unter ihnen ſey, der ein ſo ſtarkes Gedächtniß habe, daß er, nach zweimaliger Durchſicht eines Kartenſpiels, aus welchem die Bilder herausgeworfen und ein Blatt genommen worden, alle darin zurückgebliebenen Blätter behalten, folglich dasjenige beſtimmen könne, welches in der Karte fehle? Wird nun ſolches verneint, ſo beginnt man das Kunſtſtück folgendermaßen, wobei aber voraus geſetzt wird, daß derjenige, welcher dieſes Kunſtſtück machen will, im ſchnellen Addiren bewandert ſeyn muß. Man laſſe das Spiel miſchen, und daraus eine Karte verdeckt bei Seite legen; dann ſolches zurückgenommen, und, indem man das Spiel durchblättert, die Augen ſämmtlicher Karten ſo ſchnell als möglich zuſammen addirt. Zieht man nun die gefundene Summe von 220 ab, ſo findet man die verdeckte Karte nach der Anzahl ihrer Augen, nicht aber ob ſie ein Treff, Pique, Coeur oder Carreau ſey? Um nun auch dieſes zu finden, wird die Karte noch einmal durchblättert, wobei man nur auf die Farben der im Spiele zurückgebliebenen Blätter, die mit der liegenden einerlei Anzahl von Augen haben, ſehen darf. — 3) Aus dem nach dem Miſchen in viele Häufchen getheilten Kartenſpiele zu wiſſen: ob die oberſten Blätter nach Belieben entweder Bilder oder ſchlechte Karten ſeyn ſollen. Hierzu muß man ein beſonders zubreitetes Kartenſpiel haben, in welchem die Bilder unten und oben, die ſchlechten dagegen an den Seiten um eine Linie abgekürzt ſeyn müſſen. Sollen nun die unterſten Blätter der Häufchen, die daraus gemacht worden, Bilder ſeyn, ſo wird das Spiel nach der Breite, im Falle man aber ſchlechte Karten unten haben will, nach der Länge abgehoben. — 4) Unter einer Reihe von Kartenblättern dasjenige zu errathen, das ſich ein Anderer in Gedanken genommen. Man legt Jemanden zwölf Kar[illegible]r in folgender Reihe, wie beiſtehende Buch-

ſtaben andeuten, nieder: A. B. C. D. E. F. G. H. I. K. L. M., und davon hätte ſich ein Anderer die Karte G im Sinn genommen. Um nun zu wiſſen, welches Blatt es ſey, ſo laſſe man ihn, von der gemerkten Karte an — welche hier die ſiebente iſt — doppelt ſo viel und eins darüber, als überhaupt Karten ſind, nämlich jetzt fünfundzwanzig, abzählen, und zwar ſo, daß er von der Zahl ſeiner Karte anfange, und bei M rückwärts zu zählen fortfahre. Z. B. da G die ſiebente Karte iſt, ſo zählt er das M für 8, das L für 9, das K für 10 ꝛc., bis A, welches 19 ſeyn wird, und fährt wieder bei M mit 20, und ſo wieder rückwärts fort, da dann gerade auf G die Zahl 25 kommt, welches nun die Karte iſt, die der Andere in Gedanken genommen, und zu wiſſen begehrt. — 5) Das in den Sinn genommene Kartenblatt zu errathen. Zu dieſem Kunſtſtücke gebraucht man einundzwanzig Kartenblätter, auch jede andere ungerade Zahl, nur ſagt man die Zahl der Kartenblätter, die man dazu gebraucht, nicht an, damit ſie die Zuſchauer nicht wiſſen. Dieſe einundzwanzig Karten theilt man in drei Häufchen, ſo, daß in jedem ſieben Karten liegen. Die übrigen Blätter des Kartenſpiels verwahrt man heimlich, damit die Zuſchauer nicht nachſehen können, wie viele Karten man, wie ſchon bemerkt, zu der Kunſt genommen habe, obgleich die Kunſt deshalb noch nicht verrathen wäre. Aus den drei Häufchen läßt man nun Jemanden von der Geſellſchaft ein ſelbſt beliebiges Blatt in den Sinn nehmen, und ſich ſolches wohl merken, damit er wiſſe, in welchem Häufchen es liege, und ſolches nach den Zahlen angeben kann. Man legt nun die drei Häufchen aufeinander, dergeſtalt, daß das Häufchen, in welchem ſich die bemerkte Karte befindet, in der Mitte liege; dann werden die Karten wieder, wie vorher, in drei Häufchen gezählt, und man läßt ſich die gemerkte Karte dann wiederum anzeigen, in welchem Haufen ſie jetzt liege, und thut ſol-

Kunſtwerken darauf aus, wie die Becher, Büchſen, Kegel ꝛc. Der Zauberſtab muß immer zur Seite der Becher liegen, mit denen man die Geſellſchaft am meiſten beluſtiget oder vergnügt, und da die Vorſtellungen gewöhnlich gegen Abend geſchehen, und bei verhängten Fenſtern, ſo müſſen die Wachskerzen, welche auf dem Tiſche in zierlich lackirten Leuchtern brennen, ſo ſtehen, daß ſie das Ganze magiſch beleuchten. Der lange Taſchenſpielertiſch oder Arbeitstiſch, der an einigen Stellen einige kleine viereckige Verſenkungen hat, die genau einpaſſen, iſt wie getäfelt übermalt, ſo daß dadurch die Täuſchungen der Verſenker nicht entdeckt werden können; denn die gemalten getäfelten Quadrate laſſen die Oeffnungen nicht entdecken. Durch dieſe Oeffnungen werden nun unter den Hut, Vögel, Aepfel und andere Früchte, Kaninchen und andere Gegenſtände gebracht, wenn man die in Gegenwart der Zuſchauer darunter gelegten Stücke verwandeln will; man nimmt dann, indem man die Verſenkung, die ein Hut deckt, unter den Tiſch herabzieht, den darauf befindlichen Gegenſtand fort, und vertauſcht ihn mit einem andern. Das heißt, unter dem Tiſche, deſſen Füße vorn und zur Seite rund herum mit Wachsleinwand verdeckt ſind, ſo daß man nur die Platte gewahrt, befindet ſich ein Gehülfe des Escamoteurs, der die Verwandlungen unter dem Hute bewirkt. Die Verſenkungen ſind auf dem Tiſche für den Taſchenſpieler oder Künſtler ſo bezeichnet, daß er beim Auflegen des Hutes nicht fehlen kann, und damit ſolches nicht auffalle, ſo geſchieht es an verſchiedenen Stellen; daher mehrere kleine Verſenkungen. Auch zur Seite des Tiſches, wo er nicht an die Wand reicht, bringt man eine Spaniſche Wand an, die eine kleine Thür hat, aus der der Künſtler vor das Publikum treten kann, wenn er etwas näher zeigen oder ſich einen Gegenſtand von einer Perſon, als eine Uhr, einen Ring ꝛc., erbitten will. Dann muß der Escamoteur weder weite Aermel,

noch verdächtige Kleider tragen, weil dadurch manches Stück ſeinen Werth verliert. Künſtler, die einen hübſchen männlichen Arm haben, das heißt, muskulös und fleiſchigt, erſcheinen mit nackten Armen, die bis zum Ellenbogen entblößt ſind, indem ſie dazu einen kurzen Waffenrock tragen, mit kurzen bis zum Ellenbogen gehenden Aermeln, über die dann die weißen feinen Hemdärmel geſchlagen ſind, was ſich ſehr elegant ausnimmt. Auch muß der Künſtler immer ſehr modiſch angezogen erſcheinen, und um hierin nicht anzuſtoßen, iſt es beſſer, ein ſolches Koſtüm zu wählen, welches immer in der Mode bleibt, wie ein Waffenrock, ein Polniſcher Rock ꝛc.; denn die idealiſche Kleidung trägt bei einem Künſtler, der noch jung oder doch wenigſtens in den mittlern Jahren ſeines Lebens iſt, ſehr viel bei ſeinem Vortrage und ſeinen Kunſtſtücken bei, weil ſolches gleichfalls die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſich zieht, und hier Alles geſchehen muß, um dieſe rege zu erhalten. Je mehr man über ſeine Vorſtellungen einen magiſchen Zauber verbreiten kann, je mehr wird der Zuſchauer gefeſſelt, und daher muß man auch die Kunſtſtücke ſo eintheilen, daß immer ein intereſſantes Stück mit einem weniger intereſſanten wechſelt, damit, wenn der Zuſchauer einmal nicht ganz befriediget wird, er doch in dem darauf folgenden Stücke ſich wieder zufrieden geſtellt erklärt.

Kartenkünſte. Ehe man mit den Kartenkünſten beginnt, muß man ſich eine Fertigkeit darin erwerben, eine gewiſſe Anzahl von Karten, die unten liegen, oben auf das Spiel zu bringen, welches man auf folgende Weiſe bewerkſtelligen kann. Man lege das Kartenſpiel in die rechte Hand, ſo, daß der Daumen auf einer Seite des Spiels iſt, der zweite, dritte und vierte Finger hingegen das Spiel auf der andern Seite bedekken, und der kleine Finger an dem Orte gebogen ſey, wo man das Abheben vornehmen will, wobei aber die linke

Hand das Spiel bedecken muß. Wenn nun beide Hände und die beiden Theile des Spiels nach dieſer Anweiſung gelegt worden, ſo zieht man mit dem kleinen Finger, und mit den andern Fingern der rechten Hand den obern Theil des Spiels, und bringt mit der linken Hand den untern Theil oben auf das Spiel. Dieſer Handgriff iſt es nun, den man ſich auf eine geſchickte Art einübt, um ihn geſchwind machen zu können, damit ihn Niemand merken und gewahr werden kann; man muß auch zuſehen, daß die Karten dabei kein Geräuſch machen, und daß ſolches ohne große Bewegung geſchehe, welches man durch die Uebung erlangen kann. — Eine zweite Art das Spiel zuzubereiten beſteht darin, daß man eine oder mehrere längere Karten in das Spiel hineinlegt, die Länge muß jedoch nur ſo viel betragen, daß die Karten mäßig hervorſtehen, ſo daß man ſie beim Zuſammenhalten des Spiels mit den Fingern gut erkennen kann. Dieſe langen Karten dienen zu verſchiedenen Beluſtigungen, die weniger Kunſtgriffe und Geſchicklichkeit erfordern.— 1) Man gebe einer Perſon ein vollſtändiges Kartenſpiel von zwei und funfzig Blättern, und laſſe dieſelbe ein Blatt ausziehen oder nach ihrer Willkühr wählen, mit der Bemerkung: daß ſie die Bilder in dieſem Spiele als Zehnen betrachte, jedes Aß Eins gelte, auf die Farben dabei aber nicht geſehen werde. Nachdem ſie die Karte gezogen oder gewählt hat, ſoll ſie dieſelbe ſtillſchweigend nach der Anzahl der Augen, die darauf ſtehen, benennen, ſie umgekehrt, das heißt, die mit den aufgedruckten Bildern oder Augen bezeichnete Seite auf den Tiſch legen, und vom ganzen, in Händen habenden Haufen ſo viele Blätter auf dieſes Blatt aufzählen und wirklich auflegen, bis die Anzahl dieſer Blätter, ohne dabei auf die Augen derſelben Rückſicht zu nehmen, und die Anzahl der Augen des zuerſt auf den Tiſch gelegten Kartenblattes zuſammen genommen die Summe von funfzehn geben. Ein Beiſpiel wird dieſes deutlicher machen. Geſetzt die

gezogene Karte ſey eine Neune, ſo ſage man in Gedanken neun, indem man die Karte verkehrt auf den Tiſch legt; hierauf nehme man ein Blatt vom ganzen Spiele, lege es ebenfalls verkehrt auf das ſchon liegende Blatt, und ſage, jedoch nur in Gedanken, zehn. Auf dieſes Blatt lege man vom ganzen Spiele eins auf, und nenne es eilf, dann wieder eins vom ganzen Spiele, zwölf, und ſo fort, dreizehn, vierzehn, funfzehn. Liegt auf dieſe Art das Blatt, dem, nach der angewieſenen Regel, die Zahl Funfzehn zukommt, ſo iſt man mit dieſem Haufen fertig. Nun ziehe oder wähle man aus dem noch in Händen habenden Reſte des ganzen Spiels ein neues Blatt. Dieſes nenne man ebenfalls, wie das anfangs gewählte, nach der Anzahl der auf ihm befindlichen Augen in Gedanken, lege es neben den bereits fertigen Haufen ebenfalls umgekehrt nieder, und zähle nun nach der vorher erläuterten und deutlich genug vorgetragenen Regel, von dem noch in der Hand habenden Reſte des Spiels gleichermaßen ſo viele Blätter auf das eben gelegte, gewählte oder gezogene Blatt auf, bis wieder die Zahl Funfzehn erreicht wird, mit welcher dann auch dieſer Haufen vollendet iſt. Wäre z. B. das als das erſte gewählte Blatt dieſes zweiten Haufens ein König geweſen, ſo hätte ſie denſelben zehn genannt, und folglich noch fünf Blätter darauf gelegt. Der dritte Haufen wird nach derſelben Regel durch das bis auf funfzehn fortgeſetzte Aufzählen verfertiget, nachdem man ſich vorher aus dem noch vorhandenen Reſte des Spiels wieder ein Anfangsblatt gewählt oder gezogen, und ſolches neben die beiden ſchon liegenden Haufen umgekehrt niedergelegt hatte. Wäre das Anfangsblatt des dritten Haufens ein Aß geweſen, ſo hätte man noch vierzehn Blätter aus dem in der Hand habendem Reſte aufzählen müſſen. Der Zauberkünſtler ſey nun A, und derjenige, welcher die Karten gezogen und geordnet hat, B. Nachdem nun B fertig iſt, wird A gerufen, und dieſer

bittet ſich von B den noch übrigen Reſt des Spiels aus, der nach den verfertigten Haufen in ſeiner Hand zurück blieb. A betrachtet nun dieſen Reſt nachdenkend mit einem algebraiſchen Geſichte, breitet ebenfalls die Blätter auf den Tiſch aus, um, wo möglich in ihren Figuren, in Treff, Pique, Coeur oder Carreau das Geſuchte zu entdecken, indeſſen er nichts weiter thut, als daß er die übrig gebliebenen Blätter zählt und vier davon abzieht. Durch dieſes Verfahren findet er nun die Summe der Augen, die auf den in den drei Haufen gewählten unten liegenden Blättern befindlich ſind. Beſteht z. B. der Reſt noch aus zwölf Blättern, ſo beträgt die gedachte Summe zwölf weniger vier, oder acht. Dieſe Summe behält er im Gedächtniſſe, ſtellt ſich aber verdrießlich, als ob ein Fehler vorgegangen wäre. Er bittet daher B, indem er ihm die Karten zurückgiebt, einen der von ihm verfertigten Haufen mit dieſen zuſammen zu miſchen, aber nicht zu vergeſſen, welche Karten er als Anfangskarten der drei Haufen gewählt oder gezogen habe. B hat nun die Karten gemiſcht; A nimmt ſie zurück, zählt, wie vorher, die Blätter, und zieht dieſes Mal zwanzig ab, und findet das Anfangsblatt des von B eingemiſchten Haufens, welches er in Gedanken behält. B muß nun noch einen von den noch liegenden Haufen, mit den Karten, die er ihm wieder zurückgiebt, und die aus dem anfangs nach Verfertigung der drei Haufen gebliebenen Reſte, und dem einen bereits eingemiſchten Haufen beſtehen, zuſammenmiſchen. Während B miſcht, giebt A von der ſeinem Gedächtniſſe eingedrückten Summe der Augen, welche auf den Anfangskarten aller drei Haufen befindlich ſind, die Anzahl der Augen des kurz vorher eingemiſchten Haufens, die ihm eben bekannt geworden ſind, ab, und jetzt iſt A zweierlei bekannt geworden: 1) das Anfangsblatt des kurz vorher eingemiſchten Haufens; 2) die Summe der Augen auf den Anfangsblättern der noch zurückliegen-

den Haufen. Die erſte Hauptſumme mag A immer vergeſſen, die letztern beiden Zahlen aber müſſen feſtgehalten werden. Iſt nun die Hauptſumme acht geweſen, und A hat nach der bekannt gemachten Regel, nachdem er zwanzig von den ihm zurückgegebenen Blättern abgezogen, zum Reſte drei erhalten, ſo erfährt er dadurch, daß das Anfangsblatt des eingemiſchten Haufens eine drei geweſen ſey, und daß die Summe der Augen auf den Anfangsblättern der noch zurückſeyenden Haufen acht weniger drei, oder fünf ausmachen. Beide Zahlen, die drei und die fünf, müſſen nicht vergeſſen werden. Nachdem A mit dieſer Rechnung fertig geworden iſt, hat B die Karten gemiſcht; A nimmt ſie zurück, zählt wieder die Blätter mit einem Anſtande von Wichtigkeit, und zieht ſechsunddreißig davon ab. Die Zahl, welche er auf dieſe Weiſe findet, beſtimmt ihm das Anfangsblatt des zweiten eingemiſchten Haufens. Zieht er dieſe von der ihm bekannten Summe der Augen, welche auf den Anfangsblättern der bis dahin noch zurückgeweſenen beiden Haufen befindlich waren, ab, ſo giebt ihm die Differenz das Anfangsblatt des noch liegenden dritten Haufens. Geſetzt, die Zahl, welche er nach Abzug der Zahl ſechs und dreißig von der ganzen Anzahl der ihm eben zurückgegebenen Blätter gefunden, iſt zwei, ſo beſtimmt dieſe zwei an und für ſich, daß das Anfangsblatt des zweiten Haufens eine Zwei, und abgezogen von fünf, als der Summe der Augen auf den Anfangsblättern der bisher noch unbekannt geweſenen Haufen, das noch liegende Anfangsblatt eine Drei ſeyn müſſe. A könnte nun zwar die ihm bekannt gewordenen Blätter gleich nennen, er läßt aber zum Schluß auch noch den dritten Haufen mit einmiſchen; breitet dann die Karten aus, und ſtellt ſich bemühet, das mit vieler Anſtrengung zu entdecken, was er leicht aus der Regiſtratur des Gedächtniſſes hervorbringen kann, um das Ganze zu erhöhen. — 2) Das ſtarke Gedächtniß in der Karte.

Man frage die Geſellſchaft, ob nicht Einer unter ihnen ſey, der ein ſo ſtarkes Gedächtniß habe, daß er, nach zweimaliger Durchſicht eines Kartenſpiels, aus welchem die Bilder herausgeworfen und ein Blatt genommen worden, alle darin zurückgebliebenen Blätter behalten, folglich dasjenige beſtimmen könne, welches in der Karte fehle? Wird nun ſolches verneint, ſo beginnt man das Kunſtſtück folgendermaßen, wobei aber voraus geſetzt wird, daß derjenige, welcher dieſes Kunſtſtuck machen will, im ſchnellen Addiren bewandert ſeyn muß. Man laſſe das Spiel miſchen, und daraus eine Karte verdeckt bei Seite legen; dann ſolches zurückgenommen, und, indem man das Spiel durchblättert, die Augen ſämmtlicher Karten ſo ſchnell als möglich zuſammen addirt. Zieht man nun die gefundene Summe von 220 ab, ſo findet man die verdeckte Karte nach der Anzahl ihrer Augen, nicht aber ob ſie ein Treff, Pique, Coeur oder Carreau ſey? Um nun auch dieſes zu finden, wird die Karte noch einmal durchblättert, wobei man nur auf die Farben der im Spiele zurückgebliebenen Blätter, die mit der liegenden einerlei Anzahl von Augen haben, ſehen darf. — 3) Aus dem nach dem Miſchen in viele Häufchen getheilten Kartenſpiele zu wiſſen: ob die oberſten Blätter nach Belieben entweder Bilder oder ſchlechte Karten ſeyn ſollen. Hierzu muß man ein beſonders zubreitetes Kartenſpiel haben, in welchem die Bilder unten und oben, die ſchlechten dagegen an den Seiten um eine Linie abgekürzt ſeyn müſſen. Sollen nun die unterſten Blätter der Häufchen, die daraus gemacht worden, Bilder ſeyn, ſo wird das Spiel nach der Breite, im Falle man aber ſchlechte Karten unten haben will, nach der Länge abgehoben. — 4) Unter einer Reihe von Kartenblättern dasjenige zu errathen, das ſich ein Anderer in Gedanken genommen. Man legt Jemanden zwölf Kartenblätter in folgender Reihe, wie beiſtehende Buch-

ſtaben andeuten, nieder: A. B. C. D. E. F. G. H. I. K. L. M., und davon hätte ſich ein Anderer die Karte G im Sinn genommen. Um nun zu wiſſen, welches Blatt es ſey, ſo laſſe man ihn, von der gemerkten Karte an — welche hier die ſiebente iſt — doppelt ſo viel und eins darüber, als überhaupt Karten ſind, nämlich jetzt fünfundzwanzig, abzählen, und zwar ſo, daß er von der Zahl ſeiner Karte anfange, und bei M rückwärts zu zählen fortfahre. Z. B. da G die ſiebente Karte iſt, ſo zählt er das M für 8, das L für 9, das K für 10 ꝛc., bis A, welches 19 ſeyn wird, und fährt wieder bei M mit 20, und ſo wieder rückwärts fort, da dann gerade auf G die Zahl 25 kommt, welches nun die Karte iſt, die der Andere in Gedanken genommen, und zu wiſſen begehrt. — 5) Das in den Sinn genommene Kartenblatt zu errathen. Zu dieſem Kunſtſtücke gebraucht man einundzwanzig Kartenblätter, auch jede andere ungerade Zahl, nur ſagt man die Zahl der Kartenblätter, die man dazu gebraucht, nicht an, damit ſie die Zuſchauer nicht wiſſen. Dieſe einundzwanzig Karten theilt man in drei Häufchen, ſo, daß in jedem ſieben Karten liegen. Die übrigen Blätter des Kartenſpiels verwahrt man heimlich, damit die Zuſchauer nicht nachſehen können, wie viele Karten man, wie ſchon bemerkt, zu der Kunſt genommen habe, obgleich die Kunſt deshalb noch nicht verrathen wäre. Aus den drei Häufchen läßt man nun Jemanden von der Geſellſchaft ein ſelbſt beliebiges Blatt in den Sinn nehmen, und ſich ſolches wohl merken, damit er wiſſe, in welchem Häufchen es liege, und ſolches nach den Zahlen angeben kann. Man legt nun die drei Häufchen aufeinander, dergeſtalt, daß das Häufchen, in welchem ſich die bemerkte Karte befindet, in der Mitte liege; dann werden die Karten wieder, wie vorher, in drei Häufchen gezählt, und man läßt ſich die gemerkte Karte dann wiederum anzeigen, in welchem Haufen ſie jetzt liege, und thut ſo-

ches wiederum in die Mitte, und dieſes wiederholt man auch zum dritten Male. Das bemerkte Blatt iſt dann gewiß das Mittelſte, unter den einundzwanzig Blättern nämlich das Eilfte, man mag nun von unten hinauf oder von oben herab zählen. Damit aber die Zuſchauer die Kunſt nicht errathen, ſo muß man die Karten unter dem Tiſche zählen, und das mittelſte Blatt, als das bemerkte, hervorziehen, und auf den Tiſch legen, welches die Umſtehenden, die dieſes Kunſtſtück nicht kennen, gewiß überraſchen wird. — 6) Vier gleiche Kartenblätter, welche an verſchiedenen Orten unter das Spiel geſteckt worden, ohne Vermiſchung des Spiels zuſammen zu bringen. Man bringe im Angeſichte aller Zuſchauer gleich anfangs vier ganz gleiche Karten beiſammen, und füge ſie unten an das Spiel; prakticire hernach unvermerkt, mit Behendigkeit (etwa unterm Tiſch), zwei andere Karten zwiſchen die unterſte, und die übrigen drei von den vier gleichen Karten, ſo, daß jene zwei von der unterſten der vier gleichen bedeckt ſey. Man ziehe dann die jetzt bemeldete unterſte Karte hervor, dergeſtalt, daß die Zuſchauer ſolche gleichſam nur von ungefähr ſehen, und, daß es eine von den vier gleichen ſey, erkennen mögen, und lege ſie oben auf das Spiel, mit den Worten: das iſt eine von den vier gleichen. Man ziehe noch eine von unten aus, mit den Worten: das iſt die andere, und, ohne dieſelbe ſehen zu laſſen, ſtecke man ſie behende unten in das Spiel; eben ſo verfahre man auch mit der dritten, als der zweiten vor den zwei ungleichen Karten, und ſtecke ſie in eine andere Stelle des Spiels. Die Zuſchauer werden indeß nicht anders glauben, als ob die beiden Letztern zwei von den vier gleichen Blättern wären, und von denen nur Eins oben, und Eins noch unten läge, da doch noch drei derſelben unten beiſammen ſind. Man hebe nun das Kartenſpiel ab, und ſetze den untern Theil auf den abgenommenen Haufen, ſo kommen die vier gleichen

Blätter wieder zuſammen, welches die Zuſchauer beim Nachſuchen finden werden. — 7) Die gemiſchten Karten in Häufchen legen, und anzeigen, was für eine Karte bei jedem Häufchen oben liegt. Wenn man die Karten gemiſcht hat, muß man unvermerkt das oberſte Blatt beſehen und merken. Jetzt macht man Häufchen nach Belieben, und wenn man anfangen will zu ſagen, welche Karten oben auf liegen, ſo muß man von einem Häufchen die oberſte abnehmen, und dabei diejenige nennen, welche man ſich gemerkt hat. Man beſieht nun die abgenommene Karte, nimmt von einem andern Häufchen diejenige weg, die man jetzt bekommen hat; dann nimmt man von dem dritten Häufchen wieder die oberſte, und nennt diejenige, welche man zuletzt weggenommen hat, und ſo von allen Häufchen, bis man zuletzt an das kommt, wo diejenige Karte, die man gleich anfangs beſehen und gemerkt hat, oben auf liegt, und die man nun unvermerkt in der Hand oben an ſtecken muß. Hierauf zeigt man den Zuſchauern die Karten, die man abgenommen, und von welchen man ihnen vorausgeſagt hat, daß ſie dieſe, und keine andere ſind. — 8) Eine Karte in einen Vogel oder großen Käfer zu verwandeln. Man nehme vier Blätter, oder auch einige mehr, aus einem Kartenſpiele, die übrigen leime man alle ſo geſchickt auf einander, daß man das Zuſammenleimen nicht bemerkt. Dann ſchneide man ein ſo großes viereckiges Loch darein, daß ſich ein großer Käfer, oder ein kleiner Vogel, z. B. eine Blaumeiſe, darin verbergen kann, welches bei einem ganzen Kartenſpiele von 52 Kartenblättern, wozu man auch noch einige mehr nehmen kann, daß der Vogel Raum habe, ſehr gut angeht. Dieſe Karten halte man in einer blechernen Büchſe, die ſo groß iſt, als die Karten. Wenn man nun das Kunſtſtück machen will, ſo ſetze man die Büchſe ſo auf den Tiſch, daß man ſie abheben kann, und die Oeffnung der zuſammengeleimten Karten

auf den Tiſch mit dem Vogel oder Käfer kommt; ein Blatt von den loſen Blättern bedeckt den Vogel oder Käfer, das heißt, liegt oben auf, die andern drei verſchließen die Oeffnung, das heißt, die andern drei loſen Blätter liegen darunter. Wenn nun der Vogel davon fliegen ſoll, ſo zieht man die unterſten drei Blätter, von dem auf dem Tiſche liegenden Spiele heraus, und hebt dann das zuſammengeleimte Spiel auf, ſo wird Jedermann den Vogel erblicken, welcher, nachdem er ſich erholt hat, davon fliegt, und der Käfer davon kriecht, welches gewiß eine ſehr intereſſante Ueberraſchung darbietet. In der größten Geſchwindigkeit muß man die Karten in die Taſche fallen laſſen, daß Niemand die Täuſchung bemerkt. — Auf gleiche Weiſe kann man es auch mit drei kleinen Würfeln machen, wozu man daſſelbe Kartenſpiel gebraucht. Man reicht nämlich den Zuſchauern drei Karten verkehrt hin, das heißt, ſo, daß die Zahlen unten kommen. Dieſe drei Karten haben aber gleiche Zahlen, entweder lauter Sieben, Achten, Neunen oder Zehnen. Wenn nun Einer der Zuſchauer eine Karte gezogen und ſie beſehen hat, ſo läßt man ſie wieder zwiſchen die beiden andern einſtecken, und legt ſie auf das Spiel. Wäre es eine Neune geweſen, ſo ſind auch die Augen der drei Würfel ſchon ſo geſtellt, daß ſie neun ausmachen, die nun auf der vierten Karte ſtehen, welche die Oeffnung bedeckt. Man thut dann, als ob man ſchnell miſcht, läßt die drei Blätter von oben herabfallen, ſo daß ſie unten zu liegen kommen, hebt das Spiel auf, und die Zahl der Augen befindet ſich auf den drei Würfeln. Das Miſchen beſteht bloß im Abnehmen der Karten von oben, und ſie herunter legen, wozu man auch noch einige andere Karten von derſelben Größe und Rückfarbe oder Muſter nehmen kann, damit es nicht auffällt. — 9) Eine beſehene Karte in eine andere zu verwandeln. Man legt das unterſte Kartenblatt dergeſtalt, daß es,

wie das oberſte Blatt, das Spiel bedeckt, nämlich, daß die hintere Fläche, welche keine Augen oder Bilder hat, auswärts liegt. Hierauf läßt man die oberſte beſehen, und wieder oben hinlegen. Man läßt nun die Hand und das Spiel ſinken, ſo daß mit großer Schnelligkeit das ganze Spiel umgekehrt, und alſo die oberſte Karte zu unterſt, und die unterſte dagegen zu oberſt zu liegen komme. Dann läßt man dieſe neue oberſte beſehen, ſo werden die Zuſchauer vermeinen, die oberſte müſſe zauberiſch verwandelt oder heimlich weggebracht worden ſeyn. — 10) Ein Kartenblatt, welches von Jemanden aus dem Kartenſpiele gezogen worden, in dem Spiegel zu weiſen. Dieſes Kunſtſtück kommt den Unwiſſenden unglaublich vor, und Einige halten es wohl für eine Zauberey, obgleich es demjenigen, der es weiß, leicht iſt. Man läßt Jemanden ein Blatt aus dem Kartenſpiele ziehen und wieder hineinſtecken, oder auch wohl zum Fenſter hinauswerfen, und zeigt ihm dann ſolches in dem Spiegel, entweder, daß das Blatt darin ſtecke, oder daß man es in ſeiner Karte dafür halte, und deſſen Figur in dem Spiegel ſehen mache. Hierzu laſſe man ſich bei einem Kartenmacher einige Karten machen, welche ſämmtlich einerlei ſind, als ſechs und dreißig Blätter Herzkönige, ſechs und dreißig Blätter Kreuzzehner ꝛc., von dieſen nehme man einige zu ſich, und ſtecke ein Blatt davon gegen das Spiegelglas, wende dann den Spiegel um, oder lege ein Blatt in ein Buch, unter einen Teppich, nachdem man Gelegenheit hat, es zu verbergen. Dann laſſe man ein Blatt nehmen, beſehen, Andern zeigen, und dann wieder in das Spiel ſtecken, miſchen und zählen. Man ſpreche einige Worte, um die Kunſt zu verbergen, und ſage: „Nun ſoll das Blatt an dem Spiegel ſtecken, in dem Buche liegen, oder unter dem Teppiche zu finden ſeyn.“ Wo man es haben will, da findet man die Karte, obgleich nicht eben das Blatt, jedoch ein der Figur nach gleiches

Blatt. Will man dieſes Kunſtſtück öfter vorzeigen, ſo muß man mehrere ſolche Kartenſpiele haben, damit nicht jedesmal ein und daſſelbe Blatt herauskomme, und der Meiſter zu Schanden werde. Man hat ſich auch vorzuſehen, daß dergleichen Karten Niemanden in die Hände kommen, noch darf man Jemanden in das Spiel blicken laſſen; auch muß man die noch übrigen verſteckten Blätter insgeheim wieder fortzupraktiziren ſuchen, damit ſie von Niemanden gefunden werden. Dann hat man ſich bei Wiederholung des Spiels zu hüten, daß man nicht an einen ſolchen Ort ein Blatt hin verſtecke, wo ſchon ein anderes verborgen liegt, und dann muß dieſes Stück, als ein Hauptſtück, jedesmal zuletzt auf den Platz gebracht werden, wenn die Geſellſchaft auseinander gehen oder ſich entfernen will. — 11) Ein ausgezogenes und wieder vermiſchtes Kartenblatt zu finden. Man nehme ein ganzes Kartenſpiel in die Hand, und miſche es, merke aber das unterſte Blatt; thue das Kartenſpiel unter den Tiſch, und zähle davon heimlich oder in Gedanken von oben herab zehn Blätter hinweg, ziehe dann das unterſte hervor, und lege es auf die eilfte Karte, und auf dieſe wieder die zehn abgezählten Blätter. Hierauf nehme man das Spiel wieder hervor, ziehe unten einige Blätter hinweg, und lege ſie verkehrt einzeln auf den Tiſch, nehme auch oben einige Blätter fort, und lege ſie dazu; dann wieder von unten, ſo auch von oben, welches aber ſehr fein geſchehen muß, damit es der Andere nicht merkt. Man muß über die Blätter, welche man von oben herabgenommen, heimlich zählen, damit man davon nicht mehr, oder nicht weniger herabzieht, als zehn, dann iſt das eilfte Blatt dasjenige, welches zuerſt unten gelegen, und gemerkt worden iſt. Man laſſe nun Jemanden aus denjenigen Blättern, die man von unten hervorgezogen und oben herabgenommen hat, eins nehmen und beſehen; befehle ihm, ſolches auf dasjenige zu legen, von welchem man

die zehn Blätter oben weggenommen hat, thue dann die andern alle, die man unten hervorgezogen, auch von oben herabgenommen hat, darauf, und miſche das Kartenſpiel ein wenig, jedoch ſo, daß dieſe zwei Blätter nicht von einander getrennt werden. Dann ſehe man die Karten von unten her durch, wo die Farben der Blätter ſind, und wenn das Blatt kommt, welches zuerſt unten gelegen, und das man gemerkt hat, ſo iſt das folgende dasjenige, welches die Perſon genommen und beſehen hat. — 12) Ein Kartenblatt, welches aus einem Deutſchen Spiele gezogen, von Jemanden bemerkt, dann wieder eingeſteckt und wohl vermiſcht worden, zu finden und aufzuzeigen. Man ſtelle, um dieſes Kunſtſtück zu machen, alle Blätter eines Deutſchen Kartenſpiels aufrecht, ſo daß keins verkehrt ſtehe, weshalb auch bloß die Deutſchen Karten ihrer Blätter wegen dazu dienen. Man nehme ſich aber in Acht, daß die Zuſchauer ſolches nicht merken, daher muß man ſich auch nicht in die Karten ſehen laſſen, wenn ſie bereits in Ordnung gebracht worden. Wenn nun die Karten geordnet ſind, läßt man Jemanden eine Karte herausziehen und beſehen, während dies geſchieht, dreht man das Spiel in der Hand um, und läßt das ausgezogene Blatt wieder einſtecken. Hierauf miſcht man das Spiel eine Zeitlang untereinander, um dadurch den Zuſchauern ein Blendwerk vorzumachen. Wenn ſolches genügend geſchehen iſt, ſo ſucht man die ausgezogene Karte, welches diejenige iſt, die zwiſchen den andern verkehrt liegt, welche man herausnimmt, und den Zuſchauern vorlegt. Man hat bei dieſem Spiele zu beobachten, daß wenn derjenige, der eine Karte gezogen hat, ſolche von ungefähr umkehren ſollte, man ſogleich das Spiel auch wieder mit Schnelligkeit und unvermerkt umkehren muß, weil ſonſt die Karte nicht verkehrt eingeſteckt würde, und man ſie nicht finden könnte. — Auf eine ähnliche Weiſe kann man ein gezogenes und bemerktes Karten-

blatt, welches wieder unter das Spiel (mit Franzöſiſchen Karten) geſteckt worden, wie folgt, errathen. Man muß, ehe man eine Karte ziehen läßt, die unterſte des ganzen Haufens unvermerkt anſehen und bemerken. Wenn ſolches geſchehen iſt, und Jemand eine Karte ausgezogen hat, ſo läßt man ihn ſolche auf den Tiſch legen, und legt dann den übrigen Haufen darauf. Dann hebe man den Haufen ab, und wieder auf, ſo oft als es beliebt, und als man glaubt, daß es genug ſey, den Zuſchauern ein Blendwerk vorzumachen. Wenn man nun in dem ganzen Haufen die ausgezogene Karte finden und erkennen will, ſo darf man nur die unterſte, die man bemerkt hat, ſuchen, und wenn man ſolche gefunden, ſo iſt die nächſt vorliegende Karte die ausgezogene und bemerkte. — 13) Zwölf Kartenblätter ſo zu legen, daß man immer vier in einer jeden Reihe zählen kann. Man nehme zwölf Kartenblätter, am beſten Bilder, lege ſie auf einen Tiſch, ſo, daß man zuerſt drei nach einander legt, darunter wieder drei, und zuletzt wieder drei, dann gebe man die übrigen drei Einem der Zuſchauer in die Hand, und ſpreche dabei: Er ſoll nun dieſe drei Karten ſo legen, daß man überall von beiden Seiten, beides zur Rechten und Linken, auch von unten hinauf, als von oben herab, vier zählen könne. Dieſes wird aber Keiner können, als der davon Wiſſenſchaft hat. Man nehme hierauf die drei Kartenblätter, lege eins auf das erſte Blatt in der obern Reihe, das andere auf das mittlere, und das dritte auf das letzte Blatt in der untern Reihe, ſo werden von allen Orten her vier gezählt werden können. — 14) Karten hinter dem Rücken hervorzunehmen, und vorher zu ſagen, ob es Bilder, oder keine ſind. Man nehme eine Stecknadel, und ſteche damit die Kartenblätter auf der Rückſeite am Rande ein wenig ein, ſo daß ſich eine unbedeutende Erhabenheit bildet, die man mit der Spitze des Fingers fühlen kann, damit dieſes aber

nicht bei allen Bildern auffalle, ſo mache man dieſes Merkzeichen nicht an einem gleichen Orte, ſondern bei dem einen Bilde oben, bei dem andern in der Mitte, bei einem dritten unten, oder an der Seite, in der Ecke ꝛc. Man laſſe nun das Spiel miſchen und verdeckt auf den Rücken geben, ſo kann man jedesmal an dem Stiche fühlen, welches ein Bild iſt, ohne daß es Jemand merkt. — 15) Die gezwungener Weiſe gedachte Karte. Man blättere in großer Geſchwindigkeit die Blätter eines Kartenſpiels in Geſtalt eines Fächers aus, doch ſo, daß ein Bild, wie z. B. hier der Herzkönig, beſonders hervorſieht, die übrigen Blätter aber einander mehr bedecken, ſo daß ſie nicht vollkommen deutlich erkannt werden können. Auf dieſe Weiſe hält man dann dieſen Fächer einer Perſon aus der Geſellſchaft vor, und läßt ſie ſchnell ein Blatt davon merken, und ohne ihr lange Zeit in der Wahl zu laſſen, ſtoße man die Blätter wieder zuſammen, ſo kann es nicht fehlen, daß die Perſon ſich das Blatt gemerkt haben wird, welches man dazu beſtimmte. Hierauf laſſe man die Karten miſchen, und nenne das hervorgehobene Blatt, hier alſo Herzkönig, welches die Perſon unfehlbar ſich gemerkt haben wird, da ſie keine andere Wahl treffen konnte. Man muß aber bei dem Ausbreiten der Karten ſehr vorſichtig ſeyn, daß alle, außer der Karte, die man will, daß ſie gemerkt werden ſoll, ſo zu liegen kommen, daß man ſie nicht recht erkennen kann, und auf die herausgehobene Karte fallen muß, die man ohne Abſicht etwas hervorragend vermuthet. — Dieſes Spiel kann man auch dahin abändern, daß man die hervorgehobene Karte, wenn ſie von einer Perſon gemerkt worden, ſchnell unten hinzubringen ſucht, als unterſtes und letztes Blatt des ganzen Kartenſpiels. Man faſſe hierauf dieſes Spiel zwiſchen dem Daumen und dem Zeigefinger, indem man es unten mit der Spitze des Zeigefingers, oben aber mit dem Daumen faßt, ſo daß man das Spiel nahe an dem

äußeren Rande der Blätter zwiſchen beiden Fingern eingepreßt hält. Man laſſe nun eine Perſon mit der Hand ſtark auf das Spiel ſchlagen, ſo werden die ſämmtlichen Karten des Spiels auf den Tiſch fallen, und nur das unterſte Blatt wird, als das vorhin gezogene, zwiſchen dem Daumen und dem Zeigefinger zurückbleiben, um es der Perſon überreichen zu können. — 16) Die Ordnung ſämmtlicher Karten eines vor die Augen gehaltenen Spiels zu nennen. Man drehe unvermerkt das unten liegende und vorher insgeheim bemerkte Blätt um, indem man es oben auf die Karte legt, ſo daß die Rückſeite dieſes Blattes auf die Rückſeite der übrigen einunddreißig Karten zu liegen komme; dann halte man die Karten ſo vor die Augen, daß das ſchon bekannte Blatt nach den Zuſchauern hingekehrt ſey, die unten liegenden Karten aber nach dem Eskamoteur ſelbſt hingerichtet ſind. Indem man nun das ſchon bekannte Blatt nennt, das man der Geſellſchaft als unten liegendes zeigt, ſo beſieht man ſich das auf der andern Seite unten liegende, bringt dann das Spiel auf den Rücken, zieht das jetzt beſehene hinweg, legt es auf die andere Seite des Spiels auf das zuvor genannte, zeigt dann die Karten wieder, indem man das Spiel abermals vor die Augen hält, und nennt das Blatt wieder; ſo kann man alle zwei und dreißig Karten des Spiels nennen. — 17) Eine Karte abheben und beſehen laſſen, dann ſolche wieder auf das Spiel legen, und machen, daß es eine andere ſey. Man kehre einige Kartenblätter von einem ganzen Spiele um, ſo, daß unten und oben die Karte bedeckt bleibe, laſſe eine von oben abheben, beſehen, und oben wieder darauf legen. Hierauf nimmt man das Spiel zwiſchen zwei Finger, bläſt und kehrt hierbei unvermerkt die ganze Karte in Geſchwindigkeit um, und frägt dann: welche Karte oben aufliege? Die Zuſchauer werden nun denken, daß es dieſelbe ſey, die ſie zuvor be-

ſehen, und werden beim Abheben das Gegentheil finden. — 18) Einem eine Karte in die Hand geben, die er zuvor geſehen hat; wenn er nun nach einiger Zeit ſolche wieder beſieht, es eine andere ſey. Um dieſes Kunſtſtück zu machen, muß Einer die unterſte Karte des Spiels ſehen, die nächſtfolgende Karte aber ein wenig herausſchießen laſſen, oder die erſt geſehene zurückſchieben, welches bei neuen Karten ſehr gut geht, wenn man das Spiel mit der Hand feſt umfaßt, und dann mit dem mittlern Finger die Karte ein wenig zurückſchiebt, ſo, daß die zweite nicht geſehene Karte hervortritt, dieſe zieht man nun unten hervor, giebt ſie demjenigen, der ſie beſehen hat, in die Hand, um ſolche erſt feſt zu halten. Dann ſagt man nach einigen Minuten, er ſolle ſeine Karte beſehen, ſo wird er eine ganz andere finden, als die beſehene war, und glauben, daß die Karte in ſeiner Hand verwandelt worden. — 19) Die Karte anzuzeigen, die eine Perſon aus dem Spiele gezogen hat. Man läßt eine Perſon auf eine unvermerkte Weiſe die lange Karte ziehen, die man in das Spiel geſteckt hat, und die man kennt; man giebt derſelben hierauf das Spiel zum Miſchen hin, und läßt ſie beſtimmen: ob man ihr die Karte nennen, oder abheben ſoll, und auf ihre Antwort handelt man. Man kann ihr auch vorſchlagen, daß ſie das Kartenſpiel in ihre Taſche ſtecken ſoll, und man wolle die Karte in derſelben finden, welches ſehr leicht geſchieht, indem man nur die lange Karte, durch das Zuſammenhalten des Spiels herauszieht, welches die gemerkte iſt. — 20) Die ſich verwandelnde Karte. Man läßt auf eine geſchickte Art eine Perſon die lange Karte ziehen, und wenn ſie dieſelbe angeſehen hat, ſolche wieder in das Spiel ſtecken. Hierauf nimmt man das Spiel wieder zurück, und läßt die zweite Perſon eben dieſe Karte ziehen, und wenn man will auch die dritte und vierte Perſon. Dann zieht man ſelbſt aus verſchiedenen

Orten des Spiels eben ſo viele Karten, als man Perſonen hat ausziehen laſſen, mit der Vorſicht, daß unter denſelben ſich eben dieſe lange Karte befinde, die eine jede Perſon beſonders herausgezogen hat. Man zeigt hierauf alle dieſe Karten und frägt, ob ein jeder ſeine Karte dabei ſehe. Diejenigen, die ſie gezogen haben, antworten dann mit Ja, weil ſie alle dieſe lange Karte ſehen; man ſteckt ſie nach dieſem wieder in das Spiel hinein, hebt bei der langen Karte ab und zeigt einer von dieſen Perſonen die unterſte Karte im Spiele, und frägt ſie: ob dieſes ihre Karte ſey? worauf ſie mit Ja antwortet; man ſchlägt nun wieder mit den Fingern darauf, und zeigt ſie einer andern Perſon, die eben ſo ſagt, und ſo allen übrigen Perſonen, welche glauben, daß dieſe Karte ſich nach dem Belieben desjenigen, der dieſe Beluſtigung macht, verwandle, und ſich nicht einfallen laſſen, daß ſie Alle einerlei Karte gezogen haben. Sollte die erſte Perſon die lange Karte, die man ihr anbietet, nicht nehmen, ſo muß man Alle verſchiedene Karten ziehen laſſen, und wenn man das Spiel ſelbſt abgehoben hat, ſolche unter die lange Karte liegen laſſen und ſich ſtellen als ob man ſie jederzeit miſche. Hierauf läßt man abheben oder hebt ſelbſt ab bei der langen Karte, und giebt einem Jeden die Karte wieder, die er gezogen hat, jedoch ſo, daß man die Erſte dem Letzten, und ſo fort bis zu dem Erſten austheilt. — 21) Die vier unzertrennlichen Könige. Man nimmt vier Könige, und unter den Letzten legt man zwei andere gleichgültige Karten, die man aber ſorgfältig verbirgt. Hierauf zeigt man die vier Könige, und legt dieſe ſechs Karten ſo unter das Spiel, daß hinter dem letzten König die zwei andern Karten zu liegen kommen. Man nimmt nun einen der Könige und legt ihn oben auf, eine von den gleichgültigen Karten in die Mitte des Spiels, die andern eben dahin, und zeigt nun der Geſellſchaft, daß der letzte König noch unten liegt. Man läßt nun abheben, und da drei Könige unter

dem Spiele geblieben ſind, ſo befinden ſich dann die vier Könige beiſammen in der Mitte des Spiels. — 22) Die Wirthin und ihre drei Gäſte. Man legt heimlich einen von den drei Gäſten (Buben) oben auf das Spiel, nimmt die drei andern und eine Dame heraus, und legt ſie auf den Tiſch. Man zeigt hierauf dieſe drei Gäſte und ſagt: „Sehet, hier ſind drei luſtige Brüder, die es ſich ſehr wohl haben ſeyn laſſen, und wacker in dem Wirthshauſe gezecht haben, obgleich keiner von ihnen Geld hat. Sie bereden ſich nun durchzugehen, ohne die Wirthin (indem man auf die Dame in Kreuz zeigt) zu bezahlen. Zu dieſem Ende ſagen ſie der Wirthin, daß ſie ihnen noch einmal Wein aus dem Keller holen ſoll, und unterdeſſen gehen ſie davon, der Eine dahin, der Andere dorthin, um die Nachforſchung zu erſchweren. Unterdeſſen legt man Einen von den Buben oben auf das Spiel, den Andern in die Mitte, und den Dritten unter daſſelbe. Wenn nun die Wirthin wieder erſcheint, und ſie nicht in der Gaſtſtube findet, ſo will ſie ihnen nachlaufen.“ Man legt zugleich die Dame von Kreuz oben auf das Spiel, läßt abheben, und findet ſie wieder mit den drei Buben beiſammen. — Man hat nun noch verſchiedene andere Kartenkunſtſtücke, die aber hier übergangen werden müſſen, weil die bereits angeführten die vorzüglichſten ſind. So z. B. kann man auch noch ſehr artige Kunſtſtücke machen, wenn man ſich Herzen- und Piqueaugen ausſchneidet, welches aber ſo geſchehen muß, daß ſie nicht ſehr auftragen, daher man wohl thut, ſich dazu der geſpaltenen oder getheilten Karten zu bedienen, die ſehr dünn ſind. Man klebt nun die ausgeſchnittenen Augen, z. B. von Pique, auf eine Herzendrei mit Seife, ſo wird es eine Piquedrei, und umgekehrt, die Herzenaugen auf eine Piquedrei, ſo wird es eine Herzendrei. Man zeigt nun die Karten ſo aufgeklebt vor, welches Niemand, der es nicht weiß, bemerkt, wenn das Aufkleben ſehr ebenmäßig geſchieht, und ver-

wandelt ſie dann, indem man mit einem etwas feuchten Finger die Augen ungeſehen abwiſcht oder abſtreift, Pique in Herzen und Herzen in Pique. Dieſes kann auch mit einem Herz- oder Piqueaß geſchehen, indem man Eins ins Andere verwandelt. — Alle dieſe Verwandelungen muß man ſehr geſchickt zu machen ſuchen, wenn die Beluſtigungen anziehen ſollen, ſonſt mache man ſie lieber nicht, als daß man Andern merken läßt, was für Mittel man ſich bedient, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen. Bei dem Aufkleben der Augen bediene man ſich keiner ſolchen Karten, aus welchen man die Augen ausgelöſcht hat, weil die Karten an dieſen Plätzen ihren Glanz verlieren; es iſt daher weit beſſer, wenn man ſich dergleichen Karten von den Kartenmachern beſonders machen läßt, weil man ſonſt dieſen Kunſtgriff leicht entdecken kann. Hauptſächlich muß man ſich auch bei den Kartenkünſten üben, heimlich in der Hand abzuheben; denn wer dieſes gut verſteht, braucht nicht das Abheben mit den langen Karten, welche machen, daß man öfters das Spiel verändern muß, weil man ſonſt merken würde, daß man immer einerley Karte ziehen läßt, wodurch bald das Wunderbare davon wegfallen müßte. Ferner muß man die Spiele Karten, die beſonders zubereitet worden ſind, immer ſchnell in die Gaukeltaſche oder ſonſt wohin zu prakticiren ſuchen, und immer mehrere Spiele neuer Karten bei der Hand haben. Auch vergeſſe man nie zum Schieben der Karten den Mittelfinger der linken Hand immer feucht zu erhalten, und das ganze Spiel ſtets ſo zu faſſen, daß man die Karten bequem ſchieben kann, und ſie nicht beim Fortbringen mit dem Finger feſt ſitzen.

Zahlen- und Rechenkünſte. 1) **Eine im Sinne genommene Zahl zu errathen.** Man laſſe Jemanden die Zahl, z. B. 6, die er in Sinn genommen, mit 3 multipliciren, ſo wäre dieſes 18; dieſes *Produkt dann halbiren*, wäre 9, und deſſen Hälfte wie-

der mit 3 vervielfältigen, wäre 27. Wenn er nun die Zahl hiervon angeſagt hat, ſo dividire man ſolche mit 9, und multiplicire das, was herauskommt, mit 2, ſo giebt das Produkt die Zahl, die ſich Jemand in Sinn genommen hat. Z. B. er ſagt 27 an, ſolche durch 9 dividirt, giebt 3, dieſes mit 2 multiplicirt, giebt 6, alſo iſt die Zahl 6, die ſich Jemand in den Sinn genommen. — Oder es geſchieht auf folgende Art. Wenn Jemand die in Sinn genommene Zahl verdoppelt, und zu dem, was herauskommt, noch 4 hinzuthut, ferner die Summe mit 5 multiplicirt, und zu dieſem Produkte wieder 12 zählt, zuletzt dieſe Anzahl noch einmal vervielfältiget, und dann 320 davon abzieht, ſo bleibt, wenn im Ueberfluſſe zwei Nullen abgeſchnitten werden, die in Sinn gefaßte Zahl allein übrig. — 2) Eine ungleiche Zahl zu errathen, die ſich Jemand in Sinn genommen. Geſetzt es hat Jemand 7 in Sinn genommen, ſo giebt dieſe Zahl mit 3 multiplicirt 21; dieſe, weil ſie ungleich iſt, muß noch mit einer Zahl verglichen werden, damit 22 herauskomme, deſſen Hälfte dann 11 iſt, und dreimal genommen, 33 ausmacht. Nun iſt 9 in 33 dreimal enthalten; dieſen Quotienten 3 mit 2 multiplicirt, giebt 6, und 1, weil die in Sinn gefaßte Zahl ungleich iſt, hinzugethan, macht 7. — 3) Zwei Zahlen zu finden, deren Quadrat zuſammen eine Quadratzahl ausmachen. Man multiplicire die zwei Zahlen zuſammen, ſo wird das doppelte Produkt eine der beiden Zahlen geben, die man ſucht, und die Differenz ihrer Quadrate wird die andere Zahl anzeigen. Es wären z. B. die zwei gegebenen Zahlen 2 und 3 in einander multiplicirt, giebt 6, das Doppelte iſt 12, die Differenz zwiſchen beiden iſt 5. Die Quadrate dieſer beiden Zahlen, als von 12 ſind 144, von 5 aber 25, zuſammen addirt, geben die Quadratzahl 169, deren Wurzel 13 iſt. — 4) Eine in einer Summe ausgelöſchte oder ausgefallene Zahl wieder

zu finden. Man addire die übrigen Zahlen zuſammen, ziehe von der Summe die Zahl 9 ab, was übrig bleibt, iſt die ausgefallene Zahl. Zum Beiſpiel: Es bekommt ein Kaufmann einen Brief, darin ſind ihm □06612 Reichsthaler angewieſen; allein die erſte Ziffer an der Summe iſt durch Aufbrechen des Briefes weggeriſſen worden, wie ſoll nun dieſe weggeriſſene Zahl wieder gefunden werden? Man addire 6 + 6 + 1 + 2, giebt 15; von dieſer 15 ziehe man 9 ab, bleibt 6, als die weggeriſſene Zahl, ſo daß die ganze Summe 606612 wäre. — Oder auf folgende Art. Wenn in der Mitte eine Zahl fehlt, als es hätte Einer 3406 Ctr. Waaren gekauft, zu 27 Thaler, und dafür bezahlen müſſen 919□2 Thaler; hier wird nun gefragt: welche Zahl ausgefallen iſt? Man addire wie vorher 9 + 1 + 9 + 2, welches 21 giebt, davon 9 abgezogen, bleibt 12, von dieſer wieder 9, bleibt 3, und dieſe 3, weil ſie in der Mitte ſteht, wieder von 9, bleibt 6, als die ausgefallene Zahl, alſo die Summe 91962. — 5) Gleiche und ungleiche Zahlen, die zweien Perſonen gegeben worden, zu erforſchen, welcher die ungleiche und welcher die gleiche Zahl zugekommen. Es wären z. B. 9 und 10, ſo nehme man zwei andere Zahlen, als 2 und 3, davon eine gleich, die andere ungleich iſt; des Einen Zahl läßt man mit 2 multipliciren, des Andern mit 3, was herauskommt, laſſe man ſich im Zuſammenaddiren ſagen, oder auch nur die Hälfte, wenn es ohne Bruch geſchehen kann, ſo kann man bald wiſſen, ob es gleich oder ungleich iſt. Geſetzt nun, die Summe wäre gleich, ſo würde die Zahl, die mit 2 multiplicirt worden, die gleiche Zahl von 10 haben, wäre es aber ungleich, ſo würde die Zahl 3 die ungleiche Zahl 9 herausbringen.

Vermiſchte Taſchenſpielerkunſtſtücke. 1) Das durch den Tiſch geſchlagene Stück Geld. Man muß vorher, unbemerkt, in einer Ecke

eines Schnupftuches einen Pfennig genähet haben; dieſes Tuch ziehe man aus der Taſche hervor, und bitte eine Perſon aus der Geſellſchaft, daß ſie Einem ein Stück Geld leihen wolle, welches aber von derſelben Größe ſeyn muß, wie der eingenähete Pfennig. Nachdem man ſolches empfangen hat, ſo thue man, als ob man es mitten in das Schnupftuch einwickele, behalte es aber in der Hand, und wickele dagegen das in der Ecke des Schnupftuchs vernähete Geld ein, und laſſe dann Einen von den Zuſchauern fühlen, ob es da ſey, welches er beim Anfühlen beſtätiget. Man verlange nun von Einem, daß er das Schnupftuch mit dem Gelde unter den auf dem Tiſche liegenden Hut verberge. Man fordere eine Schale mit Waſſer, halte ſie unter den Tiſch, hebe dann den Hut auf, klopfe oder ſchlage auf das Tuch, und laſſe während des Schlagens das in der Hand, womit man die Schale hält, verborgene Stück Geld in die Schale fallen, ſo, daß es die Naheſtehenden hören, hebe das Schnupftuch auf, faſſe es wohlweißlich bei dem Zipfel, worein der Pfennig eingenähet worden, und ſchüttele es aus, damit ſich ein Jeder überzeuge, daß das Geld heraus iſt. Man bringe nun auch die Schale hervor, und zeige das erhaltene Stück Geld darin. Man kann auch noch die gewöhnliche Formel der Taſchenſpieler: Hocus Pocus, vade, veni, vola, indem man auf das Tuch klopft, herſagen. — 2) Zwei Stücke Geld aus den Händen zweier Menſchen in die Hand des Einen zu bringen. Man gebe Einem zwei Stücke Silbergeld, jedoch ſo auf einander gelegt, als wenn es nur eins wäre, und mache ihm dann die Hand geſchwind zu; dem Andern giebt man auch ein Stück Geld von gleicher Art oder Größe, und ſetze die Spitze des Mittelfingers, die man mit Wachs beklebt hat, ſteif auf das Geld, beuge damit ſeine Hand unterwärts, und ziehe den Finger ſchnell an ſich, ſo, daß das Geld, des Wachſes wegen, daran kleben bleibt, und in die eigene

Hand wieder übergeht. Da man ihm gleichfalls die Hand geſchloſſen hat, ſo wird das harte Drücken des Geldes in der Hand ihn glauben machen, daß er es noch habe. Man läßt nun Beiden noch die Hände feſt verſchloſſen halten, nehme das Zauberſtäbchen, und ſage: Ich befehle (indem man damit auf die Hand desjenigen klopft, der nichts darin hat), daß dieſes Stück ſich in die Hand des Andern begebe, und ſich beide paaren (indem man mit dem Stäbchen auf die Hand des Andern ſchlägt). Man läßt nun die Hände Beider zugleich öffnen, und findet das Zauberſtück. — 3) Das bezeichnete, zerſchnittene, zerriſſene, und wieder ganz gemachte Schnupftuch. Man erſuche zwei Perſonen aus der Geſellſchaft, ſich der Tafel des Künſtlers zu nähern. Man giebt ihnen ein Schnupftuch in die Hand, das ſie an den vier Ecken oder Zipfeln halten müſſen. Man begehrt nun von der Geſellſchaft noch mehrere Schnupftücher, und legt ſie alle, wie man ſie nach einander empfängt, in das Erſte, um aus Allen ein Bündel zu machen. Nachdem man ſo ein Dutzend auf einen Haufen zuſammengeworfen hat, bittet man die beiden Perſonen das Bündel niederzulegen. Man zieht nun ſcheinbar aus dem Haufen das erſte beſte Schnupftuch heraus, übergiebt es einem Dritten aus der Geſellſchaft, und erſucht ihn, das Zeichen und die Zahl, wenn ſolche ſich auf dem Tuche vorfinden, zu unterſuchen, und mit der Scheere einen kleinen Zipfel abzuſchneiden; auch Andere können Stücke davon wegſchneiden, wenn es ihnen beliebt, ſo daß das Schnupftuch gänzlich zerfetzt und in Stücke zerſchnitten wird. Man ſammelt nun alle Läppchen davon, auf die man ein Pulver ſtreut, oder einen Liquor darauf tröpfelt; legt und bindet ſie dann mit einem Bande ſtark zuſammen, damit das Päckchen ſo klein als möglich werde; dann legt man es unter ein Glas, welches man in der Hand erwärmt. Eine Weile nachher nimmt der Künſtler das Schnupftuch

wieder hervor, und legt es auseinander, ſo wird Jedermann das Zeichen des Schnupftuchs wieder erkennen, und die Zuſchauer zum größten Erſtaunen nicht den geringſten Riß daran bemerken. Dieſes Kunſtſtück, das Aller Augen täuſcht, und die Zuſchauer in ein angenehmes Staunen verſetzt, iſt nur einfach. Man iſt mit einer Perſon aus der Geſellſchaft einverſtanden, die zwei ganz gleiche Schnupftücher haben muß, und eins davon ſchon vorher dem hinter der Tafel verſteckten Gehülfen des Künſtlers zugeſtellt hat, und das andere, womit das Kunſtſtück gemacht wird, auf den Zaubertiſch des Künſtlers wirft. Man ſucht nun dieſes Tuch, das man ſchon kennt, beim Untereinandermiſchen der abgeborgten Tücher von den Zuſchauern ſo zu legen, daß man es ganz unabſichtlich hervorziehen kann, welches dann auch geſchieht. Wenn nun das Schnupftuch zerſtückelt, und die Reſter auf einen Haufen zuſammengeworfen worden ſind, legt man ſie unter ein Glas, das auf der Tafel neben einer Wand ſteht. Auf derſelben Stelle, wo man das Glas hingeſetzt hat, befindet ſich eine Verſenkung, die ſich öffnet, um die zuſammengebundenen Trümmer in eine unter der Tafel befindliche Schublade durchfallen zu laſſen. Der hinter der Tafel verſteckte Gehülfe legt nun auf die Verſenkung, ſtatt des zerſtückelten, ein anderes ganzes Schnupftuch, und ſchließt darauf die Verſenkung wieder, die vollkommen auf das Loch, das ſie deckt, paſſen muß, ſo daß ſie mit der Tiſchplatte eins zu ſeyn ſcheint, wie auch ſchon oben, S. 310, angeführt worden. Man kann auch die Trümmer des Schnupftuchs unter einen Hut legen, der die Verſenkung bedeckt, und hier dieſelbe Wiedererſtehung des Schnupftuchs bewirken, indem man die Trümmer durch die Verſenkung entfernt, und das andere Schnupftuch an deren Stelle bringt. — 4) Einen Sechſer oder Sechsling in der Hand unſichtbar zu machen. Man klebe ein wenig weiches Wachs, jedoch nicht zu dünn, auf den

Nagel des Mittelfingers; laſſe dann Jemanden aus der Geſellſchaft einen Sechſer oder Schilling, Kreuzer, auf die Fläche der Hand, die man jetzt ausgeſtreckt hinhält, legen, mache die Hand ſchnell zu, ſo daß der Nagel des Mittelfingers gerade auf den Sechſer komme. Hierauf ſpreche man Hocus Pocus etc., öffne ſchnell die Hand, und halte den Obertheil der Finger mehr unterwärts, als aufwärts, damit die Fläche um ſo höher komme, ſo werden ſich die Zuſchauer verwundern, und nicht wiſſen, wo der Sechſer geblieben iſt. Man thue dann ſchnell die Hand wieder zu, und der Sechſer wird ſich wieder darin befinden. Man muß dieſes Stück vorher mehrere Male einüben. Der Nagel muß ſo mit röthlichem Wachſe beſchmiert ſeyn, daß der Sechſer beim Aufdrücken des Nagels auch feſtklebe. Man kann zwar durch Ausflüchte einem Fehler begegnen, allein unangenehm iſt es immer, wenn er geſchieht. — 5) Ein Stück Leinenband in vier Stücke zu zerſchneiden, und mit Worten wieder ganz zu machen. Man nehme ein Stück weißes Leinenband, welches aber nur ſchmal, und zwei oder drei Ellen lang iſt, und laſſe es Jedem, der da will, ſehen; dann binde man die beiden Enden zuſammen, und nehme das eine Ende in dieſe, das andere in jene Hand, ſo, daß der Knoten mitten auf der einen Seite zu ſitzen komme. Man mache nun einige Worte, drehe die eine Hand gegen ſich, die andere von ſich weg, ſo kann man das Band einmal überſchlagen; dann halte man die Enden zuſammen, und wende den Daumen und Vorfinger einer jeden Hand zwiſchen dem Bande, und halte es damit von einander, als wie man beim Zwirne thut, wenn man ihn aufwickelt. Auf ſolche Weiſe mache man eine andere Falte, halte dann mit dem Daumen und Vorfinger der linken Hand die andere Falte und auch den Knoten und mit dem Daumen und Vorfinger der rechten Hand die erſte *Falte, und* verlange von Einem aus der Geſellſchaft,

daß er mit einem ſcharfen Meſſer die Kreuzfäden entzwei ſchneide, und wenn dieſes geſchehen iſt, ſo halte man die linke Hand ſtill, und laſſe alle Enden, die man in der rechten Hand hält, fallen, ſo wird man acht Enden ſehen, vier oben, und vier unten, und der Faden wird das Anſehen haben, als wenn er in vier Stücke geſchnitten wäre. Man ſammle nun die Enden, die man aus der rechten Hand fallen läßt, in die linke Hand auf; mit den Fingern derſelben muß man aber die Falten immer feſt halten. Hierauf ſtelle man ſich, als wollte man mit beiden Enden alle andern Enden aufrollen, die man in der linken Hand hält, während man die zerſchnittenen Stücke, deren drei ſind, herauszieht, und ſie, wie eine kleine Kugel, zuſammenrollt, um ſie zwiſchen den Fingern der linken Hand zu verbergen. Man mache nun einige Sprüche, gebe den verwirrten Haufen mit der rechten Hand Einem von der Geſellſchaft, laſſe ihn ſelbſt feſt halten und ſpreche: Cito, cito, fiat conjunctio. Man laſſe ſie darauf ſehen, und indem ſie ſo eifrig ſind, den Ausgang zu erfahren, kann man mit Leichtigkeit die Rolle der vier Enden in die Taſche ſtecken, ſo wird man glauben, daß er durch die Kraft der vier Wörter ganz gemacht ſey. Wenn dieſes Stück mit Aufmerkſamkeit und Feinheit gemacht wird, ſo übertrifft es viele ähnlicher Kunſtſtücke. — 6) Einen Ring auf einen Stecken zu bringen, der an beiden Enden gehalten wird. Man nehme aus der Gaukeltaſche ein Stäbchen hervor, auf dem ſchon ein Ring ſeyn muß. Dieſes Stäbchen greife man in der Mitte ſo an, daß die Hand den Ring auf dem Stäbchen bedeckt. Man muß nun noch einen zweiten Ring von gleicher Größe, Farbe und Geſtalt haben, nur mit dem Unterſchiede, daß der auf dem Stäbchen ganz, der andere aber geſpalten iſt, wie Fig. 9094, zeigt. Man reiche nun das Stäbchen, wie man es gefaßt hat, Einem von den Zuſchauern hin, mit der Bitte, die beiden Enden deſſelben anzufaſſen; dann

nehme man den geſpaltenen Ring, bedecke mit den Fingern die Spalte, und zeige den Zuſchauern denſelben, als wenn er ganz wäre, klemme ihn mit der andern Hand an eine der Lippen und ſprich: Sehet dieſen Ring an meinem Munde; dann ziehe man ihn herab, ſtecke ihn geſchwind unten in die Hand, mit der man das Stäbchen gefaßt hat, und halte den falſchen Ring ſicher. Zuletzt nehme man ſchnell die Hand von dem Stabe und ſage: Sehet, ihr Herren und Damen! da iſt der Ring von meinem Munde auf den Stab gebracht, der auf beiden Seiten ſtets gehalten worden, und das ich durch meine Zauberkraft bewirkt habe. — 7) Einen Pfriemen durch die Stirn zu ſtechen. Zu dieſem Stücke muß man zwei Pfrieme von gleicher Größe und Geſtalt haben. Der eine muß ſo gemacht ſeyn, daß das Eiſen ſich ohne gewaltſamen Nachdruck leicht in das Heft drücken läßt, der andere aber ſey natürlich, ohne Täuſchung, ohne Zurücktritt des Inſtruments. Dieſen werfe man auf den Tiſch, daß jeder ihn ſehe, daß es kein falſcher Pfriem ſey. Man hebe ihn wieder auf, laſſe ihn heimlich in die Gaukeltaſche fallen, und nehme eben ſo ſchnell den falſchen Pfriem dafür heraus, welches bloß durch die Geſchwindigkeit bewirkt wird. Man laſſe nun das Haupt etwas rückwärts ſinken, und ſtelle ſich, als ſtieße man den Pfriem langſam in die Stirn hinein, mit Verzerrung des Geſichts. Man muß nun zwiſchen den Fingern ein mit rother Dinte oder einer Abkochung von Fernambukholz getränktes oder gefülltes Schwämmchen haben, welches man durch das Anlegen der Hand an die Stirn ſanft drückt, damit der Inhalt ſich auf dem Geſichte verbreitet, und man wirklich die Zuſchauer glaubend macht, daß man ſich die Stirn durchbohrt habe. Man laſſe nun ſchnell den Pfriem in den Schooß oder in die Gaukeltaſche fallen, und nehme dagegen den wahren Pfriem ſtatt des verfälſchten heraus, an dem man

etwas Blut mit der Hand bringt, und ihn mit einem Tuche abwiſcht. Bei ſchneller Ausführung wird man dieſe Täuſchung zu etwas Außerordentlichem machen. Man wiſche nun auch das Blut von der Stirn ab, indem man ſpricht: Hocus Pocus, Filias, vade vulnus a fronte. Sehet, ihr Herren! die Stirn iſt wieder heil und unverletzt. — 8) Zwei Schellen aus beiden Händen in eine zu bringen. Um dieſes zu bewirken muß man drei Schellen haben, von welchen man eine in den linken Aermel ſteckt. Von den beiden andern nimmt man in jede Hand eine, hält darauf die Hände unterwärts, und bringt unvermerkt die Schelle aus der linken in die rechte Hand; ſtreckt dann beide Hände aus, und begehrt von Zweien, daß ein Jeder eine Hand halten ſoll, ſchüttele aber vorher die Hände, und frage ſie: ob ſie die Schellen in jeder Hand wohl hören können? Die Schelle, welche in dem linken Aermel ſteckt, wird ebenfalls anſchlagen und glaubend machen, man habe die Schelle in der linken Hand. Man kann nun ſagen: der vom Glücke Begünſtigte wird beide Schellen haben, und der Andere keine; öffne hierauf die Hände, und man wird die Verwandlung oder vielmehr die Ueberraſchung gewahren. — 9) Einem Menſchen das Haupt abhauen, oder die Enthauptung Johannis. Zu dieſem Stücke gehört ein Tiſch mit zweien ziemlich weiten Löchern gegen das Ende des Tiſches, nebſt einer beſonderen Decke, den Tiſch zu bedecken. Die Decke muß rund herum bis an den Boden reichen; auch müſſen zwei Löcher darin ſeyn, und zwar ſo, daß ſie mit denen im Tiſche ganz überein kommen. Auch müſſen dieſe Löcher, wie der Tiſch, in zwei Theile zerlegt werden können. Nach dieſer Zubereitung des Tiſches muß man zwei Knaben haben, von denen der Eine mit dem Bauche auf dem Tiſche liegen, und ſein Haupt durch das eine Loch des Tiſches und der Tiſchdecke ſtecken muß; der andere Knabe muß unter dem Tiſche ſitzen,

und ſein Haupt durch das andere Loch hervorſtecken. Hierauf lege man ihm eine Schüſſel, die man in zwei Theile zertheilen kann, um den Hals oder um das Haupt; damit es aber noch gefährlicher ſcheine, kann man um des Knaben rechten oder natürlichen Hals einen hölzernen Hals mit einigen Löchern machen, als wenn es Adern wären, und ſolche mit Lammsblut beſtreichen, auch kann man rothe Dinte oder eine Fernambukholzabkochung nehmen, auch muß man in die Schüſſel ein wenig Blut oder von der Tinktur gießen, und ein Stück Leder darein legen. Ferner nehme man ein Feuerfaß mit Kohlen oder ein Kohlenbecken, ſtreue darauf etwas Schwefel, und ſetze es dann vor das Haupt des Knaben. Der Schwefeldampf wird das Haupt ganz blaßſcheinend machen, als wäre es ein Todtenkopf, der vom Körper geſchieden iſt. Dazwiſchen kann der Knabe Luft ſchöpfen, ungefähr zweimal, damit es um ſo ſchöner ausfalle. — 10) Ein Leinwandtuch anzuzünden, daß es über und über brenne, und dennoch unverſehrt bleibe. Man tauche ein ſolches Tuch in Kornbranntwein, den man mit etwas Waſſer verſetzt hat, jedoch nur ſo viel, als nöthig iſt, um das Tuch feucht zu erhalten, wenn der Geiſt abgebrannt iſt; faſſe es dann mit einer Zange, zünde es an, und laſſe es brennen, bis die Flamme von ſelbſt erliſcht, ſo wird das Tuch zwar dem Anſehen nach brennen und in vollen Flammen ſtehen, aber nicht verbrennen, ja nicht im Geringſten verſehrt werden, weil das Waſſer in die Leinwand gezogen iſt, und ſie noch feucht erhält, wenn der Spiritus abgebrannt iſt. — 11) Einen Faden zu verbrennen, an welchem ein Ring hängt, ohne daß der Ring herabfällt. Man läßt einige Zwirnfäden drei bis vier Tage lang in einem Glaſe mit Flußwaſſer weichen, worin ein Löffel voll Küchenſalz zergangen iſt. Nach Verlauf dieſer Zeit nimmt man die Fäden aus dem Salzwaſſer heraus, und läßt ſie ganz

trocken werden. Wenn nun das Stück produzirt werden ſoll, ſo nimmt man einen dieſer Fäden aus der Taſche, erſucht eine Dame um ihren Ring, zieht ihn auf den Faden, hängt ihn über die Flamme eines Lichts, und der Faden fängt an zu brennen, allein ſeine Faſern behalten noch in der Geſtalt der Aſche Stärke genug, den Ring zu tragen, man darf nur die Vorſicht haben, daß der Zwirnsfaden nicht zu lang ſey. — 12) Die Geſichter der Geſellſchaft ſcheußlich vorzuſtellen. Man laſſe Kochſalz und Safran in Branntwein zergehen, tauche in dieſe Flüſſigkeit Werg oder Flachs, und zünde es am Lichte an, welches man dann ausbläſet. So lange das getränkte Werg brennt, verwandeln ſich die weißen Geſichtsfarben in eine grüne Maske, und aus der Röthe der Lippen und Wangen entſteht ein dunkles Olivengrün. — 13) Daß ein Citronenbaum nach dem Begießen Blüten und Früchte vor der Geſellſchaft treibt. Man weiche einen friſchen Citronenbaum, der ſchon mehrere Blumenknospen, die noch verſchloſſen ſind, und einige Anſätze zu wirklichen Früchten hat, vier und zwanzig Stunden lang in Weingeiſt ein, und ſetze ihn kurz vor dem Verſuche in ein irdenes oder anderes Gefäß, welches mit einem Gemiſch von zwei Dritteln reiner Gartenerde und einem Drittel ungelöſchten Kalk angefüllt iſt; dann begieße man ihn mit bloßem Brunnen- oder Regenwaſſer, jedoch nicht zu ſehr auf einmal, ſondern nach und nach. So wie ſich nun der Kalk nach und nach löſcht, ſo treibt auch der Baum Blüten, und endlich Früchte. So kann man auch vor der Geſellſchaft Salatſamen vier und zwanzig Stunden in Branntwein einweichen, ihn nachher in ein Erdreich ſäen, welches mit dem dritten Theile ungelöſchten Kalk vermiſcht worden, und ſolches nachher mit einer feinlöcherigen Gießkanne begieſſen, ſo wird der Same in kaum einer halben Stunde ziemlich hohe Salatpflanzen treiben. — 14) Die aus

einem Gewehre abgeſchoſſene Taſchenuhr unter dem Leuchter in einer Doſe wieder zu finden. Dieſes Kunſtſtück haben mehrere Zauberkünſtler, als Philadelphia, Pinetti, Camus ꝛc. gemacht. Es gehört dazu ein Gewehr mit einem weiten Laufe, worein eine Taſchenuhr ſehr gut eingewickelt geſteckt werden kann. Pinetti machte dieſes Stück auf folgende Art. Er ließ ſich von einem der Zuſchauer eine recht große Schnupftabaksdoſe von runder Form geben, öffnete dieſelbe, ſchüttete den darin befindlichen Tabak heraus auf ein Papier, und wickelte die Doſe, nachdem ſie wieder mit dem Deckel geſchloſſen worden, im Angeſichte der Zuſchauer in Papier, und ließ Einen der Zuſchauer einen Bindfaden darum winden, und mit mehreren Knoten verſchürzen. So eingepackt und verwahrt ſtellte er ſie auf einen Tiſch und darüber einen großen Leuchter. Nun erbat er ſich von der Geſellſchaft eine Taſchenuhr, welche ihm eine Dame überreichte. Er ließ vorher nach der Stunde ſehen, die der Zeiger angab, wickelte ſie dann gleichfalls in Papier, und ließ ſie von einem der Zuſchauer mit einer ziemlichen Pulverladung in das große Schießgewehr einladen. Dieſer ſetzte nun, um die Uhr, der Dame wegen, zu ſchonen, den Ladeſtock mit vieler Behutſamkeit auf, allein Pinetti leiſtete ihm mit ſolchen nachdrücklichen Ladeſtößen Beiſtand, daß man fürchten mußte, daß er ſie zu tauſend Fragmenten zermalmen würde. Er ſchüttete hierauf Pulver auf die Pfanne, legte das Pulverhorn auf die Seite, und überreichte das mit der Uhr geladene Gewehr Einem aus der Geſellſchaft mit der Bitte: auf den Leuchter daſſelbe abzufeuern, ſich aber zugleich wohl in Acht zu nehmen, daß er nicht den Künſtler treffe und tödte. Der Schuß geſchah, und der Leuchter wurde durch den Schuß vom Tiſche herabgeworfen. Pinetti näherte ſich nicht dem Tiſche, ſondern erſuchte einen Zuſchauer, die unter dem Leuchter geſtandene Doſe wieder aus dem Papiere zu

wickeln. Man öffnete dieſelbe, und die in das Gewehr geladene Taſchenuhr lag unbeſchädigt in der Doſe. Der Aufſchluß dieſes Kunſtſtücks beſteht nun darin, daß man den Leuchter, unter welchen man die Doſe legt, auf eine Verſenkung oder Klappe des Tiſches ſetzt, ſo daß die Oeffnung des Leuchters im Boden die ganze Verſenkung einnimmt, worauf nun die Doſe zu ſtehen kommt. Das Gewehr hat nun die Einrichtung, daß unter dem Vorwande: Pulver auf die Pfanne zu ſchütten, man an eine Feder drückt, wodurch ſich ein Loch öffnet, durch welches die Uhr dem Künſtler in die Hand fällt, und die zurückſchnellende Feder verſchließt das Loch wieder. Die Uhr wird dann dem Gehülfen ſchnell zugeſteckt oder in die Gaukeltaſche geworfen, wo er ſie, da er unter dem Tiſche ſteckt, leicht herausnehmen kann. Auch kann man unter dem Vorwande, das Pulverhorn in Sicherheit zu bringen, die darein geſteckte Uhr dem Gehülfen zukommen laſſen. Dieſer zieht die Verſenkung auf, nimmt die Doſe heraus, macht den Bindfaden ſchnell herunter, legt die Uhr in die Doſe, ſchließt ſie wieder, macht den Bindfaden wieder herum, den er bloß abzuſtreifen braucht, alſo, ohne den Knoten zu öffnen, auch wieder hinauf bringen kann. Während nun die Büchſe abgeſchoſſen wird, liegt auch die Doſe mit der Uhr wieder an ihrem Orte, und bei der Wegnahme des Leuchters wird die Doſe von dem Künſtler Einem der Zuſchauer übergeben, der ſie öffnet, und darin die Uhr findet, welches als ein wahres Zauberſtück angeſehen wird.

— 15) Ein Hemd dergeſtalt auszuziehen, daß man die Oberkleidung nicht ablegen darf. Man legt das ganze Hemd ausgebreitet vorn auf die Bruſt, befeſtiget es oben am Halſe wie gewöhnlich, legt die Aermel doppelt über die Arme, und knöpft ſie vorn an der Handwurzel zu, als wenn ſie wirklich angezogen wären. Hierauf zieht man den Rock über. Das Hemde iſt nun vorn ſo zuſammengelegt, als wenn es ganz an-

gezogen wäre, und da man es auch am Halſe und an den Händen ſehen kann, ſo wird man keinen Zweifel darein ſetzen. Wenn man nun das Hemd abziehen will, ſo bindet man es erſt am Halſe auf, macht auch die Hemdenknöpfe an den Händen los, und zieht dann einen Aermel nach dem andern gegen den Leib zurück, und wenn dieſes geſchehen iſt, ſo hebt man ſchnell das ganze Hemd auf der Bruſt in die Höhe, ſo daß man es völlig ausziehen kann. — 16) Die kleine bejahende und verneinende Figur in einer Flaſche mit Waſſer. Man macht aus einem ſehr feinen Korkholze eine kleine Figur, welche höchſtens drei Zoll hoch und ſehr leicht ſeyn muß, und läßt ſie mit Oelfarbe anſtreichen und mit Firniß lackiren. Sie muß zum Gebrauche recht trocken ſeyn. Man ſteckt nun ein kleines, gut magnetiſch gemachtes Blech hindurch, das von den Füßen bis zum Kopfe hinaufreicht, und ſo ſchwer iſt, daß dieſe Figur, wenn ſie in das Waſſer geſtellt wird, immer in einer vertikalen Lage ſteht, ſo daß ihr Kopf außer dem Waſſer hervorragt, welches man leicht zuwege bringen kann, indem man das kleine Blech mehr oder weniger hineinſchiebt, und die Figur auf der einen oder der andern Seite mit kleinen bleyernen Schrotkörnern beſchwert, bis man ſeinen Endzweck erreicht hat. Man nimmt hierauf einen gläſernen Becher, der ungefähr 6 bis 7 Zoll hoch iſt, und einen flachen Boden von ungefähr vier Zoll im Durchſchnitte hat; man gießt Waſſer hinein bis zu einer Höhe von drei Zoll, und wenn man dann dieſe Figur hineingeſetzt hat, ſo ſtellt man das Glas auf einen Tiſch, worin ein guter Magnetſtab verborgen iſt, und zwar gerade über dem Orte, wo ſich der Becher befindet. Wenn nun nach dieſer Verrichtung die Nordſeite des Magnets gerade unter dem Becher ſteht, ſo wird das magnetiſche Blech, welches in der Figur ſteckt, wofern der Südpol deſſelben an den Füßen der Figur befindlich iſt, angezogen, folglich die

Figur ganz unter das Waſſer getaucht; zieht man aber den Magnet wieder zurück, ſo wird ſich die Figur wieder über das Waſſer erheben, und den erſten Gleichgewichtsſtand im Waſſer wieder annehmen. Wenn man nun dieſes Gefäß auf den Tiſch und an denjenigen Ort hinſtellt, wo die Nordſeite des im Tiſche verborgenen Magnetſtabes ſich befindet, ſo ergreift man die kleine Figur, und zeigt ſie den Anweſenden, mit der Bemerkung, daß ſolche eines Jeden Befehle gehorchen werde. Hierauf ſetzt man ſie in das Waſſer, in welchem ſich dieſelbe ganz untertaucht, und man wirft nun die Frage auf: Ob man beliebe, daß ſolche mit dem Kopfe über das Waſſer hinaufſteigen oder ſich völlig umkehren oder ſtürzen ſoll? Nach Beſchaffenheit der Antwort wird man leicht im Stande ſeyn, ſolches zu bewerkſtelligen, wenn man heimlich den Magnetſtab in Bewegung ſetzt, und ihn unter dem Becher in die erforderliche Stellung bringt. Es würde überflüſſig ſeyn, alle verſchiedenen Beluſtigungen, welche man mit dieſer Figur anſtellen kann, hier anzuführen, weil man ſich ſolche leicht ſelbſt ausdenken kann, wenn man nur zum Beiſpiel vorausſetzt, daß ſolche auf die verſchiedenen Fragen, die man derſelben vorlegen kann, in Anſehung der Kleiderfarbe, welche das Kleid dieſer oder jener Perſon unterſcheidet oder bezeichnet, oder in Betreff der Stunde, die eine Uhr anzeigt, und mehrerer dergleichen Antworten fähiger Fragen, und dann ſo viel als mit Ja antwortet, ſobald ſie mit dem Kopfe über das Waſſer hervorſteigt. Die folgende Beluſtigung kann zum Beiſpiele dienen. Vorausgeſetzt, daß die Figur, wenn ſie ſich über das Waſſer erhebt, eine ihr vorgelegte Frage mit Ja, dagegen aber mit Nein beantwortet, wenn ſie auf dem Boden des Waſſers ſtehen bleibt, ſo kann man einer Dame ein Spiel anbieten, in welchem z. B. die breite Karte die Zwanzigſte iſt, und man läßt dieſe Perſon eine Karte nach ihrem Belieben daraus wählen. Hierauf muß man ſelbſt

das Spiel bei dieſer breiten Karte abheben, und die Karte, welche herausgezogen worden, wieder dahin legen laſſen, wo abgehoben worden iſt, worauf dieſe die Zwanzigſte ſeyn wird, wenn ſie aus demjenigen Theile des Spiels genommen worden iſt, der unter der breiten Karte iſt. Hierauf miſcht man das Spiel bis zu der breiten Karte, und nachdem man es auf den Tiſch gelegt hat, ſo fragt man die kleine Taucherin: Kennſt du die Perſon, welche dieſe Karte herausgenommen hat? Hierauf läßt man ſie über das Waſſer hinaufſteigen, um dadurch ihr Ja anzuzeigen. Nun ſetzt man die Frage fort: Iſt dieſe Perſon ein Kavalier? und nun läßt man die Figur auf den Boden des Waſſers hinabſteigen, um das ſtumme Nein auszudrücken; worauf man weiter frägt: Iſt es ein Frauenzimmer? und ſogleich läßt man die Figur ſich wieder über das Waſſer erheben. Endlich frägt man ſie: Ob ſie auch wiſſe, die wievielſte eine Karte im Spiele ſey? und wenn man ſie dieſes mit Ja hat beantworten laſſen, ſo zählt man ihr dabei die Zahlen von Eins bis zu derjenigen vor, bei welcher die Karte liegt. Und nun läßt man ſie in die Höhe ſteigen, um damit anzuzeigen, daß die genannte Karte diejenige iſt, welche man aus dem Spiele herausgenommen hat. — 17) Die in einem Mörſer zerſtoßene und wieder ganz gemachte Taſchenuhr. Man erſucht Jemanden aus der Geſellſchaft, ob er nicht ſeine Uhr zu dieſem Kunſtſtücke hergeben wolle, thut ſolche ſogleich in einen Mörſer, läßt ſie von Jemanden aus der Geſellſchaft mit der Keule zerſtoßen, und zeigt hernach die zertrümmerten Räder, Spindel, Feder, und andere zerſchmetterte Stücke von der Uhr vor, und giebt einige Minuten darauf dem Eigenthümer die Uhr vollkommen unbeſchädiget wieder zurück, der ſie auch für die ſeinige erkennen wird. Dieſes Stück wird auf folgende Weiſe gemacht. Man iſt mit Einem aus der Geſellſchaft einverſtanden, deſſen Uhr man ſich erbittet, und nach der

man ſich eine ähnliche ſchon hat machen laſſen, von welcher Qualität man mehrere beſitzt, um dieſes Kunſtſtück zu andern Zeiten wiederholen zu können. Man ſetzt nun den Mörſer unter einen Hut, der über eine Verſenkung oder Falle im Tiſche geſetzt worden, während welcher Zeit man die Keule oder den Stößer herausnimmt, und der Mitgehülfe Zeit hat, durch die Verſenkung die Uhr aus dem Mörſer zu nehmen, und ſie mit einer andern zu vertauſchen, welches er dem Künſtler durch ein Merkmal anzeigt, der dann den Hut abnimmt, die Keule in den Mörſer legt, und ihn Einem aus der Geſellſchaft überreicht, damit er die Uhr zerſtampfe. Iſt nun dieſes geſchehen, ſo nimmt der Künſtler den Mörſer wieder an ſich, zeigt der Geſellſchaft die Stücke der zerſtampften Uhr, nachdem er ſie vorher noch Mehreren aus der Geſellſchaft in dem Mörſer hat ſehen laſſen, daß es noch dieſelbe iſt, und ſetzt dann den Mörſer unter einen Kaſten, der an einer andern Stelle des Tiſches ſteht, die gleichfalls eine Falle hat, damit es nicht auffalle. Hier nimmt der Gehülfe die zerſtampften Stücke in großer Schnelligkeit heraus, und legt die rechte Uhr wieder hinein. Der Künſtler, wieder durch den Umtauſch benachrichtiget, ſpricht nun einige geheimnißvolle Worte bei dem Kaſten, deckt ihn auf, nimmt den Mörſer, bringt die Uhr heraus, zeigt ſie überall herum, und übergiebt ſie dem Eigenthümer, der ſie als die ſeinige erkennen wird, da es auch keine andere iſt.

Kunſtſtücke mit Eyern. 1) Eyer auf dem Tiſche während der Mahlzeit zu ſieden und zu braten. Man gieße Weingeiſt in eine Schüſſel, zünde ihn an, und ſchlage Eyer darein, ſo braten ſie. — 2) Eyer in kaltem Waſſer zu ſieden. Man thue die Eyer in einen Topf, gieße kaltes Waſſer darüber; thue dann ungelöſchten Kalk in den Topf, und decke ihn zu, ſo werden die Eyer bald zu ſieden anfangen, ſo daß man ſie eſſen kann. — 3) Eyer in der

Hand zu ſieden. Man mache ein Loch in ein Ey, nehme etwas Weißes heraus, und gieße ſtatt deſſelben guten ſtarken Branntwein darein, kehre dann das Ey in der Hand um; nachdem man es eine kleine Zeit gehalten hat, wird es ſo, daß man es eſſen kann. — 4) Daß ſich die Eyer am Feuer einander ſchlagen. Man nehme einige Eyer nach Belieben, mache ſie an der Spitze auf, und laſſe ein wenig Weißes herauslaufen; thue dann in ein jedes ein wenig Queckſilber, verſchmiere die Löcher mit Talk, und bringe die Eyer zum Feuer, ſo wird man eine luſtige Unterhaltung gewahren. — 5) Daß ein Ey auf dem Tiſche aufrecht ſtehe. Man nehme ein Ey, rüttle es etwa eine Viertelſtunde lang in der Hand, ſo lange nämlich, bis deſſen Dotter zerfahren und vermiſcht mit dem Weißen iſt. Hierauf weiſet man es, nachdem man ſolches heimlich gethan hat, den Zuſchauern, ſetzt es auf einem glatten Tiſche auf die Spitze nieder, und wiegt es ſo lange mit beiden Händen bald hier, bald dorthin, bis es endlich ſtille ſteht. — Man kann es auch auf folgende Weiſe machen. Wenn man z. B. in einer Geſellſchaft iſt, und kann einige Eyer bekommen, ſo laſſe man Alle, die in der Geſellſchaft ſind, es verſuchen, ob ſie ein Ey auf der Spitze aufrecht ſtellen können, indem man dazu eine halbe Stunde Zeit läßt, um es zu verſuchen und ſich zu bedenken. Während dieſer Zeit begebe man ſich in ein anderes Zimmer, ſteche in ein Ey oben und unten ein Loch, und blaſe das Ey aus. Wenn dieſes geſchehen iſt, ſo laſſe man etwas geſchmolzenes Bley hinein, und mache die Löcher deſſelben wieder gut zu, damit man es nicht merke, ſo wird das Ey, gleich einem Stehauf von Kork oder Hohlundermark, worunter Bley gemacht worden, auf der ſchweren Spitze ſtehen. Man kann auch ſtatt des Bleyes ein Loth Queckſilber nehmen, weil das Schmelzen des Bleyes zu viel Zeit erfordern würde. Der Zweck, den man damit erreicht, iſt derſelbe. —

6) Daß in einem Eye Feuerflammen entſtehen. Man nehme ein Ey, und blaſe durch ein kleines Loch das Weiße und den Dotter heraus, trockene es an der Sonne, und fülle es mit Schwefel, Salpeter und ungelöſchtem Kalke, von jedem gleich viel in beliebiger Quantität. Man mache nun das Loch wieder zu, und werfe das Ey in Waſſer, ſo wird darin eine Flamme entſtehen. — 7) Ein Ey in eine enghalſige Flaſche zu bringen. Man lege das Ey ſo lange in ſcharfen Weineſſig, bis es ſo weich geworden iſt, als ein Teig; dann rolle man es in die Länge, und zwar ſo dünn, bis es durch den engen Hals der Flaſche, darein es kommen ſoll, gebracht werden kann. Wenn es nun in die Flaſche gebracht worden iſt, gieße man kaltes Waſſer darauf, ſo bekommt das Ey ſeine vorige Form oder Geſtalt wieder. Der Weineſſig macht die Schale weich, daß das Ey in die Länge gerollt werden kann; das Waſſer aber erhärtet es, ſo, daß es ſich wieder zuſammenzieht, und ſo ziemlich ſeine vorige Geſtalt wieder annimmt. — 8) Daß ſich ein Ey von ſelbſt auf einem Tiſche hin und her bewege. Man blaſe ein Ey ganz aus, daß nichts darin bleibe, laſſe einen Blutegel in das Ey laufen, und mache die Löcher mit weißem Wachs zu. Da nun der Egel keine friſche Luft ſchöpfen kann, ſo wird er ſich eine lange Zeit in dem Eye hin und her bewegen, und alſo zur Beluſtigung der Zuſchauer das Ey hin und her treiben. Man muß dieſes Spiel nicht zu lange treiben, um den Blutegel noch vor dem Erſticken aus dem Gefängniſſe zu befreien, indem man das Ey hinter dem Tiſche zerſchlägt, und ihm ſo die Freiheit wieder giebt. — 9) Ein Pferdehaar heimlich in ein Ey zu bringen. Man ſteche mit einer feinen Nadel etwa an der Spitze, oder auch unten, ein kleines Loch durch die Schale und das Häutchen des Eyes, und treibe durch ſolches nach und nach ein langes *Pferdehaar*, ſtopfe darauf das gemachte Loch mit

ein wenig Kreide zu, und laſſe das Ey ſieden, ſo wird der, dem ein ſolches Ey vorgelegt wird, zu ſeiner größten Verwunderung ein langes Pferdehaar darin finden. — 10) Aus einem Taubeneye eine ausgewachſene Taube hervorgehen zu laſſen. Man nehme ein Taubeney, welches ſchon angebrütet iſt, alſo ganz dunkel ausſieht, zeige es in der Geſellſchaft herum, und lege es dann unter einen Hut, der auf der Klappe oder Verſenkung liegt. Während nun das Ey hinunter gelegt wird, nimmt der Gehülfe das Ey durch Herabziehung der Verſenkung fort, und ſetzt eine junge, jedoch ausgewachſene Taube darunter Der Künſtler ſpricht nun einige Worte zu dem Hute, und nimmt ihn auf, ſo erblickt die Verſammlung die Taube, aber nicht das Ey.

Magiſche und phosphoriſche Künſte. 1) Die leuchtenden Züge. Es wird Wenigen unbekannt ſeyn, daß mit Phosphor gezeichnete Namen und Figuren im Finſtern leuchtend erſcheinen. Wer aber ſchon Verſuche dieſer Art gemacht hat, der wird auch wiſſen, daß eben dieſe Züge in der Kälte für ſich wenig leuchten, ſondern ſtets gerieben werden müſſen, um deutlich ſichtbar zu ſeyn. In der Wärme leuchten ſie zwar, aber mit keiner beſtändigen Deutlichkeit; denn ſobald die ſie umſchwebende phosphoriſche Atmoſphäre durch Bewegung der Luft zerſtreut wird, ſo ſchnell werden auch ſie entweder verſchwinden, oder wenigſtens verworren erſcheinen, bis die Atmoſphäre ſich wieder geſammelt hat und ruhig geworden iſt, und eine öftere Reibung iſt auch hier nothwendig. Dieſer Unbequemlichkeit hilft man aber dadurch ab, daß man die Buchſtaben auf Papier zeichnet, und dieſes zwiſchen zwei Platten von dünnem weißen Glaſe legt. Hier iſt die Deutlichkeit der phosphoriſchen Züge bis auf das Kleinſte vollkommen und beſtändig; keine Veränderung in denſelben; keine Verdünnung, Auseinandertreibung oder Zerſtreuung; ſie ſind zum Entzücken ſchön, und man hat hier

zugleich den Vortheil, die phosphoriſche Schrift überall hintragen zu können. Will ſie erlöſchen, welches oft erſt nach einer halben Stunde geſchieht, ja, ſcheint ſie ſchon ganz verloſchen, ſo ſtelle man die Tafeln gegen einen warmen Ofen, und man wird mit Vergnügen die Buchſtaben von Neuem entſtehen ſehen. Jedes Stäubchen Phosphor wird zum funkelnden Striche, und die ganze Schrift ſcheint gleichſam zu leben. — 2) Die phosphoriſche Landſchaft. Man laſſe einen viereckigen Kaſten von Blech verfertigen, der nicht tiefer als 1 Zoll zu ſeyn braucht, und deſſen Oeffnung ſtelle man ſich nun als die Tafel vor, auf welche man die Landſchaft malen will. Man beſtimme nun, wie weit die Luft reichen, oder in welcher Horizontallinie ſie mit dem Lande zuſammenſtoßen ſoll. Nach dieſer Linie ſpanne man einen Faden über den Kaſten, und laſſe auf derjenigen Seite des Fadens, welche für die Luft beſtimmt iſt, ein Paar Linien unter dem Rande, einen ſchmalen Blechſtreifen bis zum Faden, inwendig an die drei Seiten des Kaſtens löthen. Man verſchaffe ſich eine dünne blaue Glasſcheibe, und arbeite an einer ſelbſt beliebigen Stelle eine mondförmige Oeffnung hindurch. Dieſe Oeffnung muß zu der zu zeichnenden Landſchaft ein gehöriges Verhältniß haben; denn ſie ſoll den Mond vorſtellen, und kitte einen paſſenden Zirkel von weißem Glaſe in die Oeffnung. Man thut wohl, wenn man dergleichen Glastafeln auf einer Glashütte beſtellt. Wenn man ſich damit verſehen hat, ſo kitte man ſie auf den Blechſtreifen im Kaſten feſt. Mit dem Rande der Glastafel, welcher den Horizont vorſtellt, parallel, ziehe man eine, zwei Linien von demſelben entfernte, zweite Horizontallinie auf die Tafel. Nach dieſer Linie ſchneide man mit einer Uhrfederſäge den Rand des Kaſtens auf beiden Seiten, bis auf die Glastafel, ein, und ſo weit ſchneide man ihn auch unterhalb dieſer zweiten Horizontallinie rund um den Kaſten ab. Man fülle nun einen Theil des Kaſtens

mit weicher Pomade, und, unter dem Waſſer, in ganz kleine Stückchen zerſchnittenen Phosphor, welche ſo gleichförmig, wie möglich, unter die Pomade vertheilt ſind, an. Man ſpanne hierauf über den noch offenen Theil des Kaſtens eine feucht gemachte, von ihren gröbern Häuten befreite, und recht klare Blaſe, die von allen Seiten feſt an den Kaſten, und oben bis zur zweiten Horizontallinie, an die Tafel anſchließt. Der Kaſten muß zu dem Ende von außen rund herum, einen oder ein Paar Einſchnitte haben, in welche der Faden zu liegen kommt, der die Blaſe feſthält. So angefüllt und verdeckt ſtelle man den Kaſten bis zur Hälfte in Sand auf einen warmen Ofen, und laſſe die Pomade mit dem Phosphor zuſammen ſchmelzen. Die Gebäude, Bäume, Berge ꝛc. der Landſchaft, ſchneide man aus Kartenpapier, ſo weit ihre Schatten reichen; die lichteren Stellen oder Halbſchatten, aus dünnem Seidenpapiere, oder aus ſolchem Papiere, zwiſchen dem die Goldblättchen liegen. Die Fenſter ſchneide man ganz aus, und ſo auch diejenigen Stellen, welche das volle Licht haben. Man klebe alle dieſe Theile mit Gummi Tragant an die gehörigen Stellen auf die ausgeſpannte und vorher getrocknete Blaſe, ſo wird man eine ſehr ſchöne phosphoriſche Landſchaft haben, die ſich wohl ein halbes Jahr lang erhält. Zuweilen, wenn ſie nicht recht leuchten will, darf man nur die phosphoriſche Pomade wieder auf dem Ofen ſchmelzen laſſen, da ſie dann, wo man ſie auch hinträgt, wenn es nur nicht zu kalt iſt, Stunden lang leuchten wird, mit einem ſo beſonderen falben und doch anmuthigen Lichte, das man ſehen muß, um die richtige Empfindung davon zu erhalten. — 3) Ein finſteres Zimmer mit milchweißen Wolken zu erfüllen. Man laſſe, wie vorher, in einer Taſſe oder in einem andern Gefäße, Pomade und Phosphor zuſammenſchmelzen. Das Gefäß muß aber während der Schmelzung mit einer Blaſe überbunden ſeyn. Wenn man es gebrauchen will,

ſo mache man die Blaſe los, und ſchwenke das Gefäß allenthalben im Zimmer herum. Leichte milchweiße Wolken werden ſich durch den Raum verbreiten, und von den am Himmel ſchwebenden eine ſchöne Nachahmung liefern. Iſt das Schwenkgefäß groß, ſo erſcheint uns der Wolkenmacher unter einer geſpenſtähnlichen Geſtalt mitten im Lichtraume. — 4) Die leuchtenden Hände. Man nehme einer Haſelnuß groß von oben genannter Pomade, und waſche ſich die Hände damit, ſo wird man ein wirklich bewunderungswürdiges Schauſpiel haben; denn nicht der kleinſte Zug in der Hand bleibt im Dunkeln, Alles iſt licht, man ſieht ein gleichſam figirtes, figurirtes Licht. Man muß die Pomade nur oben abſtreichen; denn miſchen ſich ungeſchmolzene Phosphortheile von einiger Größe mit ein, ſo gerathen ſie wegen der Reibung in Brand. Dem Grunde der Pomade iſt nie zu trauen. Kommt man ſo tief, daß man Körner fühlt, ſo ſetze man mehrere Pomade, ohne weiter Phosphor darzu zu thun, zu der Miſchung, und laſſe ſie von Neuem zuſammenſchmelzen. — 5) Die leuchtende Silhouette. Man zeichnet die Silhouette auf ein Brettchen und ſchneidet ſie genau heraus. Man laſſe zu dieſem Brettchen ein etwas, ſowohl in der Länge, als in der Breite, kleineres Käſtchen von Blech machen, bedecke es mit einer Glastafel, nachdem man es zuvor bis zur Hälfte mit der leuchtenden Pomade gefüllt hat, und lege jenes Brettchen auf das Glas, ſo wird die Silhouette ſehr ſchön durch den Ausſchnitt glänzen. — 6) Die Silhouette auf einem Lichtgrunde. Die Silhouette wird, wie vorher, aus dem Brettchen herausgeſägt, und auf die Glasplatte, welche das phosphoriſche Käſtchen bedeckt, aufgekittet. — 7) Das phosphoriſche Kartenkäſtchen. Ein nach der Größe und Geſtalt einer Spielkarte geformtes Blechkäſtchen, wird zum Theil mit der phosphoriſchen Pomade gefüllt, und dieſe darin eben ge-

ſchmolzen, nachdem man zuvor auf einem, unter dem Rande angebrachten, und das ganze Käſtchen von Innen umgebenden, ſchmalen, angelötheten Blechſtreifen, eine mattgeſchliffene Glastafel gelegt, und leicht darauf befeſtiget hat. Auf die Glastafel male man mit einer weißen deckenden Farbe die Augen einer Treff- oder Coeurkarte. Die Seite, worauf die Augen ſtehen, muß nach dem Käſtchen hineingekehrt ſeyn. Man verberge das Käſtchen einſtweilen in der Taſche; nachdem man die Geſellſchaft mit mehreren Kunſtſtücken unterhalten hat, ziehe man es hervor, und ſtelle es auf den Tiſch. Weder von der Pomade, noch von den Augen wird, wegen der Mattigkeit der Glastafel, etwas zu ſehen ſeyn, ſo lange die Lichter auf dem Tiſche brennen. Man laſſe jetzt einer Perſon diejenige Karte gezwungen ziehen, welche auf die Tafel gemalt worden, und löſche die Lichter aus, ſo wird ſie ihre Karte, wie einen ſchwachen Schatten, auf der Glastafel erblicken. Um die größte Deutlichkeit hervorzubringen, ſtelle man das Blechkäſtchen lieber auf eine warmgemachte, dicke, eiſerne Platte, die man ſich zu der Zeit hereinbringen läßt, da man das Kunſtſtück machen will. — 8) Das Feuerwerk im Apfel. Man laſſe ſich ein Poſtament von Metall, Holz oder Pappe verfertigen, befeſtige auf dieſes Poſtament einen Fruchtkorb, und in die Mitte des Bodens eine Röhre von beliebigem Durchmeſſer, die ganz durch das Poſtament hindurchſteigt, wobei jedoch zu bemerken iſt, daß dieſe Röhre eigentlich aus zwei Theilen beſteht. Der Untertheil iſt etwas kürzer, als das Poſtament im Lichten hoch iſt, ungefähr $\frac{1}{2}$ Zoll kürzer. Er iſt am obern Ende mit einigen Schraubengängen verſehen, worauf der zweite oder höhere Theil der Röhre aufgeſchraubt wird. Auf dieſem ſteht eine dünnere Röhre, deren Umfang im Lichten dem äußeren Umfange einer ſtarken Barometerröhre gleich, ja lieber noch etwas größer iſt. Sie ragt über das Poſtament ſo viel hervor,

daß ſie noch etwas niedriger iſt, als ein Apfel von mittlerer Größe. Die Röhren müſſen aus einem maſſiven Stücke Metalls ausgedrehet, und innerhalb gut geglättet ſeyn. Der Deckel des Poſtaments kann abgenommen werden, und iſt, ſo wie der Boden des darauf befeſtigten Fruchtkorbes, in der Mitte, nach dem Umfange der dünnern Röhre, durchbohrt. Zuerſt fülle man die Hälfte des untern Theils der Röhre mit nachſtehendem Satze. Man nehme gereinigten und zu Mehl gepulverten Salpeter, 2 Unzen, Schwefelblumen, 1 Unze, Kampher, ½ Drachme, pulveriſirten Bernſtein, ½ Unze, Lindenkohlen, 1 Unze, Benzoeblumen ½ Unze. Den Salpeter, die Lindenkohlen und Schwefelblumen reibe man zuſammen in einem ſteinernen oder gläſernen Mörſer, und dann, nachdem Alles zu einem feinen Mehle geworden, miſche man den Kampher, Bernſtein und die Benzoeblumen mit den Händen dazu, damit der ganze Satz ſo gleichartig wie möglich werde. Man ſtampfe dieſen Satz feſt in die Röhre zuſammen, indem man ihn zu gleichen Portionen, etwa Theelöffelweiſe, in die Röhre ſchüttet, und mit einem hölzernen, unten flach abgeſchnittenen, und oben mit einem flachen Kopfe verſehenen Cylinder, jede Portion, vermöge mäßiger Schläge, die man mit dem Hammer auf den Kopf des Cylinders führt, zuſammenpreßt. Man führe die Schläge jedesmal ſo viel als möglich gleich, und bei jeder Portion in gleicher Anzahl. Iſt die Röhre bis zur Hälfte voll, ſo fülle man die noch übrige Leere mit dem folgenden zweiten Satze: Salpeter gereiniget und zu Mehl pulveriſirt, 4 Unzen, Storax, 1 Unze, Weihrauch, 1 Unze, Maſtix, 1 Unze, Ambra, ½ Unze, Zibeth, ½ Unze, Sägeſpäne von trocknem Wachholderholze, 2 Unzen, dergleichen vom Cypreſſenholze, 2 Unzen, Lavendelöl, 1 Unze. Man zertheile die übrigen Species, außer dem Salpeter, ſo fein als möglich, vermiſche ſie nach und nach mit dem Salpeter, bis die ganze Menge ein durchaus gleichartiges

ges Anſehen hat, und dann feuchte man ſie mit dem Lavendelöl an. Man lege den Satz in gleichen Portionen in die Röhre, und drücke ihn mit dem Cylinderholze etwas zuſammen. Es bedarf hier aber keiner Schläge, weil der Satz wegen des Oels ſchon leichter zuſammenbackt. Man ſchraube nun die dünne Röhre auf und fülle ſie wieder mit dem erſten Satze, laſſe aber oben ein wenig Raum übrig. In dieſen ſtopfe man gezupfte Baumwolle, welche mit einem dünnen Muße von zu Mehl zerriebenem Schießpulver und Branntwein getränkt worden, und die man, ehe das Feuerwerk angezündet werden ſoll, auf der Röhre hat austrocknen laſſen. Nimmt man zum Poſtamente Pappe oder Holz, ſo muß ein Spielraum zwiſchen der aufſteigenden Röhre und dem Holze oder der Pappe gelaſſen werden, damit die eine oder das andere von der erhitzten Röhre keinen Schaden leide. Was die Quantitäten der verſchiedenen Specien zu den Sätzen betrifft, ſo ſind ſolche in der Vorſchrift zwar beſtimmt angegeben, indeſſen kann man ſie eben ſo gut in kleinen Gewichten nehmen, wenn man nur das Verhältniß beibehält, welches zwiſchen jenen beſtimmten Gewichten Statt findet. Hat man die Sätze in überflüſſiger Quantität verfertiget, um für die Zukunft etwas in Vorrath zu haben, ſo verwahre man ſie in gut verſchloſſene Büchſen oder Schachteln, und an einem trocknen Orte. Das Oel zum zweiten Satze kommt aber nicht eher zu demſelben hinzu, bis er wirklich in die Röhre gefüllt wird. Man höhle nun einen Apfel aus, der jedoch ſo groß iſt oder ſeyn muß, daß er über das von dem Fruchtkorbe hervorragende Ende der Röhre hinweggeht. Man bohre denſelben mit einem Hohlbohrer vom Stengel an durch das Kernhaus bis gegen die obere Wölbung hindurch. Man ſorge ferner dafür, daß in dieſem Kanale ein Spielraum für die Röhre bleibe. Man umhülle nun ein Stückchen Phosphor von der Größe eines großen Nadelknopfes mit dem aus der

Röhre emporſtehenden Büſchel Zündbaumwolle. Man ſchiebe nun den Apfel geſchickt über die Röhre, und befeſtige ihn auf irgend eine Art auf dem Boden des Fruchtkorbes. Dieſes Alles thue man nun kurz vorher, ehe der Aufſatz aufgetragen wird. Man umpflanze dann den Apfel mit mehreren Arten von Früchten und Blumen. Soll nun das Feuerwerk angehen, ſo läßt man ſich das magiſche Meſſer bringen, deſſen Klinge von Glas und an der Spitze erhitzt iſt, welches die Zuſchauer nicht wiſſen. Man ſchneide nun mit dem Hintertheile der Klinge, welcher nicht erhitzt iſt, den obern Theil von der Krone des Apfels ab, ziehe ſchnell das Meſſer vor, und berühre den Phosphor mit der heißen Spitze. Dieſer fängt ſogleich Feuer, und theilt es der Zündung mit. Das angenehme Funkenſpiel dampft einen Wohlgeruch aus, der bald das ganze Zimmer anfüllt. Man laſſe das Poſtament in einem weiten Waſſergefäße, welches wie ein Baſſin geformt ſeyn kann oder auf einem großen hölzernen Unterſatze, der, mit Gras und kleinen Blumenbeeten verziert, einen Miniaturgarten vorſtellt, auf die Tafel tragen, damit die herunterfallenden Funken nicht das Tiſchgedeck verſengen. Bei einer künftigen Wiederholung dieſer Beluſtigung, müſſen die Röhren vorher gereiniget werden, weil die harzigen Ingredenzien bei ihrer Abbrennung viel Schmutz abſetzen. — 9) Der magnetiſche Blumenſtrauß, der ſich immer auf Befehl der Zuſchauer öffnet. Die Aeſte dieſes Straußes können von zuſammengerolltem Papiere, weißem Bleche, oder auch von jeder andern Materie ſeyn, wenn ſie nur hohl und leer ſind. Dabei wird erfordert: 1) daß ſie auf verſchiedenen Punkten durchbohrt werden, um dort kleine Stückchen von Wachs anzubringen, die Blumen oder Früchte vorſtellen. 2) Daß man dieſe Wachsſtücken in gummirten Taffet, oder ſehr feines Leder (auch Goldſchlägerhäutchen) einwickele. 3) Daß man dieſe Umſchläge um die Aeſte wohl auf-

leime, ſo daß ſie ein Theil davon zu ſeyn ſcheinen, oder das Anſehen haben, als ob ſie ſolche verlängerten. 4) Muß man ihnen die Farben von den Blumen und Früchten geben, die ſie vorſtellen. 5) Muß man das Wachs heiß machen, um es zu gießen, und durch den Stiel des Straußes in die Aeſte rinnen laſſen. Hat man dieſe Vorbereitung gehörig gemacht, ſo pumpt man aus dem Stiele des Blumenſtraußes die Luft, ſo müſſen die Umſchläge Falten machen, und welken, wie eine zerſprungene Blaſe; bläſt man dagegen wieder hinein, ſo ſchwellt der Wind, der in die Aeſte der Zweige dringt, den Umſchlag wie kleine Luftballons an, und giebt ihnen dadurch ihre vorige Geſtalt wieder. Wenn man dieſes Stück vorſtellen will, muß man zuerſt alle dieſe Umſchläge mit der Hand ganz leicht zuſammendrücken, ſo, daß ſie beinahe nicht geſehen werden können, indem man ſie ganz in die Zweige des Straußes hineingehen macht. Zuletzt ſetze man den Blumenſtrauß auf eine Art Bouteille, worin ein kleiner Blaſebalg iſt, und deſſen beweglicher Boden, der durch die Stäbchen im Tiſche bewegt werden kann, zur Zeit, wo es verlangt wird, dieſe Umſchläge aufbläſt. Es ſoll auch nicht ſchwer halten, in die Bouteille noch einen Blaſebalg zu bringen, der die Luft, die durch den erſten in die Hülſen hineingetrieben wurde, wieder auspumpte, und ſo die Blumen und Früchte verſchwinden ließe. Mehrere dergleichen Kunſtſtücke findet man ſchon in der Encyklopädie abgehandelt, wie z. B. die magiſchen Papierſchnitzel, Th. 82, S. 297 u. f.; die magiſche Röhre, Th. 126, S. 117; das elektriſche Ringſpiel, Th. 125, S. 35 ꝛc. ꝛc. — Die Kunſtſtücke mit den ſympathetiſchen Tinten, ſ. Th. 78, S. 580 u. f. — Ueber die Taſchenſpieler und Taſchenſpielerkünſte, ſo wie überhaupt über alle magiſche oder Zauberkünſte ſehe man, außer den ſchon unter Magie, Th. 82, S. 291 u. f., angeführten Schriften, noch nach:

Wier, de praestigiis, von den Teufeln, Zauberern, Schwarzkünſtlern, Teufelsbeſchwörern und Hexen. 2 Thle. Frankfurt am Main, 1566.

Athanasii Kircheri magnes s. de arte magnetica. Colon. Agripp., 1673. 4to.

Casparis Schotti e Societ. Jesu, Physica curiosa s. mirabilia naturae et artis. Herbip., 1667. 4to. — Deſſen Magia naturalis, de Optica, Acoustica, Mathematica, Physica, cum figur. Bambergae, 1677.

Thom. Brown, Pseudodoxia epidemica, das iſt, Unterſuchung der Irrthümer des gemeinen Mannes, 7 Bücher, nebſt dem Handbuche der wieder zurecht gebrachten Naturkunſt, 6 Bücher, von den Irrthümern der Mineralien, Gewächſe, Thiere, Menſchen, Bilder ꝛc. Aus dem Engliſchen, mit Kupfern. Frankfurt a. M., 1680.

Corteſe, verborgene heimliche Künſte und Wunderwerke in der Alchemie, Medizin und Chirurgie.

Die nach aſtronomiſchen Lehrſätzen lehrende Chiromantie, beſtehend aus Ronphyte Handwahrſagung, Spadons Schauplatz der Curioſitäten, und Elzholzens Meßkunſt des menſchlichen Körpers, mit Kupfern. Nürnberg.

Wagners geweſenen Famuli, des Erzzauberers Fauſtens Leben und Thaten. Berlin, 1712.

Schalitzens von Aberglauben, Vanitäten und Täuſcherei gereinigte Chiromantie und Phyſiognomie, mit Kupfern. 1716.

Görz, neueröffnete Kunſtkammer theophraſtiſcher Geheimniſſe, mit Figuren. 1720.

Oracles divertissants des Sibylles, avec un abregé de la Physiognomie, de la Geomance, et explic. des Songes. Bruxel, 1732.

Jobs Anweiſung zu den curiöſen Wiſſenſchaften, Phyſiognomie, Chiromantie, Geomantie, Sympathie, Antipathie ꝛc., mit Kupfern. Frankfurt, 1737.

Johann Staricius, Notarius, Heldenſchatz, das iſt, naturkundliches Bedenken bei vulkaniſcher, auch natürlich magiſcher Zubereitung der Waffen des berühmten Helden Achilles, vermehrt durch den fünften, ſechſten und ſiebenten Theil mit Kunſtſtücken. Ite

Ausgabe. Frankfurt und Leipzig, 1743. (Der Inhalt dieſer Schrift wird für albern und wahnwitzig ausgegeben, indem ſie kein vernünftiges Wort enthalte, als Probe nur Folgendes: Zur Zeit der Conjunktion des Saturns und Merkurs ſchmelze Bley und Queckſilber, und zur Zeit der übrigen Planetannäherungen, feines Zinn, und hierauf die übrigen Metalle zu einem Ganzen, das iſt, Elektrum zuſammen, ſchmiede es, und ſchreie ſoldatiſch wild folgende Lateiniſche Verſe über den Waffen, indem man ſie ſchmiedet, und gegen ſie hauchet:

Ut lupus imbelles violentus territat agnos,
Sic haec incutiant mortalibus arma timorem.

davon werden undurchdringliche Waffen ꝛc.

Joh. Jac. Weckeri de secretis Lib. 17 ex variis autoribus et Milzaldi, Alex. Pedemont. ac Portae secretis, et Zwingeri additionibus. Basileae, 1750. (Wecker und ſein Herausgeber Zwinger waren Aerzte, welche in dieſem Lateiniſchen Werke von mehr als zwei Alphabeten in der dritten Ausgabe ein Kunſtbuch ohne alle Wahl aus alten Kunſtbüchern zuſammen geſetzt oder zuſammen getragen haben.)

Natürliches Zauberbuch, oder neueröffneter Spielplatz rarer Künſte. Nürnberg, 1745, in 8, mit Holzſchnitten. (Den Anfang machen einige kurzweilige Spiele der Gaukler und Taſchenſpieler; dann folgen allerhand Illuſionen mit Waſſer, Eis, Schnee, Feuer; mechaniſche Künſte, Kartenkünſte, Spiele, Rechnungen, geheime Schriften, von Thieren, Pflanzen, Metallen, Farben- und Malerkünſten, Malereyen, Tinten ꝛc.).

Anweiſung zum Dechifriren, oder Kunſt, verborgene Schriften aufzulöſen. Helmſtädt, 1755.

Eisvogels neueröffnetes Magazin oder Sammlung allerhand raren Künſte 2 Bde. 1756.

Das große Planetenbuch, nebſt der Geomantie, Phyſiognomie und Chiromantie, nebſt Figuren, 1757.

Der in vielen Wiſſenſchaften reich verſehene curioſe Künſtler, oder Haus-, Arzney-, Kunſt- und Wunderbuch. 2 Bde. in 4., mit Kupfern. Nürnberg, ohne Jahr.

Curieuſe Kunſt- und Werkſchule. 2 Thle. Nürnberg, 1759.

Ingeber, Anweiſung, aus den Hauptlinien der Hand des Menſchen Geſundheit, Glück und Unglück zu beurtheilen, mit Figuren.

Glücksrad, nach aſtrologiſcher Art, auf unterſchiedliche Fragen Antwort zu finden, in 4.

Die geheime Kunſt zu punktiren, mit Figuren, in 12.

Eintauſend und zehn Künſte oder der vermiſchten Sammlung allerhand nützlich- auch luſtig- und ſcherzhafter Curioſitäten erſter bis zehnter Theil. 1762—66. Jeder einzelne Theil führt den Titel: Zum erſtenmal hundert und eine Kunſt, oder der vermiſchten Sammlung allerhand nützlich- auch luſtig- und ſcherzhafter Curioſitäten erſter Theil. 1762.

Onomatologia curiosa, artificiosa et magica, oder ganz natürliches Zauberlexicon, welches das nöthigſte, nützlichſte und angenehmſte in allen realen Wiſſenſchaften überhaupt, und beſonders in der Naturlehre, Mathematik, der Haushaltungs- und natürlichen Zauberkunſt, und oller andern, vornämlich auch curieuſer Künſte deutlich und vollſtändig nach alphabetiſcher Ordnung beſchreibt, zum Nutzen und Vergnügen der Gelehrten, der Künſtler, der Profeſſioniſten, der Handwerker und des Landmanns, aus den beſten älteſten und neueſten Quellen zuſammengetragen von einer in dieſen Wiſſenſchaften ſich ſehr viele Jahre übenden Geſellſchaft. 2te Aufl. Nürnberg, 1764.

Vollkommene Anweiſung die Taſchenſpielerkunſt auf die leichteſte Art zu erlernen, mit Figuren. Frankfurt, 1768.

Neue phyſikaliſche und mathematiſche Beluſtigungen, oder Kunſtſtücke zum Vergnügen mit dem Magnete, mit Zahlen, aus der Optik, Chemie ꝛc. Aus dem Franzöſiſchen des Guyot, mit vielen Kupfern. Augsburg. 1772. 7 Bde, in 8 Dieſes Werk ſoll man als das eigentliche Zeughaus der neuern Modemagien, ſo wie Guyot ſeine Materialien, was die Zahlenkünſte betrifft, dem Bachet de Meſiriac, die optiſchen Illuſionen, dem P. Niceron, und die mathematiſchen Beluſtigungen, dem Ozanam zu verdanken hatte.

Aufrichtiger und erfahrener Geomantiſt, oder geheime Punktirkunſt, nebſt kabaliſtiſchen Tabellen und der Cabbala Aegyptiaca, welche die künftigen Begebenheiten gewiß entdeckt. Berlin, 1774.

Testament de Jerome Sharp, Professeur de Physique amusante etc. Paris. (Das Th. 82 der Encyklopädie, S. 291, angeführte Werk: Neuer Beitrag zur natürlichen Magie ꝛc. ꝛc., iſt eigentlich eine Ueberſetzung dieſes Werkes.)

Amusemens physiques par Pinetti. Paris et à la Haye, 1789.

Der Hexenmeiſter oder die ſpielende Magie, mit Kupfern. Berlin, 1796. — Dieſes ſcheint ein neuer Titel zu ſeyn; denn der alte Titel, unter dem dieſes Werk erſchienen, iſt: Die ſpielende Magie, in fünf Stücken. Berlin, 1790—93.

Koßmann, Pinetti de Merci phyſikaliſche Beluſtigungen, oder Erklärung der ſämmtlichen in Berlin angeſtellten Kunſtſtücke deſſelben. Berlin, 1796.

Kerndörfer, der kleine Taſchenſpieler und Magiker, oder deutliche Anweiſung, verſchiedene Taſchenſpiele und magiſche Täuſchungen mit wenigen Koſten zu machen, zur Unterhaltung und Belehrung über manches Unerklärbarſcheinende. Mit Kupfern. Pirna. — Carlo Bosco, das Zaubercabinett oder das Ganze der Taſchenſpielerkunſt, enthaltend 67 Wunder erregende Kunſtſtücke, durch die natürliche Zauberkunſt mit Karten, Würfeln, Ringen, Kugeln, Geldſtücken ꝛc. Zur geſellſchaftlichen Beluſtigung mit und ohne Gehülfen auszuführen. Herausgegeben vom Profeſſor Kerndörfer. — Deſſen neuer Camus oder 60 Kartenbeluſtigungen zu geſellſchaftlichen Unterhaltungen in den intereſſanteſten neueſten Kartenkünſten und Kunſtleiſtungen.

Agrippa von Netterheim, das Ganze der Taſchenſpielerkunſt, ohne großen Apparat und Koſten die ſeltenſten und auffallendſten Zauberſtücke zu machen; zum geſelligen Vergnügen. Nach Eckartshauſen, Guyot und Pinetti. Dritte verbeſſerte und vermehrte Aufl. Mit Kupfern.

Der kleine Zauberer, oder 26 beluſtigende Kunſtſtücke

durch Karten, Würfel, Kugeln, Eyer, Erbſen, Geld und Uhr darzuſtellen, einen Luftballon zu verfertigen, und die Geheimſchrift kennen zu lernen.

A. von Meerberg, der beluſtigende Kartenkünſtler. Eine deutliche Anweiſung zu 113 größtentheils noch unbekannten, leicht ausführbaren, höchſt überraſchenden Kartenkunſtſtücken.

J. Wagner, neueſtes und großes Zauberkabinett, und Kunſtmagazin, eine Sammlung der unterhaltendſten magiſchen, chemiſchen, optiſchen, arithmetiſchen, ökonomiſchen, mechaniſchen und Kartenkünſte. 2 Thle. 30 Bogen. Mit Kupfern. 1816.

Der kleine Taſchenſpieler, oder Anweiſung zu geſellſchaftlichen Unterhaltungen in den neueſten Kartenkünſten, dem Becher- und Würfelſpiele; nebſt den beſten phyſikaliſchen und mathematiſchen Kunſtſtücken. Mit 74 Holzſchnitten. Taſchenformat. Peſth, 1818.

Comtes, Bosko's und Döbler's Zauberkünſte, oder natürliche Magie und Taſchenſpielerkunſt für Dilettanten, und zur angenehmen Unterhaltung für Geſellſchaftskreiſe. Nach dem Franzöſiſchen bearbeitet. Dritte Aufl. Mit 3 Tafeln Abbildungen.

J. H. M. von Poppe, der neue Tauſendkünſtler und Magiker. Die Beſchreibung und Erklärung ſeiner Künſte und vieler Merkwürdigkeiten der Natur und Kunſt überhaupt, nach richtigen phyſikaliſchen, chemiſchen und mechaniſchen Grundſätzen. Zum Nutzen und Vergnügen für Jedermann. Mit fünf Steintafeln. Zweite ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage. Stuttgart, 1839. — Deſſen neuer Wunderſchauplatz der Künſte und intereſſanteſten Erſcheinungen im Gebiete der Magie, Alchymie, Chemie, Phyſik, Geheimniſſe und Kräfte der Natur, Magnetismus, Sympathie und verwandte Wiſſenſchaften. Nach den Aufſchlüſſen der bekannteſten Forſcher, von Theophraſtus Paracelſus an bis auf die neueſte Zeit, volksfaßlich bearbeitet. Mit vielen Abbildungen. 1r und 2r Thl. Auch unter dem Titel: Joh. Nik. Martius geſammelte Schriften über natürliche Magie ꝛc. ꝛc. (30 Bogen und 15 Steintafeln.) Stuttgart, 1839.

Taſchenſpielerapparat, eine Sammlung der Werkzeuge, Maſchinen ꝛc., welche die Taſchenſpieler, Escamoteurs oder Zauberkünſtler zu ihren Vorſtellungen gebrauchen. Hierher gehören die verſchiedenen Becher zum Muskaten-, Kugel- ꝛc. Spiel, die Eybüchſe, die Eychangirbüchſe, der Spaniſche Kegel, die Einſchnittbüchſe, die Geldbüchſe, die mechaniſche Zauberlaterne, welche bei Tage und Nacht zu gebrauchen iſt (ſ. unter Schattenbild, Th. 140, S. 395 u. f., und die dazu gehörige Figur); die Zaubermühle, welche gemiſchtes Getreide und andere Sämereyen wieder von einander abſondert (ſ. unter Zaubermaſchine, in Z.); das magiſche Treibhaus, um Samen in kurzer Zeit vor den Augen der Zuſchauer wachſen zu machen (ſ. daſelbſt); das magiſche Käſtchen, um dadurch manche Verwandlung zu bewirken (ſ. daſelbſt); der mechaniſche Würfelkaſten (ſ. daſelbſt); der Wahrſagertempel oder das Zauberorakel (ſ. daſelbſt); der Zauberbrunnen, welcher Wein, Waſſer, Milch, Bier ꝛc. auf Verlangen ſprudelt (ſ. daſelbſt); die Zauberapotheke (ſ. daſelbſt); der Zauberring, das Verwandlungsfaß, aus dem man verſchiedene Getränke nach Belieben der Zuſchauer zapfen kann; die Wünſchelruthe, das Häuschen mit drei Thüren, aus denen nach Belieben eine Kugel läuft, das heißt, nachdem man es verlangt: aus der erſten, zweiten oder dritten Thür; die ſympathetiſche Lampe, der ſingende Vogel, welcher auf der Mündung einer Flaſche ſitzt, und auf Befehl mehrere Stückchen pfeift; das wahrſagende Mädchen oder die wahrſagende Syrene im Waſſer; mehrere Tiſche, worunter der Zaubertiſch, mit Verſenkungen oder Klappen, um die unter einen Hut, eine Glasglocke oder einen Leuchter gelegten Gegenſtände zu verwandeln; dann verſchiedene zubereitete Kartenſpiele, eben ſo Meſſer, Pfrieme, Gewehre und Piſto-

len, Degen, Mörſer nebſt Stößer, Würfel, Eyer, Band, Bindfaden, Flachs, zubereitete Schnupftücher, Muskaten oder Bälle von Kork, Kugeln von Elfenbein; auch gehören hierher die künſtlichen Automate, wie der Schachſpieler, Flötenſpieler ꝛc., die Hohl- und andere Spiegel, die Magnete ꝛc. ꝛc. Mehrere dieſer Werkzeuge und Maſchinen ſind ſchon oben im vorhergehenden Artikel abgehandelt worden, andere werden unter Zaubermaſchine, in Z, vorkommen.

Taſchenſpielerkabinett, das zu den Kunſtſtücken eingerichtete Behältniß der Taſchenſpieler, welches von der Schaubühne des Publikums abgeſondert iſt. Als der Ritter Pinetti de Merci im Februar des Jahres 1796, nach Philadelphia, der unter Friedrich dem Großen ſeine Zauberkünſte ſehen ließ, in Berlin Vorſtellungen gab, wurde das ehemalige Döbbeliniſche Theater in der Bärenſtraße dazu benutzt. Er hatte dieſes ehemalige Schauſpielhaus dazu geſchmackvoll und bequem für die Zuſchauer einrichten laſſen. Das Parterre war nach einer vortheilhaften Ausmeſſung erhöhet worden, und die Erleuchtung geſchah vermittelſt eines prachtvollen Kronenleuchters. Rings um die innern Wände liefen drei Reihen Logen über einander, mit welchen in der dritten Reihe die Gallerie verbunden war. Das Theater ſelbſt war für diejenigen zu beiden Seiten mit Sitzen teraſſenförmig eingerichtet, welche Alles in der Nähe betrachten wollten. Die Mitte des Theaters bekleidete ein Fußteppich, auf welchem zwei kleine Tiſche ſtanden, die zu den Verſuchen gebraucht wurden, und den Hauptmechanismus verbargen. Sie waren in der Mitte des Tiſchblattes mit einem rothen Teppiche überzogen, hatten verhältnißmäßig dünne und gut gearbeitete Füße, und ſchienen nicht im mindeſten von gewöhnlichen Tiſchen abzuweichen. Während des Verſuches wurden ſie *niemals* von ihrer Stelle gerückt. An der

Wand im Hintergrunde ſtand ein ähnlicher Tiſch, welcher gleichfalls zu Verſuchen gebraucht wurde; links ſtand eine Art von Putztiſch, um die Armleuchter zur Erleuchtung, auch andere Inſtrumente darauf zu ſtellen. Oben gewahrte man eine prachtvolle Schlaguhr. Links führte eine Thür zu einem Kabinette, durch welche Pinetti in daſſelbe ein und ausging. — Bosko hatte zu ſeiner Vorſtellung einen Saal eingerichtet, und das Zauberkabinett war darin vermittelſt einer Spaniſchen Wand gebildet, die vorn eine ſolche Oeffnung ließ, daß man bequem die Zauberſtücke ſehen konnte; denn vor dieſer Oeffnung ſtand ein langer Tiſch, gleich einem Ladentiſche, der vorn mit dunkelgefärbter Wachsleinwand behängt war, ſo, daß man nur die Platte ſah, über welche ein feines weißes Tafeltuch ausgebreitet worden. Darauf ſtanden zwei ſilberne Armleuchter mit Wachskerzen, die einen magiſchen Schein über den Tiſch verbreiteten, auf dem noch zu beiden Seiten der Leuchter zwei Vaſen mit gemachten Blumen ſtanden, und dann verſchiedene Apparate zu den Kunſtſtücken, wie z. B. die Becher über einander geſchlagen, einige Zaubermaſchinen, Würfel und andere Gegenſtände. Ein zweiter Tiſch von polirtem Holze, ſtand zur Seite beim Ausgange, deſſen Füße gleichfalls verdeckt waren. Auf dem langen Tiſche wurden die Zauberſtücke gemacht, ſowohl mit den Bechern, als auch mit Karten und andern Gegenſtänden, wobei der Künſtler ſich des Zauberſtäbchens bediente, indem er damit die Gegenſtände berührte, die ſich verwandeln ſollten. Auf dieſe Weiſe ſind nun alle Taſchenſpielerkabinette eingerichtet, bald mehr, bald minder anziehend, welches auf den Geſchmack des Künſtlers ankommt. Je mehr er ſeinem Kabinette Mannigfaltiges geben kann, je anziehender wird es für die Zuſchauer. Er muß ſelbſt farbige Steine, Perlen ꝛc., anzubringen ſuchen, welches einen unbeſchreiblichen Glanz und dadurch Reiz verbreitet, indem das Kerzenlicht darauf fällt,

ſo auch Blumen, mit den lebhafteſten und friſcheſten Farben. An den Wänden können auch noch ſehr vortheilhaft Spiegel angebracht werden, in welchen das Licht reflectirt, und ſo den Reiz erhöhet; auch die verſchiedenen Inſtrumente und Maſchinen müſſen vortheilhaft aufgeſtellt ſeyn, damit ſie in die Augen fallen, und die Zuſchauer beſchäftigen; denn dadurch wird die Aufmerkſamkeit auch von den Händen des Künſtlers mehr abgeleitet, ſie mehr auf die Dekoration des Zauberkabinetts gezogen, und indem nun der Künſtler noch ſeine Beredſamkeit in das beſte Licht ſetzt, ſo gewinnt er auch hierdurch freien Spielraum bei ſeinen Verwandlungen ꝛc.; denn hier beruht das Meiſte auf Täuſchungen, und wer dieſe Gabe überall vortheilhaft für ſeine Kunſt zu verbreiten weiß, wird den Beifall des Publikums erhalten. — Der Zauber, welchen man durch die Künſte bewirken will, muß durch den Zauber des Kabinetts gleichſam hervorgerufen ſcheinen, und auch die Zuſchauer bezaubern, daher haben auch die Escamoteurs immer ein gewiſſes magiſches Licht über ihre Kunſtſtücke zu verbreiten geſucht, ſie immer durch die Umgebung in ein Geheimniß gehüllt, welches zu entſchleiern dem Uneingeweihten ſchwer werden mußte, da ſeine Augen die mannigfaltigſten Beſchäftigungen erhielten, mannigfaltig durch den Wechſel der Kunſtſtücke ſelbſt, wie auch durch den Schmuck des Kabinetts; das Natürliche wird dadurch dem Uneingeweiheten zum Uebernatürlichen, und dieſes iſt auch das Ziel des Eskamoteurs, welches er zu erreichen ſtrebt, um dadurch ſeine Kunſt zu verhüllen.

Taſchenſpielerkunſt, ſ. oben, S. 291 u. f.

Taſchenſpielertiſch, der Tiſch, auf welchem der Taſchenſpieler oder Eskamoteur ſeine Kunſtſtücke macht, ſ. oben, unter Taſchenſpieler und Taſchenſpielerkunſt, und Taſchenſpielerkabinett. Man hat auch eine Art von Taſchenſpielertiſche, worauf man verſchiedene

Maſchinen, ohne alle Beihülfe der Schwungfedern, der Meſſingdrähte und des Magnets, unbemerkt und nach Belieben in Bewegung und Gaukelſpiel bringen kann. Auf dieſem Tiſche laſſen ſich Automate vorzeigen, welche ſich auf den Befehl der Zuſchauer bewegen, magiſche Lampen, welche in dem Augenblicke, da es verlangt wird, von ſelbſt verlöſchen, weil ein Draht den Docht herabzieht, und dergleichen andere Gegenſtände. Vergebens argwöhnt man hier geheime Schwungfedern, verſteckte Hebel, eiſerne Drähte, oder verſteckte Magnete; denn von allen dieſen Gegenſtänden iſt keiner in dieſen Tiſchen verborgen, da die Tafel von Glas iſt und von kryſtallenen Füßen getragen wird. Auch darf man nicht glauben, daß in einem dieſer Automate, wie in dem Flötenſpieler, Vogel ꝛc., verborgene Dinge ſeyen; denn die meiſten der Figuren ſind aus durchſichtigem Horne gearbeitet, und folglich die Zuſchauer augenſcheinlich überzeugt, daß kein Thierchen darin verſteckt ſeyn kann. Eine ſolche Tafel beſteht nun aus zwei parallel liegenden Spiegelgläſern, die allenfalls nicht mehr, als ein dicker Zwiſchenraum von 1 Linie von einander ſcheidet; ihre beiden Ränder ſind aber ſo geſchickt zuſammengefügt, daß beide Gläſer nur eins auszumachen ſcheinen. Die obere Glastafel hat in der Mitte ein kleines, kaum bemerkbares Loch, worüber man die Figur ſtellt; vermittelſt eines Blaſebalges wird nun der Wind durch den Tiſchfuß heraufgetrieben, und ſtreift zwiſchen den beiden Tafelgläſern, von da ſtrömt er durch das Löchchen durch, und ſo bringt er die Figuren oder Maſchinen, ſobald und ſo lange als man will, in die beſtimmte Bewegung. — Die Taſchenſpielertiſche müſſen eine ſchöne ebene und reine Platte haben, und da ſie Klappen oder Verſenkungen erhalten, ſo iſt es am beſten, die Platte zu quadriren, das heißt, ſie gleich den eingelegten Fußböden mit Quadratfiguren zu bemalen, oder ſolche vermittelſt einer Oelfarbe zu beſtreichen, gleich

einem Dameabrette, und dann die Platte mit einem Oelfirniſſe zu überziehen; oder man legt die Hölzer ein, und überzieht dann die Platte mit Beize und polirt ſie, welches Alles auf den Künſtler ankommt, wie er es für gut findet. Die Füße des Tiſches werden mit Wachsleinwand umzogen, auch mit einem gewirkten Teppiche, oder mit Oelleinwand, worauf Blumen ꝛc. gemalt worden, um dem verſteckten Untergeſtelle des Tiſches durch dieſe Dekoration ein ſchönes Aeußere zu geben. Die offene Seite im Innern, oder nach dem Innern des Kabinetts enthält nun den Raum, wo der Gehülfe ſitzt, um die Verwandlungen vermittelſt der Klappe oder Verſenkung im Tiſche vorzunehmen. Man hat auch Tiſche, die an eine Spaniſche Wand geſtellt werden, wodurch man die Verwandlungen vornimmt; auch frei ſtehende Tiſche, die rings herum mit einem Teppiche umzogen ſind, worin der Gehülfe ſitzt, welches ſich nach der Lage des Kabinetts, überhaupt nach dem Lokale richtet. Dann hat man auch kleinere Tiſche, die man an die Wand ſtellt, worauf diejenigen Maſchinen geſetzt werden, die nicht auf dem Spieltiſche ſtehen können. Das Verzieren der Tiſche iſt ſchon unter Taſchenſpielerkabinett angeführt worden. An dem Spieltiſche hängt auch innerhalb die Gaukeltaſche, worein man Alles fallen läßt, welches man ſchnell aus den Händen verſchwinden laſſen will. S. oben, unter Taſchenſpieler und Taſchenſpielerkunſt, S. 304.

Taſchenſpielerſtück, Taſchenſpielerſtücke, diejenigen Kunſtſtücke, welche die Taſchenſpieler den Zuſchauern vormachen, und die ſich in mechaniſche, phyſikaliſche, magnetiſche, chemiſche, mathematiſche ꝛc. Stücke theilen, wozu nun noch die Geſchwindſtücke, die mit großer Fingerfertigkeit betrieben werden, kommen, und welche die eigentlichen Taſchenſpieler-Künſte ausmachen. Hierzu gehören: die Spiele mit den Bechern und den Muskaten, die Kartenkunſtſtücke der

Zerſchneiden und wieder Ganzmachen der Strumpfbänder. — 29) Durch gezogene Karten die Gedanken und Schickſale der Zuſchauer zu errathen. — 30) Falſche Kartenmiſchungen geſchickt anzuſtellen, zu verwechſeln, zu verſchieben ꝛc. — 31) Ein Trinkglas mit der hohlen Hand, ohne Hülfe der Finger, vom Tiſche aufzuheben, und ſo in der Luft zu halten; eben ſo ein Meſſer zu halten, vermittelſt des Zeigefingers der linken Hand, indeſſen man den innern Theil der Hand mit dem Meſſer herauskehrt, damit man zeige, das Meſſer ſey durch nichts an die flache Hand geklebt. — 32) Den Körper unverbrennlich zu machen. — 33) Durch Räucherungen und optiſche Täuſchungen zu machen, daß Menſchen ohne Köpfe, oder mit Pferde-, Hunde- oder andern Thierköpfen erſcheinen. — 34) Einen gebratenen Kalbskopf auf der Tafel zum Blöcken zu bringen. — 35) Eine Schwalbe im Fluge mit einer gewöhnlichen Piſtolenſchußladung zu erſchießen, und wieder lebendig zu machen. — 36) Eine erhabene Art von Schnitzwerk auf einem friſchen Eye anzubringen. — 37) Aus einem unbeſchädigten Eye eine Maus hervorlaufen zu laſſen, welche ſich plötzlich in einen Kanarienvogel verwandelt und lebendig zeigt. Auf ein bloßes Stampfen mit dem Fuße, läßt der Kanarienvogel die Flügel fallen, und bleibt in den Händen des Beſitzers oder der Beſitzerin todt; bei dem Bedauern des Todes, kehrt derſelbe auf das Verlangen des Zauberers ins Leben zurück, ſobald die Muſik ertönt, bewegt ſich nach und nach, fliegt davon, und dankt dem Publikum. — 38) Sechs Leuchter mit ihren Lichtern auf den Tiſch zu ſtellen, wovon drei brennen, drei aber unangezündet an dem Ende des Tiſches ſtehen; hierauf von einem der Zuſchauer ein Gewehr mit Pulver laden zu laſſen, ſolches dem Künſtler zu reichen, welcher funfzehn Schritte vom Tiſche entfernt ſteht, und es auf die drei brennenden Lichter abdrückt, ſo verlöſchen dieſelben, und die verlöſchten andern drei entzünden ſich.

— 39) Ein viereckiges Stück Papier wird an die Wand geklebt, auf welchem ein Hahn, eine Henne, oder ein anderes ähnliches Thier abgemalt ist, davon das Original am andern Ende des Saales steht. Schießt man eine Pistole auf das Gemälde los, so fällt der Kopf des Originals hinter dem Rücken des Schießenden. — 40) Die Ladung einer Pistole mit einer Taschenuhr, die man über einem Spanischen Rohre (Spazierstocke) abschießt. Kaum ist der Schuß geschehen, so hängt die Uhr, ohne im Mindesten verletzt zu seyn, schon am Stockbande des gedachten Rohrs. — 41) Daß ein Zuschauer zwei oder drei Taschenuhren in seiner Hand hält, welche gehen oder stehen bleiben, so wie der Künstler den Befehl dazu giebt. — 42) Die tanzende, verschwindende, und wieder an ihrem Orte liegende Karte, von Pinetti gemacht. Es denkt sich nämlich Jemand aus der Gesellschaft eine Karte. Pinetti nimmt, ohne irgend eine Frage gethan zu haben, ein Kartenspiel, und wirft dasselbe gegen die Wand, die gedachte Karte bleibt nicht nur an der Wand kleben, sondern tanzt auch taktmäßig an derselben umher. Auf das Stampfen mit dem Fuße verschwindet sie, erscheint, so wie die Musik ertönt, in einem Spiegel, geht von da heraus, und nimmt im Kartenspiele gerade den Platz wieder ein, den man entweder verlangt oder sich auch nur denkt. — 43) Man stellt eine Schachtel auf einen kleinen Tisch und legt irgend eine beliebige Nummer von Eins bis Hundert hinein, und der Künstler erräth diese Nummer, ohne irgend eine Frage gethan zu haben. — 44) Ein Geldstück wird in eine hölzerne Dose gethan, welche man vermittelst eines Vorlegeschlosses verschließt. Auf Verlangen der Zuschauer erscheint oder verschwindet das Geldstück. — 45) In einem Säckchen befinden sich 90 numerirte Kügelchen, wie die 90 Nummern bei dem Lotto. Pinetti bekleidet seine rechte Hand mit einem Handschuhe und holt die fünf Nummern heraus, welche sich fünf verschiedene Perso-

nen gedacht haben. — 46) Der Indianiſche Faſan mit beliebigen Federn, der alle Stücke der Muſici im Orcheſter begleitet. Dieſer Faſan befindet ſich in einem Blumenkorbe, und wird in die Nähe des Orcheſters geſetzt. Sobald die Tonkünſtler zu ſtimmen anfangen, ſo macht ſich derſelbe gleichfalls fertig, ſie mit ſeiner Stimme zu begleiten, putzt ſeinen Schnabel, ſchwingt die Flügel, und bewegt den Schwanz, athmet auch dabei deutlich, als ob er lebendig wäre. Was man auch für Stücke ſpielen mag, ſelbſt Phantaſien oder eigene komponirte Stücke, ſie mögen leicht oder ſchwer ſeyn, Alles accompagnirt dieſer Faſan mit ſeiner Stimme. — 47) Der kleine goldene Kopf, der alle vorgelegte Fragen durch Zeichen beantwortet. — 48) Die Figur mit der Verwandlungsſchachtel. Die Figur, eine weibliche, hat nämlich eine kleine Schachtel in der Hand, welche ſie auf Befehl öffnet, und ſich dabei mit dem Kopfe nach derjenigen Perſon hinwendet, welche das Oeffnen anbefiehlt. Dieſe ergreift die Schachtel, und überzeugt ſich, daß ſich darin nichts befindet; ſie giebt daher die Schachtel der kleinen Figur zurück, und beſtimmt eine Goldmünze, welche ſie darin zu ſehen verlangt (Dukaten oder Friedrichsd'or); die Kleine gehorcht ſogleich auf den gegebenen Befehl, und läßt die gewünſchte Goldmünze in der Schachtel ſehen. — 49) Das wunderbare Orakel, welches die an daſſelbe ergangene Fragen beantwortet. — 50) Das unbegreifliche Trauerſpiel. — 51) Der kleine Jäger, welcher mit dem Pfeile diejenige Nummer trifft, die ſich Jemand gezogen hat. — Dieſes ſind unter der großen Anzahl von Kunſtſtücken die merkwürdigſten, außer mehreren, die ſchon oben angezeigt und erklärt worden ſind, um ſie ſelbſt machen zu können. Der gut gewählte Wechſel der Stücke iſt das Anziehendſte bei den Vorſtellungen.

Taſchenuhr, Sackuhr, Fr. Montre, beim Taſchenuhr- oder Kleinuhrmacher, eine kleine tragbare Uhr,

welche durch eine zuſammengewickelte elaſtiſche Stahlfeder getrieben, und in der Uhrtaſche oder auch in der Weſtentaſche getragen wird. Der Erfinder dieſer Art Uhren war Peter Hele, ein Nürnberger, und die Ausführung dieſer Erfindung geſchah um das Jahr 1500. Man nannte ſie damals Nürnberger Eyer. Man hat Stundenuhren, Minuten- und Sekundenuhren, Repetiruhren ꝛc. Die Taſchenuhren ſind auf folgende Weiſe zuſammengeſetzt. Das Gewerk einer jeden dieſer Uhren iſt in einem Kreiſe dergeſtalt zwiſchen zwei Böden angebracht, daß die Räder den Raum zwiſchen denſelben ausfüllen. Dieſe beiden Böden oder runde Scheiben werden durch vier künſtlich gearbeitete Pfeiler von einander entfernt, und derjenige Boden, worauf das Zifferblatt ruhet, heißt der Oberboden oder die Oberſcheibe, der entgegengeſetzte der Unterboden oder die Unterſcheibe. Der Unterboden iſt etwas kleiner, damit das Werk in das runde Gehäuſe paßt. Zwiſchen dem Oberboden und dem Zifferblatte iſt das Weiſerwerk angebracht. Die wirkende Kraft einer Taſchenuhr hängt von einer Feder ab, und dieſe ungefähr ſtrohhalmsbreite dünne elaſtiſche, in ſpiralförmigen Gängen um ſich ſelbſt herumgewickelte Stahlfeder, Uhrfeder genannt, iſt in einem hohlen cylindriſchen, mit einem Deckel geſchloſſenen meſſingenen Gehäuſe, dem Federhauſe oder der Trommel a, Fig. 9094. Das äußere Ende dieſer Feder hat ein Loch, in welches ein kleines, an dem innern Rande der Trommel befeſtigtes eiſernes Häkchen greift. Auch das innere Ende der Feder hat ein ſolches Loch, in welches ebenfalls ein Häkchen greift, und zwar dasjenige, welches am äußeren Umfange einer kleinen, mitten durch das Federhaus gehenden Welle ſich befindet. Der eine Zapfen dieſer Federwelle geht durch die eine Platte des Geſtelles, welches die Räder und Trommel, Fig. 9094, umſchließt, hindurch, und trägt auf der äußeren Fläche

dieſer Platte, und zwar auf ſeinem viereckigen Ende, ein kleines ſtählernes Sperrrädchen c, Fig. 9093, in deſſen Zähne ein kleines Sperrhäkchen einfällt. Mittelſt dieſes Sperrrädchens wird die Federwelle ſammt dem einen Ende der Feder feſtgehalten. Wird nun das Federhaus a, Fig. 9094, von der rechten gegen die linke Hand zu um ihre Achſe gedrehet, ſo muß ſich dadurch die in a liegende Feder in engeren Gängen um ſich ſelbſt herumwickeln, und hört man mit Umdrehen auf, ſo muß ſich die Feder, vermöge ihrer Elaſticität, nach der entgegengeſetzten Richtung wieder in ihren vorigen Raum ausbreiten, und das Federhaus (aber nicht die Federwelle) mit herum nehmen. Vermöge der aus lauter kleinen zuſammengenieteten Stahlgliedern beſtehenden Kette iſt das Federhaus a mit der Schnecke l verbunden, welche die Ungleichförmigkeit des Federzuges corrigirt. Jedes Ende der Kette hat nämlich ein kleines Häkchen, das eine wird in ein kleines Loch geſteckt, welches nahe am obern Rande des Federhauſes ſich befindet, das andere in ein kleines Loch am Ende des untern Ganges der Schnecke. Letztere ſelbſt liegt mit ihrer Grundfläche auf der Fläche des Rades b des Schneckenrades. Sie kann auf dieſem Rade um ihre Achſe gedrehet werden. Zwiſchen beiden Flächen iſt ein von der Schnecke bedecktes Geſperre, welches die Umdrehung der Schnecke auf dem Rade b nur nach der Richtung von der Linken zur Rechten erlaubt, und zugleich bewirkt, daß nach der Richtung von der Rechten zur Linken die Schnecke ſammt ihrem Rade ſich umdrehen muß. Das Sperrrad ſitzt unter der Schnecke an deren Grundfläche feſt, der Sperrkegel aber, worauf eine dünne Sperrfeder drückt, auf der Fläche des Schneckenrades. Letzteres greift in das Getriebe c des mitten zwiſchen den Uhrplatten liegenden Minutenrades oder großen Bodenrades d, welches in das Getriebe e des Mittelrades oder kleinen Bodenrades f eingreift. Dieſes Rad

greift in das Getriebe g des Kronrades h. Wird daher die Schnecke l und das Schneckenrad b umgedrehet, ſo laufen auch alle eben genannten Räder und Getriebe um. — Wenn das eine Häkchen der Kette in das kleine Loch des Federhauſes hineingeſteckt, die Kette dann durch Umdrehung des Federhauſes ſammt der Federwelle, um die Peripherie dieſes Hauſes gewunden, zuletzt das andere Häkchen der Kette in das Loch unten an der Schnecke geſteckt, und Kette nebſt Feder, vermöge des Geſperres der Federwelle (c Fig. 9093), etwas angeſpannt worden iſt, ſo wird man leicht folgende Wirkung dieſer Theile auf das Räderwerk erkennen. Die Welle der Schnecke hat auf ihrer einen Seite einen ziemlich langen, gewöhnlich durch ein Loch des Zifferblattes gehenden viereckigen Zapfen, denſelben, auf welchen man den Uhrſchlüſſel ſteckt, wenn man die Uhr aufziehen will. Thut man dieſes wirklich, ſo dreht ſich die Schnecke, vermöge ihres Geſperres bloß von der Rechten gegen die Linke auf dem Rade b, Fig. 9094, um ihre Achſe, dann wickelt ſich die Kette von dem Federhauſe a ab, und auf die Gänge der Schnecke, bis dieſe voll ſind. Hierbei wird das Federhaus durch den Zug der Kette ſo viele Male um ihre Achſe gedrehet, als ſie Kettenumgänge enthielt, und dadurch wird zugleich die Feder in dem Federhauſe eben ſo viele Male in engeren Gängen um ſich ſelbſt herumgewunden, da die Feder an ihrem innern Ende von der Federwelle feſtgehalten wird. Iſt das Aufziehen zu Ende, ſo breitet ſich die Feder wieder in ihren vorigen Raum aus, welches ſie aber nicht ſo ſchnell kann, weil ſie dabei zugleich von der Linken zur Rechten das Federhaus herumdrehen, eben dadurch die Kette um ſich herumziehen, durch die Kette die Schnecke ſammt dem Schneckenrade herumdrehen, folglich auch das ganze Räderwerk in Bewegung ſetzen muß, ſo lange, bis die Kette ſich ganz von der Schnecke ab- und um das Federhaus herumgewickelt hat; dann iſt das Werk

abgelaufen. Dieſes Ablaufen des Werkes würde aber in kurzer Zeit geſchehen, wenn die Uhr keine Hemmung enthielte. Das Kronrad h, Fig. 9094. greift nämlich in das Getriebe des kronenförmigen Steigrades gf, Fig. 9096, und zwiſchen den Zähnen dieſes Steigrades liegen die Lappen m und n der Spindel, die mit ihrem einen Ende in der Mitte des kleinen Schwungrades, der Unruhe l, befeſtiget iſt. Durch das abwechſelnde Herauswerfen bald des obern, bald des untern Lappens aus den Zähnen des Steigrades, wird der Umlauf deſſelben, ſo wie des ganzen Räderwerks ſo aufgehalten, daß die Bewegung des Uhrwerks nur langſam geſchieht, ſo langſam, daß die Uhr wenigſtens vierundzwanzig Stunden lang in einem Aufzuge gehen kann, ehe ſie abgelaufen iſt. Die Hemmung bewirkt alſo denjenigen Zeitverluſt, welcher die Maſchine zum Zeitmeſſer erſt brauchbar macht. — Jetzt iſt auch noch eine Vorrichtung da, welche dem Aufziehen Gränzen ſetzt; denn wäre dieſes nicht der Fall, ſo würde beim blindlings fortgeſetzten Aufziehen gar oft Kette und Feder zerriſſen werden. Auf der obern Fläche der Schnecke ſitzt, wie man bei l, Fig. 9094, ſieht, eine kleine Stahlplatte mit einem Vorſprunge, die Schneckenſchnauze, feſt, auf der innern, dem Räderwerke, Fig. 9094, zugekehrten Fläche der kreisrunden Uhrplatte iſt aber, an einem ganz nahe am Rande der Uhrplatte befindlichen, kleinen meſſingenen Klöbchen, ein ſchmales dünnes Stahlſtück, wie ein kleiner einarmiger Hebel, der ſogenannte Vorfall, auf und nieder beweglich. Dieſer Vorfall reicht ſo weit in das Innere der Uhr hinein, daß die Schneckenſchnauze ihn treffen kann, wenn er auf der Fläche der Uhrplatte aufliegt, und die Schnecke beim Aufziehen um ihre Achſe bewegt wird. So lange er aber nicht auf der Fläche der Uhrplatte aufliegt, geht die Schneckenſchnauze unter ihm hinweg. Damit Letzteres wirklich geſchehe, ſo liegt unter ihm das vordere Ende einer dünnen, mit einer kleinen

Schraube an ihrem hintern Ende feſtgeſchraubten ſtählernen Druckfeder, die Vorfallfeder. Beim Aufziehen der Uhr ſtreift die von dem Federhauſe herkommende in die Schneckenzüge ſich windende Kette über ihm hin; ſie nähert ſich ihm immer mehr, ſo wie ſie in höhere Gänge kommt. Endlich ſtreift ſie auf ihm hin und drückt ihn; und wenn ſie in den letzten Schneckengang gekommen iſt, ſo drückt ſie ihn ganz an die Fläche der Uhrplatte, ſo, daß nun die Schneckenſchnauze nicht mehr unter ihm hingehen kann, ſondern vorn an ihm ſtoßen muß. Dieſes merkt man jedesmal beim Aufziehen durch einen Ruck. Nun kann man die Schnecke nicht weiter herumdrehen, und das Aufziehen hat ein Ende. So wie die Uhr allmählig wieder abläuft, kommt auch die Kette wieder niedriger und von dem Vorfalle hinweg; ſchon nach einem Umgange kann die Schneckenſchnauze wieder unter dem Vorfalle hingehen. Bei ſolchen Federuhren, die keine Schnecken haben, wird dem Aufziehen auf folgende Art Gränzen geſetzt. Auf der Federwelle ſitzt ein kleiner Arm oder Haken feſt, welcher bei jedem Umgange ein kleines Rad um einen Zahn herumdreht, welchen er ergreift. Am Ende des Aufziehens trifft er aber keinen Zahn mehr, den er herumſchieben kann, ſondern blos eine Erhabenheit (eine ungezahnte Stelle des Rades), auf welche er ſich legt, ohne weiter kommen zu können. — Die Anzahl der Räder und Getriebe, ſo wie deren Zähne und Triebſtöcke, werden eben ſo, wie bei den großen Uhren, beſtimmt. Wird die Taſchenuhr auch immer nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden aufgezogen, ſo richtet man ſie doch ſo ein, daß ſie achtundzwanzig bis dreißig Stunden in einem Aufzuge geht. Man kann die Uhr ſo einrichten, daß das Kronrad b, Fig. 9094, in der Minute einmal herumkommt; bedenkt man nun, daß das Minutenrad d genau in der Stunde einen Umgang vollenden ſoll, daß ſein langer, über das Zifferblatt hinausragender Zapfen den Minu-

tenzeiger tragen könne, ſo muß ſich das Kronrad, während eines Umganges des Minutenrades, ſechzigmal umdrehen. Man zerfällt das Verhältniß der Umläufe dieſer beiden Räder, nämlich 1 zu 60, wieder in Faktoren, und zwar in $\frac{1}{1}$ mal $\frac{6}{1}$; wählt man dann für jedes der zwei Getriebe c und g ſechs Triebſtöcke, ſo verwandeln ſich jene beiden Brüche, durch die bekannte Multiplikation der Zähler und Nenner mit 6 in $\frac{6}{6}$ mal $\frac{60}{6}$ = 60, und dann würde das Minutenrad d 60, das Mittelrad f 36 Zähne erhalten. Giebt man nun dem Getriebe c des Minutenrades 10 Triebſtöcke, dem Schneckenrade b 60 Zähne, ſo kommt jenes Getriebe $\frac{60}{10}$ = 6 Mal herum, während das Schneckenrad nur einmal herumgeht. Da nun das Getriebe c in einer Stunde einmal herumkommt, ſo braucht das Schneckenrad, folglich auch die Schnecke, ſechs Stunden zu einem Umgange. Windet ſich die Kette fünfmal um die Schnecke, ſo macht Letztere während eines Aufzuges fünf Umdrehungen, und weil jede Umdrehung ſechs Stunden dauert, ſo geht die Uhr fünfmal 6 = 30 Stunden. Taſchenuhren, welche in einem Aufzuge acht Tage lang gehen, werden ſelten verfertiget; ſolche Uhren erhalten zwiſchen dem Schneckenrade und dem Minutenrade noch ein Zuſatzrad. Wenn z. B. das Schneckenrad von ſechzig Zähnen in das Getriebe des Zuſatzrades greift, wenn dieſes Getriebe zwölf Triebſtöcke, das Zuſatzrad ſechzig Zähne hat, und wenn dieſes Zuſatzrad das zehnſtöckige Getriebe des Minutenrades herum treibt, ſo macht das Minutenrad dreißig Umdrehungen, während eines Umganges des Schneckenrades; denn $\frac{60}{12}$ mal $\frac{60}{10}$ = 5 mal 6 = 30. Schneckenrad und Schnecke kommen alſo bei dieſer Einrichtung erſt in dreißig Stunden einmal herum. Giebt man nun der Schnecke $6\frac{1}{2}$ Umgänge, um welche die Kette ſich wickelt, ſo geht die Uhr $6\frac{1}{2}$ mal 30 = 195 Stunden = 8 Tage 3 Stunden in einem Aufzuge. Man nennt

ſolche Uhren auch überſetzte; ſie erhalten eine ſtärkere Uhrfeder, als die gewöhnlichen, weil die Feder bei einer vermehrten Anzahl Räder und Getriebe, auch eine größere Kraft anwenden muß. Bei der Bearbeitung iſt das nämliche zu bemerken, was bei einer gewöhnlichen Uhr zu beobachten iſt; denn der Unterſchied beruht nur auf der Berechnung der Zähne und Triebſtöcke, und daß ſie ein Rad (Zuſatzrad) mehr erhält. Auch nach folgender Berechnung kann man dieſe überſetzte Uhren einrichten. Das Schneckenrad geht vier und zwanzig Stunden in einem Aufzuge, und die Unruhe ſchlägt wiederum in einer Stunde 17280, und alſo in vierundzwanzig Stunden 414720 $30 : 1 = 414720 : 13824$. Hieraus ergiebt ſich folgende Berechnung:

	Zähne der Räder.	Treibſtöcke.	Umlaufszeit.
Steigerrad . . .	15	6	8
Kronrad	48	6	8
Kleinbodenrad . .	48	6	9
Minutenrad . . .	54	10	6
Zuſatzrad	60	12	4
Schneckenrad . . .	48	.	.

Aus dem Zuſammenhange aller Berechnungen ergiebt ſich, daß das Minutenrad dieſer Uhr in einer, das Zuſatzrad in ſechs, und das Schneckenrad in vierundzwanzig Stunden einmal umläuft. Erhält alſo die Schnecke ſieben Umgänge, ſo läuft die Uhr ſieben, bekömmt ſie acht Umgänge, ſo läuft die Uhr acht Tage in einem Aufzuge. Durch acht Umgänge wird aber die Uhr ziemlich hoch, und daher wählt man die Anzahl und Zähne der Treibſtöcke lieber ſo, daß die Schnecke nur ſieben Umgänge bekommt, und die Uhr deſſenungeachtet acht Tage in einem Aufzuge geht, z. B.:

Schneckenrad	60	—	—
Zuſatzrad	60	12	5
Minutenrad.	54	10	6

Die übrigen Räder und Getriebe bleiben wie bei der Berechnung einer vierundzwanzigſtündigen Uhr. Das Zuſatzrad würde in 6, das Schneckenrad aber in 30 Stunden einmal umlaufen. Die Uhr geht alſo, bei ſieben Umgängen der Schnecke, acht Tage und achtzehn Stunden in einem Aufzuge. Das Zeigerwerk, Fig. 9096, iſt übrigens bei der Taſchenuhr ganz ſo eingerichtet, und wird auch eben ſo berechnet, wie das bei den großen Uhren. Bei dieſem Zeiger- oder Weiſerwerke, welches immer, mit Ausnahme der Zeiger, unter dem Zifferblatte liegt, iſt b das Wechſelrad, welches in das, in der Figur nicht ſichtbare, unter a liegende Minutengetriebe greift; c iſt das Getriebe des Wechſelrades, in welches das Stundenrad d eingreift, das man mit ſeinem Rohre, Fig. 9097, noch beſonders bemerkt. Die Zeiger gehören über das Zifferblatt. Die Berechnung zu dieſem Räderwerke iſt leicht. Das Minutenrohr, folglich auch das Minutengetriebe, kommt in einer Stunde einmal herum; das Stundenrad in zwölf Stunden, daher verhält ſich die Zahl der Umdrehungen des Stundenrades zu derjenigen des Minutenrades in einer beſtimmten Zeit, nämlich in zwölf Stunden, wie 1 zu 12. Zerfällt man nun 12 in die Faktoren $\frac{4}{1}$ mal $\frac{3}{1}$, und multiplicirt man die Zähler und Nenner mit der willkührlich genommenen Anzahl Triebſtöcke der Getriebe, z. B. den Zähler des erſten Bruchs mit 12, den Zähler des zweiten Bruchs mit 10, ſo erhält man $\frac{48}{12}$ mal $\frac{30}{10}$, welches wieder 12 ausmacht. Dann könnte man dem Minutengetriebe 12 Treibſtöcke, dem Wechſelrade 48 Zähne, dem Getriebe des Wechſelrades 10 Treibſtöcke, dem Stundenrade 30 Zähne geben; ſo kommt der richtige Umgang der Zeiger heraus. Hätte man jedes der beiden Getriebe mit 12 Treibſtöcken angenommen, ſo würden die Brüche $\frac{4}{1}$ mal $\frac{3}{1}$ die Form $\frac{48}{12}$ mal $\frac{36}{12}$ erhalten haben, und wenn man dann dem Wechſelrade 48 Zähne gegeben hätte, ſo hätte das

Stundenrad deren 36 erhalten müſſen. Kommt das Steigrad in der Minute genau einmal herum, ſo kann man die Welle deſſelben auf der einen Seite durch das Zifferblatt gehen laſſen, und ihr über einem eigenen in 60 gleiche Theile eingetheilten Kreiſe, einen beſondern Zeiger, den Sekundenzeiger, geben, welcher dann die Sekunden (die 60ſten Theile einer Minute) anzeigt. So wie bei den großen Uhren das Pendel der Regulator iſt, ſo iſt es die nach der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts von dem berühmten Niederländiſchen Mathematiker Huyghens erfundene Spiralfeder für die Taſchenuhren und andere Unruheuhren; ſie corrigirt die von dem Räderwerke herrührenden Ungleichheiten; auch kann man durch ihr Verlängern oder Verkürzen den Gang der Uhr zur Gleichförmigkeit bringen. Das innere Ende der Spiralfeder, eine haardünne, ſpiralförmig gebogene Stahlfeder, iſt, wie man in Fig. 9098 ſieht, in der Mitte der Unruhe befeſtiget, wo ihr Ende in dem Loche eines Rollchens ſteckt, ihr äußeres Ende a iſt aber, vermöge eines Stiftchens, in ein kleines Klöbchen befeſtiget, das auf der Uhrplatte feſtſitzt. Wenn nun die Unruhe von der Hemmung zum Hin- und Herſchwingen gebracht wird, ſo zieht ſich die Spiralfeder abwechſelnd zuſammen und wieder aus einander, und eben dadurch erzeugt ſie, weil es gleichmäßig geſchieht, auch wenn Ungleichheiten des Räderwerkes auf die Unruhe wirken wollten, eine Gleichförmigkeit im Gange der Maſchine. Eine längere Spiralfeder bewirkt unter gleichen übrigen Umſtänden, langſamere, eine kürzere, ſchnellere Schwingungen der Unruhe. Hierauf gründet ſich der Gebrauch der ſogenannten Stellung für die Uhrenbeſitzer. Etwa der dritte oder vierte Theil eines gezahnten Ringes cc, Fig. 9098, der Stellungsrücker, enthält eine aus zwei ganz kleinen Stiftchen gebildete Klammer b, in welcher der äußerſte Gang der Spiralfeder liegt. Wenn die Unruhe ſchwingt, ſo

muß man von dieſer Klammer b, dem ſogenannten Rückklöbchen, bis an den Befeſtigungspunkt des innern Endes die Länge der Spiralfeder rechnen; rückt die Klammer b näher an a, ſo wird die Spiralfeder dadurch verlängert; rückt ſie weiter von a hinweg, ſo wird die Spiralfeder dadurch verkürzt. Der zwiſchen b und a liegende Theil der Spiralfeder ſchwingt nie mit, iſt folglich unwirkſam. Wird dieſer unwirkſame Theil kürzer, ſo wird die Spiralfeder länger, wird er länger, ſo wird die Spiralfeder kürzer. Der Rücker cc liegt unter einem auf der Uhrplatte feſtgeſchraubten Theile, dem Stellungsflügel, ſo, daß er ſich darunter verſchieben läßt. Seine Zähne greifen in ein kleines Stirnrad d, das Stellrädchen, über welchem mittelſt einer Schraube, oder eines Paares Schrauben, die ſilberne oder verſilberte, oder ſtählere Stellſcheibe gedeckt iſt. Aus der Mitte dieſer Scheibe ragt der viereckige Zapfen des Stellrädchens hervor, auf welchem der Stellzeiger ſteckt. Je nachdem man nun, mittelſt eines auf jenen Zapfen geſteckten Uhrſchlüſſels, den Zeiger, folglich auch das Stellrädchen, rechts oder links herumdreht, je nachdem wird auch der Rücker mit dem Rückklöbchen b näher nach a zu, oder weiter von a hinweggeſchoben, folglich die Spiralfeder entweder verlängert oder verkürzt. Erſteres geſchieht, um die Uhr langſamer, Letzteres, um ſie geſchwinder gehen zu machen. Auf die, in eine willkührliche Anzahl gleicher Theile eingetheilte Stellſcheibe ſieht rechts das Wort Retardé, oder auch wohl nur der Buchſtab R, links das Wort Avancé, oder nur der Buchſtab A. Dreht man den Stellzeiger nach Retardé zu, ſo geht die Uhr langſamer, dreht man ihn nach Avancé zu, ſo geht ſie geſchwinder; ſo kann jeder Uhrenbeſitzer ſie, wenn ſie nicht gar zu ſehr vom richtigen Gange abweicht, nach und nach zum Richtiggehen bringen. — Die Unruhen ſind gewöhnlich aus *Meſſing* verfertiget; es giebt aber auch Unruhen von

Stahl, von Gold, und von Platina. Diejenigen von Gold und von Platina ſind die beſten. Gleich wie man dem Gewichte des Pendels eine linſenförmige Geſtalt giebt, damit es mit der Schärfe die Luft durchſchneide, und eben deswegen den möglichſt geringſten Widerſtand der Luft habe, ſo macht man auch die Unruhe ſo dünn, wie möglich, und rundet ſie nach dem Rande zu ab; ſie muß aber doch ihr erforderliches Gewicht haben. Da nun Gold und Platina faſt dreimal ſpecifiſch ſchwerer ſind, als Meſſing, ſo können Unruhen aus einem von dieſen edlen Metallen, bei einerlei abſolutem Gewichte, wie die Wage es anzeigt, faſt dreimal dünner gemacht werden. Die ſtählernen Unruhen ſind nicht blos wegen der ſpecifiſchen Leichtigkeit des Stahls zu tadeln, ſondern auch weil ſie dem Roſten ausgeſetzt ſind, und magnetiſch werden können. Beſonders kann Letzteres ſehr ſtörend auf den Gang der Uhr wirken. — Wenn man die Taſchenuhr ſchüttelt, ſo kann leicht dadurch die Unruhe rechts und links ſo weit herumſchwingen, daß die Lappen der Spindel aus den Zähnen des Steigrades herauskämen, und nicht von ſelbſt wieder zwiſchen Letztere fielen, folglich der Gang der Uhr unterbrochen würde. Dieſes nennt der Uhrmacher Ausſchwenken. Man verhütet es durch folgende Einrichtung: In den Ring der Unruhe iſt ein ganz kleiner meſſingener Stift, der Anſchlagſtift, ſo feſt genietet, daß er auf der untern Fläche der Unruhe vorſteht, und zwar an einer Stelle, welche, wenn die Unruhe ſtille ſteht, genau in der Mitte, zwiſchen den Enden des Stellungsflügels liegt. Dieſer Stift ſetzt dem Herumſchwingen der Unruhe Grenzen; denn bei der ſchüttelnden Bewegung der Unruhe ſchlägt er gegen die Enden des Stellungsrades; die Unruhe kann daher nicht zu weit, weder rechts, noch links, herumſchwingen. Wenn nun aber die Unruhe anhaltend geſchüttelt wird, wie dieſes wohl beim ſchnellen Laufen, Reiten ꝛc. geſchehen könnte, ſo müßte die Uhr durch das

beſtändige Zurückprallen des Anſchlageſtiftes, folglich durch das zu ſchnelle Hin- und Herwerfen der Unruhe, zu geſchwind gehen, und wenn ſie auch ſonſt ganz richtig ginge. Dieſe Unvollkommenheit der Steigradsuhren gab gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts dem Engländer Tompion Veranlaſſung zur Erfindung der Cylinderuhren oder der Taſchenuhren mit der Cylinderhemmung. Dieſe Uhren haben nämlich ſtatt des Kronrades ein gewöhnliches Stirnrad, ſtatt des Steigrades ein ganz beſonderes Hemmungsrad mit dreikantigen und hakenförmigen Zähnen, wie Fig. 9099, zeigt, und ſtatt der Spindel, in der Mitte der Unruhe einen kleinen hohlen, ſtählernen Cylinder, Fig. 9100, der gegen das Cylinderrad hin ſo ausgehöhlt iſt, daß die Zähne des Cylinderrades hineingreifen, und, beim Herumbewegen des Letztern, ihn, folglich auch die Unruhe, zum Hin- und Herbewegen bringen. Dabei können die Zähne jenes Rades nie ſo aus der Höhlung des Cylinders herauskommen, daß dadurch ein Ausſchwenken veranlaßt würde, obgleich der Rand der Unruhe keinen Anſchlagſtift, wie bei der Steigradsuhr, bekommt. Da die Verfertigung der Cylinderhemmung ſchwerer und mühſamer iſt, als die Steigradshemmung, ſo iſt auch eine Cylinderuhr immer theurer, als eine Steigradsuhr, und da die Reibung der Cylinderradzähne in der Höhlung des Cylinders, ſo wie, wegen der großen Schwere des Cylinders, der Zapfen des Cylinders in ihren Löchern, ſtärker iſt, als der Steigradszähne an den Spindellappen und der Spindelzapfen in ihren Löchern, ſo muß der Cylinder und ſeine Zapfen öfter geſchmiert werden, als die Spindelzapfen dieſes nöthig haben. In dieſer Hinſicht hätten daher die Steigradsuhren wirkliche Vorzüge vor den Cylinderuhren; und dann ereignet es ſich auch ſelten, daß die Taſchenuhren eine ſo gewaltſam rüttelnde Bewegung erleiden, um befürchten zu dürfen, ihr Gang werde dadurch wirk-

lich geändert. Eine Cylinderuhr mit vollkommener guten Einrichtung, fleißiger Bearbeitung, und mit wahrer Kunſt eines tüchtigen Meiſters verfertiget, iſt in allen Lagen und Bewegungen die Akkurateſte und Vorzüglichſte, eine ſchlechte Cylinderuhr taugt dagegen gar nichts. Zu Ende des verwichenen Jahrhunderts erſchien eine Art tombackener und auch goldener Cylinderuhren von außerordentlicher Flachheit, viele davon mit buntſcheckigen Ziffern; wenn man ſie öffnete, ſo ſah man vom Werke nichts, als die Unruhe, welche Cylinderuhren auch jetzt in neueſter Zeit wieder von Gold vorkommen; allein man will ſie nicht empfehlen, da ſie zu flach ſind, und ſowohl das Cylinderrad, als der Cylinder ſelbſt gar nicht regelmäßig gemacht ſind; ſie werden aber jetzt nicht mehr ſo häufig fabrizirt. Der Cylinder oder die Spindel an einer jeden Cylinderuhr muß wenigſtens alle Jahre gereiniget und friſch geölt werden, wenn die Uhr ſtets akkurat gehen, und lange dauern ſoll. Dieſe Uhren haben überhaupt die Eigenſchaft, daß ſie, wenn das Oel zähe wird, anfangen langſamer zu gehen, und endlich gar zu ſtocken. Macht das Kronrad der Steigradsuhr oder das Cylinderrad der Cylinderuhr genau in einer Minute einen Umgang, ſo kann man die verlängerte Welle deſſelben über dem Zifferblatte hervorragen laſſen, damit ſie da auf einem beſondern in 60 gleiche Theile eingetheilten Kreiſe die Sekunden angebe, ſo wäre die Uhr zugleich eine Sekundenuhr, auch kann man die Uhr zu einer Datumsuhr machen. Die Sekundenuhren ſind übrigens von ſehr verſchiedener Einrichtung. Viele haben einen kleinen Sekundenzeiger in einem kleinen Kreiſe über der ſechſten Stundenzahl, und wenn das Werk ſonſt gut iſt, ſind dieſe noch die brauchbarſten; diejenigen aber, welche den Sekundenzeiger im Mittelpunkte, und das Stunden- und Minutenzeigerwerk beſonders in einem kleinen Kreiſe haben, ſind denen anzurathen, die ſich oft über die Uhren ärgern

wollen; denn wenn auch das Werk gut iſt, ſo ſtößt doch der Sekundenzeiger bald an das Glas, bald an das Zifferblatt, bald an den Minutenzeiger an. Dieſe Uhren haben eine langſame Berechnung, das heißt, ihr Schlag iſt nicht ſo geſchwind, als an einer gewöhnlichen guten Uhr, und Uhren von dieſer Einrichtung gehen ſelten akkurat. Dieſes kann man aber auch von vielen gewöhnlichen Uhren ſagen, die eine ſolche falſche Berechnung haben, welches man auf folgende Art erfahren kann: Erſtlich beobachte man die Uhr und ſehe, ob ſie binnen vier und zwanzig Stunden ziemlich akkurat geht, findet man, daß ſie nicht ſehr abweicht, ſo halte man ſie mit einer bekannten guten Uhr an die Ohren, hört man nun, daß die eine ſo geſchwind, als die andere ſchlägt, ſo iſt die Berechnung richtig, hört man aber, daß die, ſo man probiren will, viel langſamer ſchlägt, ſo iſt die Berechnung falſch. Gewöhnliche gute Uhren machen zwiſchen ſechzehn bis achtzehn tauſend Schläge in einer Stunde, die aber nur vierzehn bis fünfzehn tauſend machen, ſind unſicher; die äußere Bewegung wirkt auf den langſamen Schwung der Uhren ſehr ein, ſo daß dergleichen Uhren ſehr oft abweichen. — Uebrigens wird Jeder wohl einſehen, daß hier bei den Sekundenuhren der Hauptzweck der eigentlichen Taſchenuhr, die Stunden und Minuten zu zeigen, dabei nur Nebenſache iſt, oder er wird nämlich als ſolche betrachtet, darum bringt man ſie auch in einem ſehr kleinen Kreiſe an, welches bei trübem Wetter wegen der Kleinheit der Zeiger und Ziffern von Manchem nicht gut erkannt werden kann, der Nebenzweck aber, die Sekundenzeigung, iſt hier zur Hauptſache gemacht, und füllt das ganze Zifferblatt aus. Man hat noch mehrere Arten von Sekundenuhren, z. B. wo der Stunden-, Minuten- und Sekundenzeiger alle aus einem Mittelpunkte ſich bewegen. Dieſe ſind freilich ſchicklicher, ſie gehören aber ſchon unter die ſehr künſtlichen Werke, und müſſen in Abſicht der Zeiger ſehr in

Acht genommen werden, daß ſie nicht auf einander hängen bleiben. Die Sekundenuhren ſind nur für Aſtronomen, Ingenieurs und Aerzte brauchbar. Ein Hemmhaken, welchen man bei vielen Sekundenuhren antrifft, und mit welchem man das ganze Werk aufhalten kann, iſt ſehr brauchbar. Was die Datumsuhren betrifft, die den Monatstag zeigen, ſo ſind ſie ſo beſchaffen, daß das Werk nicht leicht ſtocken kann; allein die Zeiger müſſen feſt ſtehen, daß ſie keine Verwirrung machen, auch muß nie vergeſſen werden, ſie zur gehörigen Zeit aufzuziehen; denn weil der Wechſel des Monatstages ſtets um Mitternacht vor ſich gehen muß, ſo kann es leicht kommen, daß wenn man das Aufziehen vergißt, und die Uhr zwölf Stunden ſtille ſteht, der Datum dann zu Mittage wechſelt, und man auf dieſe Art des Vormittags einen andern Datum, als des Nachmittags hat. Man giebt hierbei folgenden Rath. Iſt die Uhr des Abends vergeſſen worden aufzuziehen, ſo daß ſie etwa in der Nacht um zwölf Uhr abgelaufen iſt, ſo wartet man mit dem Aufziehen bis zum folgenden Abende, thut dieſes vor dem Schlafengehen, und rücke den Minutenzeiger die paar noch fehlenden Stunden zurück. Iſt ſie aber früh, etwa um drei oder vier Uhr, ſtehen geblieben, ſo ziehe man ſie bald nach dem Aufſtehen auf, und rücke den Minutenzeiger die paar noch fehlenden Stunden vorwärts. Iſt ſie aber an einer Tagesſtunde, z. B. Nachmittags um drei, vier oder ſechs Uhr ſtehen geblieben, ſo ziehe man ſie nicht früh um ſechs Uhr, ſondern den andern Tag um dieſelbe Stunde auf, an welcher ſie ſtehen geblieben iſt. Der Datumszeiger läßt ſich bei den jetzigen Datumsuhren leicht fortrücken, man darf ihn nur mit einer Nadel, oder ſonſt etwas derſelben Ähnlichem anrühren, ſo ſpringt er bis zur folgenden Zahl. Bei den Uhren von der alten Art, wo derſelbe durch ein Loch im Zifferblatte durchſchimmerte, mußte derſelbe auch mit einer Nadel fortgeſchoben werden, welches jedesmal nöthig iſt, wenn

der Monat nur dreißig Tage hat, daß man die ein und dreißigſte Zahl fortſchieben muß. Was nun die Conſtruktion der Datumsuhren betrifft, ſo denke man ſich hier auf der Fläche des Stundenrades d ein anderes Rad, das erſte Datumsrad, etwa von achtzehn Zähnen, feſtſitzend, und dieſes Rad eingreifend in ein beſonderes Rad, das zweite Datumsrad, mit der doppelten Anzahl, folglich mit ſechs und dreißig Zähnen. Dieſes Rad iſt auf einem kleinen glatten Stifte der Uhrplatte beweglich, und gebraucht zu einer Umdrehung vier und zwanzig Stunden, weil das Stundenrad in zwölf Stunden einmal herum kommt. Ueber das Rohr des Stundenrades iſt wieder ein beſonderes Rad, das dritte Datumsrad, welches ein und dreißig ſchräge, ſägeförmige Zähne hat, geſtürzt. Dieſes Rad hat ein kürzeres Rohr, als das Stundenrohr, über welches es mit Spielraum paßt, ſo, daß es auf demſelben ganz willig herumgeht. Das Rohr iſt kürzer, als das Stundenrohr, weil es beſtimmt iſt, den Datumszeiger unter dem Stundenzeiger zu tragen. Die ſchrägen Zähne dieſes Datumsrades reichen über einen Theil der Fläche des zweiten Datumsrades bis zu einem kleinen Stifte hin, welcher auf dieſem zweiten Datumsrade feſtgenietet iſt. Bei dem Herumbewegen des Letzteren trifft der Stift jedesmal einen Zahn und ſchiebt ihn fort. Da nun das zweite Rad in vier und zwanzig Stunden einen Umgang macht, ſo thut dieſes auch der Stift; er dreht immer nach Verlauf von vier und zwanzig Stunden das dritte Datumsrad um einen Zahn, folglich um $\frac{1}{31}$ des ganzen Umfanges, herum. Damit das Herumdrehen mit Stetigkeit und ohne ein Zurückrutſchen geſchehe, ſo liegt ein Haken oder Einfall zwiſchen zwei Zähnen des dritten Datumsrades, und dieſer Haken wird von einer ſchwachen Druckfeder hineingedrückt. Sie giebt nach, und läßt den Haken zwiſchen zwei benachbarten Zähnen fallen, wenn der Stift des zweiten Datumsrades das dritte oder

Zeigerdatumsrad um einen Zahn weiter ſchiebt. Befinden ſich nun alle dieſe Räder an ihrem gehörigen Platze, iſt das Zifferblatt darüber gelegt und befeſtiget, und der Datumszeiger auf ſein Rohr gedrückt, ſo ſtecke man einen Schlüſſel auf den viereckigen Zapfen des Minutenrades, und drehe es ſo lange herum, bis der Datumszeiger von einer Zahl des in ein und dreißig Theile getheilten Datumskreiſes bis zur andern überſpringt, ein Zeichen, daß ſo eben der bewußte Stift des zweiten Rades einen Zahn des dritten weiter geſchoben hat. Nun ſteckt man den Stundenzeiger auf 1 des Stundenkreiſes, und den Minutenzeiger auf 60 des Minutenkreiſes. Dreht man nun mit dem auf das Minutenrohr geſteckten Uhrſchlüſſel die Zeiger ſo weit herum, bis ſie auf die Stunde und Minute kommen, welche es gerade an der Zeit iſt, von 1 des Nachts an gerechnet, ſo wird der Datumszeiger alle Nacht von 12 bis 1 Uhr um eine Datumszahl weiter ſpringen, und ſo wird die Uhr immer ordentlich das Datum anzeigen. Nun hat aber der Februar 28 (im Schaltjahr 29) Tage, April, Juni, September und November haben jeder 30 Tage. Der Datumszeiger wird alſo z. B. nach dem 28ſten Februar immer auf 29, nach dem 30ſten Juni auf den 31ſten, ſtatt auf den erſten, ſpringen. Da muß man denn freilich mit einem kleinen Hölzchen nachhelfen, und ihn auf den 1ſten bringen. Indeſſen giebt es auch recht künſtliche Datumswerke, wo dieſes gleichſam von ſelbſt geſchieht. — Unter den Wiederholungsuhren ſind die Repetir-Taſchenuhren die vorzüglichſten. Die Einrichtung dieſer Uhren iſt im Weſentlichſten folgende: Zuerſt befindet ſich zwiſchen den Platten der Uhr (zwiſchen dem Geſtelle) an einem beſonderen Platze neben dem Gehwerke, ein aus mehreren Rädern und Getrieben beſtehendes Laufwerk, z. B. aus den Rädern a, c, e, g, h, und aus den Getrieben b, d, f, m, i, Fig. 9101. Das letzte Getriebe i, deſſen Welle ein kleines Knöpf-

chen enthält, vertritt die Stelle des Windfanges. Mit dem erſten Rade a iſt concentriſch ein halbes ſternförmiges Rad k mit zwölf Zacken verbunden, und zwiſchen dieſen Zacken liegt ein um eine kleine Welle leicht beweglicher ſchnabelförmiger Theil l, Hammerzug oder Schöpfer genannt. Steht nun dieſes ſternförmige Rad mit einer eigenen, in einem Gehäuſe liegenden Uhrfeder, der Schlagwerksfeder, in Verbindung, ſo kann dieſe, wenn ſie geſpannt wird, das Rad k, folglich auch das Rad a, mit den übrigen Rädern des Laufwerks auf einige Zeit in Umdrehung ſetzen. Bei der Umdrehung des Rades k bewegen dann auch die Zacken deſſelben den Schöpfer l, und den damit verbundenen Hammer hin und her. Man gewahrt daſſelbe halbe ſternförmige Rad auch bei l, Fig. 9102, ſo wie den Schöpfer bei n. Man ſieht hier zugleich den mit dieſem Schöpfer in Verbindung ſtehenden Hammer p, welcher zur Seite des Uhrgehäuſes an eine Glocke oder an eine klingende Stahlfeder ſchlägt. Es gehören hier auch noch Druckfedern dazu, welche die vorwärts geſchobenen beweglichen Theile jedesmal wieder zurücktreiben, wenn ſie ihre Wirkung gethan haben. Derjenige Theil, welcher die Stundenſchläge regulirt, damit es eins ſchlage, wenn der Zeiger eins oder über eins, zwei, wenn der Zeiger zwei oder über zwei, zwölf, wenn der Zeiger zwölf oder über zwölf zeigt, iſt die Stundenſtaffel e, Fig. 9102, mit ihren zwölf Stufen, wovon eine dem Mittelpunkte oder Umdrehungspunkte immer näher iſt, als die andere; die entfernteſte iſt für den Schlag Eins, die nächſte für den Schlag Zwölf beſtimmt. Dieſe Stundenſtaffel ſitzt concentriſch auf einen Stern f feſt, der zwölf Zähne oder Zacken hat. Gemeinſchaftlich dreht ſie ſich mit dieſem Sterne auf einem glatten Stifte um ihren Mittelpunkt. Zwiſchen den Zacken des Sterns liegt der vordere Theil eines mit dem einen Ende feſtgeſchraubten Einfalls g, der ſich ſo federt, daß er leicht zwiſchen andere Zähne

des Sterns einfallen kann, wenn dieſer auch nur mit geringer Kraft fortgeſchoben wird. Auf die Staffel drückt, wenn man die Uhr repetiren läßt, der Arm d des Rechens a b, welcher bei a ſeinen Bewegungspunkt hat, wo er ſich um einen glatten Stift dreht. Wenn man den Drücker oder die Stange am Gehäuſe der Uhr herunter drückt, ſo repetirt die Uhr. Alsdann drückt nämlich jene Stange, wovon c das untere in das Werk hineingehende Ende deſſelben vorſtellt, den Arm d auf eine Stufe der Staffel. Die weitere Wirkung dieſes Drucks iſt folgende: An dem Ende b des Rechens ſitzt das Ende einer Kette feſt, welche ein Stück der gewöhnlichen Uhrkette ausmacht; von da an geht dieſe Kette um eine kleine Rolle h, und dann weiter um die Rolle i, die auf derſelben Achſe ſitzt, welche das erſte Rad k des Laufwerks (auch a, Fig. 9101) das halbe ſternförmige Rad l und die Federwelle m der Schlagfeder enthält. Die Federwelle geht durch die Mitte des feſtgeſchraubten Federhauſes, worin die Schlagfeder liegt. Das Häkchen an m nimmt das innere Ende der Feder auf, die mit ihrem äußeren Ende an der innern Seitenwand des Federhauſes feſtſitzt. Wird die Rolle i, nach der Richtung i h zu, umgedreht, ſo dreht ſich zugleich i und m um, die Feder wird dadurch mehr oder weniger geſpannt, und mehr oder weniger Zacken des halben Rades l kommen hinter den Schöpfer n. Breitet ſich die Feder um den geſpannten Theil wieder in ihrem Hauſe aus, ſo bewegen ſich jene Stücke wieder in ihre vorige Lage zurück, die Zacken l ſchöpfen den Schöpfer und bewegen ihn, folglich auch den Hammer ſo vielmal hin und her, als die Zahl der Zacken l betrug, hinter denen er lag. Geſetzt es wäre 1 Uhr, und die höchſte Stufe der Staffel e ſtände unter dem Arm d, ſo kann b, drückt man nun den Arm d auf dieſe Stufe, nicht weiter herunter gehen, folglich auch die Kette nicht weit um h gezogen, und die Rolle i, ſo wie l und m, nicht weit herum

bewegt werden. Nur hinter eine Zacke von l kommt der Schöpfer n, und wenn man mit Drücken aufhört, ſo bewegen ſich alle dieſe Theile nur eine kurze Strecke, l nur um eine Zacke, wieder zurück, und nur ein Schlag geſchieht; kommt der Arm d auf die zweite Stufe der Staffel, ſo geht er und b ſchon etwas weiter herunter, die Feder wird durch die Umdrehung der Rolle i ſchon etwas mehr geſpannt, und l ſchon ſo weit herumgedrehet, daß l um zwei Zacken hinter n kommt, und daß hiernach zwei Schläge geſchehen können ꝛc. Kommt die zwölfte oder niedrigſte Stufe unter den Arm d, ſo kann man dieſen, und die Druckſtange am Uhrgehäuſe am tiefſten hineindrücken, alſo komm b und die Kette am weiteſten herunter, i und l werden am weiteſten herumgedrehet, die Feder wird am meiſten geſpannt, und alle zwölf Zacken von l kommen hinter n. Beim Zurückbewegen müſſen daher auch zwölf Zacken den Schöpfer n ſchöpfen, ihn zwölfmal hin und her bewegen, und den Hammer p zwölf Schläge an die Glocke thun laſſen. Das Minutenrohr oder vielmehr eine daran befeſtigte Stahlſcheibe mit einem Stiftchen iſt es, was nach jeder ſo eben verfloſſenen Stunde eine niedrigere Stufe der Staffel e unter d bringt; denn nach jeder Stunde trifft jener Stift eine Zacke des Sternes f, ſchiebt ihn vorwärts, und den Stern um eine Zacke herum. Dreht man das Minutenrohr, vermöge eines aufgeſteckten Uhrſchlüſſels, ſo lange, bis der Stift eine Zacke des Sterns f fortſpringen läßt, und merkt man ſich, welche Stufe von der Staffel unter dem bewußten Arme d des Rechens ſich befindet, ob es die für die Stunde eins oder zwei, oder drei ꝛc. iſt, ſo braucht man nur, nach aufgeſetztem Zifferblatte, die Zeiger auf dieſelbe Stunde zu ſtellen, dann wird die Uhr jede zurückgelegte Stunde ordentlich repetiren. Uebrigens kommen die meiſten aus Stahl verfertigten Theile der zum Repetiren dienenden Maſchinerien, wie z. B. die Staffel mit dem Sterne, der Rechen a b, mit

den Rollen h und i ꝛc., zwiſchen dem Zifferblatte und der einen Platte des Uhrgeſtelles zu liegen. Auch l iſt zuweilen an dieſer Stelle, während k und m zwiſchen den beiden Platten liegt, wo das übrige Laufwerk, Fig. 9101 ſich befindet. Der Hammer p mit den ihm zugehörigen Theilen liegt gleichfalls zwiſchen der Uhrplatte, oder in der Nähe ihres Randes, weil der Hammer entweder an die in dem Uhrgehäuſe liegende Glocke, oder an die in der Seite dieſes Gehäuſes liegende klingende Stahlfeder ſchlagen muß. Die Glocken ſind ſeit neuerer Zeit nicht mehr üblich, ſondern die klingenden Federn. Eine Glocke nimmt auch in dem Gehäuſe einen zu großen Raum ein, und vermehrt das Gewicht der Uhr bedeutend. Wenn die Uhr auch Viertelſtunden repitiren ſoll, ſo muß ſie eine eigene Viertelſtundenſtaffel haben, die concentriſch an das Minutenrohr befeſtiget iſt. Dieſe Viertelſtundenſtaffel enthält vier Stufen für die vier Viertel. Zu ihr gehört denn auch ein Viertelſtundenrechen, der durch denſelben Druck, welcher den Stundenrechen hinab auf ſeine Staffel ſchiebt, auf eine Stufe der Viertelſtundenſtaffel kommt, die übrigen Theile auslöſet, und von einem Viertelſtundenſchöpfer wieder zurückgeführt wird. Gewöhnlich ſind zwei Hammerzüge da, welche kurz nach einander von dem Viertelſtundenrechen zurückgeführt werden, weil zwei Hämmer die Viertelſtunde durch Doppelſchläge bemerklich machen ſollen. Für ein Viertel, zwei Viertel und drei Viertel, hat der Viertelſtundenrechen drei Zähne, welche den Schöpfer in Thätigkeit ſetzen. Wenn man bei den ältern Repetiruhren den Drücker oder die an dem Uhrgehäuſe befindliche Drückſtange nicht genug hineinſchob, ſo that die Uhr zu wenig Schläge, folglich repetirte ſie dann auch falſch, was beim Gebrauche der Uhr zur Nachtzeit ſehr unangenehm ſeyn mußte. Um nun durch ſolche falſche Schläge nicht in der Zeit irre zu werden, ſo erfand man dagegen einen eigenen Mechanismus,

Vollzieher, oder auch Alles oder Nichts genannt. Mit der Viertelſtundenſtaffel iſt nämlich ein etwas hin- und herbeweglicher, wie die höchſte Stufe der Staffel geſtalteter, mit einer ſtählernen Druckfeder verſehener Theil verbunden, welcher ſich vorwärts ſtemmt, und nur dann zurückſpringt, und den Aushebevorrichtungen Platz macht, wenn der Rechenarm durch hinreichend tiefes Drücken ordentlich auf eine Stufe der Staffel gekommen iſt. So lange dieſes nicht geſchah, erfolgte auch die Auflöſung nicht, und die Uhr konnte nicht ſchlagen. Uebrigens haben alle Repetiruhren nicht genau die beſchriebene Einrichtung; denn manche weichen bedeutend davon ab. Es giebt auch Zugrepetirwerke, bei welchen man die kleine Stange am Gehäuſe eine Strecke herausziehen muß, wenn die Uhr repetiren ſoll, ſo wie Drehrepetiruhren, wo man zum Repetiren nur ein Knöpfchen an jener Stange zu drehen hat. — Alte Repetiruhren ſind nicht immer zu empfehlen, da ſie oft ſehr fehlerhaft conſtruirt ſind; denn die vielen Theile in einer ſolchen Uhr ſind zu mannigfaltig, und verlangen die größte Akkurateſſe, wenn ſie gehörige Dienſte thun ſollen. Bei einer alten Uhr ſind gewöhnlich die vielen Theile derſelben zu ſehr abgenutzt, welches bald dieſe, bald jene Irrung verurſacht, und iſt das eigentliche Repetirwerk in Unordnung, ſo ſtockt die ganze Uhr. Dieſer Fehler wird ſelten durch eine Reparatur vollkommen abgeholfen, man müßte denn die mehrſten Theile ganz neu machen, welches die Reparaturkoſten weit über den Werth der Uhr vergrößern würde. Die Franzöſiſchen Repetiruhren in groſſen etwas flachen Gehäuſen fanden ehemals viel Beifall; ſie ſind theils mit, theils ohne Glocke; ſie ſind dauerhaft, und können das Reiten, Fahren und alle Bewegungen recht gut vertragen. Eine ſolche Uhr ſetzt uns in den Stand, auch in der größten Finſterniß die kleinſten Theile der Zeit aufs Genaueſte *zu erfahren.* Auch ſie dient demjenigen, deſſen Geſicht ei-

nen ſolchen Grad der Schwäche erreicht hat, daß er an keiner Uhr Ziffern und Zeiger gut unterſcheiden kann; auch ſind ſie auf Reiſen ſehr brauchbar. Jetzt macht man ſie auch eben ſo gut in Deutſchland. — Die Frauenzimmeruhren ſind von Gold, emaillirt, guillochirt, mit Gemälden ꝛc. Das Gemälde befindet ſich gewöhnlich hinten, und hat ein Glas als Decke, alſo die Uhr vorn und hinten ein Glas. Man muß ſich bei dieſen Uhren ſehr in Acht nehmen, da ſie nur dünn ſind, daß man beim Zumachen nicht zu ſehr das Gehäuſe drückt; denn es geſchieht oft, daß die ganze Emaille abbricht, und das dünn gearbeitete Werk auch verletzt wird, ſo wie das Gehäuſe. Dieſe Uhren dienen bloß zum Staat, auf ſehr richtiges Gehen darf man bei ihnen nicht immer rechnen; es giebt aber auch gut gearbeitete Uhren dieſer Art. Man hat jetzt dergleichen Cylinderuhren ſo flach, daß die ganze Stärke oder Dicke nur zwei Linien beträgt. Daß dergleichen Uhren, ſo gut ſie auch gearbeitet ſind, von keiner Dauer ſeyn können, wird man leicht ſelbſt erwägen; denn die zu feinen Theile werden leichter rotirt oder abgenutzt, mithin leidet auch das Werk früher, als jedes andere einer gut und ſtark gearbeiteten Uhr. — Man hat auch noch außergewöhnliche Taſchenuhren, worunter man alle künſtlichen Werke rechnet, als Uhren, die beinahe den ganzen Kalender enthalten, Uhren, die ſich ſelbſt aufziehen, Aequationsuhren, welche die wahre und ſcheinbare Zeit zugleich anzeigen, Uhren von beſondern künſtlichen Einrichtungen. Alle dergleichen künſtliche Taſchenuhrwerke gehören nur für Perſonen, die Liebhaber davon ſind, und ihre kunſtvolle Conſtruction zu ſchätzen wiſſen; ſie müſſen ſehr vorſichtlich behandelt werden, und der Beſitzer einer ſolchen Uhr muß über deren Einrichtung, Behandlungsart, und Beſtimmung genau unterrichtet ſeyn, und ſich gefallen laſſen, die Uhr, eines geringen Fehlers wegen, oftmals nach geſchickten Uhrma-

chern weit hin zu verſchicken, damit ſie nicht verdorben werde.

Was den Handel mit Taſchenuhren betrifft, ſo wird dieſer größtentheils von den Uhrmachern ſelbſt und von Galanteriewaarenhändlern in den großen Städten aller kultivirten Staaten betrieben. In Deutſchland handeln in allen großen Städten größtentheils die Uhrmacher mit dieſer Waare, die immer eine Auswahl der verſchiedenſten Taſchenuhren in ihren Magazinen vorräthig haben, und auch damit die Meſſen zu Frankfurt an der Oder, Leipzig, Frankfurt am Main, zu Braunſchweig ꝛc. beziehen. Es giebt aber auch Uhrenhändler, welche Uhren in Deutſchland, in der Schweiz, und auch in Frankreich aufkaufen, und mit dieſen ſogenannten Dutzenduhren die Meſſen beziehen, wo ſie dann Uhrmacher kaufen, die ſie ajüſtiren oder abziehen, auch andere Verbeſſerungen damit vornehmen, und ſie dann als ajüſtirte Uhren wieder verkaufen. Der größte Handel wird mit den Uhren in England, Frankreich, in der Schweiz und in Deutſchland getrieben; man handelt ſie in Dutzenden und einzeln oder Stückweiſe. Der ſicherſte Einkauf einer Uhr iſt immer bei einem Uhrmacher, und wenn er dieſelbe auch nicht ſelbſt macht, ſo weiß er doch am beſten ſie zu beurtheilen; er iſt Kenner ſeiner Waare, ſucht dieſelbe von beſter Güte bei dem Kaufmanne auf der Meſſe aus, ajüſtirt ſie, verbeſſert daran befindliche Fehler, und bringt ſie in richtigen und guten Gang; oder er beſtellt ſie in guten Fabriken, und da muß ihm eine gute Waare geliefert werden. Er iſt zwar theurer damit, indeſſen für die paar Thaler, die man demſelben mehr bezahlt, hat man auch den Vortheil, daß erſtlich die Uhr völlig brauchbar, oder, wie man ſagt, abgezogen iſt, welches man nicht zu bezahlen braucht, und zweitens ſagt dieſer Mann auch auf gewiſſe Zeit gut dafür, nur muß man ſie nicht in dem erſten Monate oder Vierteljahre verderben, noch weniger für geringes

Geld gute Waare verlangen. Junge Leute, die noch nie eine Uhr beſeſſen haben, und ſich eine ſolche kaufen, ſind in der Regel diejenigen, welche dem Uhrmacher am meiſten zu ſchaffen machen; denn in den erſten paar Monaten ſieht er ſie gewiß alle Woche; denn bald iſt ein Zeiger abgefallen, bald das Glas zerbrochen, oder ſie iſt überzogen, oder es ſteckt was im Werke, oder es iſt gar die Kette zerriſſen. — Die Uhren, die bei Galanteriehändlern, oder bei Kaufleuten, die mit Uhren und Uhrengeräthſchaften handeln, vorkommen, ſind nicht ajüſtirt, und man muß damit erſt zum Uhrmacher gehen. Der Galanteriehändler kennt ſeine Waare nicht einmal genau, beſſer der Kaufmann; indeſſen muß man bei Beiden ſie behandeln und bezahlen, und keiner ſteht weiter dafür. Auch die Juden handeln mit dieſem Artikel, obgleich ſie ihn auch nicht genau kennen; denn ſie richten ſich nur nach gewiſſen äußern Merkmalen, welche die beſſern Sorten von den ſchlechtern unterſcheiden, wie ſie unten angeführt werden ſollen. Es können aber unter 1 Dutzend Uhren, die alle aus einer Fabrik, von einerlei Anſehen, innerlich und äußerlich von einerlei Zeichen, und von gleichen Preiſen ſind, ſich Uhren befinden, die um den vierten Theil des Werthes ſchlechter ſind, als die übrigen. Dann ſucht der jüdiſche Handelsmann nur wohlfeil einzukaufen, um wieder wohlfeil zu verkaufen, folglich muß er Ausſchuß nehmen, und dann ſteht derſelbe noch weniger dafür, als der chriſtliche Kaufmann; hat er einmal ſein Geld, ſo giebt er es nicht wieder heraus, und er iſt im Stande eine Uhr acht bis neun Dukaten auszubieten, die kaum drei bis vier Dukaten werth iſt, und die man dann für fünf auf dem Halſe hat. Doch auch hier keine Regel ohne Ausnahme; auch werden hierunter nur diejenigen jüdiſchen Handelsleute verſtanden, die mit dem Hauſiren die meiſten Geſchäfte machen. Die eigene Beredſamkeit des jüdiſchen Handelsmannes bringt die Waare auch von ſchlechter Qua-

lität an. Oft iſt derſelbe zwar genöthiget, unter dem Preiſe zu verkaufen, wenn er ſehr nöthig Geld braucht; dieſes ſind aber ſeltene Fälle, und er ſucht dann wieder bei andern Gelegenheiten ſich doppelt und dreifach ſchadlos zu halten. Auch läßt er ſich in alle Arten von Gegenhandel ein, indem er Leder, alte Kleider, Leinwand, kurz Alles, was er nur einigermaßen abzuſetzen gedenkt, dafür nimmt. Im Ganzen iſt dieſer Handel gewiß dem Publikum nachtheilig, da es mit ſo vielen ſchlechten Uhren überſchwemmt wird, an denen ohne Aufhören reparirt werden muß, und die, wenn ſie auch wohlfeil eingekauft werden, ihrem Eigner weit höher zu ſtehen kommen, als die beſte Uhr. Auf dieſe Weiſe werden die ſchlechten Meß- und Dutzenduhren aus Deutſchland nicht verdrängt, welches man doch wünſchen müßte; denn jährlich werden noch viele dieſer Uhren eingeführt. Der Preis derſelben hat ſich ſeit mehr denn vierzig Jahren ſehr geändert; denn damals kam eine Dutzenduhr dem Käufer 9 bis 12 Thaler, und jetzt 3 bis 5 Thaler, ſo ſehr ſind dieſe eingehäuſigen Dutzenduhren geſunken; ſie wandern aus einer Hand in die andere; denn hat ſich Jemand ein paar Jahre damit geplagt, ſo verkauft oder vertauſcht er ſie wieder mit Verluſt; der Zweite wird wiederum damit angeführt, und ſo gehen ſie durch viele Hände, und Jeder wird damit betrogen; Jeder verliert daran, Jeder läßt daran flicken, bis nichts mehr zu flicken iſt. Nach ſechs, acht, bis zehn Jahren iſt nichts mehr davon brauchbar, als das wenige Silber, manchmal kaum 1 Gulden an Werth. Die Betriegereyen, die von Uhrenhändlern mit Uhren getrieben werden, ſind unglaublich. Der Auswurf der Fabrikenuhren kommt unter ſie; ein ſolches Ding, einer Uhr nur äußerlich ähnlich, iſt in einem verſilberten Gehäuſe, hat ein Zifferblatt und Zeiger, im Werke aber findet man nur die Haupträder, die am meiſten ſichtbar ſind, und eine elende *Unruhe*, die ſo lange geht, als die Bewegung der Hand

es verurſacht. Mit dergleichen Uhren wurden und werden auch noch viele Unwiſſende von den untern Volksklaſſen in Wein-, Bier- und Gaſthäuſern angeführt. Der Verkäufer ſucht demjenigen, der nur Luſt bezeigt, eine Taſchenuhr um einen wohlfeilen Preis zu beſitzen, durch ſeine Ueberredungskunſt ſo viel vorzuſpiegeln und zu rühmen, klagt dabei über Geldmangel, und wünſcht aus dieſer Urſache ſeine Uhr zu verkaufen, und prellt dabei den Käufer um mehrere Thaler, der nun eine Uhr hat, die nicht viel beſſer iſt, als die zinnernen Uhren, womit man die Kinder zu Weihnachten beſchenkt. Auch der ſolide Uhrmacher hat bei der Reparatur ſolcher Uhren weder Brod, noch Ehre zu erwarten, nur auswärtige Fabrikanten, Meßhändler und Juden ziehen hier den Vortheil von der Waare, welche dem Käufer ſo wenig Dienſte leiſtet. Hierzu kommt nun noch, daß viele Uhrenhändler, worunter auch jüdiſche Handelsleute, dergleichen ſchlechte Uhren in den Fabriken beſtellen, und wäre dieſes auch nicht, doch die Fabrikanten bei ihren Beſtellungen ſo drücken, daß es ihnen nicht möglich iſt, für den angebotenen Preis gute Uhren zu liefern, denn wer die wohlfeilſte Waare liefert, hat den meiſten Abſatz, mithin bequemt ſich der Fabrikant, die Beſtellung anzunehmen, liefert aber ſchlechte Waare. Von den beſſern Sorten kann hier nicht die Rede ſeyn; denn eine gute Fabrikenuhr leiſtet dem Beſitzer viele Jahre Dienſte, wenn ſie gut ajüſtirt iſt, und in Acht genommen wird. Oft verhandeln Privatperſonen ihre Uhren an Andere, auch geben ſich Bediente, und andere der Sache ganz unkundige Leute damit ab; ein Freund betriegt oftmals, theils unwiſſend, theils mit Vorſatz, den andern; auch hierin iſt Vorſichtigkeit anzurathen, und die zu kaufende Uhr jedes Mal von einem guten Uhrmacher unterſuchen zu laſſen. Die Pralerey der Verkäufer in Geſellſchaften, daß die Uhr Jahr aus Jahr ein richtig gehe, verleitet oft Jemanden ſie zu kaufen. Hier kann man

backenen Uhren dieſer Art war ein Ueberfutter ſehr nothwendig, wenn eine ſolche Uhr nicht in ein paar Jahren, nach dem Abtragen der Vergoldung des Gehäuſes ſehr ſchlecht ausſehen ſollte. Die erſten eingehäuſigen Uhren waren ſehr groß gemacht; dann machte man ſie nur von mittlerer Größe, welches auch die beſte Art iſt. Die ganz flachen Uhren will man nicht empfehlen, da die zu große Flachheit des Werkes nichts taugt, weil in ſolchen weder eine hinlänglich breite Feder, noch eine gehörige ſtarke Kette genommen werden kann; auch iſt das Steigrad zu klein, und die Spindel zu kurz, des vielen Aureibens der Räder, ſowohl an der untern Platte, als an einander ſelbſt, nicht zu gedenken. Flache Uhren ſehen zwar ſehr gut aus, und ſind auch bequem in der Taſche zu tragen, allein man muß ſie nach acht oder zehn Jahren mit einer neuen erſetzen können. Man muß bei dieſen Uhren auf ein gutes, nicht dünnes Gehäuſe, auf eine gute Vergoldung und Politur der innern Theile, und auf einen guten und ſauber ausgearbeiteten fehlerfreien Uhrkloben ſehen. Es müſſen übrigens keine überflüſſigen Zierrathen, keine unnützen Kritzeleyen vom Grabſtichel, als Laubwerk ꝛc., auf der Platte zu ſehen ſeyn, welche Fehler oftmals die ſtarke Vergoldung verbirgt. Dieſe hier angeführten Franzöſiſchen Uhren, wenn ſie aus guten Fabriken, und ſo beſchaffen ſind, wie ſie ſeyn ſollen, haben große Vorzüge, und ſind beſſer, als viele Sorten dreigehäuſiger Uhren, beſonders derer, die man vor funfzig, ſechzig und mehreren Jahren auf Engliſche Art verfertigte; ſie ſind regelmäßig eingerichtet, haben gute Politur in Rad und Trieb, und mehrentheils gut gearbeitete Spindeln, daher ſie auch nicht ſo veränderlich ſind, und größtentheils ziemlich richtig gehen. Hierzu kommt noch ihre äußere Geſtalt, die ſehr empfehlend iſt. Es ſoll aber zu beklagen ſeyn, daß ſich darunter viele ſehr elende Uhren befinden, die aber an ihrem Aeußern und Innern bald erkannt werden, da die ſchlechte grobe Ar-

heit am Unruhkloben, die blaſſe Vergoldung ꝛc. ihre Schlechtigkeit ſehr bald verrathen. Auch die kleinere Art, die von Vielen Jagduhren genannt werden, ſind ſelten gut und dauerhaft. Dieſe Klaſſe der Franzöſiſchen Uhren hat noch verſchiedene Nebenſorten, die in ihrem Aeußern etwas verſchieden ſind, im Innern aber dieſelbe Einrichtung haben. Manche Gehäuſe ſind ganz glatt, manche wieder an dem obern und Seitenrande genarbt. Erſtere ſind beſſer, da ſich der Schmutz in den Narben zu ſehr einlegt. Auch die Uhren ohne Glas mit den Springdeckeln waren vor einiger Zeit ſehr gangbar, weil ſie beſonders von denjenigen, die ihrer Geſchäfte wegen die Gläſer oft zerbrechen, geſucht wurden; auch ſie würden ihrem Entzwecke entſprochen haben, wenn die Gehäuſe nur ſtärker geweſen wären, bei den dünnen Gehäuſen wird aber das Werk oft durch Zuſammenpreſſen des Gehäuſes in Unordnung gebracht, die Zeiger ſtoßen an, und die Uhr ſtockt oder geht unrichtig. — Die Franzöſiſchen dreigehäuſigen Uhren, die man auch in der Schweiz machte, ſind gut und nicht zu flach gebauet, und daher iſt eine breite Feder, ſtarke Schnecke, und ein hinlänglich großes Steigrad in denſelben anzutreffen. Aeußerlich ſind die meiſten etwas größer, als die Engliſchen dreigehäuſigen, ſehen gut aus, und haben eine ziemlich proportionirliche Geſtalt, nur ſind die Gehäuſe bei den meiſten etwas zu dünn. Inwendig iſt ihre Verzierung, ſowohl von den gewöhnlichen Franzöſiſchen, als auch von den Engliſchen, etwas verſchieden. Der Unruhkloben iſt Franzöſiſch mit zwei Schrauben, wie die Zeichnung, Fig. 9103, zeigt. Sie ſind Jedem anzurathen, nur läuft unter dieſer Geſtalt auch etwas ſchlechtes mitunter. Noch zu Anfange dieſes Jahrhunderts brachte man von dieſen Uhren ganze Ladungen auf die Meſſen, worunter vorzüglich die neuern Gattungen ſich auszeichneten. Ein, die ganze obere Platte bedeckender, gravirter, aber undurchbrochener Flügel iſt mit vier

Schrauben befeſtiget; der Unruhkloben iſt aber Engliſch, mit einer Schraube, und die Zifferblätter haben mehrentheils ſeine Römiſche Zahlen. Man trifft unter dieſer Sorte ſehr brauchbare Werke, ſo auch unter einer etwas kleineren Art derſelben, die inwendig mit Engliſchen Kloben und Flügel eingerichtet ſind. Die ſchlechte Waare unter dieſen Gattungen von Uhren zeichnen ſich am Erſten durch ihre ſchlechten und dünnen Gehäuſe aus; der Uhrmacher weiß ſie ſehr bald zu unterſcheiden. Die meiſten dieſer Franzöſiſchen dreigehäuſigen, ſo wie auch viele Franzöſiſche zweigehäuſige Uhren ſind ohne Nummer und Namen, welches aber nicht viel zu ſagen hat; denn oft führen die elendeſten Werke den Namen eines berühmten Uhrmachers. Eine etwas noch größere Sorte dergleichen dreigehäuſiger Franzöſiſcher Uhren haben ziemlich ſtarke und gute Gehäuſe, und oftmals vortreffliche Werke, ſtehen aber im höhern Preiſe, und ſind, wegen ihrer Größe, nicht für Jedermann, ausgenommen für einen Mann, der etwas Solides und Dauerhaftes ſucht; mehrentheils führen ſie London und einen Engliſchen Namen, und werden auch für Engliſche verkauft. Man gebraucht ſie jetzt zu den Stutzuhren, da die eingehäuſigen Taſchenuhren Mode ſind. Die ſogenannten Schwediſchen oder Stockholmer Uhren kommen faſt gar nicht mehr vor, ſie waren theils auf Franzöſiſche, theils auf Engliſche Art gebauet, mehrentheils groß, theils eingehäuſig, theils in zwei ſtarken ſilbernen Gehäuſen. Wie dieſe Uhren Mode wurden, fand man darunter oftmals ſehr ſchöne dauerhafte Werke, aber einige Zeit nachher gehörte dieſe Art von Uhren zu den ſchlechteſten. Viele dieſer Uhren waren groß und flach, andere wieder etwas dicker, manche mit Stockholm, manche mit London bezeichnet. Bei denen in doppelten Gehäuſen waren die ſtarken Gehäuſe noch das Beſte an der ganzen Uhr. Die Augsburger dreigehäuſigen unterſcheiden ſich von den Engliſchen dreigehäuſigen

Uhren meiſtens durch vergoldete Zeiger, und eine ſehr in die Augen fallende Vergoldung des Werkes. Ihre Gehäuſe ſind ſelten von hübſcher Form, ſondern etwas plump. Das Ueberfutter iſt theils mit Schildkröte überzogen, theils lackirt. Ehemals gab es unter dieſer Sorte ſehr gute Werke, jetzt aber ſind die ſchlechtgearbeiteten bei weitem die größere Zahl; den Unterſchied zu beſtimmen iſt nicht gut möglich, er iſt nur dem genauen Kenner ſichtbar. Sonſt waren ſie mehrentheils mit London und einem Engliſchen Namen durch einen etwas plumpen Stich gezeichnet; jetzt findet man auch in vielen Werken Paris ſehr ſchlecht darauf geſtochen. Dieſe Augsburger Uhren kommen noch häufig auf die Meſſen, und werden zu den Stutzuhren verwendet, da das Werk darin gut iſt. — Ehemals kamen auch Weckeruhren unter den Taſchenuhren vor, welches Stundenuhren von ziemlicher Dicke waren, und wenn man ſie noch findet, ſo ſollen ſie ihres Alters und ihrer ausgeſtandenen Strapazen wegen, nicht mehr viel taugen, das heißt, ſie ſind abgenutzt, da ſie in Hinſicht des Werkes zu ſehr benutzt worden ſind. Man hat auch in neuerer Zeit noch Weckeruhren angefertiget, die eine beſſere Einrichtung, gute Werke und ſchöne Gehäuſe haben, aber ſelten und theuer ſind. Wer eine ſolche Uhr beſitzt, ſie ſey alt und noch gut, oder neu, ziehe den Wecker nicht ohne Urſache auf, und laſſe ſich nur wecken, wenn er es höchſt nöthig hat; denn läßt man ſich durch einen Wecker alle Morgen an das Aufſtehen erinnern, ſo wird man dieſes Wecken ſo gewohnt, daß man zuletzt gar nichts mehr hört. Den meiſten Lärm macht eine ſolche Taſchenweckeruhr, wenn man ſie neben dem Bette auf eine hohle Schachtel legt. — Vorſichtsmaßregeln beim Kaufe der Taſchenuhren ſind immer nöthig. Man hält die alten Taſchenuhren für beſſer, als die mehrſten neuen, und auch für wohlfeiler, dieſes iſt aber nicht immer der Fall, daß man eine alte Uhr um einen weit

wohlfeilern Preis haben kann, indeſſen kommen ſie jetzt wohlfeil genug vor, da die flachen eingehäuſigen Uhren an der Tagesordnung ſind. Unter den alten Uhren ſind manchmal noch ſehr gute Werke, dauerhaft und ſchön gearbeitet, aber auch ſolche, die ſchon ſehr oft beim Uhrmacher geweſen, und ſo geflickt ſind, daß gar nichts mehr mit denſelben zu machen iſt. Wenn man eine ſolche Uhr kaufen will, ſo frage man einen Uhrmacher um Rath, ſo wird derſelbe, wenn er ein ehrlicher Mann iſt, und dabei kein Privatintereſſe hat, am ſicherſten Beſcheid geben. Wenn er aber ſicher in Beurtheilung des Werkes gehen will, ſo muß er daſſelbe auseinander nehmen, und alle Theile einzeln nachſehen, ob ſolche noch alle gut und unbeſchädiget ſind, ob kein Zapfen weggebrochen geweſen, das Steigrad nicht verfuſcht, und die Spindel noch gut iſt. Findet er hier keine groben Gebrechen, iſt die Vergoldung noch gut, ſieht man dem Werke ſonſt keine Flickereyen an, ſind die Gehäuſe noch ſtark, und ſchließen ſie gut, hat die Uhr dabei einen guten Schlag, ſo ſpricht dieſes Alles ſehr zu ihrem Vortheile; findet man es aber nicht ſo, und die eben angezeigten Fehler werden mehrentheils vom Uhrmacher entdeckt, ſo kaufe man ſie nicht. Man will dem Vorurtheile nicht Raum geben: daß die alten Uhren ſtets gut und beſſer wären, als die neuen; denn es ſoll unter den ganz alten Werken viele geben, die beinahe gar nichts mehr taugen, als da ſind: 1) ſolche von der ganz alten Art, die ſehr dick von Geſtalt ſind, oftmals nur Stundenuhren geweſen, und erſt ſpäterhin zu Minutenuhren umgeſchaffen, manchmal erſt kürzlich mit einem Emaillezifferblatte und ſchön vergoldeten Zeigern verſehen worden ſind. Vor dieſen ſoll man ſich hüten, ſo wie auch 2) vor ſolchen alten Uhren, die ſchon in der damaligen Zeit in einer ſchlechten Fabrik verfertiget worden ſind, welches man an den dünnen Gehäuſen und der ſchlechten Vergoldung des Werkes ſchon ſehr gut wahrnehmen kann. Unter

denjenigen alten Uhren, worunter man noch brauchbare findet, kann man nur ſolche verſtehen, die von mittelmäßiger Größe und Geſtalt ſind, nicht zu dick, aber auch nicht zu flach, und die etwa vor höchſtens funfzig Jahren neu gekauft worden ſind, und die auf Auktionen oder ſonſt zum Verkaufe ſtehen, und bei denen man die im Vorhergehenden angezeigten Tugenden, aber keinen von den daſelbſt bemerkten Fehlern wahrnimmt. Wer eine gute Uhr hat, wird ſie nicht verkaufen oder vertauſchen, ausgenommen, die Noth triebe ihn dazu, oder er iſt ein Modefreund und liebt hier die Veränderung, zieht eine Modeuhr ſeiner Uhr vor, wenn ſie gleich ſchlechter ſeyn ſollte. Ohne dieſe beiden Urſachen ſoll der Verkauf einer alten Uhr immer verdächtig ſeyn. Noch gefährlicher iſt es, eine alte Schlag- oder Repetirtaſchenuhr zu kaufen. Wer eine ſolche Uhr kaufen will, der laſſe ſie vorher durch einen einſichtsvollen Uhrmacher genau beſehen; auch laſſe man ſich nicht durch den ſchönen Klang der Glocke verführen; denn dieſes wäre doch nur Nebenſache, wenn das Werk nichts taugte. Man warnt auch vor dem Kaufe ſehr kleiner alter Uhren, worunter auch die kleinen Repetiruhren, ſie mögen neu oder alt ſeyn, mit begriffen ſind. Eine ſolche kleine Uhr kann neu recht gut geweſen, mit allem Fleiße und Kunſt verfertiget worden ſeyn, allein der Gebrauch von einigen Jahren führt ſie ſchon ihrem Untergange zeitiger entgegen, als bei einer gewöhnlichen Uhr geſchieht. Vor mehr denn ſechzig Jahren ſuchte man einen ganz beſonderen Vorzug in der Kleinheit der Taſchenuhren, wie es jetzt wieder der Fall iſt, man verfertigte mitunter Uhren, deren Platte kaum die Größe eines Sächſiſchen Zweigroſchenſtücks, und deren Unruhe kaum die Größe eines dergleichen Dreiers hatten. Man kann leicht bei dieſen Uhren einſehen, daß die ſehr kleinen Theile einer ſolchen winzigen Uhr unmöglich mit der Akkurateſſe bearbeitet werden können, als die einer größern, welches aufrichtige Uhrmacher

ſelbſt eingeſtehen, ſo auch der berühmte Franzöſiſche Uhrmacher Berthaud in ſeinen Schriften. Vor alten Zeiten, bald nach Erfindung der Taſchenuhren, ging man in der Kleinheit der Uhren ſo weit, daß ſie von Damen von Stande ſtatt Ohrgehänge getragen wurden; auch jetzt ſieht man dann und wann noch Ringuhren, welche ſtatt des Brillantringes die Hand irgend eines reichen Mannes zieren, und auch in neueſter Zeit hat man wieder angefangen, ſo kleine Duodezuhren zu verfertigen, daß ſolche von Frauenzimmern am Halſe ſtatt eines Schmuckes getragen werden können. Man findet unter ſolchen kleinen Uhren auch gut gearbeitete Werke; ſie wollen aber erſtlich auch gut behandelt ſeyn, zweitens ſind ſie ſchwerer auszuputzen, und das Repariren, wenn etwa die Kette reißt, die Feder ſpringt, oder andere Fehler zu verbeſſern ſind, iſt großen Schwierigkeiten unterworfen, erfordert das ſchärfſte Geſicht und behutſame Finger. Schmidt ſagt in ſeiner Schrift über die Taſchenuhren: „Es ſind mir ſchon Fälle vorgekommen, wo ich unter einem ziemlich anſehnlichen Vorrathe von Federn, Ketten, Spiralen und dergleichen doch nichts fand, wie ich es in einer ſo kleinen Uhr nöthig hatte, weil man ſich, des Roſtes wegen, nur mit Vorräthen an dergleichen Materialien zu den gangbarſten Sorten verſorgt, wenigſtens auf die ſelten vorkommenden ſehr kleinen Taſchenuhren keinen Bedacht nimmt.“ Hierher ſind auch noch die Taſchenuhren mit allerhand Sonderbarkeiten zu rechnen, wie z. B. die Durchſichtigen, die auch Uhren à Jour genannt werden, mit durchbrochenen Platten. Man kann durch das hintere Glas alle Theile des Werkes in Bewegung ſehen. Dieſes Sehenswerthe iſt aber mit vieler Gefahr verbunden, ein Stoß, ein Schlag oder Druck am hintern Glaſe kann im Werke ſehr großen Schaden verurſachen. Ferner die Uhren mit Sonne und Mond, wo am Tage die Sonne, und des Nachts der Mond die Stundenzahl zeigt; Uhren, wo die jedes-

malige Stundenzahl durch ein viereckiges Loch durchſchimmert; Uhren mit doppelten Zifferblättern, wo man auf dem Vordern oft ſo wenig ſieht, wie viel Zeit es iſt, als auf dem Hinterſten, und noch viele dergleichen alte Spielwerke, die ſelten etwas taugen. Dieſe Künſteleyen in und an den Uhren waren in ältern Zeiten Mode; man gewahrt noch alte Uhren, oder Uhren mit ziemlich alten Werken, wo der Stundenzeiger ſtets auf 12 ſteht, und nur durch einen Druck am Gehenke, wie bei einer Repetiruhr, erſt auf die rechte Stunde ſpringt, oder wo man weder Aufziehloch, noch Aufziehſtift finden kann, oder wo das Zifferblatt nicht ganz in der Mitte iſt, und unter demſelben durch eine Oeffnung der Perpendikel ſpielt. Alle dieſe und noch viele andere Raritäten der Großväter werden zwar wenig von Uhrmachern empfohlen, aber dennoch vom Publikum geſchätzt, indem man auch jetzt wieder dergleichen Uhren auf den Markt bringt, die Abſatz erhalten. Man kann ſagen, daß nichts vorhanden geweſen iſt, was nicht auch jetzt noch vorhanden wäre, ohne das Gepräge des Alterthums an ſich zu tragen, das heißt, ohne wirklich in der Arbeit oder Verfertigung alt zu ſeyn; denn man bemüht ſich, alles Alte wieder zu erneuen, und dem Publikum wieder ins Gedächtniß zu rufen; nur ſind die ſtarken oder dicken Werke und die vielen Gehäuſe in neueſter Zeit verſchwunden, dagegen ſind die flachen großen und kleinen eingehäuſigen ſilbernen und goldenen Uhren, die Ringuhren, Cylinderuhren, Repetiruhren, Sekunden- und Datumsuhren, die kleinen Damenuhren, ſowohl emaillirt als guillochirt ꝛc. ꝛc., jetzt wieder an der Tagesordnung; kurz, alle die Uhren, die eben erwähnt worden, kommen vor, nur nicht in der Stärke und Unbeholfenheit, wie früher, ſondern zierlicher conſtruirt. — Beim Uhrenkaufe ſehe man nun auf Folgendes: 1) Daß das Gehäuſe nicht zu dünn iſt; denn dünne Gehäuſe enthalten ſelten ein gutes Werk. Ein gravirtes, ein glä-

ſernes, ein mit Steinen und Perlen verziertes Gehäuſe iſt nur für Frauenzimmer, und nach dieſer Beſtimmung richtet ſich auch mehrentheils der Künſtler mit dem Innern. — 2) Franzöſiſche Gehäuſe, wie man ſie jetzt conſtruirt, ſind, wegen ihres feſten Schluſſes und ihrer Form, beſſer, als die Engliſchen, nur dürfen ſie nicht ſchwach ſeyn. — 3) Goldene Gehäuſe enthalten oftmals ſehr ſchlechte Werke, beſonders die ſehr dünnen; auch ſind gemeiniglich goldene Uhren nach Verhältniß ihres wahren Werthes viel zu theuer, weil auf die Gehäuſearbeit zu viel gerechnet wird. Wer nun einmal eine goldene Uhr haben will, thut beſſer, einige Dukaten oder Friedrichsd'or mehr anzuwenden, und eine von der ſchwerern Sorte zu wählen, indem man die Güte des Werkes von einem Uhrmacher beurtheilen läßt. — 4) Tombackene Gehäuſe ſind zwar außer der Mode gekommen, ſie ſind aber immer ſtärker, als goldene und ſilberne, und waren daher ſehr zu empfehlen; denn wenn eine tombackene Uhr ein zweites Gehäuſe oder Ueberfutter hatte, und gut gehalten wurde, dauerte die Vergoldung ſehr lange; und war auch die Vergoldung nach vielem Gebrauche etwas abgenutzt, ſo konnte ein ſolches Gehäuſe ſehr leicht mit ungefähr anderthalb Thalern wieder vergoldet werden. Das ſilberne Gehäuſe giebt der Uhr keinen großen Werth, da der wirkliche Silberwerth daran nur ſehr geringe iſt; deshalb könnte man Tomback, welches ſehr dauerhaft iſt, eher dazu anwenden, als Silber. — 5) Ein reines, helles, ſauber und vollkommen gezeichnetes, und gut eingetheiltes Zifferblatt, verſpricht mehrentheils auch ein gutes Werk, ſo wie man von einem ſchlechten Zifferblatte auf ein ſchlechtes Werk ſchließen kann. Auch bunt gemalte oder mit verſchiedenen Verzierungen angefüllte Zifferblätter, helfen eher den Käufer betriegen. Man hat emaillirte, ſilberne und vergoldete Zifferblätter ꝛc.; allein dieſe Zifferblätter machen keinen guten Effekt; ſie geben der Uhr zwar ein reiches

Anſehen, beſtechen die Augen in Hinſicht des Werthes, ſind aber auf die Stunden- und Minutenzeichen von ſchlechter Wirkung auf das Auge, beſonders wenn es ſchwach iſt, da der Glanz des Silbers und Goldes oft das Auge täuſcht oder irre führt. Ein reines weißes Zifferblatt mit ſchwarzen Römiſchen oder Arabiſchen Zahlen iſt jedem andern vorzuziehen; es ſieht ſchön aus, und zeigt deutlich die Abtheilungen der Zeit. Nicht zu empfehlen ſind diejenigen Zifferblätter, die man auf mehreren ſchlechten Uhren findet, wo der eigentliche Zifferring in der Mitte ganz klein zu ſehen iſt, folglich Ziffern und Zeiger ebenfalls ſehr klein ſind; der übrige Raum iſt mit allerhand Schnirkeleyen ausgefüllt. Wer nur ein wenig Geſchmack beſitzt, wird eine ſolche Uhr ſchon des Zifferblattes wegen nicht nehmen. Auch diejenigen Uhren, wo unkeuſche en miniature gemalte Gegenſtände unter einer Kapſel auf der Rückſeite verborgen ſind, und die von Liebhabern dergleichen Scenen gekauft werden, verdienen wenigſtens nicht öffentlich ausgeboten, oder von den Verkäufern Jedem gezeigt zu werden, um dadurch die Käufer zum Kaufe anzureitzen. Wer eine ſolche Uhr zu beſitzen wünſcht, mag ſich darum bemühen, ſie bei irgend einem Uhrmacher oder Uhrenhändler aufzutreiben; ſie aber von Seiten der Verkäufer auszubieten, müßte verboten werden, da der Sittlichkeit nicht zu öffentlich Hohn geſprochen werden darf. — 6) Nur geſchmackvolle Zierrathen, die dem Weſentlichen der Uhr nicht nachtheilig ſind, müſſen geachtet werden, wenn ſie geſchmackvoll angebracht worden. — 7) Einen verſilberten Unruhkloben und Flügel findet man ſelten in guten Uhren. — 8) Colotten, oder Mäntel, oder Decken und Ringe über und um das Werk ſind ſehr gut, beſonders bei Repetiruhren, wo das Gehäuſe durchbrochen iſt, nur müſſen ſie nicht zu viel Raum einnehmen. — 9) Bei einer vollkommenen Uhr muß beim Zumachen des Werks weder das Kronrad, noch die Kette anzu-

ſtoßen drohen. — 10) Uhren, die kaum vierundzwanzig Stunden in einem Aufzuge gehen, gehören zu den ſchlechteſten Dutzenduhren. Eine gute Uhr muß wenigſtens achtundzwanzig Stunden in einem Aufzuge gehen. Die Länge des Ganges einer Uhr hängt nicht von der Länge der Kette ab, wie Viele glauben, ſondern von den Gängen der Schnecke. Iſt dieſe nicht hoch genug, daß die gehörigen Gänge darauf eingeſchnitten werden können, ſo hilft die Länge der Kette nichts. Bei einer Engliſchen Uhr muß ſich die Kette beim Aufziehen ſiebenmal um die Schnecke legen, wenn ſie achtundzwanzig Stunden, und bei einer Franzöſiſchen fünf- bis ſechsmal, wenn ſie dreißig Stunden gehen ſoll. — 11) Eine ſchöne Vergoldung und durchgängig ſchöne Politur an Stahl und Meſſing läßt viel Gutes von dem Werke hoffen, iſt jedoch nicht Bürge dafür. — 12) Der Aufziehzapfen, der Zapfen des Minutenzeigers, und der Zapfen der Stellſcheibe oder des Stellzeigers, ſollten alle drei von gleicher Dicke ſeyn, damit der nämliche Schlüſſel auf alle drei paſſe. — 13) Die Unruhſchläge müſſen gleichförmig, gleich ſtark, etwas klingend, wenn auch nicht zu ſtark, bei einem guten Werke ſeyn, und ſich nicht verändern, wenn man auch in der Lage der Uhr abwechſelt. Kommen bald geſchwindere, bald langſamere, bald ſtärkere, bald leiſere Schläge, ſo iſt dieſes ein ſchlechtes Zeichen. — 14) Wer eine Uhr mit allerhand Spielwerk kauft, handelt in ſofern vernünftig, wenn er die Abſicht hat, nur ein Spielwerk zu beſitzen. — 15) Uhren, deren Getriebe acht Triebſtöcke haben, ſind denjenigen vorzuziehen, die nur ſechs haben. — 16) Uhren, deren Räder wenige Zähne beſitzen, ſind nicht ſo gut, als ſolche, welche mehr Zähne haben; Letztere bewirken weniger Reibung und einen leichtern Gang der Maſchine; auch müſſen die Zähne eines Rades gleich lang, gleich dick, und gleich geſtaltet ſeyn; auffallend lange Zähne taugen *nichts*. — 17) Wenn man mit dem Nagel eines Fin-

gers das Kronrad behutſam anhält, ſo, daß alle Theile der Uhr in Stillſtand kommen, ſo muß die Uhr von ſelbſt wieder fortgehen, wenn man den Nagel wegnimmt. — 18) Zieht man die Uhr auf, ſo muß das Geſperr gleichförmig klappen, nicht bald ſtärker, bald ſchwächer, auch nicht ſchleifen oder kratzen. — Was nun den Unterſchied zwiſchen einer gut und einer ſchlecht gearbeiteten Uhr betrifft, was mehr den Mann vom Fache, den Uhrmacher und den Uhrenhändler angeht, als den bloßen Käufer einer Uhr zu ſeinem Gebrauche, ſo müſſen bei einer guten Uhr a) im Werke die Räder aus gutem ſtark geſchlagenen Meſſinge verfertiget, die Zähne mit der größten Genauigkeit eingeſchnitten, ſehr gut gerundet und polirt ſeyn. Die Triebe müſſen die gehörige verhältnißmäßige Größe zu den Zahnweiten der Räderzähne haben, ſauber gearbeitet, gut gehärtet, und ſpiegelſchwarz polirt ſeyn; die Zapfen an denſelben müſſen von verhältnißmäßiger Dicke, und ebenfalls gut polirt ſeyn. Die Spindel muß fein gearbeitet und hart, die Lappen derſelben ſpiegelſchwarz polirt ſeyn, beſonders aber müſſen die Zapfen der Spindel ſo dünn und fein ſeyn, als es die Schwere der Unruhe nur erlaubt; denn von dieſen Unruhzapfen hängt der gleiche Gang der Uhr auf alle Seiten und in alle Lagen am mehrſten ab. Das Unruhſchild muß nicht zu dünn ausgefeilt ſeyn, nicht rücken, ſondern recht feſt ſtehen. Die Unruhe muß bei ihren Schwingungen frei gehen, und nirgends anzuſtoßen drohen. Ferner müſſen Schnecke und Trommel mit Genauigkeit bearbeitet ſeyn; jede Schraube muß feſt halten, jeder, auch der geringſte, Theil ſeine Dienſte verrichten. — Bei einer Meß- und Dutzenduhr, alſo leicht gearbeiteten Uhr, fehlt es mehr denn zu oft b) an einer guten Ausarbeitung; denn da das Meſſing durch Schlagen gehärtet wird, ſo iſt dieſes oftmals ganz unterlaſſen worden. Wenn auch die Räderzähne in guten Maſchinen eingeſchnitten ſind, ſo ſind

ſie deſto ſchlechter abgerundet, die Triebe haben keine Härte, und an die Politur iſt auch nicht gedacht worden. Oft ſind die Triebe gegen die Weiten der Räderzähne zu groß, und in dieſem Falle ſtocken die Uhren ſehr leicht, oft ſind ſie zu klein, und daher entſteht ein ungleicher Gang oder Schlag der Unruhe. Die Spindel iſt plump gearbeitet, die Zapfen ohne Politur und Härte, die Zapfenlöcher nicht gehörig gebohrt, mehrentheils zu groß, und die Nebendinge, z. B. das Rückerwerk unter der Stellſcheibe, um die Uhr geſchwinder oder langſamer gehen zu laſſen, die Schrauben und dergleichen Kleinigkeiten ſind äußerſt vernachläſſiget, ſo daß ſie nicht ihre Dienſte thun können. Man findet ſehr oft das zum Stellen nothwendige Stück, nämlich den halben Mond oder das Rückerſtück, in ſchlechten Uhren gar nicht. Bekommt ein geſchickter Uhrmacher ein ſolches Meßprodukt in die Hände, ſo verbeſſert er vieles daran, was verbeſſerungsfähig iſt; allein eine vollkommne gute Uhr daraus zu machen, iſt unmöglich, ausgenommen, wenn er die mehrſten Theile ganz neu macht, und dieſes iſt koſtbar. Die Uhr iſt ja neu, und der Uhrmacher ſoll ſie bloß abziehen, denkt man ſich, und dieſes koſtet nicht viel; man weiß aber nicht, daß er ſie bei dem Abziehen auch repariren muß, und dieſes macht das Abziehen koſtbarer. Wenn nun ein ſolches Werk vom Uhrmacher in Gang gebracht iſt, und keine Hauptfehler daran ſind, auch die Spiralfeder und alles Uebrige daran in gehöriger Ordnung iſt, ſo geht eine ſolche Uhr, wenn ſie neu zuſammengeſetzt und friſch geölt iſt, wohl einige Wochen ziemlich gut, ſobald aber das Oel zäher wird, ſobald ſich mit demſelben die durch die Bewegung abgeriebenen Metalltheile vermiſchen, und es zu einer zähen Schmiere machen, welches wegen Mangel an Härte und Politur ſehr bald geſchieht, ſo iſt es auch mit dem guten Gange der Uhr vorbei; die Unruhe macht nicht mehr große Schwingungen, ſondern zappelt nur; ſie

mißt daher die Zeit nicht mehr recht ab; man eilt wieder zum Uhrmacher, und nach friſcher Reparatur geht ſie wiederum einige Wochen oder Monate ſo ziemlich erträglich; endlich fängt dieſes oder jenes an in Unordnung zu gerathen, die Kette reißt, oder das Geſperre zerbricht, oder die Feder ſpringt, oder ſie fängt oftmals an zu ſtocken, und der Beſitzer einer ſolchen Uhr bleibt ein immerwährender Kunde des Uhrmachers, muß öftere Ausbeſſerungen bezahlen, und hat niemals eine Uhr, auf die er ſich verlaſſen kann. Es iſt nur ſchlimm, daß der Uhrmacher alle Fehler einer ſolchen ſchlechten Uhr auf ſich nehmen muß, und man es ihm oft zu verſtehen giebt, daß er ſeine Kunſt ſchlecht verſtehe, oder ſeine Arbeit ohne Fleiß und Aufmerkſamkeit mache, obgleich er ganz ſchuldlos daran iſt, weil er verdorbene und nachläſſig oder ſchlecht gearbeitete Werke nicht zu vollkommenen Zeitabmeſſern umwandeln kann. — Um eine Uhr zu probiren, ob ſie gut geht, läßt man ſie vierundzwanzig Stunden hängen, und merkt an, wie viel Minuten ſie zu ſpät oder zu früh gegen eine richtige Wanduhr geht. Man läßt ſie dann wieder vierundzwanzig Stunden auf dem Rücken, wiederum vierundzwanzig Stunden auf dem Glaſe, und nochmals vierundzwanzig Stunden in der Taſche, ſowohl am Tage beim Tragen, als auch bei Nacht in derſelben gehen. Weicht ſie in allen dieſen Lagen nicht über drei oder vier Minuten von der erſten Probe im Hängen ab, ſo iſt dieſes ſchon eine gute Empfehlung für dieſelbe. Es iſt beſſer, wenn die Uhr in der Taſche bei mäßiger Bewegung ein paar Minuten langſamer, als geſchwinder geht. Man kehre ſich aber nicht daran, wenn eine neue Uhr gegen eine Probeuhr 10 bis 15 Minuten zu früh oder zu ſpät geht, weil dafür bei der Stellſcheibe Rath zu ſuchen iſt. Wenn aber eine gereinigte und gehörig zuſammengeſetzte Uhr heute richtig, und in eben derſelben Lage und Wärme in einigen Tagen darauf ſchon um einige Mi-

nuten, und in einigen Wochen zu Viertel- und halben Stunden voreilt, ſo taugt ſie nicht viel. Ferner beobachte man bei einer neuen Uhr, ob ſie die erſten acht oder zwölf Stunden nach dem Aufzuge geſchwinder oder langſamer geht, als in den letzten ſechs oder acht Stunden vor Ablauf der vierundzwanzig Stunden (nämlich die Zeit von einem Aufzuge); geſchieht dieſes, ſo iſt die Feder dem Werke nicht angepaßt, oder die Schnecke nicht gehörig abgeglichen. Hat man Gelegenheit, eine neue Uhr eine Winternacht hindurch in ſtrenger Kälte in einem kalten Zimmer zu probiren, und ſie ſtockt nicht, geht auch über fünf bis ſechs Minuten nicht zu geſchwind oder zu langſam, ſo iſt dieſes ein gutes Zeichen. Eine Uhr, die in allen Lagen gleichförmig und dies während eines Monats geht, ohne über acht bis zwölf Minuten ſich verändert zu haben, wenn man während dieſer Zeit weder die Zeiger, noch die Stellſcheibe angerührt hat, iſt eine vortreffliche Uhr. Dieſes ſind die Hauptproben, die man mit einer Uhr anſtellen kann; aber auch dieſes Probiren ſoll oftmals trügen; denn es kann eine Uhr ein, auch wohl etliche Jahre ſo ziemlich gut gehen, aber ihrer ſchwachen leichten Bauart wegen, hernach ſehr ſchlecht werden, weil eine leicht gebauete Uhr keine Dauer hat, und hernach einem immerwährenden Repariren und Ausbeſſern ausgeſetzt iſt. Die Güte einer Uhr iſt überhaupt genommen eine Sache, von welcher man größtentheils ſehr unbeſtimmte Begriffe hat; denn ſobald eine Uhr nur einigermaßen gut geht, ſo hält man ſie ſchon für eine gute Uhr, da oft das Gegentheil ſeyn kann. Gut heißt nach richtigen Regeln fein und ſauber gearbeitet ſeyn, ganz anders iſt es aber, einen guten Gang haben. Eine ſchlechte Uhr kann ſehr unregelmäßig und ſchlecht gearbeitet ſeyn, und doch gut gehen, nur wie lange? iſt der Unterſchied. Im Gegentheil kann eine ſehr gute Uhr doch unordentlich gehen, wenn ein geringer Theil derſelben, z. B. die Spiralfeder, einen Fehler hat,

Genüge bekannt, wie ſehr man in den Uhrenfabriken, wie in allen andern Fabriken, ſtets auf neue Veränderungen in der äußeren Geſtalt und Verzierungen der Gehäuſe raffinirt, um durch die Neuheit derſelben Käufer anzulocken. Ohne hier die oftmaligen Abänderungen der Zifferblätter, deren Ziffern und Zeiger erſt zu erwähnen, worin ſich beſonders die Augsburger Fabrikanten ſehr auszeichnen, die alles Mögliche anwenden, um ihre Galanterieuhren ins Auge fallend zu machen, und welche dadurch ihren Zweck, ihre Waare gut anzubringen, ſehr oft erreichen; ſo werden auch mit den Verzierungen des inneren Werkes ſehr oft Neuerungen gemacht, um durch deſſen falſchen Schimmer die Augen zu blenden, und deſſen ſchlechten innern Werth dadurch zu verbergen. Der Kenner, der eine ſolide dauerhafte Uhr verlangt, wird ſich durch alle dergleichen überflüſſige, oftmals der Dauerhaftigkeit nachtheilige Zierrathen, modiſche Neuigkeiten, und täuſchende Anlockungen nicht verblenden laſſen. Engliſche Fabriken und deren Nachahmer nehmen zu dergleichen Blendwerken ſelten ihre Zuflucht. Die Abänderungen im Mechanismus und der inneren Einrichtung des wirklichen Uhrwerks verdienen näher erwägt zu werden. Es iſt für gute Uhrmacherarbeit gar kein günſtiger Umſtand, daß das Publikum den wahren Werth derſelben ſelten zu beurtheilen weiß, und daß daſſelbe alle neuen Arten von Uhren nicht nach ihrem wirklichen Werthe, ſondern aus dem Geſichtspunkte, unter welchem ſie ihm ihr Erfinder oder Käufer darſtellt, ſchätzt. Daher geſchieht es, daß das Publikum, welches ſich von dieſen Wundern ſo leicht einnehmen läßt, dieſe neuen Werke kauft, und ſich am Ende betrogen ſieht. Es wäre daher ſehr zu wünſchen, daß man von dem Werthe einer jeden neuen Erfindung urtheilen, und wirklich ächte, nach den Regeln der Kunſt gebauete, Werke von den unſichern verführeriſchen Produkten der Induſtrie unterſcheiden lernte. Nach welchen

Vorzüge, und man findet noch Franzöſiſche Uhren, die ſchon lange Dienſte gethan haben, und noch lange thun werden. Man muß daher bei dem Kaufe einer Uhr auf gute ſtarke Gehäuſe ſehen; denn nicht allein die kürzere Dauer eines ſchwachen Gehäuſes, die Gefahr, daß es bei jedem nicht eben ſtarken Drucke verbogen wird und Beulen bekommt, iſt zu fürchten, ſondern der Umſtand iſt noch ſchlimmer, daß bei manchem ſchwachen Gehäuſe auch der Falz oder die Zarge zum Glaſe ſo flach iſt, daß, Gläſer darein einzuſetzen, eine Sache von vielen Schwierigkeiten iſt. Dieſes ſind jedoch alles nur Regeln und Warnungen für den ſoliden Käufer einer Uhr, dem es um die Uhr zu thun iſt, nicht um die Mode. Leider macht man aber die traurige Erfahrung, daß Manchem mit einer guten Uhr gar nicht gedient iſt, eine Modeuhr iſt ihm lieber, wenn ihm auch alle Fehler und Gebrechen derſelben, nebſt ihrer künftigen Aufführung, vorher geſagt worden; die außerordentliche Fläche, das feine niedliche Anſehen, die vielen verſchiedenen Verzierungen, und ſo manche andere Sonderbarkeiten haben viel Reiz für ihn, und er greift lieber nach einem zierlichen Dinge, als nach einer ſoliden Uhr. Wem daher der Modetand gefällt, muß auch mit den Gebrechen deſſelben vorlieb nehmen.

Wie man neue Erfindungen bei den Taſchenuhren zu beurtheilen habe. Da die Meſſen von Zeit zu Zeit Taſchenuhren mit neuen Verſchönerungen, Veränderungen und Erfindungen aufſtellen, ſo iſt auch hierüber Einiges zu ſagen nöthig. Neue Erfindungen betreffen entweder 1) die äußere Geſtalt, innere und äußere Zierrathen, oder Veränderungen und Abweichungen von der gewöhnlichen Art, die aber mit dem eigentlichen Mechanismus des Werks nicht in Verbindung ſtehen, oder 2) ſie betreffen nur den Letztern, als z. B. Veränderungen des Räderwerks, der Hemmung, Berechnung, Unruhe ꝛc. ꝛc. Was die erſte Art angeht, ſo iſt es zur

Genüge bekannt, wie ſehr man in den Uhrenfabriken, wie in allen andern Fabriken, ſtets auf neue Veränderungen in der äußeren Geſtalt und Verzierungen der Gehäuſe raffinirt, um durch die Neuheit derſelben Käufer anzulocken. Ohne hier die oftmaligen Abänderungen der Zifferblätter, deren Ziffern und Zeiger erſt zu erwähnen, worin ſich beſonders die Augsburger Fabrikanten ſehr auszeichnen, die alles Mögliche anwenden, um ihre Galanterieuhren ins Auge fallend zu machen, und welche dadurch ihren Zweck, ihre Waare gut anzubringen, ſehr oft erreichen; ſo werden auch mit den Verzierungen des inneren Werkes ſehr oft Neuerungen gemacht, um durch deſſen falſchen Schimmer die Augen zu blenden, und deſſen ſchlechten innern Werth dadurch zu verbergen. Der Kenner, der eine ſolide dauerhafte Uhr verlangt, wird ſich durch alle dergleichen überflüſſige, oftmals der Dauerhaftigkeit nachtheilige Zierrathen, modiſche Neuigkeiten, und täuſchende Anlockungen nicht verblenden laſſen. Engliſche Fabriken und deren Nachahmer nehmen zu dergleichen Blendwerken ſelten ihre Zuflucht. Die Abänderungen im Mechanismus und der inneren Einrichtung des wirklichen Uhrwerks verdienen näher erwägt zu werden. Es iſt für gute Uhrmacherarbeit gar kein günſtiger Umſtand, daß das Publikum den wahren Werth derſelben ſelten zu beurtheilen weiß, und daß daſſelbe alle neuen Arten von Uhren nicht nach ihrem wirklichen Werthe, ſondern aus dem Geſichtspunkte, unter welchem ſie ihm ihr Erfinder oder Käufer darſtellt, ſchätzt. Daher geſchieht es, daß das Publikum, welches ſich von dieſen Wundern ſo leicht einnehmen läßt, dieſe neuen Werke kauft, und ſich am Ende betrogen ſieht. Es wäre daher ſehr zu wünſchen, daß man von dem Werthe einer jeden neuen Erfindung urtheilen, und wirklich ächte, nach den Regeln der Kunſt gebauete, Werke von den unſichern verführeriſchen Produkten der Induſtrie unterſcheiden lernte. Nach welchen

Regeln ſoll man ſich aber richten, um dieſen Unterſchied machen zu können? 1) Man ſehe beſonders darauf, daß bei einer neuen Erfindung eine ſolche Uhr nicht zu künſtlich, und folglich nicht ſchwer zu repariren ſey. Ein ſolches Werk muß ſo eingerichtet ſeyn, daß gewöhnliche Uhrmacher es zerlegen, ausputzen und wieder zuſammenſetzen können; denn wenn eine Uhr von ſo künſtlicher Bauart iſt, und ſie geräth in die Hände mittelmäßiger Arbeiter, ſo wird ſie, ſtatt verbeſſert zu werden, mehr verdorben. — 2) Müſſen die Theile einer ſolchen Uhr nach Verhältniß feſt und dauerhaft ſeyn. — 3) Die Erfindungen einer zu großen Einfachheit in einer Taſchenuhr, ſind mehrentheils ſehr verdächtig; denn die Einfachheit beſteht nicht allein darin, daß ſie aus wenigern Theilen, z. B. wenigern Rädern, beſteht. Wenn man wenigere Theile macht, und es ſoll doch einerlei Wirkung hervorgebracht werden, ſo giebt dieſes zu vielen Schwierigkeiten Anlaß, die oftmals Unordnungen und Stockungen und leicht Zerbrechlichkeit einer ſolchen Maſchine verurſachen, welches man bei der gewöhnlichen alten Bauart nicht fürchten darf. — 4) Gewahrt man, daß in einer Uhr verſchiedene fremde Dinge angebracht ſind, nämlich ſolche, die man in gewöhnlichen guten Werken nicht findet, die aber ihren Gang nicht verbeſſern, und ſonſt nicht mehrere Vortheile leiſten, als der gewöhnliche Mechanismus, ſo iſt einer ſolchen Uhr auch nicht zu trauen. — 5) Man warte, was die Erfahrung lehrt, was dergleichen nach neuen Erfindungen eingerichtete Werke für Dienſte leiſten, und 6) man laſſe einen redlichen, einſichtsvollen, mit Mechanik und Erfahrung bekannten Uhrmacher darüber urtheilen, vorausgeſetzt, daß derſelbe ein Mann iſt, der nicht an alten Vorurtheilen klebt. Ein paar Beiſpiele mögen das hier Angezeigte erläutern. a) Die großen Sekundenuhren, welche vor ungefähr *funfzehn bis achtzehn Jahren* ſo ſtark wieder Mode wurden, nachdem ſie ſchon vor mehr denn ſechzig Jahren

Mode geweſen waren, gehörten damals zu dergleichen neuen Erſcheinungen. Die Bauart dieſer Uhren iſt ſehr unſchicklich und unmechaniſch, welches jedem Kenner einleuchten muß; alles Räderwerk in dieſen großen Uhren iſt ſo klein, und ſo viel leerer Raum zwiſchen den Platten, daß füglich die ſämmtlichen Räder zwiſchen weit kleinere Platten, und daher auch in kleinere Gehäuſe geſperrt werden können, wenn man das Kronrad nur nicht in die Mitte des Werks, des Sekundenzeigers wegen, hätte hineinbringen wollen. b) Die flachen goldnen und modiſchen Cylinderuhren, die ſchon vor mehr denn funfzig Jahren ſtark verkauft wurden, gehören ebenfalls zu dieſen Produkten der Induſtrie; ſie haben eine zweckwidrige Einrichtung. Im eigentlichen Gehäuſe, wo das Uhrwerk liegen ſollte, iſt nichts, dieſes iſt ganz flach, nur unter dem Glaſe, und folglich unter dem Zifferblatte ſteckt das ganze Werk. Die mechaniſche Einrichtung des Räderwerks iſt gegen alle Regeln; denn die Räder liegen ſo dicht auf einander, daß ſie ſich nur mit genauer Noth bewegen können; ſie haben zwar einen flüchtigen lebhaften Gang, welches aber ein weſentlicher Vorzug der Cylindereinrichtung iſt. Ein allgemeiner Fehler an dieſen Uhren, wenn ſie auch ordentlich gehen, iſt dieſer, daß ſie in den erſten zwölf Stunden nach dem Aufzuge etwas voreilen, und in den letzten zwölf Stunden zurückbleiben, und wenn ſo eine Uhr einige Jahre Dienſte gethan hat, ſo iſt es mit ihr vorbei.

Die Reparatur der Taſchenuhren. Die beſte Taſchenuhr kann unmöglich das ganze Jahr hindurch ſehr akkurat gehen, wie etwa eine aſtronomiſche Pendeluhr, was auch bei ihrem Gebrauche für das gemeine Leben gar nicht nöthig iſt. Da die Räder und Getriebe in Taſchenuhren nur klein ſind, ſo können ihre Zähne nicht ſo genau, wie große, gebildet werden, oder doch nicht ſo genau, daß nicht immer noch kleine Ungleichheiten zurückblieben, welche auf Unruhe und Spi-

ralfeder wirken; auch können fremde Gegenſtände von groſſer Unbedeutenheit in die Uhr gelangen, und ſie leicht zum Stillſtehen bringen; oftmals kommt die Unruhe durch ein leiſes Schütteln wieder in Bewegung, und die Uhr geht wieder fort. Das beſte Werk ſtockt, wenn ſich etwa einer von den Befeſtigungsſtiften los gemacht hat, oder ein wenig abgeſprungenes Emaille von der hintern Seite des Zifferblattes, oder ein abgebrochenes Stück vom Schlüſſelrohr, oder ſonſt ein fremder Körper zwiſchen den Rädern ſteckt. In einem ſolchen Falle muß die Uhr zerlegt werden, um das Hinderniß heraus zu ziehen. Eine Uhr ſtockt auch, oder geht ſchlecht, wenn die Spiralfeder durch irgend eine Erſchütterung, oder durch unvorſichtiges Rücken an der Stellſcheibe verrückt worden iſt. Auch Schmutz in der Uhr, und die Vertrocknung des Oels darin, trägt auch zur Stockung derſelben bei. Wenn bei einer ſchon etwas alten Uhr die Zapfenlöcher der Spindel und das Steigrad ausgelaufen ſind, ſo ſtockt ſie auch; dann auch wenn die Kette reißt oder die Feder ſpringt. Sobald alſo eine Uhr ſtehen geblieben iſt, ſo öffne man zuerſt das Glas, und ſehe, ob etwa die Zeiger an einander hängen geblieben ſind; iſt dieſes nicht der Fall, ſo öffne man mit Behutſamkeit das Werk, und ſehe nach, ob man etwa das Aufziehen vergeſſen, oder ob etwa ein Stift zwiſchen der Unruhe oder den Rädern ſtecke; ſollte Letzteres der Fall ſeyn, ſo verſuche man nicht ihn herauszuziehen, wenn er nicht durch ein ſanftes Schütteln wieder herausfällt, weil man ſonſt Schaden anrichten könnte. Gewahrt man aber, daß die Kette geſprungen iſt, ſo muß man das Werk wieder ſacht in das Gehäuſe legen, aber genau darauf merken, daß das heraushängende Stück Kette nicht eingeklemmt werde, und ſie zum Uhrmacher tragen. Viele glauben, wenn ſie ſehen, daß die Kette von der Trommel abgelöſet iſt, ſie ſey nur aus dem Haken, da ſich die Kette doch unmöglich loshaken kann, wenn ſie nicht überzogen wird,

oder die Feder geſprungen iſt. Das Sicherſte hierbei, ſowohl für den Eigner der Uhr, als auch für den Uhrmacher, iſt dieſes: Erſterer laſſe die Uhr in ſeiner Gegenwart auseinander nehmen, ſo werden beide Theile ſichtbar überzeugt, ob die Feder geſprungen iſt, oder nicht. Es ſind oft den Uhrmachern Uhren unter die Hände gekommen, wo der Beſitzer glaubte, ſelbſt helfen zu können, und ſich großen Schaden dadurch zufügte. Man ſchraube alſo keine Schraube los, und nehme noch weniger die Unruhe heraus; denn man legt ſie gewiß nicht wieder an Ort und Stelle, ohne etwas daran zu verderben, wenigſtens verbiegt man die Spiralfeder; noch weniger ſchmiere man ſie mit Baumöl ein; denn eine Taſchenuhr iſt keine Wanduhr, welcher man damit zu Hülfe kommt; man findet oft Uhren, die ſehr ſtark damit eingeſchmiert ſind. Mehrentheils bleibt die Uhr bald darnach ſtehen, oder ſie geht noch einige Zeit ſehr unrichtig; in der Kälte ſtockt ſie ſogleich. Um eine Taſchenuhr einzuölen, braucht der Uhrmacher nicht den zwanzigſten Theil eines Tropfens; denn nur gewiſſe Theile bekommen Oel. Auch iſt ein paarmal der Fall vorgekommen, daß Unwiſſende die Spiralfeder für ein Haar angeſehen, welches ſie, weil es ſie dünkte, unverſehens in die Uhr gekommen zu ſeyn, herausziehen zu müſſen glaubten, und dieſes Experiment mit einer Nadel unglücklicherweiſe zu Stande brachten. Es iſt daher nicht gut, wenn man an eine unrichtige und ſtockende Uhr ſelbſt Hand ans Werk legt. Es laſſen Viele ihre Uhr ſo lange gehen, als ſie nur gehen will, oftmals vier, fünf und noch mehrere Jahre, um die Richtigkeit derſelben kümmern ſie ſich nicht; ſie wiſſen aber nicht, daß der Uhr dadurch ein großer Schaden geſchieht; denn durch den nach und nach ſich anhäufenden Staub, mit dem alten Oele vermiſcht, entſteht ein Schmirgel, der die Triebe und die Zapfen ſo angreift, daß die Letztern dünn werden, und die Erſtern Gruben bekommen, und

was das Schlimmſte iſt, die Spindel wird an der Stelle, wo die Steigradszähne anſchlagen, endlich von denſelben, vermöge des Schmirgels, ſo eingeſchnitten, daß oftmals die ganze Spindel weggeworfen werden muß. Muß endlich eine ſolche Uhr, großer Unordnungen oder eines andern Fehlers wegen, zum Uhrmacher gegeben werden, ſo kann dieſer ſie nicht anders, als durch große Reparatur wieder in Ordnung bringen; denn es wird erſtlich eine ziemliche Menge zähen Schmutzes ausgefegt, welcher die Zapfenlöcher noch etwas verengt, nach dem Reinigen erſcheinen ſie erſt größer, als ſie ſeyn ſollen, und ſolches immer nach einer Seite ausgeſchliffen, welche er vernieten, und neue bohren muß. Aus den Trieben muß er die Gruben wegſchaffen, das Steigrad, an welchem die Spitzen der Zähne, worauf es doch ankommt, ganz ſtumpf gelaufen ſind, muß er neu abdrehen, den Zähnen wieder die gehörige Geſtalt geben, und dergleichen mehr, was hier anzuführen zu weitläufig ſeyn würde. Mit einem Worte, eine ſolche Uhr ſetzt die Geduld des Uhrmachers auf die härteſte Probe, wie ſich ein Mann vom Fache ausdrückt. Verbeſſert er nun, um die Koſten nicht zu groß zu machen, nicht Alles, was vom Größten bis zum Kleinſten verbeſſert werden muß, ſo bringt er die Uhr niemals in einen erträglichen Gang, und es heißt wohl gar: „er hat die Uhr verdorben.“ Macht er Alles aufs Beſte gut, und verlangt dafür gehörige Zahlung, ſo beſchuldiget man ihn der Prellerey, und ſagt: „die Uhr iſt ja ſo viele Jahre gut gegangen, und es hat ihr nichts gefehlt, als das Ausputzen.“ — Wer alſo eine Uhr beſitzt, die ihm lieb iſt, der laſſe ſie alle anderthalb bis zwei Jahre ausputzen; denn das Wenige, was er dafür zahlt, bringt reichliche Intereſſen, indem ſich die Uhr um ſo länger hält. Dieſes ſagt auch Jakob Schmid in ſeiner kleinen Schrift ſehr treffend durch Folgendes: „Gute Uhren werden ſchneller, wie ſchlechte zu Grunde gerichtet, wenn man

ſie lange ohne Reinigung gehen läßt. Wenn das Oel auch noch ſo frei von Schlamm und Salz iſt, ſo trocknet doch mit der Zeit etwas ein, und fehlt es dann, ſo zehrt eine jede bewegende Maſchine an ſich ſelbſt. Die Politur und gute Arbeit, die den guten Uhren eigen iſt, macht, daß ſie eine Zeitlang ohne Reinigung und Nahrung fortgehen, wenn die rauh und ſchlecht gearbeiteten längſt ſtille geſtanden haben. Dieſes iſt die Urſache, weshalb oft die beſten und ſchönſten Uhren in wenigen Jahren durch die Sparſamkeit und Nachläſſigkeit ihrer Eigner zu Grunde gerichtet werden, da hingegen ſchlecht gearbeitete Uhren durch ihr Stocken ihren Beſitzer auffordern, ſie einem Künſtler zur Reinigung zu übergeben.“ — Eine andere Widerwärtigkeit für den Uhrmacher iſt dieſe, daß er ſo oft hintergangen wird. Iſt eine Uhr durch unvorſichtiges Fallen verunglückt, ſo geſteht man es ihm nicht; er iſt glücklich, wenn er den Eigner gleich davon überführen kann. Iſt ſonſt ein Schaden daran gemacht, zumal wenn ſie vor nicht langer Zeit in ſeinen Händen geweſen iſt, ſo weiß man von nichts, und möchte gern die Schuld auf deſſen Unerfahrenheit und Nachläſſigkeit in ſeiner Arbeit ſchieben wollen. Kurz, der Unannehmlichkeiten, denen ein Uhrmacher ausgeſetzt iſt, ſind viele, ſie hier alle zu erwähnen, iſt überflüſſig. Eines Vorurtheils, welches beim Publikum allgemein herrſcht, muß hier noch gedacht werden. Viele glauben nämlich, daß die Uhrmacher aus einer guten Uhr gute Stücke herausnehmen, und ſie gegen ſchlechtere vertauſchen; dieſes iſt aber falſch, da es bei den Rädern und der Unruhe gar nicht möglich iſt; denn da Alles ſo akkurat gegen einander abgepaßt ſeyn muß, ſo darf ein Rad nur um eines Haares Dicke zu groß oder zu klein ſeyn, ſo geht die Uhr gar nicht. Daher ergiebt es ſich von ſelbſt, daß Räder aus einer Uhr in die andere zu verſetzen, gar nicht möglich iſt; und die Kette oder Feder *auszutauſchen*, nimmt ſich gewiß kein Uhrmacher die

Mühe; denn eine gute Kette oder Feder koſtet eben nicht viel, da das Mehrſte die Arbeit iſt, ſie in das Werk einzupaſſen; auch würde die Kette oder Feder aus einer Uhr nicht in zehn andern brauchbar ſeyn. — Man gebe nie eine Uhr in die Hände eines Pfuſchers, deren es ſo viele auf den Dörfern und in den Städten giebt. Ein ſolcher hat, außer ein paar Zangen und einer elenden Drehmaſchine, nichts von Inſtrumenten, und ohne gute Werkzeuge kann kein Künſtler gute Arbeit machen. Der guten Inſtrumente aber ſind vielerley, und ſie koſten viel Geld. Es darf einem ſolchen Stümper nur etwas aus der Uhr vom Tiſche ſpringen, welches er der Kleinheit wegen nicht allemal wieder findet, wie z. B. nur eine Schraube, und er hat kein ſchickliches Inſtrument dazu, ſo macht er ein elendes plumpes Ding in die Uhr, welches das ganze Werk beſchimpft; oder es zerbricht ihm etwas, z. B. es bricht ein Zapfen beim Zuſammenſetzen ab, ein ſo möglicher Fall, wie ſoll er ſich hier helfen? So gut er kann; die Uhr wackelt wieder, iſt aber verdorben. Ferner haben dergleichen Uhrenverderber keinen Vorrath an Federn, Ketten, Zeigern, Spiralen ꝛc., ſie helfen ſich daher oft zum Schaden der Uhr ſo gut ſie können. Von welchen Pfuſchern hier eigentlich die Rede iſt, wird man leicht einſehen; denn vier bis fünf ausgeſtandene Lehrjahre machen nicht Jeden zum vollkommenen Meiſter. Fleiß, Genie, und angeborne Talente thun das Meiſte. Der ſchon oben erwähnte Schmid ſagt hierüber ſehr richtig: „Noch mehr iſt eine Uhr zu Ende, wenn ſie einem nicht redlichen Uhrmacher in die Hände gegeben wird, der ſie nur ausſtäubt, und auf das vertrocknete Oel friſches ſchmiert, ohne den alten Schmutz aus den Löchern zu putzen. Hierdurch wird der alte Schlamm wieder erweicht, und gleichſam zu einem Schliefe, der die Theile des Werkes abnutzt.“ — Man gehe alſo lieber zu einem, in gutem Rufe ſtehenden Uhrmacher, das Wenige, was man demſelben mehr zahlt,

als einem Pfuſcher, verſpricht auch gute Arbeit. Man muß ihm aber bei einer ſolchen Reparatur auch eine Zeit von acht bis vierzehn Tagen oder mehreren Wochen laſſen, und ſollte es geſchehen, daß die Uhr, wenn man ſie von ihm zurück erhalten hat, noch nicht gut geht, ſo gebe man ſie ihm noch einmal, auch noch mehrere Male wieder, bis ſie vollkommen ſo iſt, wie ſie nur ſeyn kann; denn oftmals kann ein geringer Umſtand, eine Kleinigkeit, welche auch der geſchickteſte Meiſter das erſte Mal überſieht, verurſachen, daß die Uhr nicht ſo geht, als ſie gehen ſollte. Viele haben das ſonderbare Vorurtheil, daß ſie glauben: wenn der Uhrmacher die Uhr nicht gleich das erſte Mal ſo macht, daß ſie auf die Minute geht, ſo verſteht er nichts; ſie laufen damit zu einem Andern, und hat dieſer nicht das Glück, ſie zu befriedigen, auch wohl zum Dritten, und hilft dieſer auch nicht, ſo muß die Uhr fort, da ſie nichts mehr taugt, verdorben iſt, und doch kann die Uhr recht gut ſeyn, und nur ein Umſtand blieb vielleicht dem Uhrmacher beim Repariren verborgen, wodurch der Fehler blieb, den aber eine wiederholte Unterſuchung entdeckt und abgeändert haben würde. Daher iſt es auch nothwendig, daß man jedesmal, ſo oft man dem Uhrmacher eine Uhr zur Reparatur übergiebt, demſelben alle Gebrechen und Fehler der Uhr aufrichtig anzeigt. Auch darf man nicht gleich unzufrieden ſeyn, wenn die neu reparirte Uhr nicht gleich die Minute hält; man korrigire ſie ein wenig nach Bedürfniß an der Stellſcheibe. Bei Manchen hat die Uhr vielleicht täglich viele Bewegungen und Erſchütterungen auszuſtehen, oder ſie kommt in eine wärmere Lage, als bei dem Uhrmacher; es iſt alſo ganz natürlich, daß ſie erſt wieder nach dieſem Verhalten eingerichtet werden muß. Manche Uhren ſtocken zuweilen bei ſehr ſeltenen Bewegungen, und auf alle Arten kann ſie doch der Uhrmacher nicht probiren; denn er hat nicht alle Tage Gelegenheit zu reiten oder zu fahren; im Gehen kann man

wohl vier bis ſechs Uhren zu ſich ſtecken, um ſie im Tragen zu probiren. Man kann aber nicht verlangen, daß eine Sackuhr das ganze Jahr hindurch ununterbrochen akkurat gehen ſoll, wer dieſes verlangt, verlangt unmögliche Dinge. Beim Aufziehen und Stellen einer Uhr hat man Manches zu berückſichtigen. Nach Thurm- oder Stadtuhren kann man ſich nicht richten, eben ſo wenig nach den Taſchenuhren Anderer. Auf Erſtere hat Witterung, Wärme und Kälte, die höhere Luftſchicht, Wind und die Behandlung desjenigen, der ſie aufzieht und ſtellt, einen großen Einfluß. Sehr Vielen, und beſonders Perſonen von beſtimmten Geſchäften, iſt oft mehr damit gedient, an ihrer Taſchenuhr die Zeit in der Stadt zu wiſſen, als die Zeit am Himmel. Wer ſich ſeiner Uhr hierzu bedienen will, der muß freilich wegen des veränderlichen Ganges der Thurmuhren ſeine Taſchenuhr manche Woche ein paarmal durch Rücken am Minutenzeiger mit der herrſchenden Stadtglocke übereinſtimmig ſtellen. Am richtigſten iſt der Sonnenſtand am Mittage, wonach man ſeine Uhr ſtellen kann; überhaupt eine gute Sonnenuhr; auch eine richtig gehende Wanduhr, wenn ſie durch längere Zeit in Hinſicht ihres Ganges erprobt iſt. — Das Ajüſtiren oder Abziehen einer Uhr, iſt bei jeder neuen Uhr nothwendig, die man nicht von einem Uhrmacher kauft. Denn auch die beſten Uhren, ſo man auf Meſſen bei Kaufleuten oder damit handelnden Perſonen kauft, ſind nicht ajüſtirt, und wenn ſie auch gehen, ſo gehen ſie nicht richtig. Wenn daher ein Uhrmacher eine Uhr ajüſtirt, ſo muß er alle Theile nachſehen, ob ſie die gehörige Ausarbeitung, Politur und Ordnung haben, ob der Eingriff der Räder in die Triebe ſeine Richtigkeit hat, ob das Geſperre zu ſtrenge oder zu locker, und ob die Feder gehörig geſpannt iſt. Findet er dieſes Alles nicht, wie es ſeyn ſoll, ſo muß er es verbeſſern. Sehr oft muß er eine andere Feder, vielmals eine andere Kette, und

bei den Meiſten eine andere Spirale einſetzen. Ferner muß er die Unruhe abwiegen, ob ſie zu ſchwer, oder zu leicht iſt, und keine ſchwere Seite hat; er muß die Steigradszähne mit der Polirfeile oder auf der Maſchine gehörig abziehen; auch die Stellſcheibe, und Alles, was dazu gehört, in Richtigkeit bringen. Wenn er nun dieſes Alles gethan hat, ſo ſetzt er die Uhr zuſammen, und läßt ſie gehen, probirt ſie im Hängen, Liegen, auf allen Seiten und in der Taſche; macht ſie auch hier noch Veränderungen, geht ſie z. B. im Liegen geſchwinder, als im Hängen, ſo muß er bald hier, bald da nachhelfen. Jeder Einſichtsvolle wird hieraus urtheilen, daß dieſes nicht eine Arbeit von ein paar Tagen, ſondern oftmals von vielen Wochen iſt, ehe eine ſolche neue Uhr zur völligen Richtigkeit gebracht wird, und daß ſolches auch verhältnißmäßig bezahlt werden muß; indeſſen iſt es auch gewiß, daß man bei mancher Uhr mehr, bei mancher weniger Arbeit hat. — Beim Verfertigen neuer Uhren, und bei dem Repariren und Abziehen oder Ajüſtiren der alten, muß auch der Künſtler ſelbſt ſehr vorſichtig zu Werke gehen, beſonders muß er körperlich ganz geſund, das heißt, nicht zu alt ſeyn, und keine blöden Augen und zitternde Hände haben. Wer dieſe körperlichen Eigenſchaften nicht beſitzt, der darf ſich mit der Verfertigung und Ausbeſſerung der Taſchenuhren nicht beſchäftigen; er thut dann beſſer, ſich mit großen Uhren, mit Wand- und Tiſchuhren, abzugeben; auch muß man feine und künſtliche Taſchenuhren, die ſchon zu den ſeltenen Werken gehören, nie den Händen eines Mannes anvertrauen, von deſſen Geſchicklichkeit man noch keine Proben hat. Ein guter Uhrmacher ſollte kein Trinker ſeyn, oder ein den Ausſchweifungen ergebener Mann; denn ein ſolcher iſt nicht zu allen Stunden fähig, Kopf und Finger gehörig zu gebrauchen. Er muß eine große Portion Geduld beſitzen; ſeine Werkſtatt muß reinlich und jeder Zeit in guter Ordnung ſeyn. Auch muß er

gute Inſtrumente und Maſchinen haben; denn ohne dieſe Hülfsmittel läßt ſich nichts Akkurates arbeiten. Hat man ihn als einen Mann kennen lernen, der nicht blos mit den Fingern, ſondern auch mit dem Kopfe arbeitet, Fleiß auf ſeine Arbeit verwendet, und ſie nicht ſo hinſchleudert, ſo kann man ihm etwas anvertrauen. Man muß ſich daran nicht kehren, wenn ein Unbilliger Klage über ihn führt, deſſen ſchlechtes Werk er nicht zur Probeuhr umſchaffen konnte, oder deſſen wunderliche Laune außer den Grenzen der Befriedigung lag; denn es Jedermann recht zu machen, gehört unter die Unmöglichkeiten; denn der größte Meiſter wird nicht im Stande ſeyn, aus einer ſchlecht gehenden Uhr, die ſchon im höchſten Grade verdorben iſt, ein gutes Werk zu ſchaffen, oder er müßte ein ganz neues machen. Große alte Engliſche Uhren ſind leicht zu repariren; auch die Franzöſiſchen, wenn ſie nicht zu klein oder zu flach ſind. Cylinderuhren erfordern ſchon mehr Behutſamkeit, Uebung und Umſicht. Repetiruhren verlangen einen erfahrenen Uhrmacher, und ſind ſie ſehr klein, ein gutes Geſicht, Behutſamkeit und viel Geduld. Andere künſtliche Werke, als Kalender-, Aequations- und dergleichen Uhren, ſind nur für Uhrmacher, die viele mathematiſche und aſtronomiſche Kenntniſſe und Erfahrungen beſitzen. Man laſſe keine Feder der Erſparniß wegen flicken; auch wird dieſes kein ordentlicher Uhrmacher thun, wenn es gleich verlangt wird. Eine geflickte Feder hält ſelten lange, und noch ſeltener thut ſie ihre gehörige Dienſte. Viele wundern ſich, wenn in ihrer Uhr die Feder geſprungen iſt, wiſſen gar nicht, wie das zugegangen ſeyn muß, Fragen in die Kreuz und Quer, was die Urſache davon iſt, und machen dem Uhrmacher deshalb Vorwürfe, obgleich dieſe Feder ſchon viele Jahre Dienſte gethan hat; denn Mancher glaubt, eine Feder muß halten, ſo lange die Uhr hält; allein dieſes iſt unmöglich; denn die Feder in einer Uhr, welche der tägli-

chen, erneuerten Anſtrengung des Anſpannens ausgeſetzt iſt, muß doch wohl von der Zuſammenhaltung ihrer feinen Theile etwas verlieren, und an einer Stelle, wo die feinen Stahltheilchen weniger zuſammen hängen, oder wo eine falſche Ader im Stahle iſt, kann ſie brechen. Auch die beſten Federn ſpringen, weil ſie vielleicht einen kleinen Grad zu viel Härte haben; denn ſchwache geſchmeidige thun dieſes nicht ſo leicht; allein dieſe leiſten auch die Dienſte nicht, und ſind nicht elaſtiſch genug. Die Feder iſt zwar ein Haupttheil in einer Uhr, doch ohne weſentlichen Zuſammenhang mit der Maſchine des Werks. Eine geſprungene Feder kann wieder erſetzt werden, ohne daß die Güte des Werkes das Geringſte dadurch verliert. Jeder redliche Uhrmacher wird die Haltbarkeit der Feder zuvor durch einen hohen Grad von Anſpannung verſuchen, ehe er ſie einſetzt. Viele ſpringen freilich bei dieſer Probe, allein es iſt immer beſſer, ſie brechen beim Probiren, als erſt nachher, wenn ſie ſchon in der Uhr eingeſetzt ſind. Ein nicht mehr gut paſſender Uhrſchlüſſel, ein unvorſichtiges Aufziehen zerſprengt auch manche Feder. — Man hat nicht immer nöthig, gute Uhren nach großen Städten zur Reparatur zu verſchicken; denn auch in den mittlern und kleinen Städten, beſonders des nördlichen Deutſchlands, giebt es oft Meiſter, die ihrer Kunſt Ehre machen. Ein Uhrmacher ſagt, bei Erwähnung dieſes Gegenſtandes: „Man traut oft den Uhrmachern in den mittlern und kleinen Städten nicht viel zu, beſonders in dem Orte, wo man wohnt, und verſchickt die Uhren lieber nach großen Städten, ja man hat ſie früher ſogar nach Frankreich und England zur Reparatur geſchickt, beſonders Cylinder- und Repetiruhren, allein man erhielt ſie auch von dort her nicht ſo zurück, als man erwartet hatte, weil diejenigen berühmten Uhrmacher in London und Paris, die neue Uhren anfertigen, ſich nicht mit der Reparatur alter Uhren abgeben, ſondern ſie andern Meiſtern übergeben,

die ſolches für ſie thun müſſen, und zu deren Bezahlung nehmen ſie nun auch noch einige Franken für ſich, alſo muß man weit mehr Reparaturkoſten bezahlen, als wenn man ſie hätte im Orte machen laſſen.“ Uebrigens iſt es gewiß, daß ein berühmter Uhrmacher in einer großen Stadt, oft Arbeiten von ſeltner Art unter die Hände bekommt, daß er mehr Gelegenheit hat, außerordentliche Kunſtwerke zu ſehen, als der Kleinſtädter; allein ein Uhrmacher, der zugleich Mathematiker iſt, den wirklich Genie und Talent zum Uhrmacher beſtimmt haben, den müſſen auch die neueſten ſeltſamſten Werke nicht in Verlegenheit ſetzen, wenn ſie ihm zum Repariren übergeben werden. Ein Künſtler, der die Schriften berühmter Meiſter in ſeinem Fache ſtudiert hat, und ganz für ſeine Kunſt eingenommen iſt, wird immer, auch in einer kleinen Stadt, etwas leiſten, er braucht darum nicht in große Städte zu ziehen, um hier erſt die volle Geltung zu erhalten. — Vom Gebrauche und der Vorſichtigkeit beim Tragen der Taſchenuhren. Vielfältige Erfahrungen haben die Lehre gegeben, wie ſehr verſchieden die Begriffe von dem Gebrauche der Uhren, und beſonders darin ſind: was man von einer guten Taſchenuhr fordern, und nicht fordern kann. Nicht bloß Unwiſſende, ſondern auch einſichtsvolle Männer, ſogar Gelehrte, machen oft überſpannte Forderungen von der Richtigkeit einer Taſchenuhr. Nach ihrem Eigenſinne ſoll dieſelbe ſtets richtig gehen, nie eine Minute abweichen, ſie ſey in einer Lage, in welcher ſie wolle, ſie nehmen hier weder auf Kälte, oder Wärme, weder auf Ruhe, noch Bewegung Rückſicht. Die meiſten Uhren gehen im Sommer langſamer, als im Winter, wenn ſie nämlich im Letztern oft der Kälte ausgeſetzt ſind. Eine gute Uhr geht auch mehrentheils in der Taſche etwas langſamer, als im Stande der Ruhe, wovon theils die mäßige Bewegung, theils die körperliche Wärme des Beſitzers die Urſache iſt; es muß daher die vom Gehen,

Eſſen, von allen Leidenſchaften, auch manchmal vom Feuer der Liebe von Minute zu Minute ſteigende Lebenswärme auf dieſe, dicht am Leibe liegende kleine Maſchine eine Veränderung und mehrentheils eine ungleiche Verſpätung hervorbringen. Folglich bequemen ſich die Taſchenuhren nach dem Thermometergrade der Leibeswärme ihres Beſitzers, nach ſeinen beſondern Launen, und nach ſeinen Schritten und Bewegungen. Von einer ſolchen Maſchine, die alſo Alles mit uns auszuſtehen hat, kann man auch nicht verlangen, daß ſie Jahr aus Jahr ein ſtets die Minute halten ſoll. Jeder erfahrene Uhrmacher ſtimmt darin überein, daß der berühmte Berthoud ſelbſt in ſeinen Schriften dieſes bezeugt, und verlangt, daß eine Taſchenuhr wenigſtens alle acht Tage an den Zeigern gerückt werden müſſe; es ſind hierunter aber nicht Viertel- und halbe Stunden, ſondern nur einzelne Minuten zu verſtehen. Man nehme an, daß eine gute Taſchenuhr bei gewöhnlichen Geſchäften, indem man ſie in der Taſche trägt, nur täglich eine halbe Minute zurückbliebe, ſo machte dieſes in acht Tagen vier Minuten; dabei träfe es ſich nun, daß der Eigner derſelben unter dieſer Zeit einmal eine Reiſe von etlichen Meilen zu Pferde oder im Wagen machte, oder einen Abend in Geſellſchaft heftig tanzte, ſo würde ſich auch die beſte Uhr in dieſem Falle um ein paar Minuten irren, entweder vorgehen, oder zurückbleiben. Kein Uhrenkenner wird ihr das verargen, ſondern ſie die wenigen Minuten vor- oder zurückſtellen. Ein zweiter Fall iſt dieſer: Der Beſitzer einer Uhr, ein Gelehrter oder Geſchäftsmann, iſt kränklich, oder anderer Urſachen wegen geht er drei oder vier Tage nicht aus; die Uhr liegt dieſe Zeit über ruhig auf dem Tiſche, oder hängt am Nagel, und geht ihren Gang fort, nur täglich eine halbe oder ganze Minute zu geſchwinde, wozu vielleicht die Kälte des Nachts, wenn es im Winter iſt, auch etwas beitragen kann. Jetzt ändert aber der Beſitzer ſeine Lebens-

weiſe; er iſt verſchiedene Tage ſtets in Bewegung, und nun bleibt die Uhr in drei oder vier Tagen ſchon einige Minuten zurück. Dieſer Veränderlichkeit wegen iſt der Beſitzer der Uhr ſehr unzufrieden, bald mit der Uhr, bald mit dem Uhrmacher, welcher ſie in Arbeit gehabt oder von dem er ſie gekauft hat, wozu er doch keinen hinlänglichen Grund hat. Ein Anderer verdirbt ein ſehr gutes Werk dadurch, weil er es nicht gehörig behandelt, das heißt, die Uhr nicht gehörig aufzieht, und beim oftmaligen Rücken der Zeiger nicht Behutſamkeit genug beobachtet, ſie nicht mit derjenigen Vorſicht behandelt, mit welcher eine ſo kleine Maſchine behandelt werden muß. Dazu kommt noch, daß er ſie durch das oftmalige Corrigiren an der innern Stellſcheibe konfus macht. Die Zeiger werden bei manchen Uhren ebenfalls durch das zu viele Stellen locker; alle dieſe und ähnliche Behandlungen verurſachen, daß die Uhr, und wenn ſie auch noch ſo gut iſt, endlich unrichtig geht. Auch die Uhrtaſche muß man ſtets reinlich halten, ſie deshalb oft umkehren und vom Staube befreien, und dann muß man die Uhr ſelbſt ſo viel als möglich vor dem Staube bewahren, ſo auch vor Feuchtigkeit, vor einer kalten Wand, vor Sonnenſtrahlen, und vor dem heißen Ofen. Nie muß man zur beſtimmten Zeit das Aufziehen verſäumen. Der Mittag oder Abend iſt dazu beſſer, als der Morgen, wo die Temperatur der Uhr, vornämlich im Winter, gewöhnlich noch ſehr verſchieden iſt von der Temperatur der Stubenwärme. In der Kälte hat nämlich die Feder eine gewiſſe Sprödigkeit angenommen, die ſie leicht dem Zerſpringen beim Aufziehen ausſetzt, und deshalb ſollte man auch nicht die Uhren in der Kälte aufziehen, und wenn ſie ſelbſt kalt iſt; ſo ſollte man ſie immer erſt in der Uhrtaſche durchwärmen laſſen. Viele Uhrenbeſitzer glauben irrigerweiſe es ſei gut, wenn man die Uhr bisweilen ablaufen und die Feder ausruhen laſſe. Hat man die Uhr eine Zeitlang nicht aufgezogen, und thut dies ein-

mal wieder, ſo wird man ihren Gang immer etwas verändert finden, ſo, daß man ſie erſt wieder reguliren muß. Eben deswegen iſt es auch gut, wenn man eine Repetiruhr, um ſie nicht aus der Gewohnheit zu bringen, zuweilen ſchlagen läßt. Man darf das Aufziehen weder zu ſchnell, noch zu langſam verrichten. Im Gehen, Fahren, Reiten oder gar beim Regnen ſollte man es nie thun, ſowohl wegen des Hineinfliegens von Staub, Regen ꝛc., als auch wegen der Stöße, welche die Uhr zu ihrem größten Schaden erhalten kann. Die meiſten Uhren werden jetzt durch ein Loch des Zifferblatts aufgezogen. Wer ſich nicht in Acht nimmt, der zerbricht dabei leicht das Email um das Loch herum. Damit dies nicht leicht geſchehen könne, ſo muß der Uhrſchlüſſel merklich dünner ſeyn, als die Weite des Loches beträgt; er muß gut auf den viereckigen Aufziehzapfen paſſen, und ſo feſt wie möglich muß er darauf geſteckt werden. Meſſingene Schlüſſelröhren (Kanonen) ſind immer beſſer, als ſtählerne; wenn Letztere nicht gut paſſen, ſo verderben ſie wegen ihrer größeren Härte den Aufziehzapfen, und es iſt doch viel beſſer, daß der Schlüſſel zu Grunde geht, als jener Zapfen. Sobald der Schlüſſel zu weit geworden iſt, und auf dem Zapfen hinwegzurutſchen anfängt, muß man ihn abſchaffen. Merkt man beim Aufziehen, daß das Geſperre der Schnecke um einige Zähne zurückweicht, ſo muß man gleich damit aufhören, weil ſonſt der Fehler immer ſchlimmer wird, und zuletzt Feder oder Kette zerreißt. Wenn beim Ende des Aufziehens der Vorfall, welcher dem Aufziehen Grenzen ſetzt, nach einem kleinen Widerſtande oder Rucke doch ausweicht, ſo muß man ſogleich das Aufziehen endigen, und jenen Fehler erſt verbeſſern laſſen, um weiter keinen Schaden anzurichten. Wer gewohnt iſt, die Uhr mit Aufmerkſamkeit und Vorſicht aufzuziehen, der hat es ſchon im Gefühle, wie oft er den Schlüſſel herumdrehen muß, bis das Aufziehen zu Ende iſt. — Wegen der Nothwendigkeit des Rein-

haltens der Uhr muß man Gehäuſe, Zifferblatt und Uhrſchlüſſel oft ſäubern; den Staub aus dem Gehäuſe und vom Zifferblatte wiſchen, welches mit einem reinen und feinen leinenen Lappen ſehr vorſichtig geſchieht; aus den Ecken und Kanten des innern Gehäuſerandes kann man ihn mit einer Feder wegbringen, wobei man weder die Zeiger, noch das innere Werk berühren darf. Zum Reinigen des Schlüſſelrohrs kann man ebenfalls eine Feder oder auch ein ſpitziges Hölzchen anwenden. Es iſt ferner ſehr rathſam, daß man die Uhr bald hängt, bald auf das Glas, und zuweilen auch auf den Boden des Gehäuſes legt; denn wenn die Uhr immer hängt, ſo leiden die Seitenwände der Zapfenlöcher viel mehr, als die Grundflächen derſelben; ſie werden dann natürlich zu weit. Wenn man aber die Uhr beſtändig legt, ſo bohren die Zapfen ſtets auf die Grundfläche und laufen ſich merklich ab. Durch die Erweiterung der Zapfenlöcher auf die eine oder die andere Art, muß der Gang der Uhr wohl verändert werden. So wenig, wie möglich, muß man die Uhr öffnen, beſonders nicht an ſtaubigen, rauchigen und dunſtigen Orten. Perſonen, welche Tabak ſchnupfen, müſſen ſich hüten, daß davon kein Körnchen in die geöffnete Uhr falle. Vom Pferde ſollte man nie ſteigen, ohne vorher die Kette in Sicherheit gebracht zu haben; auch in Gedrängen muß man die Uhrkette beiſtecken, nicht bloß der Gefahr des Beſtehlens wegen, ſondern auch wegen des leichten Hängenbleibens und des Herausziehens oder Herausſchleuderns der Uhr, wenn keine über die Schulter gehende Kette, Schnur oder Band, mit ihr verbunden iſt, die auch leichte und flache Uhren gut vor dem Herausziehen aus der Taſche ſchützen. Auf den Abtritt ſollte man die Uhr nie mitnehmen. Man darf auch die Uhrzeiger nie mit den Fingern herumdrehen, weil ſie dadurch leicht zerbrochen oder verbogen werden; immer muß das Drehen der Zeiger *bloß* mittelſt des auf das viereckige Minutenrohr ge-

ſteckten Uhrſchlüſſels geſchehen. Es iſt ſelbſt nicht einmal gut, wenn man die Zeiger mit dem Schlüſſel zu oft umdreht, z. B. um ſie wieder anzurichten, wenn man die Uhr aus Nachläßigkeit zu oft ganz ablaufen läßt, weil dadurch das Minutenrohr auf ſeinem langen Zapfen zu locker wird. Lieber ſoll man die Uhr noch ſo lange ruhen laſſen, bis die Zeit herangekommen iſt, auf welcher die Zeiger ſtehen. Das Rücken um eine halbe Stunde oder auch um eine Stunde, zieht aber keine nachtheilige Folgen nach ſich. Wenn der Bügel oder das Gehänge am Uhrgehäuſe ſehr locker geworden iſt, ſo muß man es bei Zeiten befeſtigen laſſen, weil man ſonſt einmal, bei völligem Losgehen, die Uhr fortſchleudern oder zu Boden werfen könnte. Wenn Waſſer oder eine andere Flüſſigkeit in das Werk gekommen ſeyn ſollte, ſo muß man ſie ſogleich auseinander nehmen, alle Theile ſchnell trocken und ausputzen laſſen. — Die Uhrſucht oder die Sucht eine oder zwei Taſchenuhren bei ſich zu tragen, die noch zu Anfange dieſes Jahrhunderts herrſchte, iſt größtentheils verſchwunden, weil der Werth der Uhren abgenommen hat. Man hielt damals eine Taſchenuhr für einen Schatz, und dieſes gewiß dreißig Jahre früher, es war ein Gegenſtand des Luxus und der Mode, und Jeder ſuchte nur das Höchſte, eine Uhr, zu erreichen, ſowohl in den Städten, als auf dem Lande, wozu nun noch der Luxus mit den Uhrketten kam, die man von Gold, Silber und Kompoſitionsmetallen trug, woran Sinnbilder auf Emaille und andere Schnörkeleyen angebracht waren. Man trug nicht bloß eine Uhr, ſondern zwei, deren Ketten man zu beiden Seiten der Beinkleider herabhängen ließ. Gewerksleute hatten die Embleme ihres Gewerks im Kleinen daran angebracht, z. B. wie die Maurer, Zimmerleute, Tiſchler ꝛc., und oftmals waren bei dieſen Gewerksleuten die Ketten mehr werth, als die Uhren, die ſie trugen, weil ſie Alles auf denjenigen Gegenſtand verwendeten, der

äußerlich ſichtbar war, alſo die Kette. Nach und nach verlor ſich dieſer Luxus, die zweite Uhr wurde eingeſtellt, und man paradirte nur noch mit einer Kette, und zuletzt verſchwand auch dieſe, da die Schnüre und Uhrbänder aufkamen, an welchen man die Uhr in der Weſtentaſche zu tragen anfing, welche Mode ſich auch noch bis auf die neueſte Zeit erhalten hat. Der Werth der Uhren ſank aber, wie ſchon oben bemerkt worden, herab, theils weil ſie ſehr wohlfeil wurden, theils legte man auch nicht mehr den Werth auf eine Uhr, die man als einen gewöhnlichen Zeitmeſſer anzuſehen anfing, den man allerdings für ſehr wichtig hielt, aber das Gold und Silber dabei nicht mehr in dem Grade beachtete, als vorher, da man jetzt nur auf die Zeit ſah, wenn nur dieſe richtig angezeigt wurde, um das Gehäuſe bekümmerte man ſich nicht mehr in dem Grade, wie früher, nur die goldenen Cylinder- und Repetiruhren behielten ihren Werth, weil ſie auch zu koſtbar ſind, und von dem gemeinen Manne nicht angeſchafft werden können. Man hat jetzt für einige Thaler eine ſilberne Uhr in der Taſche, und ſo iſt es denn auch gekommen, daß ſie jetzt ſchon Knaben tragen, man alſo keinen Werth mehr darein ſetzt, wie ſonſt, zu einer Uhr zu gelangen. S. auch den Art. Taſchenuhrenfabrik. — Um eine Taſchenuhr in eine Tafeluhr umzuwandeln, lege man das Gewerk der Stundenuhren (ſ. oben, S. 375 u. f.) zum Grunde. Das Großbodenradsgetriebe wird beibehalten, weil es ein Sechſer iſt; auch das Steigradsgetriebe kann zur Noth beibehalten werden, ob es gleich nur ein Fünfer iſt. Denn die Jüſtirung des Steigrads iſt ſchwer, wenn man es abgeſchlagen und auf ein anderes Getriebe genietet, oder, wie man es hier finden wird, gelöthet hat. Man ſchlägt alſo nur das Kleinbodenrad und das Kronrad von ihren Getrieben, und giebt ihnen Sechſer, weil die zu ſpitzigen Zähne der beiden Bodenräder etwas abgedrehet werden müſſen, ſo können die

alten Zapfenlöcher für die neuen Getriebe bleiben. Wäre aber das Steigradsgetriebe an der Stelle, wo das Kronrad ſo lange gearbeitet hat, zu ſehr ausgelaufen, ſo muß das Kronrad doch verſetzt werden, daß es an einer noch ungebrauchten Stelle des Getriebes zum Eingriffe komme. Unter den Kronradszapfen macht man vor der Vorderplatte eine breite gedrehete meſſingene Schraube, vermittelſt welcher man den Eingriff mehren oder mindern kann, wie man es nöthig findet. Anſtatt der Unruhe giebt man der Uhr einen kleinen Perpendikel; und um ſeine Länge zu beſtimmen, muß man überlegen, was man gemacht hat. Durch die Verwechſelung zweier Fünfergetriebe mit zwei Sechſern iſt eine Veränderung entſtanden, daß nun anſtatt 172,800 Unruhſchläge 120,000 in einem Umlaufe des Federrades geſchehen. Dieſes giebt, wenn das Vorgelege die drei Umläufe des Federrades und die Währung von dreißig Stunden bleiben ſollen, 12,000 Schläge für die Stunde, und der Perpendikel wird alſo etwas kürzer, als 3 Zoll 5 Linien werden; den $3\frac{1}{3} : 3\frac{1}{3} = 11\frac{1}{9} = \frac{100}{9} : \frac{2276}{5}$ $= 500 : 20484 = 40,9$ Linien. Die Stange wird ganz ſchmal von einer dünnen Uhrfeder geſchnitten, und die darauf zu ſchiebende Linſe ganz flach und rund.

H. Berthoud, Verſuche, Grundſätze und Regeln zur Vollkommenheit der Taſchenuhren. Aus dem Franzöſiſchen von Vogel. Mit Kupfern. Meiſſen, 1790.

J. G. Geisler, der Uhrmacher, oder Lehrbegriff der Uhrmacherkunſt, aus den beſten Engliſchen, Franzöſiſchen und andern Schriften zuſammengetragen. 10 Thle. Mit 87 Kupfern. Leipzig, 1793—99.

Belehrungen für diejenigen, welche Taſchenuhren tragen; in Abſicht ihrer Beſchaffenheit, Beurtheilung, Kaufens, Ausbeſſerung und Verhaltung. Nebſt einem Anhange über Wand- und Tiſchuhren. Nicht für Künſtler und Uhrmacher, ſondern fürs Publikum.

2te vermehrte und verbeſſerte Auflage. Liegnitz und Leipzig, 1801. (Die erſte Auflage erſchien 1798.) Dieſes Werk (von F. A. Schmidt) iſt größtentheils bei Anfertigung des obigen Artikels benutzt worden.

Deſſen Beitrag zur Zeitmeßkunſt für Freunde und Liebhaber von Uhrwerken aller Art, in 3 Abtheilungen. Liegnitz, 1797.

Jac. Auch, Anleitung zur Kenntniß und Behandlung der Taſchenuhren. Für Uhrenbeſitzer und Verfertiger. Mit Kupfern. 2te Aufl. Gotha.

A. Cumings Elemente der großen und kleinen Uhrmacherkunſt. Aus dem Engliſchen mit Anmerkungen von J. G. Geisler. Mit 16 Kupfertafeln. Leipzig.

G. F. Wenderoth, Anweiſung zu einer zweckmäßigen und vernünftigen Behandlung der Taſchenuhren. Eiſenach, 1804.

J. H. M. Poppe, praktiſches Handbuch für Uhrmacher und Uhrenbeſitzer. 2 Bde. Mit vielen Kupfern. Leipzig, 1810.

Deſſen, die Engliſche Uhrmacherkunſt, oder deutliche Anweiſung, dieſelbe nach ihrem in England zur höchſten Vollkommenheit gebrachten Zuſtande auszuüben. Für Klein- und Großuhrmacher, wie für Alle, die ſich in dieſem intereſſanten Theile der Mechanik unterrichten wollen. Nach dem Engliſchen des Theodor Martin bearbeitet. Mit drei großen Kupfertafeln.

G. Smitſon, Hülfsbüchlein für Uhrenbeſitzer, oder die Kunſt, ſeine Uhren ſelbſt zu repariren und im Gange zu erhalten, wie auch insbeſondere die Gleichförmigkeit des Ganges derſelben bei verſchiedener Temperatur, Bewegung, Lage, worin ſie ſich befinden, zu befördern; nebſt intereſſanten Mittheilungen, wie mit leichter Mühe Wecker an Taſchenuhren anzubringen ſind. Nach den neueſten Erfindungen; mit Abbildungen.

Taſchenuhr (achttägige), ſ. oben, S. 380.
— (Aequations-), ſ. daſelbſt, S. 397.
— (Augsburger), ſ. daſ., S. 406.

Taſchenuhr (Cylinder-), ſ. oben, S. 386 u. f.
— (Damen-), werden die kleinen, theils glatten, theils guillochirten, theils auch emaillirten, goldenen Taſchenuhren genannt, die man auch wegen ihrer Kleinheit Duodezuhren nennt; ſ. auch oben, S. 397.
— (Datums-), ſ. oben, S. 387, 389 u. f.
— (Deutſche), ſ. daſ., an mehreren Stellen.
— (dreigehäuſige), ſ. daſ., S. 403 u. f.
— (Duodez-), ſ. Taſchenuhr (Damen-). Auch rechnet man hierher die kleinen Uhren, welche oft als Geſchmeide um den Hals getragen werden, ſo auch in den Ohren der Damen als Ohrringe. S. oben, S. 410.
— (durchſichtige), Uhren à Jour, ſ. oben, S. 410.
— (Dutzend-), werden diejenigen Uhren genannt, welche auf den Meſſen in Dutzenden verkauft werden, und die man zu den ſchlechteſten Taſchenuhren rechnet. S. oben, S. 398 u. f., und S. 415.
— (eingehäuſige), ſ. oben, S. 408.
— (emaillirte), ſ. daſ., S. 397.
— (Engliſche), ſ. daſ., S. 403.
— (Franzöſiſche), ſ. daſelbſt.
— (Frauenzimmer-), ſ. daſ., S. 397.
— (goldene), ſ. daſ., an mehreren Stellen.
— (guillochirte), ſ. daſ., S. 397.
— (Jagd-), ſ. daſ., S. 405.
— (Kalender-), ſ. daſ., S. 397.
— (Kapſel-), werden die ſilbernen und goldenen Uhren genannt, welche ſtatt des Glaſes über dem Zifferblatte, eine Kapſel von demſelben Metalle haben, womit das Zifferblatt verdeckt wird. Durch einen Druck vermittelſt einer Feder ſpringt die Kapſel auf, und durch das Niederdrücken derſelben ſchließt oder bedeckt man das Zifferblatt wieder.
— (Repetir-), Schlaguhr, ſ. oben, S. 391 u. f.
— (Ring-), ſ. daſelbſt, S. 410.
— (Schlag-), ſ. Taſchenuhr (Repetir-).

Taſchenuhr (Schwediſche), Stockholmer Taſchenuhr, ſ. oben, S. 406 u. f.
— (Schweizer), die Taſchenuhren, welche uns Genf, Neufchatel ꝛc. liefern.
— (Sekunden-), ſ. oben, S. 387 u. f.
— (ſilberne), ſ. daſelbſt, an mehreren Stellen.
— (Sonnen- und Mond-), ſ. daſ., S. 410.
— (Stockholmer), ſ. Taſchenuhr (Schwediſche).
— (Stunden-), ſ. oben, S. 375 u. f., und S. 407.
— (tombackene), ſ. daſelbſt, S. 412.
— (überſetzte), ſ. daſ., S. 381.
— (Wecker-), ſ. daſ., S. 407.
— (Wiederholungs-), ſ. daſ., S. 391.
— (zweigehäuſige), ſ. daſ., S. 403 u. f.

Taſchenuhrenfabrik, diejenige Werkſtatt, in welcher die Taſchenuhren im Großen fabrizirt oder gemacht werden, um ſie von der Werkſtatt zu unterſcheiden, worin Kleinuhrmacher mit ihren Geſellen und Lehrlingen Taſchenuhren verfertigen. In der Letztern Werkſtatt werden Taſchenuhren auch neu gebauet, und ſehr gut, mit allem Fleiße, wenn man ſich auch die Räder, Trommeln, Schnecken, Spindeln ꝛc. dazu aus den großen Fabriken kommen läßt; ſo werden ſie doch hier ſehr genau nachgeſehen, ausgefeilt, geebnet, und überall nachgeholfen, wo es nöthig iſt, ſo, daß eine Uhr, die aus den Händen eines geſchickten Uhrmachers hervorgeht, gewiß wenig zu wünſchen übrig läßt, da er auch in dem Kleinſten keine Mühe ſparen, und alle Theile mit Fleiß ausarbeiten wird. Eine ſolche Taſchenuhr kann aber auch nicht für den Preis gearbeitet werden, wie man ſie aus einer großen Fabrik erhält; denn die Vortheile, die in einer gut eingerichteten Fabrik erzielt werden, ſind in einer Kleinwerkſtatt nicht zu erzielen möglich. In den Genfer, Neufchateller und andern großen Fabriken in der Schweiz, auch in Frankreich, ſind die Arbeiter nur zu einem Artikel der Arbeit eingerichtet;

z. B. derjenige, welcher die Räder anfertiget, macht nur Räder, ein Anderer nichts als Trommeln, ein Dritter nichts als Schnecken, ein Vierter nur Spindeln, ein Fünfter nichts als Schrauben ꝛc. ꝛc. Hierdurch erhält das Ganze einer ſolchen Fabrik verſchiedene ſehr wichtige Vortheile, wie z. B. die außerordentliche Fertigkeit und Geſchwindigkeit, die ein ſolcher Arbeiter in einem dieſer Stücke erlangt, wenn er weiter nichts, als nur immer daſſelbe Stück ſchon ſeit vielen Jahren gemacht hat, und noch täglich macht. Zweitens iſt ein ſolcher Arbeiter nur auf dieſe Art von Arbeit eingerichtet, und zu keiner andern brauchbar; er iſt alſo beinahe gezwungen bei dieſer Fabrik zu bleiben, und um einen mäßigen Lohn zu arbeiten; denn derjenige, der z. B. Räder bearbeitet, kann keine Spindel anfertigen, keinen Zapfen drehen. Ausarbeiter der Uhren oder Finisseurs werden diejenigen genannt, welche nachher die vielen Dutzend Räder, Trommeln, Schnecken, Unruhen ꝛc. zu ganzen Werken zuſammenſetzen. Auf dieſe Arbeiter kommt das Meiſte an. Es findet ſich freilich unter ſo vielen Dutzend Rädern, Schnecken, Schrauben und dergleichen, auch manches verunglückte und mißrathene Stück, allein dieſe werden nicht weggeworfen, daraus entſtehen dann die ſchlechten Uhren. Ein dritter großer Vortheil iſt dieſer: daß in einer ſolchen, nur einigermaßen gut eingerichteten Fabrik, alle möglichen Hülfsinſtrumente und Maſchinen, wodurch die Arbeit ſehr erleichtert wird, zu finden ſind, die ſich, wegen der großen Koſten, nicht jeder Kleinuhrmacher vollſtändig anſchaffen kann. Ein vierter wichtiger Vortheil iſt die Erleichterung der Arbeit durch das Kaliber. Es werden nämlich viele Dutzend Uhren auf einmal, alle nach einem und demſelben Maaße, Größe, Dicke, Berechnung, und Einrichtung, welche man das Kaliber nennt, bearbeitet. Hierzu hat der Verfertiger der Räder, der Trommeln, der Spindeln, ſo wie der Gehäuſemacher, der Emailleur der Zi-

ferblätter und alle übrigen daran arbeitenden Perſonen, ein und daſſelbe Maaß. Welche große Vortheile werden nun nicht noch erreicht, wenn ſo viele Dutzend Werke auf einmal vergoldet, viele Dutzend Gehäuſe dazu nach einem Muſter abgedrehet, ſo viele Dutzend Ueberfutter auf einmal überzogen oder lackirt werden. Ferner ſtehen die Federmacher, die Kettenmacher, Triebſtahlzieher, Zeigerverfertiger, kurz alle diejenigen, welche die erſten Materialien zu einer Uhr zubereiten, mit einer Fabrik in einer gewiſſen Verbindung; alle dieſe Nothwendigkeiten kommen dem Fabrikanten nicht halb ſo hoch zu ſtehen, als dem Uhrmacher in andern Städten, der ſolche erſt daher bekommt. Auch Mädchen und Frauen werden in einer ſolchen Fabrik mit zu Hülfe genommen, und thun beim Poliren und vielen andern ähnlichen Arbeiten treffliche Dienſte. „Bei ſo vielen Vortheilen gut eingerichteter Fabriken, ſagt Auguſt Schmidt, ſollte man es kaum glauben, daß dennoch ſo viele elende Produkte aus denſelben kommen können; allein erſtlich ſind nicht alle Fabriken von einer guten Einrichtung, und zweitens kann man auch für billige Preiſe keine gute Uhren bekommen; denn vollkommen gute Fabrikuhren ſtehen immer noch in einem verhältnißmäßig hohen Preiſe. In Genf und deſſen Gebiete rechnete man vor den Zeiten der Revolution wenigſtens den dritten Theil der Einwohner, die ſich theils mit Verfertigung, Verfeinerung, Auspolirung und Zuſammenſetzung der verſchiedenen Theile der Uhren abgaben, theils mit dem Debit derſelben ernährten. Hierzu gehören aber auch alle diejenigen, welche damit in Verbindung ſtehen, und, obgleich auf eine entfernte Art, Antheil daran haben, als die Emailleurs, Ciſeleurs, Feder- und Kettenmacher, Triebſtahlzieher, Verfertiger der ſo vielfältigen Inſtrumente, und dergleichen mehr. An wirklichen Uhrmachern waren damals ſieben hundert Meiſter. In den 1820ger Jahren beſchäftigten ſich in Genf und deſ-

ſen Umgegend an drei tauſend Menſchen mit der Verfertigung der Uhren, und lieferten jährlich an 70,000 Stück. In derſelben Zeit waren zu Neufchatel oder Neuenburg vierhundert, und zu Chaux de Fonds und Umgegend fünfhundert Uhrmacher; auch in dem Thale Val Travers ſind viele Uhrmacher. Die größte Anzahl der in Genf verfertigten Uhren ſind Mitteluhren. Wenn man z. B. in Europa vier Hauptſtädte als große Hauptuhrenfabriken annimmt, nämlich London, Paris, Genf und Augsburg, ſo hat Genf, in Anſehung der Güte ſeiner Uhren, nur den dritten Rang, wenn man nämlich dieſe von der Art Uhren verſteht, welche in dem Handel den meiſten Cours haben. — Die Metalle, welche in den Uhrenfabriken verarbeitet werden, ſind: Meſſing, Stahl, Silber, Gold und Platina, ſonſt bediente man ſich auch noch einer Metallkompoſition, Tomback genannt, welche, neu, eine Aehnlichkeit mit dem Golde hatte, die aber aus den Uhrfabriken, ſo wie überhaupt aus den Gewerben, wo ſie vorkam, ganz verſchwunden iſt, auch die Schildkrötenſchale, das lackirte Horn, und die grüne Fiſchhaut in Gehäuſen kommen nur noch ſelten vor. Auch die Diamant- oder Demantpfannen, welche die Franzoſen in ihren guten oder feinen Uhren einführten, findet man nur noch ſelten. Die Unruhe ſpielte nämlich auf einem ſpitzen Zapfen der Spindel in einem ausgehöhlten Diamante frei ohne Reibung, weil ſie in einer Stunde 18,000 Streiche thun muß; allein man gewahrte auch, daß die weichere Spindel ſich in der Demantpfanne in kürzerer Zeit wegrieb, weil ſie der Unbezwinglichkeit des Diamanten nicht gewachſen war. — Die Arbeiten in den großen Uhrenfabriken ſind: das Hämmern des Metalls auf kleinen Amboßen, das Aus- und Abmeiſſeln, das Feilen, Drehen, Bohren, Verſenken, Ausreiben, Nieten, Löthen, Stahlhärten, Schleifen und Polieren, Vergolden, Emailliren ꝛc. Die vornehmſten

Werkzeuge ſind daher verſchiedene Arten von Hämmern, Amboßen, Meiſſeln, Sägen, Feilen, Drehſtühlen, Dreheiſen, Bohrern, Reibahlen, Löthröhren, Schleifſteinen, Polierſtählen, Schraubſtöcken, Feilkloben, Zangen, Schneidzeugen, Theilmaſchinen ꝛc. Zur Verfertigung der Schnecken für Federuhren giebt es eine beſondere Schneidemaſchine, ſo wie zum Abrunden der Zähne der Räder eine eigene Walzmaſchine; zur ſchnellern Verfertigung der Kettenglieder, der Zeiger, und mehrerer anderer kleiner Uhrtheile Preß- oder Schlagmaſchinen; zur ſchnellern und akkuratern Verfertigung der Federn Schmiede-, Schleif-, Polier- und Windemaſchinen ꝛc. Die Vergoldung des Meſſings geſchieht mit einem Theile Dukatengold und zwei Theilen Queckſilber; man hat aber auch zum Vergolden und zum Emailliren der Zifferblätter mancherley Vortheile erfunden. Man zieht auch eigenen Spindeldraht, woraus die Spindeln der Taſchenuhren in möglichſt kurzer Zeit durch weiteres Ausarbeiten, namentlich Feilen und Drehen, fertig gemacht werden können. Bei flachen Uhren ſucht man durch angeſchraubte Stege und Kloben den Raum wieder zu gewinnen, welchen die Flachheit ſo ſehr eingeſchränkt hatte. Solche Stege und Kloben nehmen die Zapfen mancher Rad- und Getriebewellen auf. — In der zuſammengeſetzten Taſchenuhr beſteht das Geſtell aus zwei kreisrunden, meſſingenen Platten, und vier meſſingenen Pfeilern, welche die meſſingenen Räder, die ſtählernen Getriebe ꝛc., zwiſchen ſich enthalten. Vorſteckeſtifte, die durch Löcher der Pfeiler gehen, vereinigen hier, ſo wie bei den Wand- und Stadtuhren, die Theile des Geſtelles miteinander. Die Spindeln der Taſchenuhren ſind von gut gehärtetem Stahle. Die Taſchenuhren werden nach einem Riſſe in den Fabriken gemacht, welcher auf ein Papier von den vornehmſten Theilen einer Uhr gezeichnet worden. Zu den Platten und Rädern nimmt man hart geſchlagenes Meſ-

ſing, welches durch Meiſſel, Säge und Feile die Geſtalt erhält; eben ſo geſchieht es mit den Rädern, die erſt aus dem Groben gefeilt, und dann auf einem Drehſtuhle nach der beſtimmten Größe und Dicke rund gedrehet werden. Die Zähne ſchneidet man dann mit der Theilmaſchine oder dem Schneidezeuge ein. Mit Ausnahme des erſten Rades, auf welches die bewegende Kraft zunächſt wirkt (das Schneckenrad), werden alle Räder durchbrochen, ſo daß ſie nur einen Ring um den Mittelpunkt herum, einen Kranz für die Zähne, und drei Arme, welche dieſen Kranz mit jenem Ringe verbinden, beibehalten. Dieſes Durchbrechen geſchieht, damit die Räder, ihrer erforderlichen Stärke unbeſchadet, ein geringeres Gewicht bekommen, folglich einen geringern Druck der Wellzapfen auf die Wand der Zapfenlöcher bewirken. Je entfernter das Rad von der bewegenden Kraft iſt, deſto dünner und leichter kann es ſeyn. Die Getriebe und Wellen werden aus Stahl gemacht; man dreht ſie zwiſchen dem Drehſtuhle gehörig rund, dreht die Zapfen daran und härtet ſie. Man benutzt bei den Taſchenuhren zu den Getrieben, nach der Geſtalt der Triebſtöcke, den gezogenen Triebſtahl, welcher nun noch durch Feilen und Drehen ausgearbeitet und polirt werden muß. Die Zapfenlöcher werden, ſelbſt bei meſſingenen Platten, mit hartgeſchlagenem Meſſing ausgefüttert. Die Schrauben werden von Stahl, und die Vorſteckſtifte von Meſſing gemacht, ſo wie auch die Stege und Kloben, welche Zapfenlöcher enthalten. Ein Mehreres über dieſe Taſchenuhrenfabriken, ſo wie über die Werkzeuge ꝛc. wird unter Uhr und Uhrenfabrik, in U., vorkommen.

Taſchenuhrenfournitüres, werden in den Franzöſiſchen Uhrenfabriken die verſchiedenen Stücke genannt, welche zur Zuſammenſetzung der Uhren dienen, das Räderwerk, die Federn, Stifte, Schrauben ꝛc., und die Pa-

rid, London, Genf, Neufchatel, Berlin, Augsburg ꝛc. liefern.

Taſchenuhrenhandel, ſ. oben, unter Taſchenuhr, S. 398 u. f.

Taſchenuhrfeder, die in dem Werke einer Taſchenuhr ungefähr ſtrohhalmsbreite dünne elaſtiſche, in ſpiralförmigen Gängen um ſich ſelbſt herumgewundene Stahlfeder, welche in dem Federhauſe oder der Trommel liegt; ſ. oben, unter Taſchenuhr, S. 375 u. f.

Taſchenuhrgehäuſe, dasjenige Gehäuſe von Silber oder Gold, worin das Werk liegt. Jede Uhr hat ein Gehäuſe, welches das Werk umgiebt, es gegen jede Verletzung, Staub ꝛc. ſchützt, und damit dieſes noch beſſer geſchehe, ſo hat man noch ein zweites, auch wohl ein drittes Gehäuſe bei den Uhren angebracht, damit der Druck und Staub um ſo beſſer abgehalten werde. Nur das erſte Gehäuſe hat in ſeiner Faſſung von der Seite des Zifferblattes ein Glas, um dieſes und die Zeiger zu decken, ohne die Anſicht des Zifferblattes zu entziehen, indem man dazu recht klare und erhabene Gläſer nimmt. Die übrigen Gehäuſe haben oben eine offene Faſſung, die über das Glas geht, und es umſchließen. Das zweite Gehäuſe iſt gleichfalls Silber oder Gold, das dritte Schildkröte, gefärbte Fiſchhaut, Horn und lackirt ꝛc. Man hat jetzt nur eingehäuſige Uhren, höchſtens zweigehäuſige, das dritte Gehäuſe oder Ueberfutter, welches gewöhnlich von Schildkrötenſchale ꝛc. iſt, kommt ſelten noch vor. Sowohl wenn man die Uhr öffnet, als auch, wenn man die Gehäuſe wieder zumacht, muß man an dem Knöpfchen die Schlußfeder zurückdrücken, daß ſich der Rand des Gehäuſes nicht mit der Zeit an dieſer Stelle vom Schließhaken ausſchleife, und die Gehäuſe hernach nicht mehr zubleiben. Will oder muß man die Uhr öffnen, wenn der Minutenzeiger dem Schließhäkchen nahe iſt, ſo brauche man alle Vorſicht, daß man den Zeiger nicht zerbreche, indem der Nagel des Fingers von

dem Häkchen abgleitet. — Bei den Kapſeluhren fällt das Glas weg, weil eine Springkapſel über das Zifferblatt fällt, und ſolches ſchließt, ſo daß kein Staub in die Uhr kommt. S. auch oben, unter Taſchenuhr, an verſchiedenen Stellen.

Taſchenuhrkette, 1) die aus lauter kleinen zuſammengenieteten Stahlgliedern beſtehende Kette, welche in dem Werke einer Taſchenuhr, durch zwei Häkchen, an jedem Ende der Kette eines, das Federhaus mit der Schnecke verbindet, indem das eine Häkchen in ein kleines Loch geſteckt wird, welches ſich nahe am obern Rande des Federhauſes befindet, das andere in ein kleines Loch am Ende des untern Ganges der Schnecke; ſ. S. 376 u f., wo ihre weitere Beſtimmung noch angeführt worden. — 2) Die Uhrkette, welche zur Zierde außerhalb an einer Taſchenuhr getragen wird, indem man ſie an den Bügel (Ring, Gehänke) derſelben befeſtiget. Dieſe Uhrketten beſtehen aus Stahl, Silber, Gold, Platina ꝛc., und ihre Glieder ſind verſchiedentlich geformt, nachdem es Geſchmack und Mode gebieten. Man hat Ketten, deren Glieder ſchmal, lang und flach ſind, dann gleich den Erbſen (Erbsketten) rund, dann breit und oval, geringelt oder gereift ꝛc.; zwiſchen den Gliedern hat man auch Emaille-Verzierungen, auch Verzierungen von Stahl, Gold oder Silber nach dem Metalle der Kette, ſo daß immer eine Reihe Kettenglieder, und dann dazwiſchen eine Verzierung kommt. An dem freien Ende der Kette, welches gewöhnlich etwas lang aus der Uhrtaſche über die Beinkleiderklappe geht, hängen Petſchafte und Uhrſchlüſſel, auch andere Zeichen oder Symbole, die ſich auf Orden, Würden, Gewerbe ꝛc. beziehen, wie z. B. Freymauerzeichen (Winkelmaaß, Kelle, Schlüſſel ꝛc.) bei Freymäurern; Anker, Merkuriusſtab ꝛc. bei Kaufleuten ꝛc. ꝛc. Auch die Petſchafte ſind verſchieden, klein und groß, mit einem bloßen Bügel, der den Stein mit dem Wappen ꝛc. hält, als auch mit bogenförmiger Faſſung, glatt, auch

gereifelt, geſchärft ꝛc. Die gefaßten Steine mit Wappen, Namenszügen ꝛc. geſchnitten, ſind Karniole, Calcedone, Topaſe ꝛc.; auch gefärbtes Böhmiſches Glas bei Petſchaften ohne Werth, die aus einem Kompoſitionsmetalle beſtehen. Man hatte Petſchafte von einem Gewichte, dem die Uhr in der Taſche kaum das Gleichgewicht hielt, wobei die Beutelſchneider ihre Rechnung fanden, indem ſie nicht viel Mühe hatten, den Beſitzer der Uhr von dieſer Bürde zu entledigen. Der Luxus in Uhrketten noch beſonders in der zweiten Hälfte des verwichenen, und im Anfange dieſes Jahrhunderts ſehr groß, indem man Alles aufbot, um den Ketten die mannigfaltigſten Geſtalten zu geben; man hatte ſie mit vielen Gliederreihen freihängend bis zu den Petſchaften, als auch mannigfaltig verknüpft. Durch Zwiſchenſätze in Emaille, Alabaſter mit Basreliefs, Elfenbein mit Gemälden ꝛc., auch mittelſt der Durchzüge von anders geformten Kettengliedern ꝛc. in Verbindung mit Edelſteinen: Amethyſten, Chryſopraſen, Rubinen, bei theuren Ketten an goldenen Cylinder- oder Repetiruhren, auch bloß Stundenuhren, bei andern vertreten Karniole, Böhmiſche Steine, auch wohl Bernſtein dieſe Stelle. Perlenbänder, Schnüre aller Art, und einfache Ketten haben den übertriebenen Uhrkettenluxus verdrängt, auch wohl die vielen werthloſen Galanterieketten, welche anfangs gleich den ächten paradirten, und ſich dieſen in den Augen der Unkundigen gleich ſtellten; ſo auch die Wohlfeilheit der Uhren, die weit unter den ehemaligen Kettenwerth herabſanken. Alles dieſes gab Veranlaſſung, daß man dieſe koſtſpielige Mode aufgab.

Taſchenuhrmacher, Kleinuhrmacher, ſ. unter Uhrmacher.

Taſchenuhrräderberechnung, ſ. oben unter Taſchenuhr. Man findet bei den Uhrmachern auch folgende Berechnung. Man giebt 1) dem Steigrade jederzeit Zähne nach einer ungleichen Zahl, und gewöhnlich 15;

bei der Berechnung wird dieſe Zahl verdoppelt. 2) Das Minutenrad verrichtet in jeder Stunde eine Umwälzung, wonach man die Zähne und Triebſtöcke wählt, da dieſes Rad den Minutenzeiger bewegt. 3) Muß man zugleich darauf ſehen, daß die Uhr die beſtimmte Zeit in einem Aufzuge geht, welches theils von der Anzahl der Zähne des Schneckenrades und der Triebſtöcke des erſten Getriebes, theils von der Anzahl der Umgänge der Schnecke abhängt; bricht man daher der Schnecke einen Umgang ab, ſo muß ſolches bei der Berechnung des gedachten Rades und Getriebes erſetzt werden. Jedesmal wird die Uhr nach vier und zwanzig Stunden, wenn es eine neun und zwanzig Stunden gehende Uhr iſt, aufgezogen, da dieſes aber manchmal vergeſſen werden kann, ſo werden bei der Berechnung vier bis ſechs Stunden zugegeben, und die Uhr kann acht und zwanzig bis dreißig Stunden in einem Aufzuge gehen. Zum Beiſpiel, die Schnecke einer Uhr, die acht und zwanzig Stunden in einem Aufzuge geht, erhält ſieben Umgänge, und das Schneckenrad läuft in vier und zwanzig Stunden einmal herum. In jeder Stunde ſchlägt die Unruhe 17280mal, und alſo in vier Stunden 69120mal. Verdoppelt man noch die Zähne des Steigrades, ſo ergeben ſich die drei erforderlichen Glieder der Proportion — 30 : 1 = 69120 : 2304. Die gefundene Zahl 2304 zerlegt man bei der Berechnung in die Faktoren 8, 8, 9, 4. Zu dieſen müſſen nach Beſchaffenheit der Umſtände Triebſtöcke geſetzt werden, daß ſich nämlich das Schneckenrad bei vier Umgängen der Schnecke in vier, das Minutenrad aber in jeder Stunde einmal umwälzt, und das Getriebe des Minutenrades nicht zu klein wird. Gemeiniglich wählt man bei den Triebſtöcken die Zahl 6 und 12, oder 6 und 10, und die Berechnung iſt folgende:

	Zähne der Räder.	Trieb-ſtöcke.	Umlaufs-zeit.
Steigrad in $6\frac{4}{4}$ Sek.	15	6	8
Kronrad in 50 Sek.	48	6	8
Kleinbodenrad in 6 Minuten 40 Sekunden	48	6	9
Minutenrad in 1 Stunde	54	12	4
Schneckenrad in 4 Stunden	48		

		2304
	17280	30
		69120

Aus dieſer Berechnung ergiebt ſich 1) daß das Steigerad 2304mal umläuft, während ſich das Schneckenrad einmal umwälzt. Multiplicirt man dieſe Zahl mit den Zähnen des Steigrades doppelt zuſammen 30, ſo zeigt das Produkt 69120 an: wie oft die Unruhe während einer Umlaufszeit des Schneckenrades ſchlägt. Da nun dieſes Rad ſich in vier Stunden einmal umwälzt, ſo darf man nur die letzte Zahl mit 4 dividiren, wenn ſich die Schläge der Unruhe in einer Stunde 17280 ergeben ſollen. Die letzte Zahl kann noch auf eine andere Art gefunden werden: wenn man nämlich die Umlaufszeit des Steigrades 8, des Kronrades 8, und des kleinen Bodenrades 9 mit einander multiplicirt, das Produkt aber wieder mit den Zähnen des Steigrades doppelt genommen, $8 + 8 + 9 = 576 + 30 = 17280$; denn das Minutenrad, welches das kleine Bodenrad bewegt, läuft in jeder Stunde einmal um. —4) Aus dieſer Umlaufszeit des Minutenrades ergiebt ſich auch die Umlaufszeit des Schneckenrades; denn aus dem Obigen erhellt, daß ſich das Minutenrad während einer Umwälzung des Schneckenrades viermal umdrehet. Das Minutenrad verrichtet aber in jeder Stunde eine Umwälzung, folglich das Schneckenrad in vier Stunden. Bei jeder Um-

wälzung des Letztern wickelt ſich die Kette von einem Umgange der Schnecke ab; multiplicirt man alſo die Umlaufszeit des Schneckenrades vier Stunden mit den Umgängen der Schnecke 7, ſo findet man die Zahl 28 oder die Stunden, in welchen die Uhr nach jedem Aufzuge geht. Giebt man alſo der Schnecke einer ſolchen Uhr 7½ Umgang, ſo läuft die Uhr dreißig Stunden in einem Aufzuge. — Die Franzöſiſchen Uhrmacher pflegen, zur Bequemlichkeit des Beſitzers einer Uhr, ihre Uhren ſehr flach und klein zu machen (welche Mode auch auf die Deutſchen Uhrmacher übergegangen iſt); hierdurch rücken die beiden Böden der Uhren zuſammen, wodurch die Schnecke kürzer werden muß. Einer ſolchen verkürzten Schnecke könnte man nun gleichfalls ſieben kleinere Umgänge geben, man müßte dann aber auch eine ſehr kleine Kette wählen, welche der Zerbrechlichkeit unterworfen iſt; daher bricht der Uhrmacher der Schnecke lieber eine, höchſtens zwei Umgänge ab, und erſetzt ſolches dadurch, daß er die Zahl der Zähne des Schneckenrades und der Triebſtöcke des Getriebes auf dem Minutenrade etwas abändert; alles Uebrige bleibt wie bei der erſten Uhr. Erhält die Schnecke ſechs Umgänge, ſo entſteht folgende Berechnung:

Steigrad	15	6	8
Kronrad	48	6	8
Kleinbodenrad	48	6	9
Minutenrad	54	10	5
Steigrad	50	—	—

Aus dieſer Berechnung, im Zuſammenhange mit dem Obigen, fließt, daß das Schneckenrad in fünf Stunden einmal umläuft, und daß die Uhr, da die Schnecke ſechs Umgänge hat, dreißig Stunden in einem Aufzuge geht.

Taſchenuhrreparatur, ſ. oben, S. 423 u. f. In den öffentlichen Blättern werden jetzt öfter Anzeigen von Uhrmachern wegen der Reparatur und Reinigung der Taſchenuhren gemacht, worin dem Publikum nicht nur

um einen billigen Preis dieſes Geſchäft empfohlen, ſondern auch eine Garantie auf ein Jahr zugeſichert wird. Die Cylinder- und Repetiruhren ſollen für 25 Sgr. genau reparirt, und für 15 Sgr. gereiniget, die gewöhnlichen Stundenuhren dagegen nur für 15 Sgr. reparirt, und für 7½ Sgr. gereiniget werden. Bei guten Uhren allerdings eine nur geringe Ausgabe, bei ſchlechten dagegen eine ziemlich bedeutende, da bei dieſen wohl ſchwerlich eine Garantie auf ein Jahr wird gegeben werden können, indem die Reparaturen in einem Jahre zu oft wiederkehren.

Taſchenuhrſchlüſſel, kleine Schlüſſel von Meſſing oder Stahl, um damit die Taſchenuhren aufzuziehen, wenn ſie abgelaufen ſind, und zu ſtellen. Zu den Uhren, welche hinten aufgezogen werden, wie z. B. bei den Engliſchen Uhren, wählt man am beſten einen Schlüſſel, der ein Gewerbe hat, weil man dieſe Operation damit in einem Zuge verrichten kann. Bei den Uhren, die auf dem Zifferblatte aufgezogen werden, geht dieſes nicht gut an, dazu muß man ſich der Franzöſiſchen Schlüſſel bedienen, wobei man ſich in Acht zu nehmen hat, daß das Zifferblatt um das Aufziehloch herum nicht ausſpringe, ſondern einen ſolchen ſchlechten Fleck vermeide; der Schlüſſel muß daher fein ſeyn, und gut und feſt paſſen. Ein allzudicker Fuß des Schlüſſels verdirbt das Aufziehloch auch im Gehäuſe, oder verrückt auch wohl den Uhrkloben in einer Engliſchen Uhr, oder zerbricht gar die Unruhe. Gute Schlüſſel ſind von Stahl und nach dem Aufziehzapfen geformt; man will aber meſſingene Schlüſſel für beſſer halten, da die ſtählernen, wenn ſie nicht gut paſſen, den Aufziehzapfen verderben ſollen. Wenn der Schlüſſel nicht gut paßt, und überzuſpringen anfängt, ſo danke man ihn ab. Müller, Bäcker, Seifenſieder, Schlächter ꝛc., die ein etwas ſtaubiges und ſchmutziges Gewerbe haben, müſſen ſtets vor dem Aufziehen den Schlüſſel reinigen, oder noch beſſer, ſich eines andern

Schlüſſels, als desjenigen, ſo ſie an der Uhrkette haben, bedienen; denn durch den Schlüſſel wird die meiſte Unreinigkeit in die Uhr gebracht. Da die Uhrſchlüſſel nur wohlfeil ſind, ſo kann man ſie öfter mit neuen vertauſchen, wenn ſie nicht mehr paſſen ſollten. Beim Aufziehen nehme man ſich in Acht, daß ſolches weder zu hurtig, noch zu langſam geſchehe, und wenn das Geſperre beim Aufziehen um etliche Zähne zurückſpringt, ſo iſt es Zeit, daß man darnach ſehen läßt, ehe man vielleicht die Feder oder die Kette zerreißt.

Taſchenuhrſtellung, und Unterſuchung deren Richtigkeit. Um dahin zu gelangen, den Grad der Richtigkeit einer Taſchenuhr zu erkennen, muß man ſie nach einer guten Wanduhr oder Perpendikeluhr ſtellen, und ſie vier und zwanzig Stunden in einer Lage laſſen, z. B. an der Wand hängend; dann zeichne man von ſechs zu ſechs Stunden die Abweichungen von der Wanduhr auf, wenn ſie eine Minute zu hurtig oder zu langſam gehen ſollte (welches gleichviel iſt, wenn es immer geſchieht). Wenn ſie nun z. B. in den erſten ſechs Stunden eine Minute, und in den andern ſechs Stunden eben ſo viel ꝛc., und alſo in vier und zwanzig Stunden vier Minuten vorwärts oder rückwärts wäre, ſo wäre dieſes ein Beweis, daß die Hauptfeder gleichförmig auf das Räderwerk wirkt, und dieſes auf die Unruhe. Man kann dieſe Unterſuchung noch etliche Tage in eben der Lage mit der Uhr fortſetzen, und ſehen, ob ſie beſtändig dieſe Art des Ganges in gleicher Zeit behalte. Man trage darauf dieſe Uhr in der Taſche. Wenn ſie nun wieder in ſechs Stunden eine Minute, in zwölf Stunden zwei Minuten zu hurtig oder zu langſam geht, eben wie im Hängen, ſo iſt dieſes ein ſicheres Kennzeichen, daß die äußerliche Bewegung keinen Einfluß auf ihren Gang hat, und man kann von einer ſolchen Uhr ſagen, daß ſie gut geht. Um ſie zu richten, darf man nur den Zeiger der Rückerſcheibe ein wenig rücken, je nachdem ſie zu

langſam oder zu ſchnell geht, vor- oder rückwärts. Wenn aber eine Uhr in vier und zwanzig Stunden vier Minuten zu langſam, hernach in der Taſche zu hurtig geht, oder noch weit mehr zurückbleibt, als im Hängen, z. B. ſechs bis acht Minuten in vier und zwanzig Stunden, ſo iſt ſie veränderlich im Gange, und man muß ſie einem geſchickten Uhrmacher übergeben, der ſie wieder in Richtigkeit bringt. Um von der Richtigkeit einer Taſchenuhr zu urtheilen, muß bemerkt werden, daß man ſie nicht nach der erſten beſten Wand- oder Thurmuhr, oder nach einer andern Taſchenuhr, oder auch nach einer Sonnenuhr ſtelle, und beim Nachſehen wieder andere Sonnen-, Wand-, Thurm- oder Taſchenuhren zu Lehrern habe; denn die Sonnen-, Wand- und Taſchenuhren pflegen gewöhnlich eine Viertelſtunde von einander abzuweichen, und daher kann man nicht gleich das Urtheil fällen, daß Taſchenuhren unrichtig gehen, da die Abweichung vielmehr jenen andern Uhren, wonach ſie geſtellt und verglichen werden, zuzuſchreiben iſt. Daher kann eine ſehr gute Taſchenuhr bei manchen Leuten für ſchlecht gehalten werden. S. auch oben, unter Taſchenuhr, S. 423 u. f.

Taſchenuhrwerk, das Gewerk in einer Taſchenuhr, welches aus den Platten, Rädern, Federn, Stiften, Schrauben, der Kette ꝛc. beſteht; ſ. oben, unter Taſchenuhr.

Taſchenuhrzerlegung, das Auseinandernehmen einer Taſchenuhr, welches gewöhnlich beim Ajüſtiren oder Abziehen einer neuen Uhr geſchieht; ſ. auch oben, unter Taſchenuhr.

Taſchenuhrzifferblatt, das Zifferblatt einer Taſchenuhr, welches gewöhnlich emaillirt iſt, aus weißer Emaille beſteht, worauf dann im Umkreiſe oder Kreiſe die Zahlen von 1 bis 12 in Römiſchen oder Arabiſchen Ziffern ſtehen, und darüber in 60 Punkten in demſelben Umkreiſe die Minuten, worauf der Stunden- und der Minutenzeiger hinweiſen, die in der Mitte auf einem

Stifte ruhen, und von Stahl ſind. Man hat auch Zifferblätter von Stahl, von Silber, und auch von Gold, ſo auch von vergoldetem Meſſing; auch haben ſie Verzierungen mancherlei Art, z. B. von farbiger Emaille, Gemälden, getriebener Arbeit ꝛc.; ſ. oben, unter Taſchenuhr.

Taſchenwerk, ein Gehäuſe von ſtarkem Eiſen mit verſchiedenen Rädern, in welchem die Münzſtöcke befeſtiget werden, worauf das Geld geprägt wird; ſ. unter Münze und Münzwiſſenſchaft, Th. 97.

Taſchenwörterbuch, Fr. Dictionnaire portatif, Dictionnaire de poche, ein Wörterbuch irgend einer Sprache, z. B. der Deutſchen, Franzöſiſchen, Engliſchen, Italieniſchen ꝛc. Sprache, mit kleiner Schrift, und in Taſchenformat, Duodez.

Taſchenzeitmeſſer, ſ. Taſchenchronometer.

Täſchner, ein Handwerker, welcher in Leder arbeitet, und der unter Riemer, Sattler und Täſchner, Th. 123, S. 401 u. f., abgehandelt worden.

Taß, ein im Hochdeutſchen unbekanntes, und nur in einigen gemeinen Mundarten übliches Wort. 1) Einen Haufen, beſonders einen Haufen Stroh, Garben oder anderer Feldfrüchte, zu bezeichnen, daher taſſen, auftaſſen, aufhäufen. — 2) Der Raum zu beiden Seiten in der Scheune, in welchen die Garben gelegt werden; die Banze. Daher eintaſſen, das Getreide in die Banzen legen, einbanzen. Nach der Anmerkung Adelungs in ſeinem großen Wörterbuche ſoll dieſes Wort zu Taſche, auch wohl zu Taſſe gehören, einen hohlen Raum zu bezeichnen. Die Begriffe der Erhabenheit und des hohlen Raumes ſind genau mit einander verbunden, und ſollen ſich nach dem erwähnten Sprachforſcher bei tauſend ähnlichen Wörtern finden. Im Franzöſiſchen iſt Tas gleichfalls ein Haufe.

Taſſe, im Diminutivum Täßchen, kleine Schalen, woraus man Thee und Kaffee, auch andere Getränke, wie

Chokolade, Bouillon ꝛc. zu trinken pflegt, von Porzellan, Geſundheitsgeſchirr, Fayance, Steingut, auch anderm ſchlechten Thone. Es gehören dazu zwei Stücke, der Oberkopf oder die Obertaſſe, und die Untertaſſe; die Letztere iſt eine flache runde Schale, und die Erſtere iſt hoch, rund und hohl. Ueberhaupt iſt die Form der Taſſen ſehr verſchieden, und gleichfalls der Mode unterworfen, daher könnte man nur Abbildungen von den verſchiedenen Formen geben, indem ſie ſich mit Worten nicht gut beſchreiben laſſen. Die Oberköpfe haben Handheben oder Henkel, womit man ſie anfaſſen kann, und dieſes hauptſächlich wegen der heißen Flüſſigkeit: des Thees, Kaffees, der Chokolade, Bouillon ꝛc. Man hat Taſſen in Porzellan von ſehr ſchönen Formen, gemalt, vergoldet, auch mit erhabenen Figuren ꝛc. Die Malerey beſteht in Kränzen, Blumenbouquets, Früchten, kleinen Landſchaften, Köpfen ausgezeichneter Perſonen, in mit Blumen verzierten Buchſtaben auf weißem Grunde, Porzellangrund. Auch hat man Taſſen in verſchiedenen Farben, als blau, grün, roſa, gelb ꝛc. Die Vergoldung beſteht in Randvergoldung und in Vergoldung des äußern und innern Oberkopfes. Die Randvergoldung erſtreckt ſich auf die Ober- und Untertaſſen, die Letztern findet man ſelten ganz vergoldet, weil ſich das Gold im Gebrauche bald wegen des Hin- und Herſchiebens des Oberkopfes abnutzen würde. Man hat ſie auch mit goldenen Strichen auf blauem, rothem, grünem ꝛc. Grunde, kurz, in allen Verzierungen und Formen. Man verkauft die Taſſen in den Fabriken Dutzendweiſe, auch Paarweiſe, das heißt, Unter- und Obertaſſe, beſonders von den dekorirten Taſſen, wo das Paar von 1 bis zu 5 Rthlr. im Preiſe hinaufgeht; auch wohl noch darüber hinaus, mit feiner Malerey und feiner Vergoldung. In den Königlichen oder Staatsporzellanfabriken findet man die größte Auswahl, ſowohl in der Form, als auch in der Malerey und Vergoldung. — Auch in Steingut fin[illegible]n ſehr ſchöne Taſſen von

anſprechender Form, in grauer, brauner, rother, gelber, grüner ꝛc. Farbe, nur haben ſie das Uebel, daß ſie leicht ſpringen, wenn Thee, Kaffee ꝛc. zu heiß hineingegoſſen wird; man muß ſie daher erſt wärmen, wie man es mit den Gläſern macht, ehe man Punſch eingießt, um dieſes Springen zu verhüten. Auch von Sanitätsgut hat man Taſſen in allen Formen, und da dieſe Maſſe ſich nicht merklich von dem Porzellane unterſcheidet, ſo finden die Taſſen aus dieſer Maſſe vielen Beifall, und um ſo mehr, da der Preis geringer iſt. Man hat auch Taſſen von Gold, Silber und von Glas. — Das Wort Taſſe iſt Franzöſiſch, und mit der Sache ſelbſt aus Frankreich zu uns gekommen. Im Italieniſchen lautet es Tazza. Man glaubt, daß es aus dem Morgenländiſchen herſtammt, da beide Arten des Getränkes von dort her zu uns gekommen ſind. Im Perſiſchen iſt Tas ein Becher, welches nach Adelungs Meinung auch mit unſerm Taſche in der weiteſten Bedeutung eines hohlen Raumes verwandt iſt, und dieſes ſcheint nicht unwahrſcheinlich zu ſeyn, da der hohle Raum auch hier der geltende iſt.

Taſſe de Neptune, die Franzöſiſche Benennung der Neptunskreuzwalze, Voluta cymbium, ſ. unter Walzenſchnecke, in W.

Taſſen, ein regelmäßiges Zeitwort, welches ſo viel, als einbanzen bedeutet; ſ. Taß.

Taſtatur, ſo viel als Claviatur, die Grifftafel bei der Orgel, dem Fortepiano, dem Klaviere, und ähnlicher Inſtrumente, welche Taſten haben. Die ganze Grifftafel beſteht aus Taſten, welches kleine Hammer ſind, die dicht neben einander liegen, und worauf man ſchlägt, um die Saiten im Innern des Fortepianos, Klaviers, der Orgel ꝛc. zu berühren, ſie zum Klange zu bringen. Wenn man alſo auf einem dieſer Inſtrumente ſpielen will, ſo ſind die Taſten die Schlüſſel zu den Tönen, indem durch ſie jede Saite angeſchlagen wird. Die langen Taſten ſind gemeiniglich von ſchönem ausländiſchen

Braſiliſchen- oder Ebenholze gemacht, und die kurzen, die etwas erhaben über den langen liegen, ſind gemeiniglich mit Elfenbein belegt; ſie werden mit einem kupfernen Stifte verſehen, der als ein Gelenk, Taſtenleiter, in einem Querholze unter den Taſten ſteckt. Dieſes Querholz trägt die Stifte, und läßt die Taſten beim Niederſinken nicht zu tief fallen. Damit ſie nicht beim Spielen raſſeln, ſo leimt man einen Streifen Tuch auf dieſen Steg. Die Taſtenſchwänze, oder der hintere und verborgene Theil der Taſten, woran eigentlich die Stifte angebracht ſind, ſpielen bei dem Drucke der Taſten in einer Rinne der Hinterwand zwiſchen den Rechenarmen oder Flügeln ganz frei. Einige Zwecken halten die Stiele der Taſten in ihrem Fugengeleiſe. Mitten an der Länge der Taſten ſind die vernieteten Ringe angebracht, an die man das Ziehwerk anhakt. Die Taſtatur mit der Orgel eröffnet die Windkäſtchen und Ventile, um die beſtimmten Pfeifen anzublaſen; deshalb ſagt man auch: die Claviatur iſt eng oder weit, leicht oder ſchwer zu drücken ꝛc.

Tastatura, werden diejenigen Phantaſien oder Vorſpiele genannt, welche auf Orgeln, Flügeln ꝛc. aus dem Stegreife gemacht werden, um gleichſam das Inſtrument zu probiren, ob es im guten Stande, rein und richtig geſtimmt ſey.

Taſten, ſ. Taſtatur.

Taſten, ein regelmäßiges thätiges, und ein Zeitwort der Mittelgattung, mit der flachen oder ausgeſpannten Hand fühlen oder berühren. Nach etwas taſten, greifen. Taſtend gehen, im Dunkeln um ſich her greifen, wofür im Hochdeutſchen tappen üblicher iſt. Im Niederſächſiſchen gleichfalls taſten, im Holländiſchen tasten, im Franzöſiſchen taster, tater, im Italieniſchen tastare, im Schwediſchen tasta. Es iſt eine Onomatopöie des Taſtens oder Angreifens mit voller Hand ſelbſt, und daher, nach Adelung, ein Verwandter von Taſche,

ein Schlag, und dem Oberdeutſchen täſcheln, ein ſanfter Schlag. Im Niederſächſiſchen, wo Taſt gleichfalls ein Schlag iſt, hat man von dieſem Worte mehrere Zuſammenſetzungen, z. B. eintaſten, hineingreifen, durchtaſten, durchfühlen, durchgreifen, mißtaſten, fehlgreifen, zutaſten, zufühlen, zugreifen, umtaſten ꝛc. Tappen bedeutet auch mit der flachen Hand berühren, hat aber außer dem noch einen merklichen Begriff der Ungeſchicklichkeit und Plumpheit bei ſich.

Taſtenleiter, ſ. Taſtatur.

Taſtenſchwänze, ſ. daſelbſt.

Taſter, Taſterzirkel, ein Zirkel, deſſen Spitzen, mit einem Theile des Zirkels, gegen einander krumm gebogen ſind, um die Dicke eines erhabenen und bauchigen Körpers, wie die Kugeln, Cylinder ꝛc., damit zu meſſen. Dieſe Art Zirkel gehört zu den Dickzirkeln, und wird von Einigen auch Greifzirkel genannt, weil man einen runden Körper damit betaſtet oder umgreift.

Taſtermilbe, Gammasus, eine Milbengattung mit fadenförmigem Taſter; der Leib mit einem harten Schilde bedeckt, von der es mehrere Arten giebt. Einige ſchmarotzen, wie z. B. die Käfermilbe, Acarus coleopterorum s. Gammasus coleopterorum; ſ. unter Milbe, Th. 90, S. 333. Sie hat die Größe eines Mohnkorns, und plagt viele Inſekten, namentlich Hummeln, Todtengräber, Mai- und Miſtkäfer ꝛc. — Die Hühnermilbe, Gammasus Gallinae, von grauer Farbe, mit violettem Rande, welche ſich an den Haushühnern aufhält. Andere leben geſellig auf Pflanzen, deren Saft ſie ſaugen, und auf denen ſie feine Gewebe anlegen, wodurch die Ausdünſtung der Pflanze gehemmt wird, und ihr Gedeihen in Stocken geräth, wie z. B. die Milbenſpinne, Acarus s. Gammasus telarius, ſ. unter Milbe, Th. 90, S. 334.

Taſterzirkel, ſ. Taſter.

Taſthaken, beim Schiffszimmermann, ein ſtarker

Kantring, der einen ſtarken und breiten Haken hat. Er wird bei Legung des Rießbords angewendet, um ſolchen anzuziehen.

Taſto Solo, heißt im Generalbaſſe, daß die damit bezeichneten Noten ganz allein, ohne etwas mit der rechten Hand dazu zu greifen, geſpielt werden ſollen, und dieſes muß ſo lange fortgeſetzt werden, bis man entweder wieder Ziffern oder die Worte Accordo oder Accompagnento antrifft, wo man dann einfach zu ſpielen aufhört, und wieder mit der rechten Hand das Gehörige dazu greift.

Taſttorf, eine Unterart des Sumpftorfs; ſ. Torf.

Tatar, ſ. Tartar.

Tatariſche Meſſer, eine vortreffliche Art dieſer Werkzeuge, die faſt in der ganzen Welt berühmt ſind; ſie haben ausgezeichnete Klingen, und eine ſchöne Form. Es giebt Klingen derſelben, die in Ochſen-, Büffel-, und Hammelknochen gefaßt ſind; dann auch in Elfenbein, Fiſchzähnen ꝛc., mit Gold, Silber, Erz und dergleichen ausgelegt. Es werden von dieſen Meſſern jährlich gegen 400,000 Stück nach Rußland, Polen, in die Wallachei und Moldau, nach Natolien, Konſtantinopel und der ganzen übrigen Türkey ausgeführt; ſie kommen auch bis nach Paris. Man macht ſie auch in Konſtantinopel nach, allein mit wenigerm Glücke.

Tatarkopf des Pferdes, beim Roßhändler. Wie bekannt ſpalten die Tataren ihren Pferden die Naſelöcher auf, welche Operation dem Kopfe ein ſolches unterſcheidendes Anſehen giebt, daß eine beſondere Gattung von Köpfen daraus entſtanden iſt. Die Urſache ſoll ſeyn, daß ſie dem Pferde das Athemholen dadurch erleichtern wollen; zu empfehlen ſoll dieſe Operation aber nicht ſeyn, weil es einem guten Läufer weniger an Kraft, als an Athem fehlen darf.

Tatta oder **Tatte**, ein Wort, mit welchem die Kinder in einigen Gegenden Deutſchlands ihren Vater zu bele-

gen pflegen, da es dann auch als ein allgemeines Hauptwort gebraucht wird, der Tatte, der Vater. Im Hannöverschen und Frisischen Teite, im Polnischen Tata, Tatus; im Epirotischen Tata, und schon bei den alten Thessaliern τιττα.

Tatteln, ein im Oesterreichischen sehr beliebtes Kartenspiel, welches zwar keine Originalität zeigt, indem es aus dem bekannten Piquet und dem veralteten Mariage zusammengesetzt ist, aber dennoch Beifall gefunden hat; es ist schwerer als dieses, aber leichter als jenes. Es soll ein ziemlich großes Publikum seit ungefähr zwanzig bis dreißig Jahren zählen, dessen Lieblingsunterhaltung es in geschäftsfreien Stunden geworden ist. Es hat aber auch Gegner gefunden, die es nicht gut heißen wollen, seine müssige Zeit mit Tatteln zu vertreiben, und vorgeben, daß man sich nur aus Noth, in Ermangelung einer jeden andern Parthie, darauf einlasse, um nur die Spielbegierde zu befriedigen; denn wer das solidere Piquet in seinen mannigfaltigen Nüancen gründlich erlernt habe, werde nicht zum Tatteln, als Zeitkürzung, greifen. Der Beschreiber dieses Spiels im „neuesten allgemeinen Spielbuche ꝛc. (Wien, 1829)", sagt: „Es geht dem Tatteln nicht besser, als den unzähligen andern ephemeren Erscheinungen der Mode. Fast jeder Theilnehmer fühlte in Kurzem das Ungenügende, stieß auf Inconsequenzen, und suchte diesen Mängeln, mit und ohne Beruf, durch eigene Zusätze und Weglassungen abzuhelfen, und dieser Flickerey wenigstens in seinem Zirkel Autorität zu verschaffen, wodurch das Spiel sehr verschiedenartige Gestaltungen erhielt; denn in manchen Gegenden wird es auf eine ganz abweichende, oft gegen alle Raison, die einzige Basis jedes soliden Spiels, streitende Art gespielt ꝛc." Schöngeister jüdischer Nation haben, wahrscheinlich aus Scherz, die Behauptung aufgestellt, daß dieses Spiel Esther, die Gemahlin des Königs Ahasverus, u.

funden habe, an deſſen Hofe es zuerſt cum furore getrieben wurde; allein dieſes iſt ganz falſch, obgleich man den neuern Kompoſiteur dieſes Spiels nicht kennt, und er iſt wahrſcheinlich in der Beziehung verborgen geblieben, weil es nur eine Zuſammenſetzung zweier ſchon bekannter Spiele, und alſo keine neue Erfindung iſt. Folgende Anweiſung enthält die Grundregeln dieſes Spiels, nach welchen man auch leicht die in dieſer oder jener Geſellſchaft eingeführte Abweichung wird beurtheilen können. Das Tatteln wird unter zwei Perſonen, mit einer gewöhnlichen Piquetkarte geſpielt; man zählt darin nicht die Anzahl der Stiche, ſondern die Mehrheit der eingeſtochenen Points. Dieſem nach findet auch eine andere Rangordnung der Karte Statt, nämlich: Aß, Zehn, König, Dame, Bube, Neun, Acht, Sieben. Das Aß zählt eilf, die Zehn zehn, der König vier, die Dame drei, der Bube zwei Points; aus leeren Blättern beſtehende Stiche zählen gar nichts. Das erſte Kartengeben wird durch das Abheben des auf dem Tiſche bereitliegenden Talons entſchieden, das abgehobene höchſte und niedrigſte Blatt, je nachdem es ausgemacht worden, hat das erſte Geben. Ehe man dazu ſchreitet, muß vorher beſtimmt ſeyn: a) ob man mit oder ohne Trumpf ſpielen wolle, b) ob der Carreaubube eine zwölf Points und Alles ſtechende Honneur ſeyn ſolle, c) ob die Parthie auf eine gewiſſe Anzahl Points, z. B. 500, geſchieht, oder durch zwei Taillen entſchieden werde, d) endlich um welchen Preis man ſpiele? Wenn man ſich über dieſes Alles verſtändiget hat, ſo miſcht derjenige, an welchem das erſte Geben iſt, die Karten gut durcheinander, und läßt den Gegner abheben, wobei jedoch nie das unten liegende Blatt, weder des abgehobenen, noch aufzuſetzenden Talons, von einem der beiden Theilnehmer angeſehen werden darf. Von oben herab werden dann zuerſt dem Gegner, dann ſich ſelbſt jedesmal zwei Karten gegeben, bis Jeder deren acht erhalten hat. Iſt

man überein gekommen, mit Trumpf zu ſpielen, ſo wird dieſer nach dem letzten zu vertheilenden Wurfe aufgeſchlagen; gilt kein Trumpf, ſo legt der Geber den übrig gebliebenen Talon auf den Tiſch, und das Spiel beginnt. Das Vergeben oder Umwerfen eines oder mehrerer Blätter zieht nochmaliges Geben, und je nachdem es ausgemacht wurde, auch Strafe nach ſich. Nach dieſem, was ſich auf das Miſchen und Geben bezog, folgt das Anſagen, Ausſpielen und Zuwerfen. Hat die Vorhand eine Reihefolge von drei Karten einer und derſelben Farbe, z. B. Sieben, Acht, Neun, ſo ſagt ſie gleich beim Ausſpielen eine Tattel an, und ſchreibt dieſen, wenn der Gegner nicht etwa einen höhern, als: Acht, Neun, Zehn ꝛc. hat, an den Strich an, dem man gewöhnlich die Geſtalt eines liegenden Lateiniſchen S giebt. Die Zehn hat nur einen Stecher, und im Zählen der Points den Rang gleich nach dem Aß, im Tattel-, Quart- und Fußanſagen nimmt ſie aber den Platz zwiſchen dem Buben und der Neun ein. Im Gange des Spiels muß man mit allem Anſagen warten, bis man an dem Stiche, alſo am Ausſpielen iſt, welches jedoch nicht hindert, die etwa geſchehenen Anſagen des Gegners zu ſtrafen oder abzuweiſen. Erhält man zu einer bereits angeſagten und gut geheißenen Tattel noch eine von oben oder unten in die Reihenfolge paſſende Karte derſelben Farbe, ſo hat man zwei Tattel, folglich zu der ſchon angeſagten noch eine aufzuſchreiben, und dann erſt die Quart geltend zu machen. Zum Beiſpiel man hätte eine Tattel von der Dame angeſagt, und höbe ſpäter den dazu gehörigen König auf, ſo ſchreibt man noch einen vom Könige, und dann erſt die Quart, vorausgeſetzt: daß man noch keines der dazu erforderlichen Blätter weggeworfen habe. — Nach einem jeden Stiche hebt zuerſt derjenige, der ihn gemacht hat, von dem auf dem Tiſche noch vorräthigen Talon ein Blatt auf; nach ihm der Gegner, der ohne einzuſtechen

zuwarf. Demnach hat Jeder die in der Hand befindlichen acht Karten immer wieder, ſo lange der Talon währt, zu ergänzen. Wer das Aufheben verſäumt, iſt eben ſo ſtrafbar, als derjenige, welcher es aus der Reihe thut, oder zwei Blätter mit einander nimmt, worüber die vor dem Spiele feſtgeſetzten Beſtimmungen zu entſcheiden haben. In den letzten acht Stichen, in welchen der Abhubstalon bereits erſchöpft iſt, muß Farbe bekannt werden, wenn nämlich die ausgeſpielte Farbe vorhanden iſt; im Gange des Spiels iſt man dazu aber nicht verpflichtet, am wenigſten, wenn Trumpf aufgeſchlagen wird. Jeder aufgeſchlagene Trumpf kann aber durch die Sieben derſelben Farbe geraubt, das heißt, ausgetauſcht werden, jedoch darf man dieſes nach den ſtrengern Regeln nicht eher, als bis man einen Stich hat, und eben am Ausſpielen iſt. Bekommt man in den letzten acht Stichen keinen, ſo hat man, außer dem Verluſte des Spiels, auch noch den Matſch zu bezahlen, was ein vorſichtiger Spieler hauptſächlich zu vermeiden ſuchen wird. Es iſt bekannt, daß ein Spiel ohne Trumpfwahl, beſonders in der Hinterhand, weit ſchwerer mit mittelmäßigen Karten, ohne Stecher, zu gewinnen iſt, als in der Vorhand, die ſich daher ſo lange als möglich am Ausſpielen zu erhalten ſucht, und von Forcekarten unterſtützt, den Gegner am Anſagen und Einſtechen hindert. Was bei dem Tatteln geſagt worden, findet auch bei dem Quart und dem Fuße Statt, welches Letztere die Reihenfolge von fünf Blättern einer Farbe iſt, demnach ein Fuß, drei Tattel, zwei Quarten, außer den ihm geltenden Marken zählt. — Alles im Gange des Spiels Ueberſehene und Vergeſſene, hat, wenn es auch noch in der Hand befindlich iſt, ſobald der erſte von den letzten acht Stichen gemacht wurde, ſpäter keine Gültigkeit mehr, und kann nicht mehr angeſagt werden. Vier gleiche Figuren haben den Vorrang vor drei gleichen, wenn auch letzte höher wären, ſo werden drei Aß von-

vier Buben ungültig gemacht. Auch in den Gedritten und Quarten nimmt der Zehner den Platz zwiſchen dem Buben und Neuner ein, wie beim Anſagen der Tattel. Die höhern Gevierten oder Gedritten heben zwar die niedrigen des Gegners, aber nicht die des Inhabers auf. Z. B. A hat drei Aße, ſo gelten zwar die drei Könige des B nicht, deſſen ungeachtet, aber die drei Damen, Buben oder Zehner des A, die unter dem Schutze der Aſſe mitpaſſiren. — Regeln über den Gang des Spieles und deſſen Gewinn. Ein nach Raiſon handelnder Spieler wird ſeine Tattel, Quart und Fuß, wie auch die Gedritten und Gevierten, mehr als eine Gabe des Zufalls betrachten, als ſich durch die Hoffnung das Abgehende durch Aufheben ſpäter zu erhalten, verleiten laſſen, durch unbeſonnenes Zuwerfen oder Ausſpielen eine vielverſprechende Karte zu vereiteln. — Selbſt das ſpätere Eintreffen der fehlenden Karten, darf in ſolchen Fällen keineswegs niederſchlagend ſeyn, da die gemachten Stiche die Ordnung des Aufhebens jedesmal verändern, es mithin noch eine unentſchiedene Frage bleibt, ob A dieſes oder jenes gewünſchte Blatt erhalten haben würde, wenn B der Raiſon gemäß, einen nehmbaren Stich eingeſtochen hätte. Demnach iſt es, beſonders wenn ohne Trumpf geſpielt wird, ein unumſtößlicher Hauptgrundſatz, ſobald als möglich an den Stich zu kommen, und ſich aufs Längſte darin zu erhalten ſuchen. — Ohne Trumpfwahl hat man beim erſten Anſpielen noch ziemlich viel Wahrſcheinlichkeit für ſich, daß die Zehner und Aſſe einer Farbe, von der man die Force in den Händen hat, noch nicht beim Gegner ſind; ſelbſt einen Zehner wagt man nicht ſelten mit glücklichem Erfolge anzuſpielen; denn der Andere hat das Aß noch nicht, kann folglich auch nicht ſtechen. — Da der letzte Stich an und für ſich, wenn er auch leer wäre, immer zehn Points zählt, mithin viel für den Gewinn oder Verluſt des Spiels entſcheidet, wird man vorzüglich Be-

langen Schwanze, wenn er ſich eingräbt, und dieſen noch außer ſeinem Loche hat; das Thier erhebt dann ſeine Schuppen und ſchließt ſie feſt gegen die Wände ſeiner Grube, und der Indianer iſt dann genöthiget, entweder den Schwanz abzureißen, oder ihn fahren zu laſſen, oder das Thier, wie ſchon bemerkt, auszugraben, wenn er es beſitzen will. In dieſem Falle kitzelt es der Jäger mit einem Stocke oder mit dem Ende ſeines Bogens, ſo ſchließt es wieder ſeine Schuppen, und läßt ſich ohne Mühe fangen; denn dieſe, obgleich hart und biegſam, ſind dennoch ſo empfindlich, daß wenn man ſie nur mit dem Finger etwas ſtark berührt, das Thier dann einen ſo lebhaften Eindruck erhält, daß es ſich ganz zuſammenzieht. Sobald man ſie daher erhaſcht hat, ſo ziehen ſie ſich wieder zuſammen, bilden eine Kugel; damit ſie ſich nun ausſtrecken, ſo legt man ſie ans Feuer, welches das Ausſtrecken bewirkt. Halten ſie ſich in tiefen Gruben auf, ſo läßt man in ſolche Rauch oder Waſſer hinein, und zwingt ſie dadurch herauszukommen. Nach einigen Schriftſtellern ſollen dieſe Thiere über den dritten Theil des Jahres in ihrer Grube zubringen, ohne dieſelbe zu verlaſſen; es ſcheint aber gewiſſer zu ſeyn, daß ſie nur bei Tage ſich in derſelben aufhalten, und des Nachts ſie verlaſſen, um ihre Nahrung zu ſuchen, welches auch am Tage geſchehen kann, wenn ſie ſich ſicher glauben, daß ſie nicht von Jägern und Hunden verfolgt werden. Die Jagd auf dieſe Thiere geſchieht mit kleinen Hunden, die es bald einholen; es wartet nicht einmal, bis ſie es erreichen, um ſich aufzuhalten und in eine Kugel zu verwandeln. In dem Zuſtande greift man es und trägt es heim. Sie werden auch noch auf andere Art gejagt, da ſie eine wohlſchmeckende Speiſe abgeben. Man fängt ſie auch in Schlingen, die man am Rande des Waſſers und andern feuchten und warmen Gegenden, an welchen ſie ſich vorzüglich aufhalten, legt. Befindet es ſich am Rande eines Abhanges, ſo entgeht es

den Hunden und dem Jäger, ſchließt ſich zuſammen, und rollt wie eine Kugel herab, ohne eine Platte ſeines Körpers zu zerbrechen und Schaden zu leiden. — Dieſe Thiere ſind ſtark, fett und ſehr fruchtbar. Das Männchen zeigt in den äußeren Zeugungstheilen ein ſtarkes Vermögen zur Fortpflanzung, und das Weibchen wirft, wie man ſagt, jeden Monat vier Junge. Daher iſt die Familie der Gürtelthiere ſehr zahlreich. Sie entfernen ſich nicht zu weit von ihren tiefen Gruben, und ſuchen ſolche zu erreichen, wenn ſie überfallen werden. Man will behaupten, daß ſie den Biß der Klapperſchlange nicht fürchten, obgleich derſelbe eben ſo gefährlich, wie der Natterbiß iſt; ſie ſollen mit dieſen Reptilien im Frieden leben, und man ſoll ſolche oft in ihren Löchern vorfinden. Die bekannteſten Arten ſind: 1) Der dreigürtelige Tatu, der Armadill mit dem Reifen, der Tatuapare, der Apare, Dasypus tricinctus, mit drei Gürteln auf der Mitte des Leibes, und einem kurzen Schwanze, der nur drei Zoll lang, und mit körnigen Erhabenheiten verſehen iſt. Das Thier iſt 1 Fuß lang, und hat einen vorn zugeſpitzten Kopf, fünf Zehen an den Vorderfüßen, und von allen Gürtelthieren iſt es das Einzige, welches ſeinen Körper zu einer vollkommenen Kugel geſtalten kann, ſobald es Gefahr ſieht oder angegriffen wird. Dagegen iſt es langſamer, als die andern Gürtelthiere, und hat ſo ſchwache Füße, daß es kaum ſcharren kann. Es lebt von Pflanzen und Wurzeln, und findet ſich in Braſilien.

2) Der ſechsgürtelige Tatu, der Armadill mit ſechs Reifen, der Encubert, Tatupeba, das Amerikaniſche Schildferkelchen, Dasypus sexcinctus, Armadillo mexicanus, Fr. l'Armadille du Mexique, l'Ecubert ou le Tatou à six-bandes. Dieſer Tatu hat eine Länge, außer dem Schwanze, über 1 Fuß, die Breite beträgt etwa 8 Zoll, und das Gewicht ungefähr 12 Pfund. Die ſechs auf dem Rücken

befindlichen beweglichen Gürtel, welche aus langen und schmalen Tafeln zusammengesetzt sind, machen diese Gattung kenntlich. Auf der braunen Haut, welche diese Gürtel verbindet, stehen sparsame kurze Haare. Hinter diesen ist noch ein siebenter Gürtel, welcher in der Mitte auf dem hintern Rückenschilde ganz verwachsen, auf den Seiten auch beweglich und durch eine Haut verbunden ist. Der Kopf ist breit, platt und stumpf, mit irregulairen Schuppen bedeckt, die Ohren sind kurz, und die Augen klein und tiefliegend, wodurch der Kopf dem eines jungen Schweines ähnelt. Die Füße haben fünf Zehen. Das ganze Rückenschild, nebst den Gürteln, ragt ringsherum etwas über den Bauch hervor, so daß man in den Weichen darunter greifen kann. Die Farbe ist auf dem Rücken gelblichbraun. Der Leib ist fett, und die Haut bildet unter dem Bauche Runzeln. Es läuft mittelmäßig geschwind, klettert an Gegenständen hinauf, und schnaubt stark, wie ein Schwein, mit dem es auch in seinen Begierden und Betragen große Aehnlichkeit hat. Die Nahrung sind Früchte, Fleisch ꝛc., und das Vaterland Mexico.

3) Der Tatu oder Armadill mit acht Gürteln, der Tatuete, das Gürtelthier mit sieben oder acht Gürteln, der gemeine Armadill, Dasypus septem s. octocinctus, Tatuete Brasiliensibus; Fr. l'Armadille du Bresil; Engl. the eight-banded Armadillo, in der Größe eines Kaninchen oder Hasen, mit einem kleinen Kopfe, spitzer Schnauze, geraden, etwas länglichen Ohren, und einem längern Schwanze, und nach Verhältniß nicht so niedrigen Beinen, als der Encubert. Die Augen sind schwarz und klein, und an den Vorderfüßen hat er vier, und an den Hinterfüßen fünf Zehen. Der Leib vom Halse bis zum Schwanze hat sieben, und der Schwanz neun Zoll Länge. Die beweglichen Gürtel, welche den Panzer des Leibes bilden, sind mit dreieckigen Figuren bezeichnet. Die Schalen

Verſchiedenheit der Thiere, auch verſchiedene, aber ſtets regelmäßige Figuren vor, wie ſehr zierlich eingelegte moſaiſche Arbeit. Das Häutchen oder dünne Leder, womit die Schale äußerlich bedeckt iſt, iſt eine durchſichtige Haut, welche über den ganzen Leib die Stelle eines Firniſſes vertritt. Dieſe Haut erhellt ſehr die erhabenen moſaiſchen Einlegungen, und verändert auch ihr Anſehen; denn ſie erſcheinen ganz anders, wenn dieſe Haut abgenommen iſt. Dieſe knöcherne Schale iſt bloß eine Hülle, welche von dem Gerippe und übrigen inneren Theilen des Thieres getrennt iſt, bei dem die Knochen und übrigen Theile des Körpers eben ſo gebauet ſind, wie bei allen übrigen vierfüßigen oder Rückgradsthieren. Die Tatus ſind übrigens ganz ruhige Thiere, die keinen Schaden thun, wenn man ſie nur nicht in die Gärten kommen läßt, worin ſie die Melonen, die Patoten, und andere Hülſenfrüchte und Wurzeln verzehren. Wenn gleich die Heimath der Gürtelthiere Südamerika iſt, ſo können ſie doch auch in den gemäßigten Himmelsgegenden leben. So hat man ſie in Frankreich im Hauſe gezogen, wo ſie allenthalben, ohne Unfug zu machen, umhergingen. Ihr Gang iſt munter, ſie können aber weder ſchnell laufen, noch ſpringen, noch auf die Bäume klettern, und daher können ſie kaum ihren Verfolgern durch die Flucht entkommen. Das einzige Rettungsmittel iſt, ſich in ihren Löchern in der Erde zu verbergen, oder wenn ſie von denſelben noch fern ſeyn ſollten, ſich ſchnell Höhlen in die Erde zu graben, ehe ſie eingeholt werden, welches ſie eben ſo ſchnell thun, als die Maulwürfe. Man ergreift ſie bisweilen bei dem Schwanze, ehe ſie ſich völlig eingegraben haben; ſie thun dann einen ſo ſtarken Widerſtand, daß man eher den Schwanz abreißt, als den Körper heraus zu ziehen; um ſie nun nicht zu verſtümmeln, muß man ihre Grube von vorn öffnen, daß man ſie ohne Widerſtand erhält. Der Indianer faßt oft den Tatu bei dem

Gürtelthier in Südamerika, und das vorhergehende wahrscheinlich eine Spielart von diesem. Es hat vier Zitzen, wirft sechs Junge, und nährt sich von Insekten und Fleisch; denn der Cachicame, den man in Frankreich lebendig aufzog, ward mit Milch und Fleisch ernährt, und wollte Körner und Früchte nicht genießen. Das Fleisch dieses Thieres soll sehr schmackhaft seyn.

5) Der Tatu oder Armadill mit zwölf Gürteln, das zwölfgürtelige Gürtelthier, der Kabassu, Dasypus duodecimcinctus; Fr. le Cabassou ou Tatou à douze bandes; Engl. the twelve-banded Armadillo; der Größte unter allen Panzerthieren, der den beiden Andern ziemlich unähnlich ist; denn er hat einen größern breitern Kopf, und keine so schmale längliche Schnauze, als die Uebrigen; dabei dickere Beine und plumpere Füße, einen Schwanz ohne Schale, und fünf Zehen an jedem Fuße. Die zwölf beweglichen Gürtel fassen nur sehr wenig einer über den andern; sie erscheinen daher nicht so deutlich, als bei den übrigen Arten, und der ganze Panzer hat bei dem ersten Anblicke das Ansehen, als wenn er nur aus einem Stücke bestände, dessen Gürtel wie an den Schilden unbeweglich wären; betrachtet man sie aber genauer, so gewahrt man, daß die Gürtel unter einander beweglich, und zwölf an der Zahl sind. Auf der Brust, dem Bauche, den Beinen und dem Schwanze, findet man auch Ansätze von runden, harten Schuppen, die, gleich den übrigen Schalen, glatt sind, und um diese kleinen Schuppen erscheinen kleine Büschel von Haaren. Die Platten, die den Helm des Kopfes ausmachen, diejenigen der beiden Schilder und des Panzers, sind nach Verhältniß größer, und nicht so zahlreich bei dem Kabassu, als bei den übrigen Tatus, woraus man schon auf seine Größe schließen kann, daß solche alle andern Arten übertrifft. — Der Kabassu theilt sich in den kleinen und großen, und der Unterschied besteht nicht bloß in der Größe,

ſondern auch in der Zahl der Platten oder Schildchen, aus denen jeder bewegliche Gürtel des Rückenpanzers zuſammengeſetzt iſt, und in der Zahl der Reihen von den Stücken des Kreuzſchildes. Die Platten in dem Rückenreifen des kleinen Kabaſſu ſind beinahe um den vierten Theil weniger, als bei den großen, und die Reihen, welche aus den Stücken des Kreuzſchildes des großen Kabaſſu entſtehen, ſind faſt doppelt ſo viel, als bei dem kleinen. Der Schwanz des großen Kabaſſu iſt faſt über und über mit einer Schale aus Plättchen bedeckt, die in länglichen Rauten abgeſchnitten, in Schichten von Römiſchen Fünfen und feſt an einander geſchloſſen ſind; dagegen iſt der Schwanz des kleinen Kabaſſu nur mit kleinen, erhabenen, harten, glänzenden und von einander entfernten Schildchen überſäet, dabei ſind alle Stücke von der Schale völlig ausgebildet, und bis an ihre Ränder verknöchert. Dieſe Abweichungen ſollen nicht von dem Alter, auch nicht von dem Geſchlechte herrühren, ſondern wirklich in einer Verſchiedenheit dieſer Thiere ſeinen Grund haben. Die Länge des kleinen Kabaſſu beträgt von der Spitze der Schnauze bis an den Anfang des Schwanzes 11 Zoll, und die Länge des Schwanzes 5 Zoll 9 Linien; der große Kabaſſu beträgt dagegen von der Schnauze bis zum Anfange des Schwanzes 2 Fuß 8 Zoll, und die Länge des Schwanzes 1 Fuß 7 Zoll 6 Linien. Das Weibchen des großen Tatu ſoll acht bis zehn Junge in Löchern werfen, die er ſehr tief gräbt; wenn man ſie aufdecken will, ſo ſucht er dieſe Grube tiefer zu machen, und geht dabei faſt immer ſenkrecht nieder. Er geht nur des Nachts aus, frißt Erdwürmer, weiße und andere Ameiſen ꝛc.; ſein Fleiſch iſt ſehr wohlſchmeckend, und hat etwas von dem Geſchmacke eines Spannferkels an ſich. Der kleine Kabaſſu wirft nur vier bis fünf Junge, gräbt aber noch viel tiefer in die Erde, als der andere, und iſt auch ſchwerer zu fangen. Er geht des Tages nur wenn es regnet aus

ſeinem Loche, ſonſt nur des Nachts. Man findet dieſe Tatus immer einzeln, und man erkennt, daß ſie in ihrem Loche ſind, wenn man eine große Anzahl gewiſſer Fliegen, die dem Geruche dieſer Thiere folgen, herauskommen ſieht. Wenn man, um ſie zu erhaſchen, nachgräbt, ſo graben ſie auch für ihr Theil, werfen die Erde zurück, und verſtopfen auf dieſe Weiſe ihre Löcher, ſo daß man ſie nicht bewegen würde herauszugehen, wenn man auch Rauch darin machte; ſie werfen ihre Jungen im Anfange der Regenzeit.

6) Der Tatu oder Armadill mit achtzehn Gürteln, das achtzehngürtelige Gürtelthier, der Cirquinchum oder Cirquinçon, der gepanzerte Ameiſenbär, der Tatuwieſel, Dasypus octodecimcinctus, unicinctus; Fr. le Cirquinçon ou Tatou à dix-huit bandes; Engl. the Weesle headed Armadillo. Der Kopf hat die Geſtalt eines Wieſelkopfes; der Vorkopf iſt breit und flach, die Augen klein, die Ohren einen Zoll lang, und an jedem Fuße ſind fünf Zehen. Die Verpanzerung des Kopfes und der Beine beſteht aus rundlichen Schuppen, die ungefähr einen Zoll im Durchmeſſer haben. Das Schulterſchild beſteht nur aus einem einzigen Stücke, welches aus verſchiedenen Reihen ähnlicher kleiner viereckiger Schuppen zuſammengeſetzt iſt. Dieſe Reihen auf dem Schilde ſind bei dieſer Art, wie bei allen übrigen, feſt, und nicht von einander durch eine biegſame Haut abgeſondert, ſondern ſie ſind mit einander verbunden. Der ganze übrige Leib, von dem Schulterſchilde an, bis zum Schwanze, iſt mit beweglichen Gürteln, die durch eine biegſame Haut von einander abgeſondert ſind, bedeckt; die Zahl dieſer Gürtel beträgt achtzehn; die erſten an den Schultern ſind die breiteſten; ſie ſind aus kleinen viereckigen und länglich-viereckigen Stücken zuſammengeſetzt; die hintern Gürtel beſtehen aus runden und viereckigen Stücken, und das Ende des Panzers, nahe am Schwanze, hat

die Gestalt einer Parabel. Die vordere Hälfte des Schwanzes ist mit sechs Ringen umgeben, an welchen die Stücke aus kleinen Vierecken zusammengesetzt sind; die andere Hälfte des Schwanzes, bis ans Ende, ist mit unregelmäßigen Schuppen besetzt. Die Brust, der Bauch und die Ohren sind, wie bei den übrigen Arten, nackt. Dieser Tatu soll sich von allen Arten, wegen der großen Anzahl von beweglichen Gürteln, die sich bis zum Schwanze erstrecken, am leichtesten zusammenziehen, und in eine Kugelform schließen. Die Größe dieses Tatu kommt der des Vorigen lange nicht bei; denn er ist nicht länger, als 17 bis 18 Zoll, den Schwanz mit eingerechnet, welcher zur Hälfte, vom Leibe an, mit sechs Ringen besetzt ist; die andere Hälfte hat Schuppen. Die Nahrung dieses Tatu besteht aus Ameisen und andern Insekten.

Was die inneren Theile der Tatus betrifft, so ist die Untersuchung derselben bei einem im Weingeiste aufbewahrten jungen Cachicame gemacht worden, dessen Kopf mit dem Leibe 6 Zoll 2 Linien, und der Schwanz 5 Zoll 7 Linien lang waren. Der Magen hatte einen großen Sackzipfel; der mittlere Theil war gleichfalls sehr weit, allein der rechte Theil hatte, dem Verhältnisse nach, einen weit geringeren Durchmesser, und machte keinen Winkel an der kleinen Krümmung, wie sonst der Magen bei den meisten vierfüßigen Thieren thut. Die Wände des rechten Theils vom Magen waren viel dicker, und lange nicht so durchsichtig, als die von dem mittlern und linken Theile. Er war so dick, weil er einige solcher Falten hatte, wie in dem Leibe der wiederkäuenden Thiere und in dem Magen des Löwen, des Bären, des Panthers ꝛc. gefunden werden. Der Darmgang hatte bis auf die Anhängsel, welche bei dem Cachicame fehlten, viele Aehnlichkeit mit dem Darmkanale des kleinen Ameisenfressers. Er war in diesem jungen Thiere 3 Fuß 5 Zoll lang.

Die Leber beſtand aus zwei Lappen; in der Mitte des rechten Theils der großen Lappen lag die Gallenblaſe. Die rechte Lunge hatte drei, die linke zwei ungefähr gleich große Lappen. Das Herz war länglich. Die Zunge lang, ſpitz, mit ſehr kleinen Blätterchen bedeckt, und auf dem vordern und mittlern Theile mit weißen Körnchen überſäet. Der Kehldeckel war groß. Der Wurf lag weit hervor, war länglicht, und anderthalb Linien von dem After entfernt. Die Zeugungsglieder waren noch nicht völlig ausgewachſen. Der Stirnknochen iſt ſehr groß, etwa ein Drittel ſo lang, als der Kopf. Der untere Kinnbacken iſt ſehr dünn. Der Cachicame hat weder Schneide- oder Vorder-, noch Eck- oder Hundszähne, aber acht und zwanzig Backenzähne, an jeder Seite jedes Kinnbackens oben und unten ſieben; bei einem andern waren einunddreißig, nämlich in dem Unterkinnbacken an jeder Seite acht, und in dem Oberkinnbacken an der linken Seite acht, und an der rechten ſieben. Sowohl die Lage, als die kleine Geſtalt zeigte, daß der ſiebente Zahn der linken Seite des Oberkinnladens überzählig war. Bei den Tatus finden ſich mehrere Unregelmäßigkeiten in Anſehung der Zähne. Die Zähne des Cachicame ſind kurz, und beinahe walzenförmig, die erſten ausgenommen, welche an den Seiten platt ſind. Dieſe haben nur eine einzige Spitze an dem Ende, das aus dem Fache hervorragt; die andern Zähne haben zwei Spitzen. Das Ende, welches von dem Fache umſchloſſen wird, hat unten eine hohle Fläche, und die Wurzeln fehlen ganz. Die Halswirbel ſind ſehr breit, an jeder Seite liegen an den eilf Rückenwirbeln eilf Rippen, fünf eigentliche und ſechs uneigentliche. Alle Rippen ſind breit und platt. Es ſind fünf Lendenwirbel. Die Schlüſſelbeine ſind dünn. — Ueber die Tatus oder Gürtelthiere findet man naturhiſtoriſche Beſchreibungen in den Naturgeſchichten der Thiere von Büffon, Cüvier, Oken ꝛc. ꝛc., die hier benutzt worden ſind.

Tatu (achtgürteliger), ſiebengürtliger Tatu, Dasypus septem-seu octocinctus, ſ. oben, S. 476.

— (achtzehngürteliger), Dasypus octodecimcinctus, auch das eingürtelige Gürtelthier, Dasypus unicinctus, genannt, ſ. daſelbſt, S. 480.

— (dreigürteliger), Dasipus tricinctus, ſ. daſ., S. 475.

— (eingürteliger), ſ. Tatu (achtzehngürteliger).

— (neungürteliger), Dasypus novemcinctus, ſ. oben, S. 477.

— (ſechsgürteliger), Dasypus sexcinctus, ſ. daſelbſt, S. 475.

— (ſiebengürteliger), ſ. Tatu (achtgürteliger).

— (zwölfgürteliger), Dasypus duodecimcinctus, ſ. oben, S. 478.

Tätz, ein nur in den gemeinen Oberdeutſchen Mundarten übliches Wort, den Zehenten zu bezeichnen; es iſt aus dem Lateiniſchen Decem oder Decimus verderbt. In Wien befindet ſich ein Tätzamt, welches aus einem Tätzamts-Adminiſtrator und verſchiedenen andern Beamten beſteht.

Tatze, Diminut. Tätzchen, Tätzlein. 1) Der breite, mit haarigen Klauen verſehene Fuß mancher Thiere, beſonders wenn ſie ſolchen zum Zugreifen gebrauchen. So hat der Bär Tatzen, die auch Tappen oder Branten genannt werden; im gewöhnlichen Leben giebt man auch den Löwen, Tiegern, Hunden, Katzen ꝛc. Tatzen, obgleich ſie ſolche plumpe Füße, wie die Bären nicht haben, nur weil die Form des Fußes ſich ſo ausdrückt. Etwas mit der Tatze angreifen. Im Oeſterreichiſchen heißt daher der Bär (ursus) Tatzbär, zum Unterſchiede von dem Eber, der daſelbſt gleichfalls Bär genannt wird. — 2) Eine plumpe, breite Menſchenhand, im gemeinen Leben und im verächtlichen Verſtande, da es dann in einigen Mundarten auch wohl

Tatſche lautet. Es ſoll ehemals Hand überhaupt bedeutet haben, wenigſtens werden die Handkrauſen oder Manſchetten im Oeſterreichiſchen noch im Diminutiv. Tätzlein, Täzel oder Handtätzlein genannt. Im Schwediſchen Tasse. Es ſcheint in der erſten Bedeutung eine Onomatopöie des Ganges zu ſeyn, auf ſolchen breiten haarigen Füßen einhergehen, indem im Schwediſchen tassa auch langſam einhergehen bedeutet. In der zweiten ſcheint es vielmehr von taſten, Franz. tater, abzuſtammen, welches ſich auf eine ähnliche Onomatopöie gründet. Auch tappen wird daher in beiden Bedeutungen gebraucht.

Tau, beim Seiler und auf den Schiffen, ein ſehr ſtarkes und dickes Seil, in welchem Verſtande alle ungewöhnlich ſtarken Seile Taue genannt werden, beſonders auf den Schiffen, wo man Anker- oder Kabeltaue, deren ſtärkſtes das Haupttau genannt wird, Hißtaue, Halstaue, Sprietaue, Raktaue, Windetaue ꝛc. hat. Takel und Taue, alle ſchwachen und ſtarken Seile auf einem Schiffe. Das Fährtau, woran eine Fähre geht, welches an manchen Orten zu den Fähren von einem Ufer des Fluſſes quer über denſelben bis an das andere Ufer geſpannt wird. Die Taue ſind von verſchiedener Länge und Dicke, nach ihrem mancherlei Gebrauche; ſie werden durchgehends von Hanf, zuweilen auch an einigen Orten von Wolle, Baumwolle, Seide, Haaren, Baſt von Bäumen oder Cocosnüſſen ꝛc. gemacht; man drehet ſie nach einem feſtgeſetzten Maaße, und theert ſie dann zum Schiffsgebrauche. Will man ein Tau probiren, ob es von gutem Materiale gearbeitet iſt, ſo legt man es ins Meerwaſſer, iſt das Material gut, ſo wird es feſter darin, iſt dieſes aber nicht der Fall, ſo wird es morſch und bricht leicht. S. auch den Art. Seil und Seiler, Th. 153. Nach Adelungs Anmerkung in ſeinem großen Wörterbuche, im Niederſächſiſchen gleichfalls Tau, im Holl.

Touw, im Engl. Tow, im Schwed. mit einem andern Suffixo, Tog, im Isländischen Tog, Taug. Es stammt von ziehen, Niederſ. tehen, Engl. tow, ab, ſo daß es eigentlich ein Seil, ſchwere Laſten damit zu ziehen, bedeutet. Das Schwediſche Tog beſtätiget dieſe Ableitung, zumal in eben dieſer Sprache toga, ziehen, bedeutet. Im Niederſ. iſt Tau und Tautüg, Tauzeug, auch das Geſchirr am Wagen, beſonders die Strenge mit ihrem Zubehör, vermittelſt deſſen der Wagen gezogen wird. Wenn aber in eben dieſer Mundart Tau, Tou und Getou auch das Geräth, ingleichen einen Weberſtuhl bedeutet, ſo gehört es dann nicht hierher, ſondern zu unſerm Zeug, Niederſ. Tüg, bei den Bergleuten Gezäh.

Taub, Bei- und Nebenwort, ein in der doppelten Hauptbedeutung übliches Wort. 1. Toll, unſinnig, eine veraltete Bedeutung, von welcher noch die Tobſucht, in mehreren Gegenden die Taubſucht genannt wird. — 2. Des Gehöres beraubt. (1) Eigentlich. Von einem tobenden Lärmen oder Getöſe des deutlichen Gehörs beraubt, in welchem eigentlichen Verſtande man noch ſehr häufig von einem heftigen Lärmen oder Schalle ſagt, daß er uns taub mache oder betäube. In theils weiterer, theils engerer Bedeutung iſt taub gehörlos, nicht hörend, es geſchehe nun aus Vorſatz: gegen Eines Klagen, gegen Eines Bitten taub ſeyn. Etwas mit tauben Ohren anhören. Er iſt gegen Alles, was man ihm ſagt, taub. Dem Tauben predigen, entweder wenn er es nicht verſtehen will, oder es nicht verſteht. — Aus einem Fehler in den Werkzeugen des Gehörs, des Vermögens zu hören beraubt. Taub ſeyn, werden. Ein tauber und ſtummer Menſch. Einem Tauben das Gehör wieder verſchaffen. S. Taubheit. Bei dem Ulphilas daubata; bei dem Notker toub; im Niederſächſ. doov, im Angelſächſ. und Engl. deaf, im

Tatſche lautet. Es ſoll ehemals Hand überhaupt bedeutet haben, wenigſtens werden die Handkrauſen oder Manſchetten im Oeſterreichiſchen noch im Diminutiv. Tätzlein, Täzel oder Handtätzlein genannt. Im Schwediſchen Tasse. Es ſcheint in der erſten Bedeutung eine Onomatopöie des Ganges zu ſeyn, auf ſolchen breiten haarigen Füßen einhergehen, indem im Schwediſchen tassa auch langſam einhergehen bedeutet. In der zweiten ſcheint es vielmehr von taſten, Franz. tater, abzuſtammen, welches ſich auf eine ähnliche Onomatopöie gründet. Auch tappen wird daher in beiden Bedeutungen gebraucht.

Tau, beim Seiler und auf den Schiffen, ein ſehr ſtarkes und dickes Seil, in welchem Verſtande alle ungewöhnlich ſtarken Seile Taue genannt werden, beſonders auf den Schiffen, wo man Anker- oder Kabeltaue, deren ſtärkſtes das Haupttau genannt wird, Hißtaue, Halstaue, Sprietaue, Raktaue, Windetaue ꝛc. hat. Takel und Taue, alle ſchwachen und ſtarken Seile auf einem Schiffe. Das Fährtau, woran eine Fähre geht, welches an manchen Orten zu den Fähren von einem Ufer des Fluſſes quer über denſelben bis an das andere Ufer geſpannt wird. Die Taue ſind von verſchiedener Länge und Dicke, nach ihrem mancherlei Gebrauche; ſie werden durchgehends von Hanf, zuweilen auch an einigen Orten von Wolle, Baumwolle, Seide, Haaren, Baſt von Bäumen oder Cocosnüſſen ꝛc. gemacht; man drehet ſie nach einem feſtgeſetzten Maaße, und theert ſie dann zum Schiffsgebrauche. Will man ein Tau probiren, ob es von gutem Materiale gearbeitet iſt, ſo legt man es ins Meerwaſſer, iſt das Material gut, ſo wird es feſter darin, iſt dieſes aber nicht der Fall, ſo wird es morſch und bricht leicht. S. auch den Art. Seil und Seiler, Th. 153. Nach Adelungs Anmerkung in ſeinem großen Wörterbuche, im Niederſächſiſchen gleichfalls Tau, im Holl.

mittelbar in das Gehör fallen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß dieses Wort sehr genau mit toben verwandt ist, und eigentlich von einem tobenden Getöse betäubt bezeichnet. Andere sehen diese Bedeutung der Leere als die Erste an, können aber davon weder einen Grund dieser Bedeutung, noch auch eine wahrscheinliche Verbindung derselben mit der Gehörlosigkeit angeben.

Taube, Columba; Fr. Colombe, Pigeon; Engl. Pigeon, Dove, eine Vögelfamilie, welche zu den Hühnervögeln gehört, und eigentlich zwischen den hühnerartigen und sperlingsartigen Vögeln die Mitte hält, indem sie mit den Letzteren mehr Aehnlichkeit in ihrer Lebensart und Gewohnheit, mit den Ersteren aber mehr Aehnlichkeit in der Gestalt und Organisation hat. — Schon in der frühesten uns bekannten Geschichte kommen diese Vögel vor, und immer in einem sehr vortheilhaften Lichte. So wird in der heiligen Schrift der heilige Geist unter dem Bilde einer Taube dargestellt. So kam (Marc. 1., 10.), als Jesus im Jordan von Johannes getauft wurde, der Geist Gottes als eine Taube herab auf ihn. So ließ Noah bei der Sündfluth aus der Arche eine Taube fliegen, um durch sie zu ersehen, ob das Wasser auf der Erde gefallen sey; allein die Taube kehrte wieder zurück, und zeigte ihm dadurch an, daß sie noch keine trockene Stelle, um zu ruhen, hatte finden können. Nach sieben Tagen ließ er wiederum eine Taube ausfliegen, welche zur Vesperzeit mit einem Oelblatte im Schnabel zurückkehrte, woraus er schließen konnte, daß das Wasser schon merklich gefallen sey, und als er zum letzten Male nach sieben Tagen eine Taube fliegen ließ, so kehrte sie nicht wieder, welches das Zeichen des gefallenen Wassers war. Auch Brandopfer wurden zur Ehre des Herrn von Turteltauben und andern jungen Tauben angestellt; eben so Sündopfer. Der große Mißbrauch dieser Opfer, und besonders die Spekulationen der Juden, sie zu diesem Be-

hufe in dem Tempel feil zu halten, veranlaßte Chriſtum, die Taubenhändler zweimal aus dem Tempel zu Jeruſalem zu jagen; zum Erſtenmale im Anfange ſeines Predigtamtes (Joh. 2.), und dann, wie er am Palmtage zu Jeruſalem auf einer Eſelin eingeritten war (Matth. 21; Marc. 11). Dann kommen die Tauben oft in der heiligen Schrift als vergleichende Bilder vor. So heißt es Hohel. 5: „Thue mir auf, liebe Freundin! meine Schweſter, meine Taube, meine Fromme; denn mein Haupt iſt voll Thaues, und meine Locken voll Nachttropfen," womit Chriſtus die Kirche in ihrer Reinheit und Einfalt meint; und V. 12; „Seine Augen ſind wie Taubenaugen, in den Waſſerbächen mit Milch gewaſchen, und ſtehen in der Fülle." ꝛc. ꝛc. — In der Mythologie ſoll Amor die Nymphe Periſtera, weil ſie der Venus einen Dienſt geleiſtet, ihm zu ſchaden, in eine Taube verwandelt haben, die aber Venus in den Schutz nahm, und dafür zwei Tauben vor ihren Wagen ſpannte. — Bei den Alten hat man die Tauben vielfältig gebraucht, hauptſächlich Briefe von einem Orte zum andern zu bringen, welche Taubenpoſt auch noch in neuerer Zeit zwiſchen Tripoli in Syrien und Aleppo, und auch zwiſchen Kahiro und Alexandrien gebraucht wird; auch hat man in Europa in neueſter Zeit die Taubenpoſt in den Niederlanden und in Frankreich verſucht. So ließ eine Ruſſiſche Fürſtin Olga eine belagerte Stadt durch aufgefangene Tauben, die man mit angehängten Feuerfäden fliegen ließ, in Brand ſtecken. Bei den Syrern hielt man die Tauben für heilig, ſo daß ſie Niemand verletzen durfte, und ſie glaubten, daß die berühmte Semiramis nach dem Tode in eine Taube verwandelt worden ſey. Der Baumeiſter Architas von Tarento hat eine hölzerne Taube verfertiget, die nach ſeinem Belieben umherflog, und ein Habeſſiniſcher Heiliger, Aaron genannt, ſoll durch Zauberkraft die gebratenen Tauben

auf ſeinen Teller gerufen haben, um ihm zur Mahlzeit zu dienen. — Man hat die Tauben als Sinnbild der Wolluſt aufgeſtellt, weil ſie ſich gern begatten und ſchnäbelnd liebkoſen; dagegen aber auch wieder als Muſter der ehelichen Treue, weil Täuber und Taube ſich liebend anhängen, und nicht trennen, wenn nicht beſondere Umſtände dieſe eheliche Treue brechen. Dann iſt die Taube ein Bild der Frömmigkeit und Unſchuld, der Einfalt, Friedfertigkeit, Kinderliebe, der weiblichen Keuſchheit; deshalb ſtellten auch die Aegypter eine Wittwe, die im Wittwenſtande bis ans Ende beharrete, unter einer ſchwarzen Taube vor. — Da nun die Taube ſchon in der früheren Geſchichte der Menſchheit auf eine ſo ausgezeichnete Weiſe erwähnt wird, ſo hat ſie auch immer das Intereſſe bei den Menſchen rege erhalten, und dieſes ſowohl in ihrem wilden, als zahmen Zuſtande. Sie iſt faſt über den ganzen Erdboden verbreitet; denn ſelbſt in Amerika fanden ſie die daſelbſt anlandenden Europäer vor. Das wahre Vaterland der Tauben ſcheinen die Länder des Orients zu ſeyn; denn hier ſind ſie nicht nur in großer Anzahl zu Hauſe, ſondern ſtatt der zweifachen Geſtalt, des zahmen und wilden Zuſtandes, wie wir dieſen Vogel bei uns erblicken, erſcheint er ſogar in einer dreifachen; denn zwiſchen zahmen und wilden Tauben findet ſich hier noch ein Mittelſchlag. Lerrin in ſeiner Beſchreibung von Hindoſtan ſagt: „Es giebt hier auch eine beſondere Art von Tauben, die zwiſchen der wilden und den Haustauben in der Mitte ſtehen; ſie niſten zwar nicht in den Häuſern, ſie ſcheuen aber auch den Menſchen nicht; ſie wohnen zu Tauſenden auf den Bäumen, die in der Nähe der Kolonien angepflanzt ſind; ihre Größe iſt derjenigen der Droſſeln gleich, und ihr Gefieder ſchön apfelgrün. — Man kann ſie leicht tödten. Aehnliche Nachrichten geben uns auch andere Reiſende.

Die Taubenvögel, Columbinae, machen unter

den Hühnervögeln (Gallinaceis), die erſte Familie aus. Die Charakteriſtik dieſer Vögel iſt im Allgemeinen ein mittelmäßiger Schnabel, bei einigen Arten mehr erhaben, als zuſammengedrückt, an der Spitze etwas gekrümmt; die Naſenlöcher ſind zur Hälfte mit einer fleiſchigen wulſtigen Schuppe bedeckt. Die Füße ſind kurz und ſtark, wie die Beine, die vier Zehen bis zum Urſprunge getrennt, die Hinterzehe aufliegend; zwiſchen den Zehen findet ſich bei einigen Arten eine ſehr harte Haut. Sie unterſcheiden ſich von den übrigen Hühnervögeln durch ihre große Flugfertigkeit, da ſie den ſperlingsartigen Vögeln näher liegen, überhaupt den Flugvögeln; auch haben ſie lange ſpitze Flügel, und einen zum Rudern in der Luft beſtimmten Schwanz, der eine große Beweglichkeit zeigt. — Hier noch eine ſpeciellere Charakteriſtik derſelben. Den Schnabel der Tauben findet man oft von der Farbe des vordern Kopfes, er iſt nach dem Verhältniß ihrer übrigen Körpertheile nicht zu lang, und nach den mannigfaltigen Arten der Tauben in Hinſicht ſeiner Stärke verſchieden. Die Naſenlöcher ſind von einer dicken, doch weichen Haut, von gleich ungewiſſer Farbe, wie der Schnabel, umgeben, und zum Theil überdeckt. Der Kopf iſt rund, verhältnißmäßig ſehr klein, weil er flach anliegt, und ſich mehr nach vorn beugend, bald glatt, bald mit einer Haube und Schnepfe über den Schnabel zugleich verſehen. Tief in demſelben liegen die Augen, die rund und flach ſind, und von verſchiedener Farbe, jedoch ſind ſchwarze, graue und braune am häufigſten. Ihre Augenlieder ſind aus einer Haut gebildet, und ſtatt der Haare mit häutigen Erhöhungen verſehen. Unter den Augenliedern befindet ſich noch ein dünnes Häutchen, mit welchem ſie die Augen bedecken können, ohne nöthig zu haben, die Augenlieder zu verſchließen; auch vermuthet man, daß ſie im Nothfalle durch daſſelbe ſehen können. Das Auge iſt noch, um demſelben am Sehen

nicht hinderlich zu ſeyn, ſtatt der Federn mit einem kahlen häutigen Bogen ringsherum umgeben. Die Gehörorgane ſind etwas mehr mit Federn bedeckt, und Bruſt und Hals haben einen glänzenden Schiller von den prachtvollſten Farben, beſonders grün, purpurfarben, blau ꝛc. Der Körper oder Leib hat wenig Beſonderes, außer daß an demſelben die hellen oder dunklen Farben einen ſtarken Abfall ins Bläſſere leiden. Der Schwanz beſteht mehrentheils aus zwölf Federn, deren Farbe verſchieden iſt, und in den mehrſten Arten der Tauben breit und niederwärts fällt, nur die Pfauentauben tragen ihn hohl ausgebreitet. Die Flügel ſind lang, und reichen, beſonders bei den wilden Arten, über den Schwanz hinaus. Der Oberſchenkel und das Schienbein ſind ſtets mit Federn beſetzt, der Fuß iſt aber mehrentheils nackend, roth und ſchuppig; doch haben einige edlere Arten auch die Füße und die Obertheile der Zehen mit Federn bedeckt; ſie haben vorn drei Zehen, und hinten einen über dem Ballen. Unter den drei vordern iſt die mittelſte die längſte, und beſteht aus vier Gelenken; die Klauen ſind bei allen Tauben etwas krumm gebogen und mehrentheils von ſchwarzer Farbe. Gegen Hühnerfleiſch gehalten, iſt ihr Fleiſch ſchwarz, aber von jungen Tauben ſchmackhaft. Man glaubt, daß dieſe Schwärze von dem dicken ſchwarzen Blute herrührt, welches allen Taubenarten eigen iſt. Was das Gefieder betrifft, ſo haben ſie an Mannigfaltigkeit der Farben und der oft regelmäßigen Vermiſchung derſelben viel vor andern Vögeln voraus. Wegen der verſchiedenen Zeichnungen erhalten ſie auch verſchiedene Namen. Der Grund dieſer Mannigfaltigkeit und oft regelmäßigen Vermiſchungen der Farben iſt ſchwer anzugeben, wohl aber in dem Gehalte des Blutes zu ſuchen, welches hier färbende Säfte abſetzt, die auch oft regelmäßig verlaufen. Man will hierdurch eine Beſtätigung dieſer Meinung erblicken, daß bei der ſchwarzen Taube mit weißem Kopfe und

den Hühnervögeln (Gallinaceis), die erſte Familie aus. Die Charakteriſtik dieſer Vögel iſt im Allgemeinen ein mittelmäßiger Schnabel, bei einigen Arten mehr erhaben, als zuſammengedrückt, an der Spitze etwas gekrümmt; die Naſenlöcher ſind zur Hälfte mit einer fleiſchigen wulſtigen Schuppe bedeckt. Die Füße ſind kurz und ſtark, wie die Beine, die vier Zehen bis zum Urſprunge getrennt, die Hinterzehe aufliegend; zwiſchen den Zehen findet ſich bei einigen Arten eine ſehr harte Haut. Sie unterſcheiden ſich von den übrigen Hühnervögeln durch ihre große Flugfertigkeit, da ſie den ſperlingsartigen Vögeln näher liegen, überhaupt den Flugvögeln; auch haben ſie lange ſpitze Flügel, und einen zum Rudern in der Luft beſtimmten Schwanz, der eine große Beweglichkeit zeigt. — Hier noch eine ſpeciellere Charakteriſtik derſelben. Den Schnabel der Tauben findet man oft von der Farbe des vordern Kopfes, er iſt nach dem Verhältniß ihrer übrigen Körpertheile nicht zu lang, und nach den mannigfaltigen Arten der Tauben in Hinſicht ſeiner Stärke verſchieden. Die Naſenlöcher ſind von einer dicken, doch weichen Haut, von gleich ungewiſſer Farbe, wie der Schnabel, umgeben, und zum Theil überdeckt. Der Kopf iſt rund, verhältnißmäßig ſehr klein, weil er flach anliegt, und ſich mehr nach vorn beugend, bald glatt, bald mit einer Haube und Schnepfe über den Schnabel zugleich verſehen. Tief in demſelben liegen die Augen, die rund und flach ſind, und von verſchiedener Farbe, jedoch ſind ſchwarze, graue und braune am häufigſten. Ihre Augenlieder ſind aus einer Haut gebildet, und ſtatt der Haare mit häutigen Erhöhungen verſehen. Unter den Augenliedern befindet ſich noch ein dünnes Häutchen, mit welchem ſie die Augen bedecken können, ohne nöthig zu haben, die Augenlieder zu verſchließen; auch vermuthet man, daß ſie im Nothfalle durch daſſelbe ſehen können. Das Auge iſt noch, um demſelben am Sehen

Tauben die Nieren ab, sie haben aber solche mit den andern Vögeln gemein, und auch Galle, wenn gleich keine Gallenblase zu finden ist; die Leber würde nutzlos seyn, wenn sie keine Galle von dem Geblüte abzusondern hätte; daß sie aber dieses thut, zeigt der merkliche Busen in der Leber, wo die Gallenblase liegen sollte, wie die Gallengänge, welche stets angefüllt sind. Besonders ist bei den Tauben der Gallengang anzumerken, der sich in den Zwölffingerdarm durch einen grünen, obgleich nicht bittern Saft ergießt, und nach Umständen wieder in die Leber zurückgeht. Unter der Leber, oben an dem Rükken, liegen die Hoden, die gegen Anfang des Frühlings von dem vielen eingeschlossenen Samen aufschwellen, und zur Wollust reizen. An dem Eyerstocke der Täubinn liegen die Eyer zu zwei und zwei so, daß ordentlich nicht mehr als zwei von dem eindringenden Samen losgestoßen, befruchtet, und von der Täubinn gelegt werden können. Die Geburtsglieder liegen, wie bei allem Federvieh, teif in den Leib eingeschlossen. — Die Stimme der Taube gleicht bald einem Seufzen oder Geheule, bald einer gerührten Trommel. Das Trommeln oder Kurren hat allemal eine Leidenschaft zum Grunde, entweder Liebe oder Zorn, und ist dem Täuber allein eigen, nur das Weibchen der eigentlichen Trommeltaube ausgenommen, die ein gleiches thut, jedoch gelinder; auch die andern Tauben kurren zuweilen, besonders im Zorne, aber immer ist die Stimme feiner. Das dem Geheule gleichende Kurren ist ein Rufen zu Neste von dem Täuber. Der Gang der Tauben geschieht mit ziemlicher Geschwindigkeit, ohne Hüpfen durch Schritte; werden sie dagegen getrieben, so laufen sie mit flugfertigen Flügeln, das heißt, sie erheben etwas die Flügel, als wenn sie solche zum Fluge auseinander breiten wollten. Der Kopf hängt, wie schon oben bemerkt worden, etwas vorwärts, stets bereit, das gesuchte Korn aufzulesen. Bei Liebe und Zorn ändert sich ihr Gang,

ſie brüſten ſich, dehnen ſich rechts und links in halben und ganzen Kreiſen, ſtreichen mit dem unterwärts ausgebreiteten Schwanze ſteif einher, ſo daß er die Erde oder den Boden lang fegt, hüpfen vorwärts in die Höhe, als wollten ſie ihre Gattin, wegen Kaltſinnigkeit ſtrafen, indem ſie mit dem Schnabel auf ſie niederpicken, und ſie ſtets vorwärts treiben, bis dieſe ſich dann geneigt fühlt, ſich mit ihm zu ſchnäbeln, worauf denn das Treten folgt. Auch wenn ſie dem Feinde die Spitze bieten wollen, brüſten ſie ſich, ſowohl der Täuber, als die Taube, und ſchlagen mit den Flügeln, indem ſie dabei Schnabelhiebe ertheilen, ja ſich oft mit den Schnäbeln ſo verwickeln, daß es eine Weile dauert, ehe ſie wieder auseinander kommen oder ſich trennen können. Ihr Flug iſt ſchnell, und ſie ſchießen gleichſam in der Luft hin, beſonders die Feldflüchter, wobei ſie die Füße lang am Bauche hinſtrecken, die ſie dann wieder vorwärts fallen laſſen, wenn ſie ſich ſetzen wollen. Die ſogenannten Flugtauben, die Tümmler, ſteigen ſehr hoch, und immer im Kreiſe, und da dieſes mit einer Schnelligkeit geſchieht, beſonders wenn ſie einen Raubvogel erblicken, ſo haſcht dieſer ſie nicht ſo leicht im Fluge, da ſie wie ein Pfeil wieder in die Höhe ſteigen, oder herabſchießen, wenn er ſie verfolgt, nur im Herabſchießen, wenn er gerade über einer Taube im Fluge ſteht, erhaſcht er ſie oftmals, indem er eben ſo ſchnell nachſchießt, und ſie ſich nur durch eine Seitenwendung retten kann. Einige Tauben pflegen im Fluge ſo ſtark mit ihren Flügeln unter ſich zuſammen zu ſchlagen, daß ſie ſich dergeſtalt beſchädigen, daß ſie nicht fliegen können. — Die Tauben leben in der Monogamie oder Paarweiſe, bauen Neſter, nehmen auch die von Menſchen ihnen eingerichteten Neſter an, beſonders die Haustauben, die ſie nun noch mit Federn, Strohhalmen und andern Halmen ausfüttern, um ſie bequemer und weicher beim Brüten zu machen, und auch für die Jungen. Die Taube

legt in der Regel zwei weiße Eyer, in der Größe einer mittelmäßigen Pflaume, zuweilen auch nur eins, welche ſie in Zeit von drei Wochen ausbrüten. Die Jungen bleiben an drei Wochen im Neſte, und werden von beiden Eltern ſorgfältig gepflegt. Die Jungen ſehen, beſonders im Neſte, ſehr unförmlich aus, und gleichen in dieſer Beziehung in keiner Hinſicht den Küchlein der Hühner, die gleich, nachdem ſie dem Eye entſchlüpft ſind, davon laufen, und eine niedliche Geſtalt haben, welche ſich ſpäterhin in dem Maaße verliert und großartig wird, wie die jungen Tauben dagegen ihre unbehülfliche ſchlechte Form in eine ſchöne edle verwandeln. Sie brüten mehrere Male im Jahre, und die Mondtauben ſollen alle Monate brüten; allein es geſchieht nur höchſtens achtmal im Jahre. Die Nahrung der Tauben ſind Sämereyen und Getreide, am liebſten freſſen ſie Erbſen, Weizen, Hanf ꝛc. — Unter der ganzen Taubenfamilie zeichnen ſich zwei Hauptgattungen aus, von denen die übrigen durch mannigfaltige Vermiſchungen entſtanden zu ſeyn ſcheinen, oder von denen man es vorgiebt, daß ſie daher entſtanden ſeyn ſollen. Es ſind: Die Holztaube, Columba oenas, und die Feld- oder Haustaube, Columba livia s. domestica. Von dieſer letzteren Gattung ſollen hauptſächlich die verſchiedenen Arten und Spielarten entſtanden ſeyn, die man in Europa in den Häuſern auf Taubenſchlägen der mannigfaltigſten Conſtruktion hält, z. B. Mondtauben, Trommeltauben, Tümmler, Mövchen oder Mevchen, Pfauentauben, Perrückentauben, Monteneurs, Kropftauben, Schwalbentauben ꝛc. ꝛc. — Naturbeſchreibung der Hauptgattungen, Arten und Spielarten.

1) Die Holztaube, Bergtaube, Felſentaube, Steintaube, Feldtaube, wilde Taube, die Hohl- Blau-, Bloch- oder Block-, Wald-, Stock-, Kohl-, Loch- und Stammtaube, Columba oenas s. ligno-

rum, Columba rupicola, Columba sylvestris; Fr. Pigeon sauvage, le Biset, Pigeon de roche ou Rocheraie, Pigeon de Montagne; Engl. the Stock-Dove, Woodpigeon; die Hauptgattung unſerer verſchiedenen Hausraçen, von ſchieferblauer Farbe, mit Farbenſpiel am Halſe, und blutrothen Füßen; ſie haben eine mittelmäßige Größe, z. B. zwiſchen dem Tümmler und der Mondtaube, 13 Zoll Länge, einen gedrungenen Körperbau, etwas breite Bruſt, längern, mehr ſpitz auslaufenden dünnen, ſchwarzblauen Schnabel, dunklere Augen, und einen ſcheuen Blick. Der Kopf dieſer Taube iſt bis zum Mittelhals ſchieferblau; Mittel- und Unterhals ſind farbig ſchillernd, mit Spiegelglanz, ins Purpurrothe und Grüne übergehend; der Unterleib hell aſchgrau; der Oberrücken, die Deckfedern der Flügel, und die Schulterfedern ſchiefergrau, ſo auch die großen Deckfedern der Flügel, der Mittelrücken und Steiß. Die Schwungfedern ſind ſchwärzlich, einige hell aſchgrau gerändet. Der Schwanz iſt zur Hälfte ſchön aſchgrau, wird aber nach der Spitze zu immer dunkler, ſo daß er an der Spitze ganz ſchwarzblau wird. Das Weibchen glänzt auf dem Halſe weniger grün, und an der Bruſt weniger purpurfarben, und iſt ſchmutziger aſchgrau, als das Männchen. Dieſe Tauben leben in den Holzungen, ſitzen auf Bäumen, und niſten in den Höhlungen derſelben; auch findet man ſie in den Felſenlöchern und Löchern alter eingefallener Gebäude niſtend, daher ſie auch Felſen- und Steintauben genannt werden, und da ſie auch in den erhabenen Gegenden und auf Bergen angetroffen werden, ſo erhalten ſie auch den Namen Bergtauben. Die Alten ſcheinen keine andere, als dieſe Art wilder Tauben gekannt zu haben; ſie hießen bei ihnen Oenas oder Vinago. Die ſogenannten Feldtauben (Columbae liviae), wovon unſere Haustauben abſtammen, ſcheinen ihnen fremd geweſen zu ſeyn. Die Feldtauben findet man überall, von Schweden

und Norwegen, vom Ruſſiſchen Lapplande aus, bis zu den wärmſten Himmelsſtrichen; dagegen finden ſich die Holztauben, eigentlichen wilden Tauben, nur in den gemäßigten Himmelsgegenden den Sommer über; ſo kommen ſie z. B. gegen Ende des Februars und im Anfange des Märzes in Frankreich Herdenweiſe in die mitternächtlichen Provinzen, Champagne und Bourgogne, in die jetzigen Departements der Aube, der Marne, der Ardennen, des Goldhügels (Côte d'or) ꝛc., woſelbſt ſie ſich in den Wäldern niederlaſſen, und in hohlen Bäumen niſten. Sie legen im Frühjahre zwei Eyer, thun ſolches im Sommer zum zweiten Male, und ziehen im November wieder ab. In andern Ländern, z. B. in England, Italien, Rußland ꝛc., ſollen ſie ſich bloß an ſteilen, felſigen Ufern, in alten Mauern und Thürmen aufhalten. — Sie ziehen nach der mittäglichen Seite, wie man vermuthet: durch Spanien nach Afrika, um daſelbſt den Winter über zu bleiben. Man hat ſie auf den Inſeln am Senegal in großer Menge angetroffen, und glaubt, daß ſie hier und weiter hin ihren Aufenthalt nehmen; es ſind daher Zugvögel, die nach wärmeren Gegenden ziehen, wenn der Winter da eintritt, wo ſie ihren Aufenthalt nahmen. Man findet ſie auch in den Wäldern Deutſchlands, vorzüglich im Süden deſſelben, wo ſie brüten. In Aſien ſoll man die wilden Tauben auch in großer Menge antreffen, beſonders in Perſien, Afghaniſtan und Kabul, und da der Taubenmiſt für die Melonen den beſten Dünger abgiebt, ſo erzieht man eine große Menge Tauben mit der größten Sorgfalt in dieſen Reichen oder Staaten. Bloß um Iſpahan will man dieſer Schläge über drei Tauſend gezählt haben. Es gehört hier zu den Vergnügungen des Volks, auf dem Felde wilde Tauben zu fangen, welches mit der Beihülfe von zahmen geſchieht, die man hierzu abzurichten pflegt. Man läßt ſie den ganzen Tag hindurch den wilden Tauben Volksweiſe nachziehen; ſie wi-

ſchen ſich dann unter die Züge der wilden, und führen dieſe dann mit nach ihren Taubenſchlägen. Ueber die fernere Lebensart der wilden Tauben findet man wenig angeführt. Die verſchiedenen Deutſchen Namen, die man denſelben beigelegt hat, beziehen ſich auf ihre Lebensart, wie auch ſchon oben angeführt worden. So z. B. Hohltauben, weil ſie in hohlen Bäumen niſten, Lochtauben, weil ſolches auch in den Löchern alter Gebäude geſchieht ꝛc. Man fängt die wilden Tauben bei ihren Zügen oft in den ausgeſtellten Netzen durch die Lockung geblendeter Stalltauben; ſie ſind ſehr fleiſchig und fett, und werden für wohlſchmeckender als die zahmen Tauben gehalten.

2) Die Feldtaube, der Feldflüchter, die Haustaube, gemeine Taube, einheimiſche zahme Taube, Flug-, Hohl-, Bauer- oder Paſtetentaube, Hoftaube, Schlagtaube; Columba livia s. domestica, Columba vulgaris, Columba prolifera; Fr. Pigeon domestique ou sauvage ordinaire; Engl. Common Dove, House Pigeon; Spaniſch Colont Paloma; Ital. Colombo; Schwed. Duwa; Polniſch Golab; Holl. Duve; Griechiſch περιστερα; die gemeinſte Taube, welche man überall antrifft, und in ganzen Scharen, oft Völker- oder Truppweiſe auf den Feldern, wohin ſie ſich von den Taubenſchlägen aus begeben, da ſie ſolche im halbzahmen Zuſtande bewohnen, und ſich noch von den eigentlichen zahmen Haustauben unterſcheiden, die nicht auf die Felder ziehen, um ihre Nahrung zu ſuchen, ſondern auf den Höfen und in den Schlägen gefüttert werden. Die Feldtaube hat Aehnlichkeit mit der Holztaube; denn ein großer Theil iſt ſchieferblau, nur haben ſie auf den Oberflügeln ein doppeltes ſchwarzes Querband; man hat aber auch andere Farben darunter, z. B. weiße, braune und ſchwarze, auch getiegerte, gefleckte ꝛc. in den genannten Farben. Schöne Zeichnungen, wie bei den Tümmlern, kommen nicht vor, auch

keine ſolche Abwechſelung in den Farben, welches daran liegt, daß man ſich weiter mit ihrer Erziehung nicht abgiebt, ſie nicht mit andern Haustauben paart, ſondern ſie ſich nach Willkühr untereinander vermiſchen läßt, wie ſie Neigung in der Paarung fühlen; deshalb kommen auch dieſelben Farben immer wieder vor. Auch in der Größe und übrigen Bauart des Körpers gleicht ſie der Vorigen, nur iſt der Schnabel nicht ſo lang und dünn. Man findet auch dieſe Taube als Zugvogel wild im ſüdlichen Europa, in Nordafrika und in Weſtaſien. Da, wo ſie in eine gewiſſe Abhängigkeit gebracht, alſo halbzahm gemacht worden, bauet man ihnen Schläge auf den Höfen, entweder in der Mitte des Hofes, indem man einen Taubenſchlag auf einer Säule aufrichtet, zu dem man durch eine Leiter gelangt, oder an den Ställen und andern Nutzgebäuden auf dem Hofe kleine Käſtchen mit Oeffnungen zum Einfliegen anbringt, worin ſie bauen können, und ſolches in einer Höhe, daß man mit einer Leiter hinzukommen kann, oder aus den Fenſtern. Von hieraus fliegen nun die Tauben auf das Feld, um ihre Nahrung zu ſuchen. Dieſes geſchieht jedoch nur in den kleinen Städten und auf den Dörfern, wo ſich der Acker oder das Feld nicht zu fern von den Wohnungen befindet; in großen Städten hält man dieſe Tauben nur ſelten, ſondern nur die Arten und Spielarten derſelben, welche auf den Höfen und in den Schlägen gefüttert werden. Dieſe Letztern ſind mehr an ihre Schläge gewöhnt, und auch mit den Menſchen befreundeter, da ſie immer in deſſen Nähe ſind, nicht ſo die Erſteren, die durch das ins Feldfliegen mehr an die Freiheit gewöhnt ſind. Man hat auch deshalb die Taubenſchläge, worin die Tauben ſich am liebſten aufhalten und am ſtärkſten vermehren, auf dem Lande immer etwas entfernt von den bewohnten Gebäuden anzubringen geſucht, wenn man einen Taubenſchlag frei auf einer Säule errichtete, damit ſie nicht im Brüten und Ein- und Ausfliegen geſtört

werden ſollten, alſo immer an einem Orte, wo die Geſchäftigkeit der Hausbewohner ſie wenig berührt; denn ſie lieben die ruhigen Oerter, eine ſchöne freie Ausſicht, und eine bequeme hohe Lage gegen Morgen, wo ſie die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne genießen können. Nach Büffons Beobachtung ſind die Tauben vieler in einem Thale gelegener Schläge vor Aufgang der Sonne ausgeflogen, um ſich nach einem höhern, auf einem Hügel gelegenen Taubenſchlage zu begeben, und dieſes ſoll in ſo großer Anzahl geſchehen ſeyn, daß von dieſen fremden Gäſten das ganze Dach bedeckt geweſen, und ſich die Einwohner dieſer Schläge gefallen laſſen mußten, entweder Platz zu machen, oder der überlegenen Menge nachzugeben, und ihnen ihr Eigenthum gänzlich abzutreten; dieſes hat auch zu der Beobachtung geführt, daß alle Tauben, beſonders zur Herbſt- und Frühlingszeit, die erſten Einflüſſe der Sonne, die Reinigkeit der Luft, und erhabene Oerter ſuchen. Zu dieſer Beobachtung fügt der oben erwähnte Schriftſteller noch hinzu: daß die Bevölkerung abgelegener und auf Höhen erbauter Schläge weit leichter, auch die Vermehrung der Tauben in ſolchen weit beträchtlicher, als in andern Schlägen ſey. Aus einem der Taubenſchläge Büffons, der ſeiner hohen Lage und ſeines hohen Gebäudes wegen ungefähr zweihundert Fuß über die andern hervorragte, hat derſelbe wohl vierhundert Paar Tauben ausnehmen laſſen, ſtatt daß die niedrigen kaum den vierten oder dritten Theil, alſo kaum hundert oder hundert und dreißig Paare, geliefert hatten. Die hauptſächlichſte Vorſicht hat man nur auf die Raubvögel zu richten, welche den entlegenen und hohen Taubenſchlägen am gefährlichſten ſind, und die Bewohner derſelben am meiſten beunruhigen ſollen, ohne gerade beträchtlichen Schaden anzurichten, weil ſie nur auf einzelne Tauben, welche ſich vom *ganzen* Fluge entfernen, ſtoßen können. Dieſe Feldtauben *brüten* nur dreimal im Jahre, ſtatt daß die Haus-

tauben wohl achtmal im Jahre in den Schlägen brüten; die Taube legt ungefähr in drei Tagen zwei Eyer, und die ausgebrüteten Jungen sind gewöhnlich Täuber und Taube. Es giebt auch Tauben, die nur zwei- oder einmal brüten, welches aber die jüngsten sind, deshalb giebt es auch im Frühjahre in jedem Taubenschlage mehr junge Tauben, als im Herbste, wenigstens in den gemäßigten Himmelsstrichen. Diese Beobachtungen hat man zum Theil auch in Deutschland gemacht, obgleich man bei der Wahl der Taubenschläge hier nicht so ängstlich verfährt. — Vergleicht man nun diese Tauben mit den Vorhergehenden, oder die Ersteren, die Holztauben, mit den Letzteren, den Feldtauben, so findet man, wie schon oben angeführt worden, die größte Aehnlichkeit mit einander; auch verwildert die Feldtaube leicht wieder, indem sie sich zu weit vom Taubenschlage entfernt und auf die entferntesten Aecker fliegt, um daselbst ihr Futter zu suchen, hier mit den Holztauben zusammen kommt, und von diesen mitgenommen wird, so wie umgekehrt auch die Holztauben zuweilen verführt werden, nach den Schlägen zu ziehen, und sich daselbst anzusiedeln, wenn nämlich die Taubenschläge isolirt liegen, von aller Störung fern. Daß die Feldtauben leicht verführt werden können mit den Holztauben zu ziehen, und so umgekehrt auch diese mit jenen, kommt daher, daß die Holztauben in den Feldhölzern und Wäldern wohnen, und hier mehr in den Vorhölzern, als in tiefen Waldungen, um sich nicht zu weit von dem Felde zu entfernen, und dadurch werden sie oft den Besitzern der Feldtauben gefährlich, weil sie diese leicht nach sich ziehen können, da sie oft in großer Menge auf die Felder kommen, und sich hier mit den Feldtauben mischen; sie ziehen auch ein vermischtes Holz, den bloßen Laub- und Schwarzhölzern vor, wenn sie nur hohle Bäume finden, worin sie schlafen und nisten können, und da sie auch in alten Schlössern, Kirchen, Felsenritzen ꝛc. ihre Wohnungen suchen,

ſo ſind dieſe Aufenthaltsörter auch anziehend für die Feldtauben, weil ſie oft in ähnlichen Schlägen wohnen. — Wie ſchon oben angeführt worden, hat die zahme Feldtaube verſchiedene Farben. Die bekannteſten ſind, außer der aſchgrauen und dunkel ſchieferblauen, als die gewöhnlichſten, und auch bei dieſer Gattung am meiſten verbreiteſten Farbe, die weiße. Die weißen Tauben ſind gewöhnlich von einem blendenden Weiß, und obgleich man ſie nach dieſer Farbe für ſehr zärtlich hält, ſo ſind ſie doch dauerhaft. Sie ſollen nach mehreren Beobachtungen nicht gern ins Feld fliegen, und wegen ihrer leuchtenden Farbe ſind ſie den Nachſtellungen der Raubvögel ſehr ausgeſetzt, und dieſes kann auch wohl der Grund ſeyn, warum ſie ungern ins Feld fliegen, und lieber in der Nähe des Schlages bleiben. Dann hat man Schwarzköpfe, Rothköpfe, Blauköpfe, eben ſo auch Schwarzſchwänze, Rothſchwänze und Blauſchwänze, bei denen das übrige Gefieder weiß, aber gewöhnlich nicht rein iſt, wie bei den Tümmlern, da man auf die Paarung nicht ſieht, und auch bei vielen Tauben, die auf das Feld ziehen, nicht ſehen kann; ſie paaren ſich alſo willkührlich untereinander, und daher kommen auch die unreinen Farben des Gefieders. Die Schnippe, mit einem bald ſchwarzen, bald blauen, bald rothen Fleck auf der Stirn, auch haben ſie oft einen Schwanz von gleicher Farbe; Schwarzbrüſtige, Rothbrüſtige und Blaubrüſtige, mit einem ſchwarzen, rothen oder blauen Schilde vor der Bruſt; Elſterbunte in den genannten drei Farben; dann getiegerte, gefleckte und ſchwarze, rothe und blaue Tauben, oft von dieſen Farben, mit weißen Köpfen, auch weißen Schwänzen, die dann Schwarzweißköpfige, Rothweißſchwänzige ꝛc. genannt werden, mit Farbenſpiegel am Halſe und Bruſt. Man hat nun noch mehrere Farbenmiſchungen, die aber hier übergangen werden müſſen, weil ſie nichts Ausgezeichnetes haben, als bei den Tümm-

lern, die nach den verſchiedenen Zeichnungen oft auch weit theurer bezahlt werden. Wenn man Feldtauben mit einer Haube, oder mit rauchen oder mit Federn beſetzten Füßen findet, ſo ſind ſie durch Paarung mit einer andern zahmen Taubenart entſtanden, ſonſt findet man ihre Füße nur blutroth, und ihre Köpfe glatt, ohne Haube. Die Feldtauben ſuchen ſich ihr Futter vom Frühlinge bis in den Herbſt auf dem Felde, und oft noch ſpäter hinaus, und dabei bringen ſie drei-, vier- bis fünfmal im Jahre Junge, weshalb ſie auch von den Landwirthen gehalten werden, wenn ſie gleich den Feldern und Gärten Schaden thun ſollen, welcher doch nicht ſehr bedeutend ſeyn kann; eben ſo gering kann auch wohl nur der Schaden ſeyn, den ſie an den Strohdächern anrichten, und an den Steindächern, durch Lospicken des Kalkes. Da die Feldtauben ſehr an die Freiheit gewöhnt ſind, ſo darf man ſie auch nicht, ſo lange noch kein Schnee auf den Feldern liegt, einſperren. Sollte der Schlag ſo liegen, daß Raubthiere dazu können, wie z. B. der Marder und Iltiß, ſo muß er des Abends verſchloſſen werden, man muß ihn dann wieder früh am Morgen öffnen; denn bei einer gezwungenen Einkerkerung zeigen die Tauben große Schüchternheit, und ſind nicht von dem Flugloche oder Gitterwerke fortzubringen, an dem ſie immer umher flattern, um in Freiheit zu gelangen. Sobald Schnee liegt, und die Tauben im Schlage gefüttert werden müſſen, iſt es auch die bequemſte Zeit für denjenigen, der ſich Feldtauben anſchaffen will, ſie einzukaufen, welches alſo im November und Dezember, auch nach Weihnachten geſchehen muß, da ſie ſich dann leichter an den Schlag gewöhnen, weil ſie kein Futter ſuchen, und alſo in der Nähe des Schlages bleiben müſſen, wo man ſie dann im Schlage ſelbſt, oder auf einem freien Flecke auf dem Hofe, den man rein fegt, füttert. Man kann ſie auch außer der Saatzeit kaufen, wo die Früchte im Felde ſchon etwas erhaben ſtehen, und ſie

dann auch im Hauſe erhalten werden können, und ſich leicht gewöhnen.

3) Die zahme Taube, Haustaube, Columba domestica, Fr. le Pigeon domestique, diejenige Taube, die in mannigfaltigen Arten und Spielarten von der Holztaube und Feldtaube entſtanden zu ſeyn ſcheint, und dieſes wahrſcheinlich durch das veränderte Klima, durch die Gefangenſchaft, das Futter, und mancherlei andere Verhältniſſe und Einflüſſe. Sie iſt weit zahmer, als die vorige, pflegt nur ſelten und nur verführt auf das Feld zu fliegen; ſie wird im Schlage oder auf dem Hofe gefüttert, und brütet in Neſtern, die man für ſie bereitet. Man hält dieſe Taube, mit ihren Arten und Spielarten, größtentheils zum Vergnügen, nur wenige darunter werden auch zum Küchenbedarfe oder Genuſſe gezogen. Zu dieſen Tauben gehören die zum Theil ſchon oben, S. 495, erwähnten Arten, als: der Tümmler, die Wendetaube, das Mövchen, der Kröpfer oder die Kropftaube, die Mondtaube, die Trommeltaube, der Monteneur, die Pfauentaube, die Schwalbentaube, die Perrückentaube, die Türkiſche Taube, und die Brieftaube. Einige Spielarten, wie der Mohrenkopf, die Maskentaube ꝛc. ſind nur durch immerwährende Fortpflanzung unter einander zu einiger Auszeichnung erhoben worden, ſonſt gehören ſie zu einer beſtimmten Art, wie der Mohrenkopf, zu den Mondtauben ꝛc. — 1) Der Tümmler, Tummler, die Tummeltaube, der Purzler oder die Purzeltaube, die Flugtaube, Columba domestica gyratrix, Columba gyratrix; Fr. le Pigeon culbutant; Engl. the Tumbler-Pigeon, eine ſehr bekannte und beliebte Taubenart, beſonders in den Städten, und die kultivirteſte faſt von allen Taubenarten, da man ſich mit deren Zucht vorzüglich abgiebt, ſie aus Liebhaberei treibt, daher man auch die regelmäßigſten Farbenzeichnungen unter ihnen antrifft. Dieſe Taube

hat die Größe und Geſtalt der Feldtaube, nur durch die Zucht und Wartung tritt der Körper edler bei dem Tümmler hervor, als bei jener. Der Kopf iſt glatt und ſchön geformt, und durch Vermiſchung mit der Mondtaube hat man jetzt auch Tümmler mit Hauben, die ſich wegen des kurzen weißen Schnabels ſehr gut ausnehmen; denn der Schnabel des Tümmlers iſt weit kürzer, als bei den andern Tauben, mehr gewölbt, und gewöhnlich weiß, man findet ihn aber auch bläulich, beſonders bei den Tauben mit dunklem Gefieder, wie z. B. bei den ſchwarzen, blauen ꝛc. Tauben. Die Augenkreiſe ſind nakt und roth; auch die Füße ſind roth, aber auch gefiedert oder mit Federn bewachſen. Wegen ihres, zum Theil regelmäßigen Fluges, der ſehr hoch geht, und in ovalrunden Kreiſen geſchieht, die ſich oft verlängern, werden ſie von Liebhabern zu dem Vergnügen des Jagens, Ausjagens, benutzt. Von dieſer Taubenart giebt es, wie ſchon bemerkt, die regelmäßigſten Zeichnungen. Man hat weiße, ſchwarze, braune, gelbe, blaue, perlfarbene, ſilberfarbene, braunmehlfarbene, gelbmehlfarbene, mauſefahlene, aſchgraue oder ſchiefergraue, chocoladenfarbige ꝛc. Tauben, welche dieſe Farben über den ganzen Körper, ohne Abzeichen, haben, und daher rein genannt werden, außer daß ſie zwei Bänder von dunklerer Farbe, als die Grundfarbe, an dem Ausgange der Flügel haben; dann wieder alle dieſe Farben mit weißen Schwänzen, z. B. ſchwarzweißſchwänzige, gelbweißſchwänzige, blauweißſchwänzige ꝛc.; mit weißem Kopfe, auch weißem Kopfe und Schwanze, bei den blauen, gelben, rothbraunen, ſchwarzen ꝛc. Tauben. Elſterbunte, als ſchwarzelſterbunte, gelbelſterbunte, blauelſterbunte, ſilberfarbenelſterbunte, perlfarbenelſterbunte ꝛc. Tieger, in ſchwarzer, rothbrauner (Kupfertieger), gelber ꝛc. Farbe. Rothköpfige, ſchwarzköpfige,

blaulöpfige, auch mit denſelben Farben des Schwanzes; rothbunte, ſchwarzbunte, blaubunte ꝛc., die keine beſtimmte Zeichnung haben, ſondern fleckig, ſtreifig ꝛc. in der Farbe ſind; ſchimmellöpfige, eulige, ſchuppige ꝛc. In der Form hat man hochgeflügelte, hoch- und breitbrüſtige, kurzgebaute, kurzfüßige, und Zwergtauben, welche ſehr klein ſind. Iſt die Geſtalt dieſer Taube ſchön, ihre Augen ächt und rein, der Schnabel kurz und weiß, die Zeichnung rein, ſowohl in den Umriſſen, als auch in der Farbe, die Schwingen gehörig ausgebildet und rein, und auch der Schwanz, ſo werden ſie viel theurer, als die nicht reinen ꝛc. bezahlt, die man Baſtarde nennt, welches ſich dann auf eine ſchlechte Paarung bezieht. Die Zwangspaarung geſchieht in dazu eingerichteten Behältern, worein man den Täuber und die Taube wirft, die ſich zuſammen paaren ſollen, und die man nach den beliebigen Farben wählt, um ſchöne Farbenzeichnungen zu erhalten. Wirft man z. B. gleichfarbige Tauben zur Paarung zuſammen, wie ganz weiße oder ſchwarze, gelbe, rothbraune, elſterbunte, mehlfarbene, ſilberfarbene ꝛc., ſo wird man größtentheils wieder dieſelben Jungen ziehen; ſie müßten denn nach den Großeltern abarten, welches man oft trifft, daß die Enkel nicht den Eltern, ſondern den Großeltern wieder in der Farbe und Zeichnung gleichen; ſonſt wirft man weiße mit ſchwarzen, gelben, rothbraunen, blauen ꝛc. zuſammen, um verſchiedene Zeichnungen zu erhalten. Dieſe Tauben niſten des Jahres mehrere Male in den dazu eingerichteten Neſtern; die Taube legt zwei weiße Eyer, zum erſten Male oft nur eins, welches 2 Zoll lang iſt, und über 1 Zoll im Durchſchnitte hat. Täuber und Taube brüten wechſelsweiſe an drei Wochen, wo dann die Jungen von innen das Ey anpicken, und ſich Luft zum Durchbruch machen. Wenn die Schale des Eyes zu ſtark iſt, ſo können ſie ſolche oft nicht mit ihrem Schnabel durch-

bohren, und müſſen dann darin erſticken; oftmals findet man auch Eyer, die ſchon angepickt ſind, und die Jungen ſind dennoch darin geſtorben, welches in andern Zufällen liegt, die ſich nicht jedesmal genau erklären laſſen. Ob ein Ey nach acht oder zehn Tagen beim Bebrüten eine Frucht trägt, die ſich ausbildet, kann man leicht gewahren, wenn man das Ey, wenn die Taube herabgeht, herausnimmt, und es durch die Finger, nach dem Lichte gekehrt, betrachtet; iſt es hier ſehr dunkel, ſo kann man auf Junge rechnen, iſt es aber noch ſo, daß man das Gelbe darin unterſcheiden kann, wenn es gleich trübe iſt, ſo darf man ſich keine Hoffnung machen, man kann aber die Eyer immer noch liegen laſſen; denn die Alten gehen von ſelbſt herab, wenn die Brütungszeit verfloſſen iſt, das heißt, nach achtzehn Tagen. Die Jungen werden von den Alten gemeinſchaftlich gefüttert, und gehen nach drei Wochen aus dem Neſte. Die Fütterung geſchieht mit Erbſen, zuweilen giebt man ihnen auch Hanf, Gerſte und Weizen. — Die Tümmler werden bloß zum Vergnügen gehalten, ſowohl zum Ausfliegen auf dem Hofe, indem man den dazu eingerichteten Taubenſchlag am Morgen öffnet, und am Abende ſchließt, ſo, daß ſie nach Gefallen heraus- und hineingehen können, als auch zum Jagen, wozu der Schlag eine andere Einrichtung erhält, indem man ihn, wo möglich, auf dem Spitzboden anlegt, mit einem Schaulochе oder Guckloche, nebſt Futterbrette, Kneifbrettern und Haukorbe. — Wie dieſe Taubenſchläge angelegt werden, ſ. weiter unten. Die Gewöhnung der Tauben zum Fluge, geſchieht am beſten durch junge Tauben, die man ungefähr vierzehn Tage bis drei Wochen im Schlage läßt, ſie gehörig füttert, und ihnen ſtets friſches Waſſer zum Saufen giebt; auch etwas Häring, den man in kleine Stücke zerſchneidet, welchen ſie gern freſſen. Man kann in der letzten Woche, wenn man ſie herauslaſſen will, Erbſen mit Hanf wech-

ſeln, um ſie durch Extrafutter mehr an den Schlag zu gewöhnen. Man wähle zum Herauslaſſen einen etwas regnigten Tag, laſſe ſie vorher etwas hungern, und dann heraus. Am beſten geſchieht es, wenn man vorher jede Taube etwas auf das Futterbrett heraus hält, und ſie dann leiſe los läßt, ſo daß ſie ſich darauf erſt umſehen, und dann auf das Dach gehen kann. Man muß aber die andern ſo ſchnell als nur möglich nachlaſſen, damit ſie gleich Geſellſchaft hat. Wenn man alſo ſechzehn bis zwanzig Tauben zu gewöhnen hat, ſo laſſe man erſt vier bis ſechs Stück heraus, und wenn man dieſes einige Tage hintereinander gethan hat, und ſie immer wieder in den Schlag zurückkehren, ſo laſſe man wieder vier Stück mehr heraus, ſo, daß man in Zeit von vierzehn Tagen die genannte Zahl gewöhnt hat, und ſie herauslaſſen kann, welches des Morgens und des Nachmittags im Sommer geſchehen muß, im Winter geſchieht es des Vormittags und bald nach Tiſche; immer beobachte man aber in der erſten Zeit beim Herauslaſſen die Vorſicht, trübes regnigtes Wetter zu wählen, und dann, daß ſie nicht ſatt gefüttert werden, ſo daß man ſie immer wieder vom Dache auf das Futterbrett mit Erbſen oder Hanf locken kann, und ſo auch in den Schlag. Hat man dieſes Gewöhnen beinahe drei Wochen lang fortgeſetzt, ſo laſſe man ſie an einem ſchönen Tage am Nachmittage heraus, und wenn ſie ungefähr eine halbe Stunde auf dem Dache geſeſſen haben, ſo jage man ſie mit dem Schnupftuche ab, und laſſe ſie ein paar Mal um das Haus herumkreiſen, und wieder anſetzen, und dieſes wiederhole man wieder einige Wochen; dann kann man es verſuchen, ſie Stichweiſe herauszulaſſen, und mit der Fahne zu jagen, ſo daß ſie in die Höhe ſteigen, und eine Viertel- bis halbe Stunde fliegen, wobei man immer einige im Schlage behalten muß, um ſie dann nachſtecken zu können, wenn ſie vielleicht zu hoch gehen ſollten, damit ſie wieder herabſteigen

und anfallen können. Bei jungen Tauben würde der erſte Stich acht, der zweite vier, und der dritte auch vier ſeyn, ſo daß ſechzehn den Flug bilden, die übrigen aber dazu dienen, wenn die Tauben anfallen ſollten, daß man immer nur Eine von ihnen hinausläßt, die ein paar Mal das Haus umkreiſet; dann anfällt, und die Uebrigen mit herabzieht. Wenn die Tauben an zu brüten fangen, ſo können ſo viele nicht genommen werden, weil man ſie nicht von den Eyern nehmen kann, damit dieſe nicht kalt werden. Man muß dann ſchon den Flug durch mehrere neue Tauben vermehren, indem man noch zehn Stück zukauft. Mehr hat man nicht anzuſchaffen nöthig, da man bald eigene Junge zuziehen kann, das heißt, bei dem Gewöhnen von lauter jungen Tauben, die ſich beſſer gewöhnen laſſen, als alte, bei denen man nicht wiſſen kann, ob ſie der Verkäufer bloß in der Abſicht verkauft hat, daß ſie ihm wiederkommen ſollen, da es längſt gewöhnte Flugtauben ſind, die er ſchon hinlänglich wegen ihres Wiederkommens erprobt hat. Es bleibt daher immer riskant, alte Tauben zu kaufen, ſelbſt beim Taubenhändler; denn die er verkauft, ſind in der Regel ſelbſt Gefangene, die ihm durch ſeinen Flug zugekommen ſind; es ſind zwar keine zuverläſſigen Tauben, ſonſt würden ſie ſich nicht auf einem fremden Schlage haben fangen laſſen; allein ſie ſind immer ſchlimmer zu gewöhnen, als junge Tauben; auch muß man ſie länger im Schlage laſſen, ſie gehörig paaren, auch ſie, um ſie gewiſſer zu halten, brüten laſſen, und dennoch gehen oft Mehrere ab, und kehren nicht wieder, laſſen die Jungen im Stiche. Bei alten Tauben, wenn man ſie nicht von einem Taubenhändler kauft, ſondern von einer Privatperſon, einem Taubenliebhaber, iſt es beſſer, wenn der Käufer ſich mit dem Verkäufer dahin einiget, daß er die Tauben, im Falle ſie wegfliegen und ſich wieder zu ihm hinbegeben ſollten, unentgeldlich wieder ausliefert, welche Bedingung der Verkäufer ge-

wiß eingehen wird, da er doch ſeine Tauben abzuſchaffen Luſt hat, wäre dieſes nicht der Fall, ſo iſt es auch riskant, die Tauben zu kaufen, da man ſchon ſicher ſeyn kann, daß, wenn auch nicht alle, doch viele zu ihm zurückkehren werden. Wenn man die Tauben mit denen anderer Taubenfreunde faſſen laſſen will, das heißt, daß ſie in der Luft ſich zuſammen vereinigen ſollen, ſo muß dieſes nur mit dem erſten und zweiten Stiche geſchehen, zu welchen man die am beſten gewöhnten, und alſo ſicherſten Tauben wählt. Sollten ſie ſich im Fluge zu ſehr von den andern Tauben nach deren Gegend mit hinüberziehen laſſen, ſo muß man den dritten Stich hinauslaſſen, um die eigenen Tauben wieder anzuziehen. Dieſer dritte Stich darf dann nicht durch Jagen zu hoch gelaſſen werden, und wenn man gewahrt, daß ſie von dem andern Fluge abzureißen anfangen, dann ſchicke man noch einzelne Tauben nach, um ſie zum Abreißen immer mehr anzuziehen. Ein großer Taubenliebhaber, der ſeine Tauben genau kennt, wird gleich beim Abreißen ſehen, ob er fremde Tauben unter ſeinem Volke hat, das heißt, wenn der Schwarm zu groß ſeyn ſollte, daß er ſie nicht gut in der Luft wegen des ſich engern Zuſammenhaltens der Tauben zählen kann; er ſieht ſolches dann aus den Farben und der Körperſtruktur des untern ſichtbaren Theils, da er ſeine Tauben im Fliegen genau unterhalb des Körpers kennt, und kleine Abweichungen immer vorkommen; er muß dann ſuchen, ſie auf das Dach herabzulocken, welches dadurch geſchieht, daß er einzelne Tauben herausläßt, die nicht hoch fliegen, z. B. Kröpfer, Mövchen ꝛc., die ſich immer wieder anſetzen, wenn ſie ein paar Mal um das Haus herumgekreiſet ſind; auch hilft dann ſchon der dritte oder vierte Stich, je nach der Anzahl der Tauben, die man in dem Fluge hat. Sobald ſie auf das Dach herabgefallen ſind, ſo überſehe man ſeine Tauben, indem man leiſe aus dem Schauloche den Kopf ſteckt, und ſich umſieht,

und da die eigenen Tauben nicht scheu sind, so wird man leicht die mit angefallenen fremden Tauben gewahren können. Man streue dann Hanf auf die Kneifbretter, und suche sie darauf herabzulocken, so, daß man sie mit der Zange bei den Füßen fassen, und sie dann durch das Schauloch herein nehmen kann. Fliegen sie ab, so jage man die eigenen Tauben gleich wieder auf, um sie nicht entwischen zu lassen, welches jedoch oftmals geschieht, indem sie wieder nach ihrem Schlage zurückkehren, sich nicht wieder mit den aufgejagten Tauben mischen, aber auch eben so oft setzen sie sich wieder an, und werden gefangen, entweder durch die schon vorhandenen Kneifbretter, oder durch den Haukorb, der auch mit Kneifbrettern bedeckt ist; auch sind die Hohlsteine oft so eingerichtet, daß man sie vermittelst der Hand durch dieselben fangen kann. Selten gehen sie durch das Schauloch in den Schlag oder durch den Haukorb, ist dieses der Fall, so sind es schlecht gewöhnte Tauben, denen der Schlag, wo sie sich befinden, gleichgültig ist, und mit diesen wird man auch nicht viel ausrichten, wenn man sie zugewöhnt; es ist daher besser, solche gefangene Tauben, wenn sie nicht ausgelöset werden sollten, zu verkaufen. Man findet auch sehr eigensinnige Tauben, auch schläfrige, die nicht von der Stelle weichen, oft Stundenlang auf einer Stelle des Daches sitzen bleiben. Diese läßt man ruhig sitzen, indem man einige Tauben auf dem Dache läßt, die auf dem Futterbrette gefüttert werden, und denen man auch einen Napf mit Wasser dahin setzt. Man macht dann das Kriechgitter vor, ein Gitter, in welchem sich eine Oeffnung, so groß, daß eine Taube bequem durch kann, befindet, und kann sich dann vom Boden entfernen, wenn nämlich keine Gefahr vorhanden ist, daß Katzen auf das Dach kommen können. Vor den Iltissen ꝛc. ist man am Tage, wo vieles Geräusch auf den Straßen ꝛc. ist, sicher, auch liegt das Dach des Hauses oft so, daß diese Thiere nicht

dann auch im Hauſe erhalten werden können, und ſich leicht gewöhnen.

3) Die zahme Taube, Haustaube, Columba domestica, Fr. le Pigeon domestique, diejenige Taube, die in mannigfaltigen Arten und Spielarten von der Holztaube und Feldtaube entſtanden zu ſeyn ſcheint, und dieſes wahrſcheinlich durch das veränderte Klima, durch die Gefangenſchaft, das Futter, und mancherlei andere Verhältniſſe und Einflüſſe. Sie iſt weit zahmer, als die vorige, pflegt nur ſelten und nur verführt auf das Feld zu fliegen; ſie wird im Schlage oder auf dem Hofe gefüttert, und brütet in Neſtern, die man für ſie bereitet. Man hält dieſe Taube, mit ihren Arten und Spielarten, größtentheils zum Vergnügen, nur wenige darunter werden auch zum Küchenbedarfe oder Genuſſe gezogen. Zu dieſen Tauben gehören die zum Theil ſchon oben, S. 495, erwähnten Arten, als: der Tümmler, die Wendetaube, das Mövchen, der Kröpfer oder die Kropftaube, die Mondtaube, die Trommeltaube, der Monteneur, die Pfauentaube, die Schwalbentaube, die Perrückentaube, die Türkiſche Taube, und die Brieftaube. Einige Spielarten, wie der Mohrenkopf, die Maskentaube ꝛc. ſind nur durch immerwährende Fortpflanzung unter einander zu einiger Auszeichnung erhoben worden, ſonſt gehören ſie zu einer beſtimmten Art, wie der Mohrenkopf, zu den Mondtauben ꝛc. — 1) Der Tümmler, Tummler, die Tummeltaube, der Purzler oder die Purzeltaube, die Flugtaube, Columba domestica gyratrix, Columba gyratrix; Fr. le Pigeon culbutant; Engl. the Tumbler-Pigeon, eine ſehr bekannte und beliebte Taubenart, beſonders in den Städten, und die kultivirteſte faſt von allen Taubenarten, da man ſich mit deren Zucht vorzüglich abgiebt, ſie aus Liebhaberei treibt, daher man auch die regelmäßigſten Farbenzeichnungen unter ihnen antrifft. Dieſe Taube

hat die Größe und Geſtalt der Feldtaube, nur durch die Zucht und Wartung tritt der Körper edler bei dem Tümmler hervor, als bei jener. Der Kopf iſt glatt und ſchön geformt, und durch Vermiſchung mit der Mondtaube hat man jetzt auch Tümmler mit Hauben, die ſich wegen des kurzen weißen Schnabels ſehr gut ausnehmen; denn der Schnabel des Tümmlers iſt weit kürzer, als bei den andern Tauben, mehr gewölbt, und gewöhnlich weiß, man findet ihn aber auch bläulich, beſonders bei den Tauben mit dunklem Gefieder, wie z. B. bei den ſchwarzen, blauen ꝛc. Tauben. Die Augenkreiſe ſind nakt und roth; auch die Füße ſind roth, aber auch gefiedert oder mit Federn bewachſen. Wegen ihres, zum Theil regelmäßigen Fluges, der ſehr hoch geht, und in ovalrunden Kreiſen geſchieht, die ſich oft verlängern, werden ſie von Liebhabern zu dem Vergnügen des Jagens, Ausjagens, benutzt. Von dieſer Taubenart giebt es, wie ſchon bemerkt, die regelmäßigſten Zeichnungen. Man hat weiße, ſchwarze, braune, gelbe, blaue, perlfarbene, ſilberfarbene, braunmehlfarbene, gelbmehlfarbene, mauſefahlene, aſchgraue oder ſchiefergraue, chocoladenfarbige ꝛc. Tauben, welche dieſe Farben über den ganzen Körper, ohne Abzeichen, haben, und daher rein genannt werden, außer daß ſie zwei Bänder von dunklerer Farbe, als die Grundfarbe, an dem Ausgange der Flügel haben; dann wieder alle dieſe Farben mit weißen Schwänzen, z. B. ſchwarzweißſchwänzige, gelbweißſchwänzige, blauweißſchwänzige ꝛc.; mit weißem Kopfe, auch weißem Kopfe und Schwanze, bei den blauen, gelben, rothbraunen, ſchwarzen ꝛc. Tauben. Elſterbunte, als ſchwarzelſterbunte, gelbelſterbunte, blauelſterbunte, ſilberfarbenelſterbunte, perlfarbenelſterbunte ꝛc. Tieger, in ſchwarzer, rothbrauner (Kupfertieger), gelber ꝛc. Farbe. Rothköpfige, ſchwarzköpfige,

blauköpfige, auch mit denſelben Farben des Schwanzes; rothbunte, ſchwarzbunte, blaubunte ꝛc., die keine beſtimmte Zeichnung haben, ſondern fleckig, ſtreifig ꝛc. in der Farbe ſind; ſchimmelköpfige, eulige, ſchuppige ꝛc. In der Form hat man hochgeflügelte, hoch- und breitbrüſtige, kurzgebaute, kurzfüßige, und Zwergtauben, welche ſehr klein ſind. Iſt die Geſtalt dieſer Taube ſchön, ihre Augen ächt und rein, der Schnabel kurz und weiß, die Zeichnung rein, ſowohl in den Umriſſen, als auch in der Farbe, die Schwingen gehörig ausgebildet und rein, und auch der Schwanz, ſo werden ſie viel theurer, als die nicht reinen ꝛc. bezahlt, die man Baſtarde nennt, welches ſich dann auf eine ſchlechte Paarung bezieht. Die Zwangspaarung geſchieht in dazu eingerichteten Behältern, worein man den Täuber und die Taube wirft, die ſich zuſammen paaren ſollen, und die man nach den beliebigen Farben wählt, um ſchöne Farbenzeichnungen zu erhalten. Wirft man z. B. gleichfarbige Tauben zur Paarung zuſammen, wie ganz weiße oder ſchwarze, gelbe, rothbraune, elſterbunte, mehlfarbene, ſilberfarbene ꝛc., ſo wird man größtentheils wieder dieſelben Jungen ziehen; ſie müßten denn nach den Großeltern abarten, welches man oft trifft, daß die Enkel nicht den Eltern, ſondern den Großeltern wieder in der Farbe und Zeichnung gleichen; ſonſt wirft man weiße mit ſchwarzen, gelben, rothbraunen, blauen ꝛc. zuſammen, um verſchiedene Zeichnungen zu erhalten. Dieſe Tauben niſten des Jahres mehrere Male in den dazu eingerichteten Neſtern; die Taube legt zwei weiße Eyer, zum erſten Male oft nur eins, welches 2 Zoll lang iſt, und über 1 Zoll im Durchſchnitte hat. Täuber und Taube brüten wechſelsweiſe an drei Wochen, wo dann die Jungen von innen das Ey anpicken, und ſich Luft zum Durchbruch machen. Wenn die Schale des Eyes zu ſtark iſt, ſo können ſie ſolche oft nicht mit ihrem Schnabel durch-

bohren, und müſſen dann darin erſticken; oftmals findet man auch Eyer, die ſchon angepickt ſind, und die Jungen ſind dennoch darin geſtorben, welches in andern Zufällen liegt, die ſich nicht jedesmal genau erklären laſſen. Ob ein Ey nach acht oder zehn Tagen beim Bebrüten eine Frucht trägt, die ſich ausbildet, kann man leicht gewahren, wenn man das Ey, wenn die Taube herabgeht, herausnimmt, und es durch die Finger, nach dem Lichte gekehrt, betrachtet; iſt es hier ſehr dunkel, ſo kann man auf Junge rechnen, iſt es aber noch ſo, daß man das Gelbe darin unterſcheiden kann, wenn es gleich trübe iſt, ſo darf man ſich keine Hoffnung machen, man kann aber die Eyer immer noch liegen laſſen; denn die Alten gehen von ſelbſt herab, wenn die Brütungszeit verfloſſen iſt, das heißt, nach achtzehn Tagen. Die Jungen werden von den Alten gemeinſchaftlich gefüttert, und gehen nach drei Wochen aus dem Neſte. Die Fütterung geſchieht mit Erbſen, zuweilen giebt man ihnen auch Hanf, Gerſte und Weizen. — Die Tümmler werden bloß zum Vergnügen gehalten, ſowohl zum Ausfliegen auf dem Hofe, indem man den dazu eingerichteten Taubenſchlag am Morgen öffnet, und am Abende ſchließt, ſo, daß ſie nach Gefallen heraus- und hineingehen können, als auch zum Jagen, wozu der Schlag eine andere Einrichtung erhält, indem man ihn, wo möglich, auf dem Spitzboden anlegt, mit einem Schauloche oder Guckloche, nebſt Futterbrette, Kneifbrettern und Haukorbe. — Wie dieſe Taubenſchläge angelegt werden, ſ. weiter unten. Die Gewöhnung der Tauben zum Fluge, geſchieht am beſten durch junge Tauben, die man ungefähr vierzehn Tage bis drei Wochen im Schlage läßt, ſie gehörig füttert, und ihnen ſtets friſches Waſſer zum Saufen giebt; auch etwas Häring, den man in kleine Stücke zerſchneidet, welchen ſie gern freſſen. Man kann in der letzten Woche, wenn man ſie herauslaſſen will, Erbſen mit Hanf weich-

ſeln, um ſie durch Extrafutter mehr an den Schlag zu gewöhnen. Man wähle zum Herauslaſſen einen etwas regnigten Tag, laſſe ſie vorher etwas hungern, und dann heraus. Am beſten geſchieht es, wenn man vorher jede Taube etwas auf das Futterbrett heraus hält, und ſie dann leiſe los läßt, ſo daß ſie ſich darauf erſt umſehen, und dann auf das Dach gehen kann. Man muß aber die andern ſo ſchnell als nur möglich nachlaſſen, damit ſie gleich Geſellſchaft hat. Wenn man alſo ſechzehn bis zwanzig Tauben zu gewöhnen hat, ſo laſſe man erſt vier bis ſechs Stück heraus, und wenn man dieſes einige Tage hintereinander gethan hat, und ſie immer wieder in den Schlag zurückkehren, ſo laſſe man wieder vier Stück mehr heraus, ſo, daß man in Zeit von vierzehn Tagen die genannte Zahl gewöhnt hat, und ſie herauslaſſen kann, welches des Morgens und des Nachmittags im Sommer geſchehen muß, im Winter geſchieht es des Vormittags und bald nach Tiſche; immer beobachte man aber in der erſten Zeit beim Herauslaſſen die Vorſicht, trübes regnigtes Wetter zu wählen, und dann, daß ſie nicht ſatt gefüttert werden, ſo daß man ſie immer wieder vom Dache auf das Futterbrett mit Erbſen oder Hanf locken kann, und ſo auch in den Schlag. Hat man dieſes Gewöhnen beinahe drei Wochen lang fortgeſetzt, ſo laſſe man ſie an einem ſchönen Tage am Nachmittage heraus, und wenn ſie ungefähr eine halbe Stunde auf dem Dache geſeſſen haben, ſo jage man ſie mit dem Schnupftuche ab, und laſſe ſie ein paar Mal um das Haus herumkreiſen, und wieder anſetzen, und dieſes wiederhole man wieder einige Wochen; dann kann man es verſuchen, ſie Stichweiſe herauszulaſſen, und mit der Fahne zu jagen, ſo daß ſie in die Höhe ſteigen, und eine Viertel- bis halbe Stunde fliegen, wobei man immer einige im Schlage behalten muß, um ſie dann nachſtecken zu können, wenn ſie vielleicht zu hoch gehen ſollten, damit ſie wieder herabſteigen

und anfallen können. Bei jungen Tauben würde der erste Stich acht, der zweite vier, und der dritte auch vier seyn, so daß sechzehn den Flug bilden, die übrigen aber dazu dienen, wenn die Tauben anfallen sollten, daß man immer nur Eine von ihnen hinausläßt, die ein paar Mal das Haus umkreiset; dann anfällt, und die Uebrigen mit herabzieht. Wenn die Tauben an zu brüten fangen, so können so viele nicht genommen werden, weil man sie nicht von den Eyern nehmen kann, damit diese nicht kalt werden. Man muß dann schon den Flug durch mehrere neue Tauben vermehren, indem man noch zehn Stück zukauft. Mehr hat man nicht anzuschaffen nöthig, da man bald eigene Junge zuziehen kann, das heißt, bei dem Gewöhnen von lauter jungen Tauben, die sich besser gewöhnen lassen, als alte, bei denen man nicht wissen kann, ob sie der Verkäufer bloß in der Absicht verkauft hat, daß sie ihm wiederkommen sollen, da es längst gewöhnte Flugtauben sind, die er schon hinlänglich wegen ihres Wiederkommens erprobt hat. Es bleibt daher immer riskant, alte Tauben zu kaufen, selbst beim Taubenhändler; denn die er verkauft, sind in der Regel selbst Gefangene, die ihm durch seinen Flug zugekommen sind; es sind zwar keine zuverlässigen Tauben, sonst würden sie sich nicht auf einem fremden Schlage haben fangen lassen; allein sie sind immer schlimmer zu gewöhnen, als junge Tauben; auch muß man sie länger im Schlage lassen, sie gehörig paaren, auch sie, um sie gewisser zu halten, brüten lassen, und dennoch gehen oft Mehrere ab, und kehren nicht wieder, lassen die Jungen im Stiche. Bei alten Tauben, wenn man sie nicht von einem Taubenhändler kauft, sondern von einer Privatperson, einem Taubenliebhaber, ist es besser, wenn der Käufer sich mit dem Verkäufer dahin einiget, daß er die Tauben, im Falle sie wegflögen und sich wieder zu ihm hinbegeben sollten, unentgeldlich wieder ausliefert, welche Bedingung der Verkäufer ge-

wiß eingehen wird, da er doch ſeine Tauben abzuſchaffen Luſt hat, wäre dieſes nicht der Fall, ſo iſt es auch riskant, die Tauben zu kaufen, da man ſchon ſicher ſeyn kann, daß, wenn auch nicht alle, doch viele zu ihm zurückkehren werden. Wenn man die Tauben mit denen anderer Taubenfreunde faſſen laſſen will, das heißt, daß ſie in der Luft ſich zuſammen vereinigen ſollen, ſo muß dieſes nur mit dem erſten und zweiten Stiche geſchehen, zu welchen man die am beſten gewöhnten, und alſo ſicherſten Tauben wählt. Sollten ſie ſich im Fluge zu ſehr von den andern Tauben nach deren Gegend mit hinüberziehen laſſen, ſo muß man den dritten Stich hinauslaſſen, um die eigenen Tauben wieder anzuziehen. Dieſer dritte Stich darf dann nicht durch Jagen zu hoch gelaſſen werden, und wenn man gewahrt, daß ſie von dem andern Fluge abzureißen anfangen, dann ſchicke man noch einzelne Tauben nach, um ſie zum Abreißen immer mehr anzuziehen. Ein großer Taubenliebhaber, der ſeine Tauben genau kennt, wird gleich beim Abreißen ſehen, ob er fremde Tauben unter ſeinem Volke hat, das heißt, wenn der Schwarm zu groß ſeyn ſollte, daß er ſie nicht gut in der Luft wegen des ſich engern Zuſammenhaltens der Tauben zählen kann; er ſieht ſolches dann aus den Farben und der Körperſtruktur des untern ſichtbaren Theils, da er ſeine Tauben im Fliegen genau unterhalb des Körpers kennt, und kleine Abweichungen immer vorkommen; er muß dann ſuchen, ſie auf das Dach herabzulocken, welches dadurch geſchieht, daß er einzelne Tauben herausläßt, die nicht hoch fliegen, z. B. Kröpfer, Mövchen ꝛc., die ſich immer wieder anſetzen, wenn ſie ein paar Mal um das Haus herumgekreiſet ſind; auch hilft dann ſchon der dritte oder vierte Stich, je nach der Anzahl der Tauben, die man in dem Fluge hat. Sobald ſie auf das Dach herabgefallen ſind, ſo überſehe man ſeine Tauben, indem man leiſe aus dem Schauloche den Kopf ſteckt, und ſich umſieht,

und da die eigenen Tauben nicht scheu sind, so wird man leicht die mit angefallenen fremden Tauben gewahren können. Man streue dann Hanf auf die Kneifbretter, und suche sie darauf herabzulocken, so, daß man sie mit der Zange bei den Füßen fassen, und sie dann durch das Schauloch herein nehmen kann. Fliegen sie ab, so jage man die eigenen Tauben gleich wieder auf, um sie nicht entwischen zu lassen, welches jedoch oftmals geschieht, indem sie wieder nach ihrem Schlage zurückkehren, sich nicht wieder mit den aufgejagten Tauben mischen, aber auch eben so oft setzen sie sich wieder an, und werden gefangen, entweder durch die schon vorhandenen Kneifbretter, oder durch den Haukorb, der auch mit Kneifbrettern bedeckt ist; auch sind die Hohlsteine oft so eingerichtet, daß man sie vermittelst der Hand durch dieselben fangen kann. Selten gehen sie durch das Schauloch in den Schlag oder durch den Haukorb, ist dieses der Fall, so sind es schlecht gewöhnte Tauben, denen der Schlag, wo sie sich befinden, gleichgültig ist, und mit diesen wird man auch nicht viel ausrichten, wenn man sie zugewöhnt; es ist daher besser, solche gefangene Tauben, wenn sie nicht ausgelöset werden sollten, zu verkaufen. Man findet auch sehr eigensinnige Tauben, auch schläfrige, die nicht von der Stelle weichen, oft Stundenlang auf einer Stelle des Daches sitzen bleiben. Diese läßt man ruhig sitzen, indem man einige Tauben auf dem Dache läßt, die auf dem Futterbrette gefüttert werden, und denen man auch einen Napf mit Wasser dahin setzt. Man macht dann das Kriechgitter vor, ein Gitter, in welchem sich eine Oeffnung, so groß, daß eine Taube bequem durch kann, befindet, und kann sich dann vom Boden entfernen, wenn nämlich keine Gefahr vorhanden ist, daß Katzen auf das Dach kommen können. Vor den Iltissen ꝛc. ist man am Tage, wo vieles Geräusch auf den Straßen ꝛc. ist, sicher, auch liegt das Dach des Hauses oft so, daß diese Thiere nicht

heran können. Man geht dann nach einer Stunde wieder hinauf, und ſieht nach, ob die Tauben noch draußen ſind, und ſich die fremde nicht entfernt hat; wenn ſie noch da iſt, wirft man immer wieder einige Tauben hinaus, zuletzt bequemt ſie ſich doch, durch den Hunger getrieben, herab zu kommen, ſo daß man ſie mit dem Eiſen nehmen kann, oder ſie ſelbſt durch das Gitter in den Schlag geht. Alles dieſes hängt von Umſtänden ab, die ſich ſo nicht beſtimmen laſſen. Fehlen Tauben von den eigenen, die mit dem fremden Fluge mitgegangen ſind, ſo muß man freilich auf dem Boden eine Stunde und darüber verweilen, damit, wenn man ſie kommen ſieht, man gleich die Tauben abjagen, auch andere nachſtechen kann, um ſie wieder herüber zu locken. Gut gewöhnte Tauben, wenn ſie ſich wirklich einmal verirrt haben ſollten, kehren auch ohne dieſes Mittel, ohne dieſe Vorſorge, zurück, und oft noch ſpät am Abend, bei dem Abendjagen. — Das Jagen ſelbſt geſchieht des Tages gewöhnlich dreimal von den Taubenfreunden und Taubenhändlern, am Morgen, Mittage und Abende. Die eigentliche Jagezeit iſt aber am Abende, im Sommer gegen ſieben Uhr, auch wohl etwas ſpäter, im Winter gegen vier Uhr. Am Morgen jagt man ſie im Sommer ſchon vor ſechs Uhr, zwiſchen fünf und ſechs, im Winter gegen acht Uhr. Im Winter fällt das Jagen am Mittage zwiſchen ein und zwei Uhr aus. An den genannten Zeiten jagen alle Taubenfreunde und Taubenhändler ihre Tauben, und es faſſen oft in großen Städten mehrere Flüge miteinander, ſo daß oft drei, vier Flüge in ziemlicher Höhe mit einander umherkreiſen, und oft aus entfernten Gegenden. Je höher die Tauben gehen, ie mehr Vergnügen gewährt es, ja man hat jung zugezogene Tauben, die ſo hoch fliegen, daß man ſie beinahe aus dem Geſichte verliert. — Gut gewöhnte Tauben kann man überall mitnehmen und ſie auffliegen laſſen, das heißt, im Orte, und auch außer-

halb deſſelben in der Nähe, wenn man ſie jedesmal beim Spazierengehen mitnimmt, und ſie bald in dieſer, bald in jener Gegend aufwirft, ſo daß ſie das Terrain, wo ſie ſich befinden, kennen lernen, man wird ſie dadurch immer weiter mitnehmen können, und wenn man zu Hauſe zurückkehrt, ſie auf der Klippe finden; oft bringen ſie auch andere Tauben mit, welche einzeln herumfliegen, und ſich den Aufgeworfenen anſchließen, und dieſes beſonders Tauben, wenn man muthige Täuber aufgeworfen hat, die ſich erſt hier oder da niederlaſſen, wo ſie Tauben ſitzen ſehen, und dann mit einer oder der andern Taube abfliegen, und ſie mit nach ihrem Schlage nehmen. Ein Feind der Flugtauben oder Tümmler iſt der Habicht (Stoßvogel, Stoßfalk, Falco palumbarius), der oft unter die Flüge fährt, ſie zerſtreut, und ſich eine Taube fortnimmt, indem er von oben herab darauf ſtößt, und ſie ihm nur mit ſeltner Gewandtheit entgehen kann. Die andern Tauben zerſtreuen ſich einzeln nach allen Richtungen hin. Man gewahrt an den Tauben im Fliegen die Nähe des Habichts, indem ſie immer kleinere Kreiſe machen, und ſich in einander zu drängen ſcheinen; haben ſie ſchon eine ziemliche Höhe erreicht, ſo ſteigen ſie immer höher, ſo daß ſie über ihn kommen; aber auch der Habicht, der dieſes gewahrt, fängt an zu ſteigen, um ſie wieder zu erreichen, geſchieht es dann, welches nicht ſelten der Fall iſt, ſo fährt er mit Schnelligkeit unter den Flug, und zerſtreut die Tauben ſo, daß oftmals ein Drittel derſelben, außer der Erhaſchten, verloren geht, indem ſie ganz von der Gegend abkommen, ſo daß man ſie oft eine halbe Meile weit von dem Schlage, wo ſie hingehören, gefangen hat; denn die Angſt treibt ſie nach allen Richtungen hin, und macht, daß ſie ihren Schlag vergeſſen, und ſich nur zu retten ſuchen, alſo ſich den Tauben da anſchließen, wo ſie welche fliegen ſehen, oder auf die Häuſer, wo Tauben ſitzen, herabfallen, und leicht vor Ermattung

in andere Schläge gehen; mehrere Tauben kehren auch noch am andern oder dritten Tage nach ihrem Schlage zurück. Fliegen die Tauben niedrig, unter dem Habicht, so ſuchen ſie ſchnell anzufallen, welches man auch noch dadurch bewirkt, daß man einzelne Tauben aus dem Schauloche auf das Dach wirft, um ſie ſo anzulocken. Man kann den Stoßvogel durch lautes Pfeifen auf dem Finger oder auf einer Blechpfeife, auch durch Klappern verſcheuchen, wenn er niedrig unter die Tauben ſtößt, geſchieht es aber hoch in der Luft, und iſt er ſehr hungrig, ſo hilft es nicht viel, aber auf jeden Fall iſt ein lautes Geräuſch immer noch am beſten geeignet, ihn zu verſcheuchen. S. den Art. Stoßvogel, Th. 174, S. 684 u. f. — Bei den Tümmlern, die man auf dem Hofe zum Vergnügen hält, braucht der Schlag nicht hoch zu ſeyn, man kann ihn über dem Appartement, wenn dieſes ein beſonderes Häuschen bildet, anbringen, in der Nähe des Pferdeſtalles, auch in einer Kammer, wozu man ein Paar Scheiben aus dem Fenſter herausnimmt, und die Oeffnung zu einer Fallklappe bildet, oder auch einen Haukorb herausmacht. Man laſſe hier die Tauben ungefähr drei bis vier Wochen eingeſperrt ſitzen, und öffne dann die Klappe, ſo daß ſie nach Belieben herausgehen können. Es verſteht ſich auch hier von ſelbſt, daß die Tauben vorher gepaart ſeyn müſſen, ehe man ſie herausläßt, und wenn ſie brüten oder ſchon Junge haben, iſt es noch beſſer, wenn man ſo lange wartet, und erſt dann das Gewöhnen vornimmt. Gehörige Abwartung im Freſſen und Saufen, Reinlichkeit des Schlages, ſind auch hier die beſten Mittel, die Tauben an den Schlag zu gewöhnen. Iſt es auf dem Hofe nicht geräuſchvoll, ſo werden ſie ſich leicht gewöhnen, iſt dieſes aber der Fall, dann möchte wohl manche Taube durch das Aufſcheuchen fortfliegen, da ſie der Gegend ganz unkundig iſt, und leicht zu andern Tauben geräth, die in der Nachbarſchaft gehalten werden; denn ein zu niedri-

ger Schlag, beſonders wenn der Hof von hohen Gebäuden umſchloſſen iſt, läßt die Tauben, wenn ſie unten auch niedere Dächer finden, nicht zu der Höhe hinaufſliegen, wenn man ſie nämlich nicht aufjagd, daß ſie ſich gehörig umſehen können, und wenn ſie dann mit einem Male aufgeſcheucht werden, ſo fliegen ſie weit weg, und kommen von der Gegend ab, und zu andern Tauben, die auf den höhern Dächern ſitzen, und kehren dann oft nicht wieder. Daher iſt es gut, wenn man die Tauben zuweilen aufjagd, jedoch nur erſt dann, wenn man ſie ſchon mehrere Male herausgelaſſen hat. Aengſtlich darf man beim Herauslaſſen der Tauben nicht ſeyn, daher iſt es beſſer, daß man ſich nicht gleich ausgeſuchte Tümmler anſchafft, die theuer ſind, ſondern weniger ſchöne, wobei es nicht darauf ankommt, wenn Einige davon das Weite ſuchen; nach und nach kann man ſich dann werthvollere dazu gewöhnen. Man kann dieſe Tauben nun auf dem Hofe füttern oder in dem Schlage.

2) Die Wendetaube, Klatſchtaube, Schlagtaube, Purzeltaube, der Klatſcher, Kröpfer, Purzler, Plätſcher, Columba domestica Percussor, Columba Percussor, Fr. le Pigeon batteur ou tournant, welche ſich im Fliegen dreht, überpurzelt, und mit ihren Flügeln ſo heftig klatſcht, daß man eine Klapper zu hören glaubt; ja oftmals zerbrechen ſie einige von ihren Schwungfedern durch die Heftigkeit dieſer Bewegungen, ſo daß ſie auf die Erde herabſtürzen. Sie gleicht übrigens ganz dem Tümmler, nur iſt ſie etwas größer oder wenigſtens hat ſie die Größe eines gut ausgewachſenen Tümmlers. Man hat ſie in allen bekannten Farben der Tümmler, doch iſt die ſchieferblaue und ſchwarzfleckige die vorherrſchende Farbe. Sie werden mit den Tümmlern zum Fluge gehalten, kommen aber nicht häufig vor; man findet nur Wenige unter großen Flügen; ſie purzeln aus denſelben herab, indem ſie mehrere Male überſchlagen, dann aber wieder mit heftigem

Klatſchen der Flügel ſich bis zu den andern Tauben erheben. Lebensart, Nahrung ꝛc. haben ſie mit dem Tümmler gemein.

3) Das Mövchen, Mevchen, die Möventaube, Jabottaube, Manſchettentaube, Zwergtaube, Kraustaube; Columba domestica turbita, Columba turbita; Fr. Pigeon Cravatte; Engl. Turb. Pigeon, von der Größe eines kleinen Tümmlers, auch größer, mit ſtarker breiter Bruſt, ſehr kleinem weißen Schnabel, dicken Naſenlöchern und Haut, ſehr hoher Stirn, faſt viereckigem Kopfe, und nur ſelten mit einer Haube verſehen, die, wenn es ſie beſitzt, ihm einen höhern Werth verleihen. Die Augenringe ſind groß und fleiſchig. Gewöhnlich findet man ſie von weißer Farbe mit farbigen Flügeln, alſo ganz weiß und mit ſchwarzen, rothbraunen, gelben, blauen, ſilberfarbigen, perlfarbigen, chocoladenbraunen ꝛc. Flügeln, mit darauf gezeichneten dunkleren Bändern von derſelben Farbe. Von durchgehenden Farben findet man ſie ſelten, indeſſen hat man gelbe und rothbraune mit weißem Jabot geſehen. Mohrenköpfe, ſchwarz-, roth- oder gelbköpfige Mövchen ꝛc. kommen ſehr ſelten vor, und werden theuer bezahlt. Das Jabot, die Krauſe oder Manſchette, beſteht aus einer Reihe auswärts geſträubter oder gegen einander mit dem Fahnenrücken laufender Federn auf der Mitte der Bruſt, welche der Taube ein ſehr ſchönes Anſehen geben, und je größer daſſelbe iſt, je ſchöner und werthvoller iſt das Mövchen. Die Füße ſind roth, ſelten findet man ſie mit Federn bewachſen (rauchfüßig), wo ſie dann gleichfalls einen höheren Werth haben. Dieſe rauchfüßigen Mövchen entſpringen zuweilen aus der Paarung einer Mövchentaube mit einem rauchfüßigen Tümmlertäuber, jedoch auch hier ſelten, indem, wenn Mövchen aus dieſer Zucht fallen, ſie in der Regel rothfüßig ſind, alſo nach der Taube ſchlachten. Geſchieht die Paarung mit einem Mövchentäuber und einer Mövchentaube, ſo fallen auch

zuweilen gehaubte Mövchen. Beine und Schenkel ſind ſelten ſchön gehoſet. Wenn ſie ſich untereinander paaren, das heißt, Mövchen mit Mövchen, ſo brüten ſie oft im Jahre, man will aber bei einer aufmerkſamen Zucht dieſer Tauben die Bemerkung gemacht haben, daß unter den Jungen, die ſie aus dem jedesmaligen Brüten zweier Eyer ziehen, ſelten zwei groß werden. Man hält dieſe Tauben, wegen ihres ſchönen Anſehens und der Treue, die ſie ihrem Schlage beweiſen, indem ſie ſich ſelten auf ein anderes Haus oder einen Schlag niederſetzen, und wenn man ſie aufjagd, immer wieder auf den Abflug ſich niederlaſſen, zum Vergnügen, ſowohl auf den Flugtaubenböden, als auch auf den Hofſchlägen. Unter die Flugtauben nimmt man nur einige Paare, um ſie zum Anfallen der Tauben zu benutzen, da ſie mehrere Male im Fliegen das Haus umkreiſen, und ſich dann wieder auf den Schlag niederlaſſen, und ſo die Tauben mit herabziehen, wenn ſie anfallen ſollen. Sie gehen auch mit in die Höhe, indem ſie ſehr ſchnell fliegen, halten aber nicht lange aus. Wegen ihres ſchnellen Fluges entgehen ſie auch leicht dem Habichte, wenn dieſer Miene auf ſie macht oder auf ſie ſtößt. Am meiſten findet man ſie als Hoftauben vor, und hierzu möchten ſie ſich auch wohl am beſten wegen ihres hübſchen Aeußern eignen. Nutzen zieht man daher von ihnen nicht, wie von den Feld- und Mondtauben, in Hinſicht der Jungen, ſondern das Vergnügen der Anſchauung. Auf den Flugtaubenböden freſſen ſie Erbſen, und was die Tümmler als Nahrung erhalten; auf den Höfen füttert man ſie mit Erbſen, Hanf, Hirſe, Gerſte, Weizen, überhaupt mit dem Körnerfutter, das am billigſten iſt. Aus der Paarung der Mövchen mit den Pfauentauben erhält man die Pfauenmövchen, die den gehobenen Fächerſchwanz der Pfauentaube, und das Jabot des Mövchens bekommen. Paart man nun dieſe wieder mit andern Haustauben, beſonders mit den Mond- oder Haubentauben, ſo

erhält man die Schildtauben, ganz weiß, gehäubt, auf den Flügeln ein einfarbiges Schild oder Herz, das durch die Flügeldecken und hintern Schwungfedern gebildet wird. Iſt die Haube ſchon groß, der Schwanz breit, ſo wird dieſe Spielart ſehr geſchätzt. Die Farbe des Schildes richtet ſich meiſt nach der Farbe des Mövchens. Mit Schleier- oder Kropftauben gepaart, erhält man auch ſchöne Tauben, die ſich nach der Taube oder dem Täuber in Hinſicht der Abartung richten, beſonders ſchön iſt die Spielart mit der Perrückentaube, mit der Halskrauſe und dem Jabot. Mit dem Kröpfer iſt die Geſtalt etwas unförmlich wegen des großen Kropfes, der durch die breite Bruſt des Mövchens herrührt.

4) Die Kropftaube, der Kröpfer, Kröpper, Columba domestica gutturosa, Columba gutturosa; Franz. Pigeon Grosse-gorge, grand Gosier; Engl. Kroppers Dowe, Powter Pigeon; Holl. Kropper, welche ihren Namen von ihrem Kropfe führt, den ſie ſo aufblaſen kann, daß er faſt ſo groß, als ihr ganzer Körper wird, ja man iſt oft nicht im Stande, den Kopf vor dem Kropfe zu ſehen, ſo hoch liegt dieſer, daß er faſt den Kopf einhüllt. Dieſes Aufblaſen des Kropfes geſchieht durch das Einziehen des Windes oder der Luft; daher kann man ſie auch aufblaſen, indem man den Schnabel in den Mund nimmt, und darein Luft bläſt. Durch dieſes ſtarke Aufblaſen werden ſie gezwungen, den Kopf ganz zurück zu biegen, wodurch ſie des Vermögens beraubt werden, gerade vor ſich zu ſehen, und bei dem auch dazu kommenden ſchwerfälligen Weſen des Körpers, leicht im Fliegen eine Beute von Raubvögeln werden, wenn dieſe auf ſie ſtoßen. Die Kropftaube gehört zu den großen Tauben der Geſtalt nach, wozu vorzüglich der Kropf ſehr viel beiträgt, durch den der obere Theil des Körpers ſehr ausgedehnt wird, auch ſind ſie anſehnlich größer, als die Tümmler und Mondtauben,

welches man auch ſchon an den Eyern gewahrt, welche die Taube legt, die um ein Merkliches größer ſind, als die Eyer der Tümmler und Mondtauben. Hierzu kommt nun noch der aufrechte, etwas übergebeugte Gang wegen des Kropfes; ſie haben ferner eine hohe Stirn, einen kurzen ſpitzigen Schnabel, den Scheitel ziert zuweilen eine Haube, lange Schwungfedern, und rothe, auch zuweilen rauche Füße. Die gewöhnliche Farbe des Gefieders iſt die ſchieferblaue oder aſchgraue, mit dunklen Bändern auf den Flügeln, auch mit weißen Spitzen oder mit einem weißen Auslaufe der Schwingen. Bruſt und Hals haben einen glänzenden Schiller, von grün, purpurroth und blau. Man hat auch Kröpfer von andern Farben, z. B. braune, mit weißen Schwingen, und Bruſt und Hals mit glänzendem Schiller, gelbe ꝛc. Die weißen und die Mohrenkopftauben dieſer Art ſind die ſeltenſten und geſuchteſten. Der Kröpfer gleicht in der Geſtalt der Perrückentaube, nur iſt er noch größer, als dieſe, welches beſonders der aufgeblaſene Kropf verurſacht, den er während des Freſſens und in der Begattungszeit ſo ſtark aufbläſet, daß der Kopf faſt ganz verſchwindet. Die Kröpfer haben zwar lange Flugfedern, aber deſſen ungeachtet können ſie wegen ihrer Schwerfälligkeit den Wind nicht gut vertragen, und werden deshalb auch, wie ſchon oben bemerkt worden, leicht von den Raubvögeln erhaſcht. Sie freſſen Erbſen, kurze Gerſte, Weizen, Hanf ꝛc., wie die vorher beſchriebenen Tauben, und werden vorzüglich zu Hoftauben gezogen, obgleich ſie ſich nicht beſonders in Hinſicht der Fruchtbarkeit auszeichnen, aber wegen ihrer Größe und Geſtalt Vergnügen gewähren, und ſollen ſie auch als Braten die Tafel zieren, ſo geſchieht es gewiß, da man ihren anſehnlichen Kropf gut füllen kann, und ſie auch mehr Fleiſch, als die andern Tauben, auf den Knochen haben. Auch auf den Flugtaubenböden findet man ſie, jedoch nur in geringer Anzahl,

turgeſchichte der Vögel Deutſchlands, beſaß eine rothe Taube, die mit einem ſchwarzſchwänzigen Täuber gepaart war, und die immer braunrothe Jungen mit blendend weißen Flügelſchnüren zogen; ſo hat man auch ganz weiße mit rothbraunen Schnüren gezogen; iſabellfarbene mit weißem Scheitel und weißer Haube, und ſo auch chocoladenfarbige. Eine braunrothe Taube, mit einem braunrothen Täuber gepaart, erzeugen mauſefahlene, braunmehlfarbene, auch chamoisfarbene Tauben, von denen in der dritten oder vierten Paarung wieder rothſchnürige Junge mit weißen Flügelſtreifen fielen, die ſehr ſchön ausſahen; kurz, man hat ſich alle Mühe gegeben, die Mond- oder Monatstauben durch die Paarung mannigfaltig in Zeichnung und Farbe zu erzeugen. Die Mondtauben ſind ſehr emſig im Brüten, und man kann wohl achtmal im Jahre rechnen, daß ſie Junge bringen, und ſelten Eins; denn bei ihrer Liebe im Aufziehen der Jungen bringen ſie auch ſtets Beide groß. Daß ſie faſt alle Monate Junge bringen ſollen, wie einige Schriftſteller anführen, unter Andern auch Büffon, beſtätiget ſich nicht; denn dieſes müßte doch gewiß da geſchehen, wo man ſie ſorgfältig unterhält, es nicht an Neſtern fehlen läßt, damit ſie gleich nach dem Ausbrüten der Eyer wieder ein zubereitetes Neſt finden, um wiederum legen und brüten zu können; allein die Auferziehung der Jungen beſchäftiget die Eltern wenigſtens die erſten acht Tage hindurch, beſonders in der rauhen Jahreszeit, noch ſehr, indem ſie darauf ſitzen, alſo an das Liebeswerk noch nicht kommen, und ſo vergehen nach dem Ausbrüten der Jungen wohl noch vierzehn Tage, ehe die Taube wieder legt, und achtzehn bis einundzwanzig Tage dauert das Brüten, ohne die zufälligen Störungen noch zu rechnen, die in großen Taubenſchlägen vorkommen, worin zwanzig und mehrere Paare gehalten werden, wo die Täuber und Tauben mit einander kämpfen, und ſo das Begatten, Eyerlegen und

Brüten ſtören. Dieſes geſchieht hauptſächlich in ſolchen Schlägen, die nicht Raum genug haben, wo die Tauben zu enge auf einander ſitzen, und ſich daher bekämpfen; am beſten ſind daher ſolche Schläge, wo man den Tauben eine Kammer, oder ein beſonderes Taubenhaus einräumen kann, in welchem ihnen die gehörigen Neſter gemacht werden können, ſo, daß auf ein Paar Tauben zwei Neſter kommen, ſo fällt wenigſtens der Kampf um die Neſter fort, und die Brütenden ſelbſt werden nicht geſtört. Bei den Mondtauben ſcheint dieſes beſonders nöthig zu ſeyn, wenn man auf eine zahlreiche Nachkommenſchaft Rechnung machen will. Die jungen Mondtauben ſind ſchon im achten oder neunten Monat ihres Alters fähig zu legen, und am fruchtbarſten im dritten Jahre deſſelben, und dieſe fruchtbare Legezeit währt bis zum ſechſten oder ſiebenten Jahre; dann legen ſie ſchon ſparſamer, obgleich einige noch im zwölften Jahre ihres Alters legen, auch brüten, allein ohne Erfolg, die Eyer enthalten keinen belebten Stoff, kein Junges. Man hat dieſes dem Täuber zuſchreiben wollen, daß er zur Zeugung ſchon zu alt ſey, und die Eyer nicht mehr gehörig befruchtet würden; man will dieſes aber nicht in dem Alter des Täubers ſuchen, ſondern in dem der Taube; indeſſen kann auch Erſteres der Fall ſeyn; denn ſo lange eine Taube noch legt, noch die Eyer zuwachſen, ſo kann man auch erwarten, daß dieſe noch zur Befruchtung taugen, es daher an dem Alter des Täubers liegen müſſe. Daß man in dieſer Taubenart oft unfähige Männchen und unfruchtbare Weibchen findet, die keine Eyer legen, beſtätiget ſich zwar, iſt aber keine Eigenthümlichkeit dieſer Art; denn man findet ſie auch bei den andern Arten, vielleicht nicht ſo häufig. — Die Mondtauben ſind ſchwer zu gewöhnen, wenn man ſie alt gewöhnen will, ſelbſt jung, wenn man ſie nicht ſchon früh mit den Alten aus dem Schlage läßt, weil ſie ſehr ſcheu ſind, und das geringſte Geräuſch heftig auf ſie ein-

wirkt; denn ſobald ſie nur aus dem Schlage gelaſſen werden, ſo fliegen ſie gleich auf, ja oft ſchon vom Schlage aus in die Ferne, ſo daß ſie ihre Wohnung verlieren, da ſie in der Gegend noch ganz unbekannt ſind; denn ſelbſt das Herauslaſſen der Alten hält ſie nicht feſt, feſſelt ſie nicht, was doch bei den Tümmlern, Mövchen ꝛc. der Fäll iſt. Man kann ſie daher nicht beſſer gewöhnen, als ganz jung, ſo daß man ſie ſchon mit dem Neſte auf eine Stunde des Tages herausſetzt, damit ſie ſich ſchon frühzeitig an das Geräuſch gewöhnen, und die Gegend kennen lernen; auf dieſe Weiſe gelingt die Gewöhnung am beſten. Wenn man ſich daher dieſe Tauben auf dem Hofe zum Ausfliegen anſchaffen will, ſo kaufe man ſich ganz junge Tauben, die zu freſſen anfangen, oder wenn man dieſe nicht erhalten ſollte, ein oder zwei Paar Alte, und laſſe ſie im Schlage brüten, und gewöhne die Jungen zum Ausfliegen, wie vorher angeführt worden, und behalte die Alten im Schlage zur Zucht; denn zum Ausfliegen wird man ſie nicht gewöhnen können. Wer es riskiren will, mag den Verſuch machen, allein es wird ihm dieſer Verſuch nicht gelingen, weil ſie zu ſcheu ſind, und die geringſte ungewöhnliche Erſcheinung ſie gleich aufſcheucht; ſind ſie aber einmal gewöhnt, ſo findet man ſeltne Fälle, daß ſie ihren Schlag wieder verlaſſen. — Ihre Nahrung ſind Erbſen, Gerſte, Weizen und andere Früchte und Sämereien. Den Namen Mond- oder Monatstaube, hat ſie von dem Brüten erhalten, weil man glaubt, daß dieſe Tauben alle Monate Junge ziehen, und den Namen Mönch, Kapuzentaube ꝛc. von der Haube hinten am Kopfe, welche einer Kapuze gleicht.

6) Die Trommeltaube, Tambourstaube, Doppeltaube, der Federfuß, Rauchfuß, Rödler, die gehaubte Monatstaube, gehoſte Zopftaube, Marſch-, Knebel- oder Schnurrbartstaube, der Gluglu-Mohr, Wirbler, die Ruſſiſche

Taube, Columba domestica Dasypus, Columba Dasypus; Fr. Pigeon Tambour; Engl. Rough Footed Pigeon, eine Taube, die ihren Namen von der Stimme, die dem Wirbel eines Trommlers ähnelt, von der fleißigen Zucht, von den Federfüßen, ihrem Schnabelbusche ꝛc. erhalten hat. Sie gleicht in der Größe der Mondtaube, nur ist sie noch ansehnlicher in der Gestalt, da sie eine sehr breite Brust hat, überhaupt eine hübsche Körperbildung. Der Kopf bildet ein Oblongum, hat hinten eine ansehnliche Haube, und über dem Schnabel bei seinem Ausgange liegt noch ein Federbüschel in der Queere gleich einem halben Knebelbarte. Der Schnabel gleicht dem der Mondtaube, nur ist er etwas stärker und bläulich. Die Füße sind rauch oder mit sehr langen Federn bewachsen, die sie oft am Gehen hindern; sie sind überhaupt gut behoset. Ein schönes Paar Trommeltauben muß eine reine Zeichnung haben, welche gewöhnlich gesprengt oder gescheckt in einer schwarzen, blauen, gelben oder rothbunten Farbe sich zeigt, wobei der Hals und die Brust einen schönen Schiller haben. Die Augen müssen schwarz, und mit einem gelben Ringe versehen seyn; den Hinterkopf muß eine schöne Haube und den Obertheil des starken und kurzen Schnabels ein Nasenringhäubchen zieren, das wie eine Rose schön und rund gekräuselt seyn muß, und auch wegen der rosenblättrigen Gestalt Röschen genannt wird. Dabei müssen sie auswärts stehende Federfüße haben, und der Täuber sowohl, als die Taube schön trommeln, das heißt, der Wirbel muß anhaltend seyn; er muß mehrere Male starke hohl tönende Stöße hören lassen, dabei mit den Flügeln zittern, lange anhaltend stille stehen, und mit dem aufgeblasenen Kropfe links und rechts sich wenden. Da die Taube nicht die vollkommene schöne Gestalt des Täubers hat, so nimmt sich das Trommeln bei ihr nicht so schön aus, wie bei dem Täuber, dem sie doch in der Stärke der Stimme

wenig nachgiebt. Man nennt dieſe Tauben Doppelhaube oder Zweihäubige, wegen der Haube am Hinterkopfe und der Roſe auf der Schnabelwurzel. Außer den genannten Zeichnungen, findet man auch ſchwarzbäuchige, deren Unterleib ſchwarz iſt, die Flügel und der Kopf weiß und ſchwarz geſprengt; ſie werden für ſchön gehalten, und gewöhnlich mit einem weißen Täuber und mit einer ſchwarzen Täubinn erzeugt, dabei verlangt man ſchwarze Augen und Schwingen, nebſt Schwanz und Burzel. Selten ſind braun- und weißgeſchwärzte, eben ſo Schwarz-, Braun-, Blau- und Gelbköpfe. Ganz farbig, das heißt, von einer durchgehenden Farbe, wie ſchwarz, braunroth, blau- oder aſchgrau, gelb ꝛc., findet man ſie auch, aber nicht ſo häufig, als die geſprengten, getüpfelten, geſchuppten ꝛc., auch ganz weiße kommen vor, aber ſelten rein, dafür werden auch dieſe geſchätzt, wenn ſie ganz rein, ohne ſchwarze, gelbe ꝛc. Flecke ſind. Die Vorderfüße müſſen oftmals beſchnitten werden, ſtoßen ſich aber auch von ſelbſt ab, wenn die Taube gut Feldein fliegt oder auf hartem Boden läuft. Die Vorderfüße bluten oft, welches daher kommt, daß die Tauben leicht an den langen Federn hängen bleiben, dieſes kann man verhindern, wenn man ſtarke Schlagſtangen macht, worauf ſie ſich ſetzen; denn hier nutzen ſich die Federn ab, und bleiben weniger hängen. Da die Haube, das Röschen auf dem Schnabel und die Federfüße vorzügliche Zierden dieſer Tauben ſind, ſo darf man ihnen ſolche nicht rauben, und deshalb muß man auch die Roſe auf dem Schnabel nicht beſchneiden, wenn es nicht höchſt nöthig thut, das heißt, wenn ſie über die Augen ſo zuſammenwächſt, daß die Taube nicht ſehen kann, oder ſie im Freſſen hindert, nur dann kann man eine Operation damit vornehmen; auch kann man es ſchon bei jungen Tauben abhelfen, wenn man den Federſpulen, ſo lange ſie noch weich ſind, eine beliebige Richtung giebt. Man zieht ſie gleichfalls zu

Hoftauben, da ſie ſehr gut hecken und ein ſchönes Aeußeres haben, auch mit derſelben Nahrung, wie die Mondtauben, vorlieb nehmen; ja wegen der ſchönen Kopfbedeckung, der gedrungenen vortheilhaften Geſtalt, und der trommelnden Stimme werden dieſe Tauben als Hoftauben beſonders geſucht, und man findet ſie bei den Brauern, Bäckern, Branntweinbrennern und Deſtillateuren und anderen Liebhabern in großen Städten in eigenen Schlägen auf den Höfen, ſo auch in kleinen Städten und auf dem Lande von Gutsbeſitzern gehalten. Sie können zwar, wenn ſie jung ſind, gut fliegen, allein ihre Schwerfälligkeit, wenn ſie älter ſind, hindert ſie daran; auch werden ſie überaus fett bei einigermaaßen gutem Futter; dann ſind ſie nicht vermögend weit zu fliegen, und ziehen auch nicht gern in das Feld, ſondern bleiben lieber auf dem Hofe, und ſuchen auf die Fruchtböden zu kommen, überhaupt da Sämereien zu ſtehlen, wo ſie ſicher ſind, daß ſie nicht eingefangen werden. Man würde ſie daher auch mehr auf dem Lande ziehen, wenn ſie in das Feld flögen und ſich da mäſteten; ſo müſſen ſie aber im Stalle oder auf dem Hofe gefüttert werden. Ihre Fruchtbarkeit iſt ſehr groß, denn ſie haben oft Eyer und Junge zu gleicher Zeit, allein ſie vernachläſſigen dieſelben ſehr oft aus lauter Trägheit, ſo daß dadurch ihre Fruchtbarkeit nicht von ſo großem Nutzen iſt, als ſie ſeyn könnte, wenn ſie emſiger brüteten, und die Jungen aufzögen, wie die Mondtauben. Indeſſen hat man den Verſuch gemacht, und die Eyer den Trommeltauben fortgenommen, und ſie den Feldtauben untergelegt, die ſie auch ausgebrütet, und die Jungen aufgezogen haben; ſie ſind dann mit den Alten auf das Feld gezogen, und haben ſich an dieſe Züge ſo gewöhnt, daß man ſie nicht im Hauſe zu füttern nöthig hatte. Auch darf ſolches nicht geſchehen, wenn man ſie nicht verwöhnen will; denn ſo lange ſie das Feld mit den Feldtauben beſuchen können, laſſe man ſie ſie-

hen, und wenn dieſes aufhört, dann füttere man ſie mit jenen im Hauſe. Wenn man die Trommeltauben mit Feldtauben paart, oder auch mit Mondtauben, ſo haben die Jungen davon meiſtens keine Schnabelhaube oder Roſe, und eine ſchlechtere Stimme, man nennt ſie dann Trompetentauben; zuweilen ſind ſie auch mit der Schnabelroſe verſehen, aber unbehaubt, und dabei zugeſpitzt über der Schnabelwurzel. Das Gewöhnen geſchieht bei ihnen leicht, weil ſie nicht ſo ſcheu ſind, als die Mondtauben, und ſie da, wo ſie ihr Futter erhalten, gern bleiben, ja ſich ſo heimiſch fühlen, daß ſie immer wieder zurückkehren, wenn man ſie auch noch ſo entfernt vom Schlage aufwirft, und dieſes beſonders, wenn ſie ſchon gebrütet und Junge gezogen haben, die ſie, außer der Trägheit, die ſie beſitzen, wenn man ſie zu gut füttert, dennoch ſehr lieben; ſelbſt die Täuber; denn man hat Beiſpiele, wo ein Trommeltäuber mit einer Tümmlertaube gepaart war, dieſe Eyer legte und Junge ausbrütete, und als man beide herausließ, um ſie zu gewöhnen, flog die Taube fort, der Täuber kehrte aber zu den Jungen zurück, und fütterte ſie allein ſo lange, bis ſie ſelbſt freſſen konnten, wobei er erſt ſeiner Taube nachgeflogen war, aber darauf wieder zurückkehrte, und auch dem Schlage treu blieb, indem man ihn mit einer anderen Taube paarte, die ſich dann auch zum Ausfliegen gewöhnte. Die Jungen ſind fett, groß und ſchmackhaft, und werden, außer der Zuzucht, in der Küche benutzt. — Ueber das Vaterland dieſer Tauben iſt man nicht einig; Einige geben Rußland, Andere England oder Italien dafür an, indeſſen ſpricht ihr Bau und ihre Gedrungenheit, auch ihr reichhaltiges Gefieder mehr für Rußland und England, als Italien. In Deutſchland ſind ſie jetzt ſo eingebürgert, daß man ein fremdes Vaterland ſchwer bei ihnen vermiſſen wird; ſie waren ehemals ſeltener, und darum auch theuer; allein ihre Fortpflanzung iſt ſehr ſchnell geſchehen, da ſich

viele Liebhaber zu ihrer Zucht gefunden haben. — Was das ſchon oben erwähnte Trommeln betrifft, ſo trommeln Einige beſſer, Einige ſchlechter, diejenigen, die am beſten trommeln, werden auch höher geſchätzt. Man zieht ſie auch in den Stuben, ohne ſie ausfliegen zu laſſen, und ſie gedeihen eben ſo wohl, und werden zahm, ſo, daß wenn man ſie aus dem Verſchlage läßt, ſie mit den Kindern im Zimmer umherlaufen, und nicht aufſliegen. Am beſten iſt es, wenn man ſie in einer Kammer halten kann, wo man einen Verſchlag macht, denſelben mit Neſtern verſieht, damit ſie legen und brüten können, auch mit Stangen, weil ſie gern darauf ſitzen und ſchlafen, ſo wird man ſich viele Junge zuziehen können. Auch kann man ſie leicht aus dem Fenſter gewöhnen, wenn man nur die Vorſicht gebraucht, daß man ein kleines Futterbrett davor anlegt, damit ſie ſich nicht verirren, und in die Fenſter der Nachbarn gehen, welches alte Tauben ſo leicht nicht thun, die ihr Fenſter, aus dem ſie fliegen, genau wieder erkennen, aber nicht die Jungen, die dann leicht weggefangen werden können, um ſo mehr, wenn man Jagd darauf macht, und ſie mit Futter lockt.

7) Die Pfauentaube, die Schwanz-, Schüttel-, Zitter-, Schütter- und Fächertaube, der Breitſchwanz, Hühnerſchwanz, Schüttelkopf; Columba domestica laticauda, Columba laticauda; Fr. Pigeon Paon; Engl. Shaker Pigeon, wegen ihres fächrigen, hohlen, ſich in die Höhe ausbreitenden Schwanzes, gleich dem Pfauen- und Hühnerſchwanze ſo genannt; ſie hat die Größe der Mondtaube, dabei eine ſchöne Haltung, einen glatten, auch gehaubten Kopf, und rothe Füße. Der Schwanz beſteht aus mehr denn ſechzehn Federn, daß er aber aus zwei und dreißig Federn beſtehen ſoll, wie Einige angeben, wenn es eine ächte Pfauentaube iſt, iſt unrichtig; auch Bechſtein will nie ſo viele Federn gefunden haben. Tauber und

Taube erheben ihren Schwanz, und breiten ihn mehr oder weniger aus, wonach ſie in pfauenartige, die ihn weit ausbreiten, und in hühnerartige, die ihn mehr zuſammenziehen, eingetheilt werden. Die Ausbreitung des Schwanzes, gleich einem Fächer, geſchieht mehr zur Paarungszeit, auch wenn ſie ruhig ſitzen, ſie ziehen dann den Fächerſchwanz vorwärts, beugen den Kopf rückwärts, und pflegen mit dieſem faſt jenen zu berühren. Durch dieſe Annäherung der beiden faſt entgegengeſetzten Theile, entſteht ein Zittern der Tauben, welches aus der zu ſtarken Anſpannung zuſammenhängender Muskeln entſtehen ſoll. Im Laufen tragen ſie den Schwanz mehr abwärts. Obgleich der Schwanz dieſer Tauben gleichfalls zum Rudern dient, ſo geſchieht dieſes doch nur bei heiterem, ſtillem Wetter, bei der geringſten Erhebung des Windes iſt er ihnen aber im Fluge das größte Hinderniß, da ſich der Wind in den ſich aufſtrebenden Fächer ſetzt, und ſie forttreibt, auch beim Sturme ſie auf die Erde ſchleudert, indem ſie ſich nicht halten können, das auch auf den Dächern der Fall iſt, wenn Häuſer frei ſtehen, oder ſie auf den Hohlſteinen ſitzen. In Hinſicht der Farben iſt bei dieſen Tauben die weiße die vorherrſchende; dann hat man blaue, bunte und ſchwarzbunte Pfauentauben ꝛc. Die ſchöngezeichneten Tauben auf weißem Grunde ſind ſelten, noch ſeltener aber die Mohrenköpfe mit ſchwarzem Schwanze, übrigens ganz weiß, welche die Flügel unter dem Schwanze tragen. Die Nahrung beſteht in Erbſen, Hanf ꝛc. Man hält dieſe Tauben des Vergnügens wegen auf dem Hofe, und da ſie wegen des Schwanzes ſich nur bei heiterem, ruhigem Wetter erheben, ſo kann man ſie auch leicht gewöhnen, indem man ein ungünſtiges Wetter abwartet, wenn ſie herausgelaſſen werden ſollen, ſie werden dann ihren Schlag ſo leicht nicht verlaſſen, das heißt, nicht auffliegen; auch dient dazu Regenwetter, das beſte Gewöhnungswetter. Sie brüten mehrere Male im Jahre, ſind aber in dieſer

Beziehung als Nutztauben nicht zu empfehlen; auch wird man ſie, ihres ſchönen Anſtandes wegen, wohl nicht zum Küchenbedarf erziehen. — Die Piemonteſer Taube, die einen ſtarken, meiſtens weißen Körper, mit blauem, glattem Kopfe, kurzem Halſe, hohen Beinen und einem ſehr kurzen, geraden, in die Höhe ſtehenden Schwanz hat, trägt den Kopf gleichfalls wie die Vorige hinterwärts, und zittert mit ſelbigem. Die Paarung der Pfauentauben mit Mövchen, ſ. unter Mövchen, oben, S. 517.

8) Die Schwalbentaube, Schwingen- oder Langflügeltaube, die Nürnberger Taube, Fee oder Feentaube, Helmtaube, Gormtaube, Columba domest. mercurialis s. galeata, Columba mercurialis s. galeata; Fr. le Pigeon-Hirondelle, le Pigeon cuirassé; Engl. Helmet-Pigeon, eine Taube, welche in ihrem Aeußeren viel Aehnlichkeit mit der Schwalbe hat, woher ſie auch den Namen erhalten hat. Sie hat ungefähr die Größe der Feldtaube, dabei eine gedrückte Geſtalt, breite Bruſt, welche, wie bei den Schwalben, vorſteht, wodurch der Kopf gleichſam hinein liegt, einen platten Kopf, langen ſpitzen Schnabel, dünne kurze Beine, ſtark mit langen Federn bewachſen (beſtrumpft oder behoſet); die Flügel ſind, wie bei der Schwalbe, lang, und reichen über den Schwanz hinweg. Die Farbe des Gefieders iſt rein weiß, nur haben die Flügel eine ſchwarze, blaue, braune, gelbe, oder Chocoladen-Farbe; auch der Scheitel hat eine gleiche Farbe, oftmals auch der Schwanz oder die Spitzen der Schwanzfedern. Dieſes iſt wenigſtens die Farbe der reinen Schwalbentaube; durch die Vermiſchung mit andern Tauben erhält man auch Baſtarde, welche eine andere Zeichnung haben, geſcheckt ſind; geſchieht die Vermiſchung mit der Mondtaube, ſo erhält man auch gehaubte, die eine kleine Haube am Hinterkopfe haben, von gleicher Farbe, wie die Flügel, ſo auch die Federn der Füße, die Hoſen.

So iſt z. B. der Vorkopf und die Stirn bis zum Obertheile des Schnabels braunroth, gleich den Flügeln und Schwingen; die Füße unten bis an die Schenkel und bis zum Wirbel am Leibe braunroth, mit langen, gleichſam einer ausgeſpannten Hand ähnlichen Federn geziert. Je dunkler die Farbe der Flügel, und je reiner das Weiße des übrigen Körpers iſt, für um ſo ſchöner werden dieſe Tauben gehalten; denn man hat die Flügel auch von lichter gelber, blauer, braunrother, ſchwarzer ꝛc. Farbe, welche Farben dann nicht ſo ſchön gegen das Weiße abſtechen. Bechſtein will Tauben dieſer Art geſehen haben, die bei ſchwarzen Flügeln einen rothen Scheitel hatten, und ſo umgekehrt, und dann ſolche, die einen weißen Scheitel und weiße Flügel hatten, übrigens ziegelroth waren. Letztere hält er für die Schönſten von dieſer Gattung; er hatte ſie von Kaſſel bekommen. Man findet auch unreine Schwalbentauben, die durch Vermiſchung herrühren; indeſſen geſchieht es auch oft, daß die reinſten Paare unreine, und ſo umgekehrt, erzeugen, vielleicht durch eine frühere Vermiſchung, wo dann die Nachkommen wieder zu den Stammeltern zurückkehren, durch welche die Miſchung entſtand. Man hält dieſe Tauben der Seltenheit wegen als Hoftauben zum Vergnügen, da ſie Erbſen, kleine Gerſte, Weizen ꝛc. freſſen; ſie fliegen auch ins Feld mit den Feldtauben, mit denen man ſie auch paaren kann; ſie ziehen dann keine ſo ſchönen Jungen, als wenn man ſie mit ausgeſuchten Mondtauben und mit Tümmlern paart. Die Schwalbentauben fliegen ſehr weit, und ſind anfangs ſcheu, können aber durch reichliche Nahrung bald zahm gemacht werden, ſo daß ſie auf dem Hofe bleiben, und nicht mit ins Feld ziehen. Im Brüten ſind ſie träge, und thun dieſes auch nur einige Male im Jahre, ziehen auch wenige Junge auf, daher ihre Seltenheit; da ſie etwas zärtlich ſind, ſo verlangen ſie auch einen warmen Schlag. Man kann dieſen daher über Pferdeſtällen, Appartements ꝛc. an-

bringen, damit sie im Winter warm sitzen, und wenn dieses nicht der Fall seyn kann, so muß man ihnen in strengen Wintern Stroh oder Heu geben, worauf sie sitzen können. Dem Raubvogel entgehen sie leicht, wegen ihres schnellen Fluges; auch machen sie, wie die Schwalben, allerhand Schwenkungen in der Luft.

9) Die Perrückentaube, Schleiertaube, Jakobinertaube, auch Hauben-, Dichter-, Kappen-, Zopf-, Nonnen-, Venus-, Mädchen-, Gelehrten-, Locken- und Kapuzentaube genannt; die zahme Taube mit der Mönchkutte; Columba domestica cucullata, Columba cucullata; Fr. Pigeon-nonain; Engl. Jacobine Pigeon; beinahe von der Größe des Kröpfers, nur schlanker, als dieser, wie z. B. der Monteneur, mit hoher Stirn, glattem Scheitel, kurzem Schnabel, klarem, kastanienbraunem Augensterne, rothen auch rauchen Beinen und Füßen, und langen Schwingen, oft so lang, daß sie schleppen. Die Perrücke oder Kapuze, von der sie den Namen führt, besteht aus verkehrten langen Federn, die von beiden Seiten des Halses bis zur Brust zulaufen, und die Gestalt wie ein zurückgeschlagener Schleier oder Halstuch haben, auch wie eine aufstehende um den Hals gelegte Krause, daher sie auch Damentaube, Palatintaube, da sich diese Krause gleich der Palatine der Damen gestaltet, genannt wird. Die Farbe am Kopfe, Schwanze und den vordern Schwungfedern ist mehrentheils weiß, sonst blau, rothbraun, gelb, schwarz, isabellfarbig oder mit diesen Farben gefleckt. Die Stimme ist kürzer und höher, als die der Feldtaube; der Flug schwer, und das Betragen träge; denn sie sitzen fast den ganzen Tag still, oder sie stecken den Kopf in die Krause, oder ziehen ihn in den Schleier zurück. Diese Tauben brüten nur einige Male im Jahre, und bringen selten die Jungen auf, daher ist es gut, wenn man die Eyer andern Tauben unterlegt, wenn man schöne Junge ziehen will. Nach

Bechſteins Erfahrungen ſoll die Schleiertaube zärtlicher von Natur ſeyn, ſo wie überhaupt die Haustaube, und daher hat auch das Aufziehen der Jungen, beſonders bei trägen Tauben, große Schwierigkeiten. Bechſtein legte ſolchen Feldtauben Schleiertaubeneyer unter, die allemal ihre eigenen Jungen aufgezogen haben; allein ſie brachten ſelten, ja zuweilen gar nicht, die ſchwächlichen Schleiertauben auf, und legte er den rothgefleckten Schleiertauben Eyer von ſchwarzſchwänzigen Maskentauben unter, ſo brüteten ſie ſolche nicht nur aus, ſondern brachten auch die Jungen auf, und die Jungen, die von ihren eigentlichen Eltern nie in der Farbe variiren, werden auch rothgefleckt, bekommen einzelne rothe Flügel- und Schwanzfedern, rothe Flecken auf dem Rücken, und tragen gar keine Spur von ihrer eigentlichen Abſtammung an ſich. Die Schleiertaube mit einem Trommeltäuber gepaart, bringen bunte und ſchöne Baſtarde mit Doppelhauben, und dieſe mit einem Mövchen gepaart, giebt auch eine ſchöne Spielart. Am vorzüglichſten werden geſchätzt: die Mohrentaube, Pigeon Maurin, welche einen weißen Kopf und weiße Flügelſpitzen hat; rothbraune mit weißem Scheitel, ſchwarze mit weißem Schleier, oder ganz weiße mit ſchwarzem Schleier, ſind Seltenheiten, ſo auch kupferweißſchwänzige; dagegen findet man häufiger iſabellfarbige mit weißem Schwanze und weißen Schwingen. Da dieſe Tauben ſehr koſtbar ſind, das Paar über 2 Rthlr. (in Berlin ꝛc.) koſtet, ſo werden ſie größtentheils in Schlägen gezogen, läßt man ſie nicht ausfliegen, oder wo es geſchieht, da ſucht man ſie auf dem Hofe, der von Gebäuden umgeben iſt, oder ſo frei liegt, daß ihn keine andern Gebäude berühren, weil das Haus iſolirt von den andern ſteht, zu gewöhnen, weil ſie hier ſo leicht nicht aufgeſcheucht werden können. Am beſten gewöhnt man ſie mit andern Tauben, die ſchon vorher gewöhnt worden ſind, und ſich auf dem

Hofe aufhalten. Ihre Nahrung iſt, wie bei den andern Hoftauben, Erbſen, Weizen, kurze Gerſte ꝛc.

11) Die Türkiſche Taube, Türkentaube, Arabiſche oder Perſiſche Taube, von ihrer Heimath ſo genannt; Columba domestica Turcica, Columba Turcica; Fr. Pigeon Turc; Engl. Persian Pigeon; von großer und ſchöner Geſtalt, faſt wie ein kleines Huhn, mit ungehaubtem (zuweilen auch gehaubtem) Kopfe, großer, fleiſchwarziger Naſenhaut, woran die Warzen ſich knotig, oftmals erbſengroß befinden, und derſelben das Anſehen eines runzlichen Geſichts oder eines Türkiſchen Kopfbundes geben, daher auch Bundtaube genannt. Sie hat einen mittelmäßig langen Schnabel, an der Wurzel aufgeſchwollen und tief geſpalten, an der Spitze etwas gekrümmt; eine weiß überpuderte Naſenhaut, kaſtanienbraune Augen, mit einem breiten, kahlen, warzigen, rothen Augenring eingefaßt, der in freier Luft ſchön roth wird, und rothe Füße. Körper und Flügel ſind klein, unproportionirt in der Geſtalt, und die Farbe iſt verſchieden. Der Schnabel, Augenring und die Geſchmeidigkeit des Kopfes entſcheiden die Aechtheit und den Werth, der im ſüdlichen Deutſchland von 1 bis 25 Florin oder Gulden für das Paar angeſetzt wird, wenn die Farbe ſchön und gleich iſt, der Schnabel lang, dünn und krumm, und die Tauben ſchöne Hauben haben; gewöhnlich ſoll man für das Paar dieſer Tauben 5 bis 8 Gulden zahlen. Im nördlichen Deutſchland, z. B. in Berlin, kommen dieſe Tauben nur ſelten vor, werden ſie nur von Wenigen aus Liebhaberey im Schlage oder im Zimmer gehalten, da ſie theuer ſind, und nur mit Erbſen erhalten werden wollen. Sie ſind übrigens leicht zu gewöhnen, da ſie ſich nicht gern von ihrem Schlage, wegen des ſchwerfälligen Fluges, entfernen. Da die Urfarbe dieſer Tauben eigentlich ſchwarz oder blau iſt, und ſie wegen ihrer Größe dadurch das Anſehen der Krähen oder Raben erhalten, ſo ſcheut ſich der

Bechsteins Erfahrungen soll die Schleiertaube zärtlicher von Natur seyn, so wie überhaupt die Haustaube, und daher hat auch das Aufziehen der Jungen, besonders bei trägen Tauben, große Schwierigkeiten. Bechstein legte solchen Feldtauben Schleiertaubeneyer unter, die allemal ihre eigenen Jungen aufgezogen haben; allein sie brachten selten, ja zuweilen gar nicht, die schwächlichen Schleiertauben auf, und legte er den rothgefleckten Schleiertauben Eyer von schwarzschwänzigen Maskentauben unter, so brüteten sie solche nicht nur aus, sondern brachten auch die Jungen auf, und die Jungen, die von ihren eigentlichen Eltern nie in der Farbe variiren, werden auch rothgefleckt, bekommen einzelne rothe Flügel- und Schwanzfedern, rothe Flecken auf dem Rücken, und tragen gar keine Spur von ihrer eigentlichen Abstammung an sich. Die Schleiertaube mit einem Trommeltäuber gepaart, bringen bunte und schöne Bastarde mit Doppelhauben, und diese mit einem Mövchen gepaart, giebt auch eine schöne Spielart. Am vorzüglichsten werden geschätzt: die Mohrentaube, Pigeon Maurin, welche einen weißen Kopf und weiße Flügelspitzen hat; rothbraune mit weißem Scheitel, schwarze mit weißem Schleier, oder ganz weiße mit schwarzem Schleier, sind Seltenheiten, so auch kupferweißschwänzige; dagegen findet man häufiger isabellfarbige mit weißem Schwanze und weißen Schwingen. Da diese Tauben sehr kostbar sind, das Paar über 2 Rthlr. (in Berlin ꝛc.) kostet, so werden sie größtentheils in Schlägen gezogen, läßt man sie nicht ausfliegen, oder wo es geschieht, da sucht man sie auf dem Hofe, der von Gebäuden umgeben ist, oder so frei liegt, daß ihn keine andern Gebäude berühren, weil das Haus isolirt von den andern steht, zu gewöhnen, weil sie hier so leicht nicht aufgescheucht werden können. Am besten gewöhnt man sie mit andern Tauben, die schon vorher gewöhnt worden sind, und sich auf dem

Hofe aufhalten. Ihre Nahrung iſt, wie bei den andern Hoftauben, Erbſen, Weizen, kurze Gerſte ꝛc.

11) Die Türkiſche Taube, Türkentaube, Arabiſche oder Perſiſche Taube, von ihrer Heimath ſo genannt; Columba domestica Turcica, Columba Turcica; Fr. Pigeon Turc; Engl. Persian Pigeon; von großer und ſchöner Geſtalt, faſt wie ein kleines Huhn, mit ungehaubtem (zuweilen auch gehaubtem) Kopfe, großer, fleiſchwarziger Naſenhaut, woran die Warzen ſich knotig, oftmals erbſengroß befinden, und derſelben das Anſehen eines runzlichen Geſichts oder eines Türkiſchen Kopfbundes geben, daher auch Bundtaube genannt. Sie hat einen mittelmäßig langen Schnabel, an der Wurzel aufgeſchwollen und tief geſpalten, an der Spitze etwas gekrümmt; eine weiß überpuderte Naſenhaut, kaſtanienbraune Augen, mit einem breiten, kahlen, warzigen, rothen Augenring eingefaßt, der in freier Luft ſchön roth wird, und rothe Füße. Körper und Flügel ſind klein, unproportionirt in der Geſtalt, und die Farbe iſt verſchieden. Der Schnabel, Augenring und die Geſchmeidigkeit des Kopfes entſcheiden die Aechtheit und den Werth, der im ſüdlichen Deutſchland von 1 bis 25 Florin oder Gulden für das Paar angeſetzt wird, wenn die Farbe ſchön und gleich iſt, der Schnabel lang, dünn und krumm, und die Tauben ſchöne Hauben haben; gewöhnlich ſoll man für das Paar dieſer Tauben 5 bis 8 Gulden zahlen. Im nördlichen Deutſchland, z. B. in Berlin, kommen dieſe Tauben nur ſelten vor, werden ſie nur von Wenigen aus Liebhaberey im Schlage oder im Zimmer gehalten, da ſie theuer ſind, und nur mit Erbſen erhalten werden wollen. Sie ſind übrigens leicht zu gewöhnen, da ſie ſich nicht gern von ihrem Schlage, wegen des ſchwerfälligen Fluges, entfernen. Da die Urfarbe dieſer Tauben eigentlich ſchwarz oder blau iſt, und ſie wegen ihrer Größe dadurch das Anſehen der Krähen oder Raben erhalten, ſo ſcheut ſich der

Habicht vor ihnen, indem er sie für Einen dieser Vögel hält. Man hat sie auch von andern Farben, z. B. von rothbrauner, gelber, aschgrauer ꝛc. Farbe. Diese Tauben bringen wenige Junge im Jahre, da sie nur aus jeder Brütung Eins aufziehen; es giebt aber auch sehr fruchtbare unter ihnen; auch werden sie eher krank, als die andern Haustauben; sie müssen daher gut, und im Winter warm gehalten werden. Die Krankheit besteht in schlimmen Augen, und der sogenannten Kropfkrankheit; die Letztere heilt man durch den Schnitt, und die Erstere durch Einschmieren mit Fett oder Oel. Diese Krankheiten sind ansteckend. — Von dieser und der gemeinen Haustaube stammen die sogenannten Baster ab, die nach und nach immer mehr ausarten; sie zeichnen sich gewöhnlich durch mehr oder längern stärkern Schnabel und kleinere Warzenhaut aus, haben auch größere Augen, einen mittelmäßigen Körper, und schnelleren Flug, und stellen sich, besonders in der Freiheit, durch schöne, klein gewarzte Augenringe, und ebenfalls rothe Füße dem Auge sehr angenehm dar. Zur Zucht sind diese Spielarten in der Regel sehr zu empfehlen; denn sie hecken oft, und nehmen mit weniger Nahrung vorlieb. Einige Arten von ihnen sind besser in der Fütterung, daher haben solche auch schönere und größere Junge. Die Paarung mit Mövchen, Trommeltauben und Pfauentauben hat einige Schwierigkeiten, nicht so diejenige mit Tümmlern, Mondtauben, Kropftauben, und selbst Feldtauben. Von der Türkischen Taube und der Kropftaube entsteht die schon oben angeführte Spielart: Rittertaube (Eques; Fr. Pigeon Cavallier; Engl. Horseman Pigeon) genannt. Dann hat man auch noch andere Spielarten. — Man findet die Türkischen Tauben häufiger, wie schon bemerkt worden, im südlichen Deutschland, in Ulm, Stuttgart, Anspach, Nürnberg, Fürth, Baireuth ꝛc.

11) Die Brieftaube, Posttaube, der Brief-

träger, Kourir, Postillion; Columba tabellaria, Columba Equestris; Fr. le Pigeon-Messager, le Pigeon Cavalier, le Porteur de Lettres, le Courier; Engl. Carrier, Horseman-Pigeon; wahrscheinlich keine eigenthümliche Art, sondern nur eine Abart der Türkischen Taube. Mehrere Schriftsteller führen sie jedoch als eine eigene Art auf. Der Kopf dieser dem Monteneur in der Größe gleichkommenden, mehr schlanken Taube, ist gewöhnlich behaubt; die Fleischwarzen um die Augen und den Schnabel sind roth, und die Farbe des Gefieders schwarz oder blau, auch von andern Farben, oft gescheckt. Das Vaterland ist die Levante, wo man sie vorzüglich in Persien und Syrien antrifft, überhaupt sind die Länder, welche am Archipelagus und an dem östlichen Theile des Mittelländischen Meeres liegen, Konstantinopel auf der einen, und Alexandrien in Aegypten auf der andern Seite mit eingeschlossen. Diese Tauben haben einen schnellen und anhaltenden Flug, und ermüden nicht so leicht, als die andern Tauben, daher sie eine große Strecke mit anhaltender Schnelligkeit fortsetzen können. So machte einst eine Brieftaube von Alexandrien nach Haleb oder Aleppo, einer Syrischen Stadt, in Zeit von sechs Stunden einen Weg von zwei und zwanzig Deutschen Meilen oder vier und vierzig Stunden, folglich verhält sich die Zeit wie 6 zu 22. Hirtius und Brutus gebrauchten diese Tauben schon bei der Belagerung von Modena; die Harlemer bei der Belagerung vom Jahre 1573, die Leidener bei der vom Jahre 1574. Auch in neuester Zeit hat man in den Niederlanden und in Frankreich den fast gänzlich abgekommenen Gebrauch dieser Tauben wieder angefangen; auch die Morgenländer thun dieses wieder, ein Gebrauch, der bei ihnen nicht ins Stocken gekommen seyn würde, hätten nicht die räuberischen Völker jener Gegend den Tauben aufgelauert, und sie herabgeschossen. Man gebraucht diese Tauben auch zu Locktauben, und erzieht

dazu Täuber, welche fremde Tauben von ihren Schlägen mitnehmen, indem sie sich da ansetzen, wo sie Tauben sitzen sehen, die jungen Tauben dann treiben, sie treten, und dann mit ihnen abfliegen; und nicht selten ziehen diese dann mit. — Man richtet die Brieftauben auf folgende Art zur Ausführung ihres Geschäfts ab: Man nimmt die schon an ihren Schlag und die Nachbarschaft gewöhnten Tauben von einer Entfernung zur andern mit, indem man sie vorher gut füttert, und ihre Füße in Essig taucht; das Erstere geschieht, damit der Hunger, und das Letztere, damit die Lust zum Baden sie nicht anwandele. Man läßt sie dann fliegen, indem man das Briefchen, in Wachstuch genähet, um es vor Nässe zu sichern, mit einem feinen Haubendrahte unter die Flügel befestiget, indem man diesen so um die Flügel schlägt, daß sich solche frei bewegen können, und nicht daran gehindert werden, welche Versuche mit dem Briefe man übrigens schon zu Hause gemacht hat. Man kann auch jede andere Befestigung wählen, sobald sie nur den Zweck erfüllt. Kehrt sie nun jedesmal von den bestimmten Entfernungen regelmäßig zurück, das heißt, von Entfernungen von einer halben, einer, anderthalb, zwei ꝛc. Meilen, welches mehrere Wochen fortgesetzt wird, so kann man sie zu Brieftauben gebrauchen. Am besten und schnellsten verrichtet sie dieses Geschäft, wenn sie Junge hat. Da man dazu nun mehrere Tauben abrichtet, so kann man dieses auch mit mehreren vornehmen, und von einem und demselben Briefe einige Kopien machen lassen, und mit solchen noch ein Paar andere Tauben beladen, damit, wenn eine Taube mit dem Briefe verunglücken sollte, doch eine zweite oder dritte mit der Abschrift oder dem Originale glücklich nach dem Orte ihrer Bestimmung kommt. Die Abrichtung kostet Mühe und Geduld, und man verliert dabei auch wohl manche Taube, indessen hat man seinen Zweck erreicht, so ist die Abrichtung auch lohnend. Es soll auch

gut seyn, wenn man ihnen an dem Orte, von wo aus sie abfliegen sollen, das Futter so lange entzieht, bis sie ihre Schuldigkeit gethan haben. — Man kann übrigens zu Brieftauben auch andere Tauben abrichten, z. B. gute Tümmler, Mondtauben ꝛc.; man macht es dann auf dieselbe Weise mit ihnen in der Abrichtung, wie oben angeführt worden, und sie leisten diesen Dienst eben so gut. Riedel sagt: „Ich selbst besaß eine gewöhnliche Taube, die, wenn ich sie nur einigermaßen im Schlage beunruhigte, hungern oder vor dem Dorfe fliegen ließ, mehrmals des Tages ¾ Stunden weit flog, und gesättiget am Abend aus ihrem alten Flugorte zurückkehrte. Dazu trug viel bei, daß ich solche an eine Taube von meinem Fluge gepaart habe, und dieselbe treu ihrem Wohnorte geblieben war. Oftmals flogen beide mit einander, da aber die in meinem Schlage gezogene Taube nirgends anders einging, so kehrten gewöhnlich Beide wieder miteinander heim.“

12) Die Montenegriner Taube, die große Höcker- oder Mondtaube, die Storchentaube, die Pavdutte, Pavedette, Pagadette; Pigeon Bagadais; von der Größe eines Zwerghuhns, mit gestrecktem Körper, langem vorn gekrümmten Schnabel (bei einigen sichelförmig), starkem Leibe, kleinen Flügeln, den wilden Enten ähnlich, und hohen Füßen. Die Augen sind groß, mit einem weißwarzigen breiten Kreis umgeben; auf der Nase und um die Nasenlöcher einen warzigen weißgepuderten Höcker in Gestalt einer Spitzmorchel. Kopf und Füße sind glatt, unbefiedert. Die Hauptfarben sind schwarz, gelb, rothbraun, blau, zuweilen schön himmelblau, aschgrau ꝛc.; dann einfarbig gescheckt, sehr selten geschildet. Die weißen Montenegriner oder Monteneurs mit schwarzen Schnüren heißen Prophetentauben. Mohamedstauben, und stehen in hohem Werthe; eben so die ganz schwarzen mit einer kleinen weißen Schnippe, Apistauben. Wenn man diese

Taube mit der Türkiſchen Art paart, ſo erhält man die ſogenannte Spaniſche Taube (ſ. die folgende Art). Die Monteneurs, wenn man ſie mit Tümmlern, Mondtauben ꝛc. zuſammen in einem Schlage hält, ſo herrſchen ſie wegen ihrer Stärke gern im Schlage, vertreiben die Schwächern, und bleiben immer in der Nähe des Schlages. Ihre Nahrung ſind Erbſen und andere Sämereyen; ſie brüten des Jahres mehrere Mal, ziehen aber ſelten mehr, als ein Junges auf. Dieſe Taube iſt ſehr träge; die Stimme abgebrochen, und ſeltener hörbar; wegen der erſtern Eigenſchaft iſt ſie leicht zu gewöhnen, weil ſie immer, wie ſchon bemerkt worden, in der Nähe des Schlages bleibt. Ob nun dieſe Taube der eigentliche Monteneur iſt, oder die oben, S. 520, angeführte, bleibt zweifelhaft; der Beſchreibung nach möchte man ſich für die Letztere entſcheiden.

13) Die Spaniſche Taube, Römiſche Taube, Römer-Taube, Columba domestica Hispanica; Fr. le Pigeon Espagnol, der Vorhergehenden an Größe gleich; ſie führt auch den Namen Paquettaube, weil man ſie gleichfalls zum Briefetragen gebrauchen kann, indem ſie oft mehrere Stunden weit in ihre Heimath zurückkehrt. Sie hat einen kurzen dicken und geraden Schnabel, mit keiner morchelförmigen Wurzelhaut, ſondern breit. Die Augenringe ſind ſchmäler, weiß, in der Luft werden ſie roth. Die Farben des Gefieders ſind eben ſo mannigfaltig, wie bei den Monteneurs. Nach Riedels und Anderer Beobachtungen ſoll man dieſe Taubenſpielart, da ſie ſehr fruchtbar iſt, mit trägern Arten in der Brütung paaren, und daraus gute Jungen ziehen, z. B. mit der Türkiſchen Taube, indem man dann eine Türkiche Taube mit einer Römiſchen Taube paart, die gern in der Paarung der Eltern Farbe behalten, wobei ſich zeigt, wie ſehr die Römiſche Taube die Herrſchaft über ihren zärtlichen Ehemann zu gewinnen ſucht; denn ſobald ſich der Türkiſche

Täuber der Römiſchen Taube nähert, und ſeine Stimme der Zärtlichkeit hören läßt, und ſie dafür etwa nicht geſtimmt iſt, ſo jagt ſie ihn fort, und dieſes durch die Schläge ihrer Flügel, bis er ganz demüthig vor ihr erſcheint. Man findet dieſe Taubenart in Deutſchland, häufig in Nürnberg und Fürth, gewöhnlich in niedern Schlägen, und füttert ſie daſelbſt das ganze Jahr mit Erbſen und anderem groben Futter. Sie werden aus Liebhaberey gehalten, und auch von Liebhabern theuer gekauft, indem man ein ſchönes Paar, gut gezeichnet und auch gehaubt, mit 11 bis 12 Gulden bezahlt.

14) Die Maskentaube, Schnippentaube, Columba domestica maculata; Fr. Pigeon heurté; Engl. Spot-Pigeon; von der Größe der Feldtaube, nur ſchlanker, und gewöhnlich mit einer hinten ſpitzigen Haube am Hintertheile des Kopfes. Die Beine ſind glatt; die Hauptfarbe weiß. Sie hat ihren Namen daher, weil ſie einen ſchwarzen, gelben, rothen ꝛc. Pinſelſtrich über den Schnabel bis ungefähr zur Mitte des Kopfes hat, alſo gleichſam maskirt iſt. Man hat davon zwei Abarten, die ſich dadurch auszeichnen, daß entweder die Schwanzfedern oder die vordern Schwungfedern mit der Schnippe einfarbig ſind; z. B. die rothſchnippige Maskentaube, mit rother Schnippe und Schwanz, der Körper ganz weiß; die rothſchwingige Maskentaube, mit rother Schnippe und rothrändrigen Schwungfedern und Deckfedern; die ſchwarzſchnippige Maskentaube, mit ſchwarzer Schnippe, ſchwarzen Schwung- und Deckfedern; die gelbe Schnippe, mit gelben Schwungfedern und Deckfedern. Riedel hat eine ganz gelbe Maskentaube mit weißem Schwanze und weißer Schnippe, ohne Striche auf den Flügeln, und ſchön gehaubt geſehen. Es giebt nun noch mehrere Abänderungen mit ſchwarzen und mit blauen Schwung- und Schwanzfedern; oftmals ſchön blau mit weißem Schwanz und Schnippe ꝛc. Je reiner aber

gleichfarbiger die Farbe des Schwanzes der nicht zu groß seyn dürfenden Schnippe ist, desto schöner und theuer ist sie. Durch Paarung dieser Spielart mit weißen, glattköpfigen Feldtauben erhält man glattköpfige Maskentauben. Diese Tauben gewöhnen sich leicht, sind fruchtbar, fliegen weit ins Feld, nur sollen sie wegen der hellen Farbe den Verfolgungen des Habichts ausgesetzt seyn.

15) Die Schildtaube, der Roth-, Blau-, Gelb- ꝛc. Flügel, Columba clypea, nach der Farbe des Flügels so genannt, mit oder ohne Strich. Diese Spielart kommt mit der Schwalbentaube und dem Mövchen überein, nur hat sie nicht die Gestalt der Ersteren und nicht das Jabot der Letzteren; sie ist ganz weiß am Körper, und von anderer Farbe auf den Flügeln, die Schwungfedern ausgenommen, die weiß seyn müssen. Man hat sie gehaubt und glattköpfig. Die Farbe der Flügel bildet ein Herz oder hat eine herzförmige Gestalt.

16) Die Hinkeltaube, Piemonteser Taube, von der Größe eines kleinen Englischen Huhns, dabei glattkopfig, von starkem Körper, mit hohen Beinen und kurzem Schwanze, der in die Höhe steht, jedoch nicht, wie bei den Pfauentauben, einen Winkel bildend. Sie hat daher einen schweren Flug, und kommt im Uebrigen der Pfauentaube gleich, von der sie auch eine Spielart zu seyn scheint; auch wird sie deshalb Zitter- oder Schütteltaube genannt, weil sie gleichfalls mit dem Körper zittert. Man findet sie mehrentheils weiß und blau geschildet, mit einem blauen Kopfe.

17) Die Polnische Taube, Polackentaube, Indianische Taube, Columba domestica Polonica; Fr. Pigeon Polonois, in der Größe der Maskentaube, mit dickem kurzem Schnabel, rothen buntgeränderten Augen, und niedrigen Beinen, und von verschiedener Farbe. Der Flug ist mittelmäßig und eben

ſo die Zucht. Man paart ſie mit den ihr ähnlichen Arten. Die Baſtarde ſollen beſſer zur Zucht ſeyn, und ein ſehr gutes Fleiſch haben.

18) Die Holländiſche Muſcheltaube, le Pigeon Coquille Hollandois, in der Größe der Mondtaube, nur ſchlanker, bis auf die Hälfte des Halſes herab laufen die vorwärts gebogenen Federn vom Hinterkopfe, und bilden die Haube; ſie ſind aber länger, als bei den Mondtauben, ſtehen aber nicht ſo dicht und bilden eine Art Muſchel. Die Farbe iſt rein weiß, nur der Kopf und Vorderhals iſt verſchieden, mehrentheils auch der Schwanz. Folgende Arten ſind beliebt. 1) Schwarzköpfe, mit ſchwarzer Bruſt und Kopf, nebſt ſchwarzem Vorderhals und Schwanz; 2) Rothköpfe, mit rothem Kopfe und Schwanze; 3) Gelbbrüſtige, Vorderhals und Bruſt gelb; 4) Braun- und Rothbrüſte, Kopf, Vorderhals und Bruſt glänzend braunroth oder braun. Bechſtein ſah von dieſer Art eine ſehr ſchöne Taube, die außer ihren Hauptfarben, noch doppelte ſchwarze Bänder auf den Flügeln hatte. Eine ganz weiße oder ſchwarzbrüſtige Taube mit ſchwarzen Bändern ſoll eine große Seltenheit ſeyn; eben ſo ganz braungelbe Tauben mit lichten Strichen auf den Flügeln, mit ſchwarzer Bruſt, und einem ſchwarzen herzähnlichen Flecken auf dem Rücken, und weißen Bändern auf den Oberflügeln. Dieſe Tauben haben nicht gleichartige hervorgebracht, wohl aber ähnliche ohne ſchwarze Zeichnungen. 5) Schwarzköpfe, auch Schwarzbrüſte genannt, Kopf, Vorderhals und Oberbruſt glänzend blauſchwarz. Man nennt dieſe Tauben auch Mohren, obgleich ſie oftmals rothe, braune, gelbe, blaue Köpfe und Schwänze haben. Iſt der Kropf gleichfalls von der Farbe des Kopfes, ſo richtet ſich der Name darnach, z. B. Rothbrüſte oder Kröpfe. Der hintere Theil der Haube, des Halſes und der Bruſt muß rein weiß ſeyn. Es giebt auch ganz

dazu Täuber, welche fremde Tauben von ihren Schlägen mitnehmen, indem sie sich da ansetzen, wo sie Tauben sitzen sehen, die jungen Tauben dann treiben, sie treten, und dann mit ihnen abfliegen; und nicht selten ziehen diese dann mit. — Man richtet die Brieftauben auf folgende Art zur Ausführung ihres Geschäfts ab: Man nimmt die schon an ihren Schlag und die Nachbarschaft gewöhnten Tauben von einer Entfernung zur andern mit, indem man sie vorher gut füttert, und ihre Füße in Essig taucht; das Erstere geschieht, damit der Hunger, und das Letztere, damit die Lust zum Baden sie nicht anwandele. Man läßt sie dann fliegen, indem man das Briefchen, in Wachstuch genähet, um es vor Nässe zu sichern, mit einem feinen Haubendrahte unter die Flügel befestiget, indem man diesen so um die Flügel schlägt, daß sich solche frei bewegen können, und nicht daran gehindert werden, welche Versuche mit dem Briefe man übrigens schon zu Hause gemacht hat. Man kann auch jede andere Befestigung wählen, sobald sie nur den Zweck erfüllt. Kehrt sie nun jedesmal von den bestimmten Entfernungen regelmäßig zurück, das heißt, von Entfernungen von einer halben, einer, anderthalb, zwei ꝛc. Meilen, welches mehrere Wochen fortgesetzt wird, so kann man sie zu Brieftauben gebrauchen. Am besten und schnellsten verrichtet sie dieses Geschäft, wenn sie Junge hat. Da man dazu nun mehrere Tauben abrichtet, so kann man dieses auch mit mehreren vornehmen, und von einem und demselben Briefe einige Kopien machen lassen, und mit solchen noch ein Paar andere Tauben beladen, damit, wenn eine Taube mit dem Briefe verunglücken sollte, doch eine zweite oder dritte mit der Abschrift oder dem Originale glücklich nach dem Orte ihrer Bestimmung kommt. Die Abrichtung kostet Mühe und Geduld, und man verliert dabei auch wohl manche Taube, indessen hat man seinen Zweck erreicht, so ist die Abrichtung auch lohnend. Es soll auch

gut ſeyn, wenn man ihnen an dem Orte, von wo aus ſie abfliegen ſollen, das Futter ſo lange entzieht, bis ſie ihre Schuldigkeit gethan haben. — Man kann übrigens zu Brieftauben auch andere Tauben abrichten, z. B. gute Tümmler, Mondtauben ꝛc.; man macht es dann auf dieſelbe Weiſe mit ihnen in der Abrichtung, wie oben angeführt worden, und ſie leiſten dieſen Dienſt eben ſo gut. Riedel ſagt: „Ich ſelbſt beſaß eine gewöhnliche Taube, die, wenn ich ſie nur einigermaßen im Schlage beunruhigte, hungern oder vor dem Dorfe fliegen ließ, mehrmals des Tages ¾ Stunden weit flog, und geſättiget am Abend aus ihrem alten Flugorte zurückkehrte. Dazu trug viel bei, daß ich ſolche an eine Taube von meinem Fluge gepaart habe, und dieſelbe treu ihrem Wohnorte geblieben war. Oftmals flogen beide mit einander, da aber die in meinem Schlage gezogene Taube nirgends anders einging, ſo kehrten gewöhnlich Beide wieder miteinander heim.“

12) Die Montenegriner Taube, die große Höcker- oder Mondtaube, die Storchentaube, die Pavdutte, Pavedette, Pagadette; Pigeon Bagadais; von der Größe eines Zwerghuhns, mit geſtrecktem Körper, langem vorn gekrümmten Schnabel (bei einigen ſichelförmig), ſtarkem Leibe, kleinen Flügeln, den wilden Enten ähnlich, und hohen Füßen. Die Augen ſind groß, mit einem weißwarzigen breiten Kreis umgeben; auf der Naſe und um die Naſenlöcher einen warzigen weißgepuderten Höcker in Geſtalt einer Spitzmorchel. Kopf und Füße ſind glatt, unbefiedert. Die Hauptfarben ſind ſchwarz, gelb, rothbraun, blau, zuweilen ſchön himmelblau, aſchgrau ꝛc.; dann einfarbig geſcheckt, ſehr ſelten geſchildet. Die weißen Montenegriner oder Monteneurs mit ſchwarzen Schnüren heißen Prophetentauben. Mohamedstauben, und ſtehen in hohem Werthe; eben ſo die ganz ſchwarzen mit einer kleinen weißen Schnippe, Apistauben. Wenn man dieſe

Taube mit der Türkiſchen Art paart, ſo erhält man die ſogenannte Spaniſche Taube (ſ. die folgende Art). Die Monteneurs, wenn man ſie mit Tümmlern, Mondtauben ꝛc. zuſammen in einem Schlage hält, ſo herrſchen ſie wegen ihrer Stärke gern im Schlage, vertreiben die Schwächern, und bleiben immer in der Nähe des Schlages. Ihre Nahrung ſind Erbſen und andere Sämereyen; ſie brüten des Jahres mehrere Male, ziehen aber ſelten mehr, als ein Junges auf. Dieſe Taube iſt ſehr träge; die Stimme abgebrochen, und ſeltener hörbar; wegen der erſtern Eigenſchaft iſt ſie leicht zu gewöhnen, weil ſie immer, wie ſchon bemerkt worden, in der Nähe des Schlages bleibt. Ob nun dieſe Taube der eigentliche Monteneur iſt, oder die oben, S. 520, angeführte, bleibt zweifelhaft; der Beſchreibung nach möchte man ſich für die Letztere entſcheiden.

13) Die Spaniſche Taube, Römiſche Taube, Römer-Taube, Columba domestica Hispanica; Fr. le Pigeon Espagnol, der Vorhergehenden an Größe gleich; ſie führt auch den Namen Paquettaube, weil man ſie gleichfalls zum Briefetragen gebrauchen kann, indem ſie oft mehrere Stunden weit in ihre Heimath zurückkehrt. Sie hat einen kurzen dicken und geraden Schnabel, mit keiner morchelförmigen Wurzelhaut, ſondern breit. Die Augenringe ſind ſchmäler, weiß, in der Luft werden ſie roth. Die Farben des Gefieders ſind eben ſo mannigfaltig, wie bei den Monteneurs. Nach Riedels und Anderer Beobachtungen ſoll man dieſe Taubenſpielart, da ſie ſehr fruchtbar iſt, mit trägern Arten in der Brütung paaren, und daraus gute Jungen ziehen, z. B. mit der Türkiſchen Taube, indem man dann eine Türkiche Taube mit einer Römiſchen Taube paart, die gern in der Paarung der Eltern Farbe behalten, wobei ſich zeigt, wie ſehr die Römiſche Taube die Herrſchaft über ihren zärtlichen Ehemann zu gewinnen ſucht; denn ſobald ſich der Türkiſche

Täuber der Römiſchen Taube nähert, und ſeine Stimme der Zärtlichkeit hören läßt, und ſie dafür etwa nicht geſtimmt iſt, ſo jagt ſie ihn fort, und dieſes durch die Schläge ihrer Flügel, bis er ganz demüthig vor ihr erſcheint. Man findet dieſe Taubenart in Deutſchland, häufig in Nürnberg und Fürth, gewöhnlich in niedern Schlägen, und füttert ſie daſelbſt das ganze Jahr mit Erbſen und anderem groben Futter. Sie werden aus Liebhaberey gehalten, und auch von Liebhabern theuer gekauft, indem man ein ſchönes Paar, gut gezeichnet und auch gehaubt, mit 11 bis 12 Gulden bezahlt.

14) Die Maskentaube, Schnippentaube, Columba domestica maculata; Fr. Pigeon heurté; Engl. Spot-Pigeon; von der Größe der Feldtaube, nur ſchlanker, und gewöhnlich mit einer hinten ſpitzigen Haube am Hintertheile des Kopfes. Die Beine ſind glatt; die Hauptfarbe weiß. Sie hat ihren Namen daher, weil ſie einen ſchwarzen, gelben, rothen ꝛc. Pinſelſtrich über den Schnabel bis ungefähr zur Mitte des Kopfes hat, alſo gleichſam maskirt iſt. Man hat davon zwei Abarten, die ſich dadurch auszeichnen, daß entweder die Schwanzfedern oder die vordern Schwungfedern mit der Schnippe einfarbig ſind; z. B. die rothſchnippige Maskentaube, mit rother Schnippe und Schwanz, der Körper ganz weiß; die rothſchwingige Maskentaube, mit rother Schnippe und rothrändrigen Schwungfedern und Deckfedern; die ſchwarzſchnippige Maskentaube, mit ſchwarzer Schnippe, ſchwarzen Schwung- und Deckfedern; die gelbe Schnippe, mit gelben Schwungfedern und Deckfedern. Riedel hat eine ganz gelbe Maskentaube mit weißem Schwanze und weißer Schnippe, ohne Striche auf den Flügeln, und ſchön gehaubt geſehen. Es giebt nun noch mehrere Abänderungen mit ſchwarzen und mit blauen Schwung- und Schwanzfedern; oftmals ſchön blau mit weißem Schwanz und Schnippe ꝛc. Je reiner oder

gleichfarbiger die Farbe des Schwanzes der nicht zu groß seyn dürfenden Schnippe ist, desto schöner und theuer ist sie. Durch Paarung dieser Spielart mit weißen, glattköpfigen Feldtauben erhält man glattköpfige Maskentauben. Diese Tauben gewöhnen sich leicht, sind fruchtbar, fliegen weit ins Feld, nur sollen sie wegen der hellen Farbe den Verfolgungen des Habichts ausgesetzt seyn.

15) Die Schildtaube, der Roth-, Blau-, Gelb- ꝛc. Flügel, Columba clypea, nach der Farbe des Flügels so genannt, mit oder ohne Strich. Diese Spielart kommt mit der Schwalbentaube und dem Mövchen überein, nur hat sie nicht die Gestalt der Ersteren und nicht das Jabot der Letzteren; sie ist ganz weiß am Körper, und von anderer Farbe auf den Flügeln, die Schwungfedern ausgenommen, die weiß seyn müssen. Man hat sie gehaubt und glattköpfig. Die Farbe der Flügel bildet ein Herz oder hat eine herzförmige Gestalt.

16) Die Hinkeltaube, Piemonteser Taube, von der Größe eines kleinen Englischen Huhns, dabei glattkopfig, von starkem Körper, mit hohen Beinen und kurzem Schwanze, der in die Höhe steht, jedoch nicht, wie bei den Pfauentauben, einen Winkel bildend. Sie hat daher einen schweren Flug, und kommt im Uebrigen der Pfauentaube gleich, von der sie auch eine Spielart zu seyn scheint; auch wird sie deshalb Zitter- oder Schütteltaube genannt, weil sie gleichfalls mit dem Körper zittert. Man findet sie mehrentheils weiß und blau geschildet, mit einem blauen Kopfe.

17) Die Polnische Taube, Polackentaube, Indianische Taube, Columba domestica Polonica; Fr. Pigeon Polonois, in der Größe der Maskentaube, mit dickem kurzem Schnabel, rothen buntgeränderten Augen, und niedrigen Beinen, und von verschiedener Farbe. Der Flug ist mittelmäßig und eben

ſo die Zucht. Man paart ſie mit den ihr ähnlichen Arten. Die Baſtarde ſollen beſſer zur Zucht ſeyn, und ein ſehr gutes Fleiſch haben.

18) Die Holländiſche Muſcheltaube, le Pigeon Coquille Hollandois, in der Größe der Mondtaube, nur ſchlanker, bis auf die Hälfte des Halſes herab laufen die vorwärts gebogenen Federn vom Hinterkopfe, und bilden die Haube; ſie ſind aber länger, als bei den Mondtauben, ſtehen aber nicht ſo dicht und bilden eine Art Muſchel. Die Farbe iſt rein weiß, nur der Kopf und Vorderhals iſt verſchieden, mehrentheils auch der Schwanz. Folgende Arten ſind beliebt. 1) Schwarzköpfe, mit ſchwarzer Bruſt und Kopf, nebſt ſchwarzem Vorderhals und Schwanz; 2) Rothköpfe, mit rothem Kopfe und Schwanze; 3) Gelbbrüſtige, Vorderhals und Bruſt gelb; 4) Braun- und Rothbrüſte, Kopf, Vorderhals und Bruſt glänzend braunroth oder braun. Bechſtein ſah von dieſer Art eine ſehr ſchöne Taube, die außer ihren Hauptfarben, noch doppelte ſchwarze Bänder auf den Flügeln hatte. Eine ganz weiße oder ſchwarzbrüſtige Taube mit ſchwarzen Bändern ſoll eine große Seltenheit ſeyn; eben ſo ganz braungelbe Tauben mit lichten Strichen auf den Flügeln, mit ſchwarzer Bruſt, und einem ſchwarzen herzähnlichen Flecken auf dem Rücken, und weißen Bändern auf den Oberflügeln. Dieſe Tauben haben nicht gleichartige hervorgebracht, wohl aber ähnliche ohne ſchwarze Zeichnungen. 5) Schwarzköpfe, auch Schwarzbrüſte genannt, Kopf, Vorderhals und Oberbruſt glänzend blauſchwarz. Man nennt dieſe Tauben auch Mohren, obgleich ſie oftmals rothe, braune, gelbe, blaue Köpfe und Schwänze haben. Iſt der Kropf gleichfalls von der Farbe des Kopfes, ſo richtet ſich der Name darnach, z. B. Rothbrüſte oder Kröpfe. Der hintere Theil der Haube, des Halſes und der Bruſt muß rein weiß ſeyn. Es giebt auch ganz

weiße Tauben, mit einem halbmondförmigen Ring auf der Bruſt. Rothbrüſtige.

19) Die Schweizertaube, Halsbindentaube, Pigeon Suisse, von der Größe der gemeinen Feldtaube, dabei glattköpfig und glattfüßig, leicht und ſchnell im Fluge. Sie haben auf einem weißen Grunde rothe, blaue und gelbe Flecken, mit einem rothen Halsbande, welches auf ihrer Bruſt gleichſam einen gefärbten Harniſch bildet; oft haben ſie auch auf den Flügeln zwei Bänder von gleicher Farbe, worin ihr Bruſtſchild prangt. In Thüringen kennt man von dieſer Art eine Varietät, den ſogenannten Stahlhals oder die Pleureuſe; ſie iſt überall blauſchwarz, nur um den Vorderhals läuft ein weißes Band, das ſich auf dem taubenhalſigen Grunde ſehr ſchön ausnimmt; auf den Flügeln laufen zwei Querſtriche. Wenn dieſe Art recht ſchön ſeyn ſoll, ſo müſſen auch die Schwungfedern lauter weiße Spitzen haben, und die weiße Binde, welche die große Deckfeder bildet, muß unterbrochen ſeyn. Hierdurch entſtehen auf den Flügeln zwei weiße Bänder, die aus weißen runden Perlen zuſammengeſetzt zu ſeyn ſcheinen. Man findet Varietäten von der Schweizer Taube überall in Deutſchland.

20) Die Karmelitertaube le Pigeon Carme, eine ſehr kleine, aber niedliche Taube, ſie ſoll die kleinſte von den Europäiſchen Taubenarten ſeyn, und ſcheint gleichſam auf dem Bauche zu ruhen, welches von ihren kurzen, mit Federn ſtark beſetzten Füßen herkommen ſoll. Der Schnabel iſt ſehr klein, und hinten am Kopfe ſteht ein ſpitziger Federbuſch, wie an der Haubenlerche; Flügel und Unterleib ſind weiß, der Obertheil des Körpers aſchgrau, rothgelb und blau.

21) Die Struptaube, Straubel- oder Strobeltaube, friſirte oder gelockte Taube, die rauche oder wollige Taube, Columba domestica hispida; Fr. le Pigeon friſé, von der Größe des Tromm-

lers. Alle Federn, selbst die hintern Schwung- und Schwanzfedern, stehen in die Höhe, und vorwärts, wie bei den Strobel- oder Straubelhühnern; sie fliegen nicht gut, zuweilen gar nicht. Wenn man sie in Schläge bringt, welche warm liegen, so sollen sie häufiger hecken, als in einem kalten Orte. Sie mausern oft so stark, daß sie ganz nackt werden, dann muß man sie in andere Schläge bringen, und ihnen gutes hitziges Futter geben. Zur Mauserzeit sind sie besonders schwächlich.

22) Die Mähnen- oder Löwentaube, auch Zopftaube genannt, Columba domestica jubata; Engl. Turner Pigeon, mit bebuschtem Scheitel, abwärts hängend, wie die Mähne eines Pferdes oder Löwens, also gleichsam gezopft. Sie ist so groß, als die gewöhnliche Haustaube, und soll sehr selten seyn; die bei uns bekannte Perrückentaube soll ihr am Nächsten kommen.

23) Die Taube mit dem Schwalbenschwanze, der Gabelschwanz, Columba domestica forficata, von der Größe der Feldtaube, mit gabelförmigem Schwanze, wie der Schwanz der Hausschwalbe; selten schwarz, mehrentheils gefleckt, weiß oder röthlich, mit oder ohne Haube; sie ist munter und pflanzt sich sparsam fort. Sie ist eine der schönsten Tauben, besonders wegen ihres rosenrothen Schnabels und der Füße. Man findet sie nur in Thiergärten und Menagerien; auch halten sie Reiche zum Vergnügen in Käfichen. — Von den wilden, nicht zum Ausfliegen aus den Schlägen in den Wohnungen der Menschen gewöhnten Tauben sind hier noch, außer der schon oben beschriebenen Holztaube, zu beschreiben:

24) Die Ringeltaube, Ringtaube, Ploch-, Schlag-, Wald-, Kohl-, Scheck-, Schild- und große Holztaube, Columba Palumbus; Fr. le Pigeon-ramier; sie ist die größte von den sogenann-

ten wilden Tauben, und nach Bechſtein 17½ Zoll lang, beinahe 6 Zoll davon nimmt der Schwanz ein; die Länge der ausgeſpannten Flügel iſt 29 Zoll, und ſelbige reichen 2 Zoll vor das Schwanzende. Der Schnabel iſt 9 Linien lang, gerade, vorn etwas abwärts gekrümmt; die Naſenhaut roth, weiß gepudert, mit feinem Staube gleichſam überzogen, übrigens röthlich weiß; der Augenſtern weißgelb; die geſchilderten geſchuppten Füße fleiſchroth, die Mittelzehe 1 Zoll 10 Linien, die hintere 1 Zoll lang; die Nägel ſchwarz, die etwas befiederten Schienbeine 14 Linien hoch. In Hinſicht der Farbe iſt der Kopf und die Kehle dunkelaſchgrau, der Vorderhals und die Bruſt purpuraſchgrau oder weinröthlich, der Seiten- und Hinterhals ſchön taubenhalſig, das heißt, blau-, purpurroth- und grünmetalliſchglänzend; an den Seiten des unterſten Theils des Halſes ſteht ein großer, faſt halbmondförmiger weißer Fleck, der nicht völlig um den Hals geht, und daher nur uneigentlich den Namen eines Ringes führt. Der Bauch und die Deckfedern der Unterflügel ſind hellaſchgrau; die mittelſten unteren Deckfedern des Schwanzes und die Schenkel weißgrau; Erſtere kaum merklich purpurfarben überlaufen; die Seitenfedern hellaſchgrau; der Oberrücken, die Schultern und kleinen Deckfedern der Flügel, die nach dem Rücken zuſtehen, aſchgraubraun; der Mittelrücken und die kurzen Steißfedern hellaſchgrau; die Deckfedern erſter Ordnung und Schwungfedern ſchwarz, und die vordern großen Deckfedern der Flügel mit einigen darüber ſtehenden kleinen, ſchön weiß, daher am vordern Flügelende ein großer weißer Fleck entſteht; die übrigen großen Deckfedern hellaſchgrau; die vordern zehn Schwungfedern ſchwarzgrau, auswendig fein weiß geſäumt, und durch die zweite bis zur ſiebenten inwendig weiß gefleckt, die übrigen braungrau; die Schwungfedern ſchmutzig dunkelaſchgrau, gegen das Ende zu ins Schwärzliche übergehend, und wenn man ſie von unten beſieht, in der Mitte mit einem weißgrauen Bande durchzogen.

Die Täubin unterscheidet sich von dem Täuber durch einen weniger starken Fleck an der Seite des Halses; auch ist sie kleiner, und der Schnabel mehr gelb, als roth; die Brust bläſſer, und die Deckfedern der Flügel sind dunkelgrau. — Die Ringeltaube ist sehr scheu, lebt weniger in Gesellschaft, nur Familienweise, und beide Gatten lieben sich zärtlich. Man hat auch Spielarten, z. B. die weiße Ringeltaube (Columba Palumbus candidus), wie Bechstein sie im Jahre 1792 im Herbste gesehen hat: schneeweiß und nur an der Brust röthlich. — Die Hauptkennzeichen der Ringeltaube sind daher die beiden weißen Flecken zu beiden Seiten des Halses, woraus man einen Ring macht, nachdem sie benannt worden ist, und dann die schwarze Farbe am Ende der Schwanzfedern. Die Beschreibung der Farben von den übrigen Naturforschern, stimmt so ziemlich mit der von Bechstein oben angeführten überein: sie geben dieser Taube am Kopfe, am Rücken und auf dem Burzel eine mehr schieferblaue Farbe, den Flügeln dagegen eine Aschfarbe, am vorderen Gelenke mit einem weißen Flecke geziert. Den größern Federn geben sie eine hellblaue, am Bauche, der Fahne, am Rücken eine hellweiße; den kleinen Federn an den Achseln der Flügel nur diese Farbe; den Schwungfedern am Rücken der Fahne eine weiße Einfassung. Von der Holztaube unterscheidet sich die Ringeltaube auch noch durch ihre Größe, fast $1\frac{1}{2}$ Fuß lang, auch ist sie unter allen wilden Taubenarten die größte, und mehrere Naturforscher wollen unsere große Haustaube von ihr abstammen lassen, doch läßt sie sich weder leicht zähmen, als die Holztaube (Columba Oenas), noch vermischt sie sich im Felde gern mit der Haustaube, und liebt nicht, wie jene, die Höhlen, sondern will freier wohnen, weilt gern in der Nähe der Raben, weil diese durch ihr Geschrei die Raubvögel verjagen, wodurch sie an den Orten von dem Verfolgen der Tauben ablas-

sen müſſen. Indeſſen iſt das Angeführte kein hinreichender Grund, um jede Vermiſchung der Ringeltaube, ſo wie überhaupt aller wilden Tauben, mit den Haustauben abzuleugnen; denn im Stande der Freiheit findet eine jede Taube die Art, wozu ſie gehört, wieder, um ſich mit derſelben zu vermiſchen; denn jedem Männchen wird es hier leicht, ein Weibchen ſeiner Art zu finden; dieſes iſt aber nicht der Fall in der Gefangenſchaft, bei der Einkerkerung in einen Schlag, wo es ihnen an ihren eigenen Weibchen fehlt, und ihnen lauter Weibchen einer andern Art angeboten werden, mit denen ſie ſich paaren müſſen, und daher iſt dieſe Vermiſchung dennoch möglich, ja ſie findet ſogar Statt, mithin können auch mehrere Arten der Haustauben von der Ringeltaube abſtammen. Selbſt die Holz-, Ringel- und Turteltauben vermiſchen ſich in den Wäldern nicht miteinander, weil hier jede Art ein für ſich brauchbares Weibchen findet, ſie würden ſich aber vermiſchen, wenn ſie in einen Schlag mit einander geſperrt würden, und um ſo eher, geſchieht dieſes mit jungen Tauben, oder noch beſſer, mit den Eyern der Ringeltauben, wenn man ſie fortnimmt; wenn man nämlich zu ihren Neſtern gelangen kann, oder man einige Paare im Schlage hält, und ſie darin brüten läßt, und die Eyer den zahmen Haustauben zum Ausbrüten unterlegt; die Jungen werden dann von dieſen gefüttert und aufgezogen, und ſind dann weit leichter mit den Haustauben zu paaren. — Das eigentliche Vaterland dieſer Tauben iſt nicht mit Gewißheit anzugeben, denn man findet ſie in Weſtindien auf Guadeloupe, wohin ſie die reifen Körner des Campechebaumes gelockt haben ſollen, ſehr zahlreich, und auch in Aſien und Europa, und hier in den warmen und gemäßigten Gegenden. In Deutſchland in den waldigen Gegenden, beſonders in Thüringen, und am Rhein; ſie ziehen bis nach Schweden hinauf; denn man findet ſie in Dänemark, Schweden und Norwegen, höher hinauf ziehen ſie nicht, ſo wie überhaupt keine Taubenart wegen Kälte und Mangel

des Futters die arktische Zone bewohnt; daher findet man sie auch nicht im Norden Sibiriens, so wie sie überhaupt in diesem Lande selten angetroffen wird; sie ist in Deutschland ein Zugvogel, in Italien, Frankreich, auch in England, ein Standvogel; indessen ist sie in Frankreich, wie es scheint, nicht überall Standvogel, sondern auch Zugvogel; sie sollen daselbst im Frühjahre in großer Menge ankommen, etwas zeitiger, als die gemeine wilde Taube; im August sollen sich die jungen Ringeltauben in großer Anzahl einfinden, und die zweite Brut gegen Ende des Sommers ausmachen; da die erste Brut, welche sehr zeitig im Frühling vor sich zu gehen pflegt, oftmals zerstört wird, weil dann das Nest noch mit keinen Blättern bedeckt und allen Ungemächlichkeiten bloß gestellt ist. Nur in wenigen Provinzen Frankreichs bleiben die Ringeltauben den ganzen Winter hindurch. Zu Anfange des Oktobers wandern sie aus Deutschland fort, und kommen im März wieder dahin zurück, und allemal vierzehn Tage oder drei Wochen später, als die Holztauben. Sie halten sich dann in den gemischten Wäldern, Kiefern und Laubholz, die sie besonders als Heck- und Nahrungsort lieben, auf, besonders in denen, wo Fichten, Tannen, Eichen und Buchen untermischt stehen. Sobald die Erndte eintritt, ziehen sie Familienweise aus den großen Gehölzen in die Vor- und Feldhölzer, um den Aeckern nahe zu seyn, und man trifft dann häufig zehn bis zwölf Stück, auch mehrere beisammen, auch unter den Raben, und Holz- und zahmen Tauben, an. Ihr Flug ist etwas langsam, hoch, obgleich weniger dazu geschickt, als der der Holztaube, die auch Gesellschaft liebt; ihr Ruf ist laut und weit hörbar, besonders wenn sie ins Nest girren oder ruckseu; sie lassen dann ein starkes Krukgukguk hören, und wechseln zwischen drei- oder viermaligem tönendem Rufe mit einem stoßenden Guck ab. Die Höhe verstärkt auch ihre Stimme, die aber immer stärker, als die der Haustaube ist. Der Täuber macht possirliche Sprünge, bald vor-

bald rückwärts, bald zur Seite, und dreht den Kopf nach allen Seiten. — Die Ringeltauben brüten zweimal im Jahre, und bauen ihr kunſtloſes Neſt auf die ſtärkſten Aeſte der Nadelhölzer nahe am Stamme aus einigen dürren Reiſern, zuweilen findet man auch die Neſter auf einem wilden Apfel- oder Birnbaume, häufiger aber an den Orten im Walde, wo kleine Fichten- und Tannenbäumchen ſtehen, worauf das Neſt Mannshoch ſich findet. Sie bauen ihre Neſter ſehr flach, und dieſe würden daher, hätten ſie nicht eine ſolche Form, beſtändig mit Unrath angefüllt ſeyn, und ſo den Jungen ſchädlich werden, da die jungen Tauben von den Alten tüchtig genährt werden, welches man aus ihren vollen Kröpfen gewahrt, ſo können die Jungen ſich hier leicht ſelbſt helfen, und den Unrath über deren Rand hinauswerfen, und ſich ſo des Ungeziefers, das gern darin ſich aufhält, und anderer Ungemächlichkeiten erwehren, beſonders da die Alten den Koth nicht auswerfen, wie andere Vögel. Die Taube legt zwei weiße ovale Eyer, die das Paar gemeinſchaftlich in ſiebzehn bis achtzehn Tagen ausbrütet, und, wie bei den Haustauben, faſt immer ein Männchen und ein Weibchen, oder ein Täuber und eine Täubin. Sie ſind auch beim Brüten ſcheu, verlaſſen gern ihre Eyer, und ſelbſt die Jungen, wenn ſie noch ganz klein ſind, ſobald man ſich mehrere Male dem Neſte nähert, oder die Alten öfters beunruhiget werden. Die Jungen werden aus dem Kropfe gefüttert, und zwar von beiden Alten. Die erſte Brut fliegt gewöhnlich im Mai, die andere zu Ende July aus. Die Eyer oder kleinen Jungen legt man zuweilen, wie ſchon oben bemerkt worden, den zahmen Tauben unter, um ſie nach und nach zum Ausfluge zu gewöhnen. Zur Strichzeit müſſen aber die Jungen eingeſperrt werden, da ſie ſonſt gern die Schläge verlaſſen, und erſt im Frühjahre dieſelben wieder beſuchen, aber auch ausbleiben. Uebrigens lieben dieſe Tauben ihre Neſter, und wenn kein Feind ſolche zerſtört

oder davon etwas von Menschenhänden, oder von Thieren zerstört worden ist, so suchen sie das Nest, worin sie einmal geheckt haben, im Frühjahre wieder auf, und bessern es aus, so weit es die Witterung zerstört hat. Die Jungen begatten sich auch lieber, als die Haustauben mit einander, sobald Männchen und Weibchen in einem Neste geheckt, mit einander groß erzogen sind. Die wilden Tauben jung in der Stube erzogen, begatten sich mit Haustauben, und zwar eher, wenn der Täuber eine Ringeltaube ist, als umgekehrt, wie auch schon oben bemerkt worden. Die Hauptnahrung dieser Tauben besteht in Fichten-, Tannen- und Kiefersamen, Buchenkörnern, Eicheln, Hanf, Erbsen und allen Arten Körnern und Getreiden, auch Hülsenfrüchten. Hafer hat man selten in ihren Kröpfen gefunden, ein Beweis, daß diese Getreideart, wegen der Länge, sich überhaupt nicht gut zum Taubenfutter eignet. Die Jungen bekommen von der Heidelbeere, welche die Ringeltaube besonders liebt, einen guten Geschmack, und da sie diese Beeren sehr lieben, so sind sie auch zum Freßgewöhnen sehr tauglich. In der Gefangenschaft soll man sie erst mit Weizen gewöhnen; sie fressen dann alles Getreide. Sie sollen auch noch Kirschen, kleine Schnecken und Regenwürmer ꝛc. fressen. Wohnt man nahe am Walde, und besitzt man einen reinen, geräumigen und ruhigen Schlag, so lassen sich die Tauben, jedoch mit Mühe und Sorgfalt, zum Aus- und Einfliegen gewöhnen. Wenn man die im Schlage ausgebrüteten jungen wilden Tauben mit zahmen paart, und sperrt man sie so lange, bis die Brut- und Strichzeit vorüber ist, ein, bewahrt man sie vor Kälte im Winter, und vor Nässe im Sommer, und läßt man sie im Frühlinge mit zahmen Tauben gepaart und an dieselben gewöhnt, fliegen, so bleiben sie gern im Schlage. So lange junge wilde Tauben, von zahmen erzogen, noch nicht flick sind und vollkommen fliegen können, so darf man die zahmen, die solche ausgebrütet

haben, noch fliegen laſſen, da die Jungen durch den Genuß ihrer Freiheit dauerhafter werden und geſunder bleiben, und wenn man gutes Futter täglich in den Futterkaſten oder in den Schlag ſtreuet, und ſie ſolches finden, ſo lernen ſie leicht den Aus- und Eingang, wobei ſie aber immer ſcheu und wild bleiben; man muß daher die jungen Turteltauben, wenn man noch die Liebe zur Freiheit, alſo ihre natürliche Wildheit bemerkt, ſogleich einſperren und bis zum Frühjahre im Schlage laſſen; auch ſie, ſobald ſie wild werden, mit zahmen begatten, und nach und nach aus- und einlaſſen; nur zur Zeit der Wanderung im Herbſte, und im harten Winter behalte man ſie ein. Alt gefangen, lernen ſie ſchwer ſich an die Schlag- oder Stubenkoſt gewöhnen, die Meiſten ſterben lieber Hungers, wenn man ſie nicht, wie die jungen Tauben, ſtopft. In der Freiheit ſollen ſie ein Alter von vierzig Jahren erreichen, in der Gefangenſchaft leben ſie nur einige Jahre. Das Fleiſch der Alten ſoll etwas zähe und hart ſeyn, das der Jungen aber wohlſchmeckend. Je mehr man die Turteltauben durch Paarung zu Hausthieren macht, je mehr arten ſie aus; ſelbſt die Baſtarde legen Eyer; ſie ſind aber mehr zum Fluge, als zur Zucht geneigt; ſelbſt im Zimmer ziehen die Ringeltauben Junge, aber nicht immer auf, und wenn auch gleich bei der Paarung mit einer Haustäubin, dieſe getreten wird, ſo ſind die Eyer doch meiſtens lauter. — Der Fang dieſer Tauben geſchieht mannigfaltig. So z. B. ſtellt ſich der Jäger unter alte abgeſtorbene Eichen, und lauert ſo lange, bis die Tauben zu den Salzlecken und Trankherden, oder in das Feld fliegen, welches am liebſten von 11 bis 1 Uhr des Mittags geſchieht; er ſchießt ſie dann von ſeinem Standpunkte aus, oder er fängt ſie mit Leimſpindeln, Schlingen, oder Garnen. — Die Feinde dieſer Tauben ſind die Marder, Mäuſe ꝛc., welche ſie in ihren Neſtern quälen, ihnen die Eyer ausſaufen, und die Jungen freſſen; dann gehen ihnen die Füchſe, Katzen,

Wieſel und Eulen ſehr nach, dem Habichte entgehen ſie bei Tage in den Stammhölzern und auf dem Felde durch das Geſchrei der Raben, wie auch ſchon oben bemerkt worden, in deren Nähe ſie ſich aufhalten.

a) Die Molukkiſche Ringeltaube, Columba Palumbus Moluccensis; Fr. Pigeon-ramier des Molucques. Man will ſie blos für eine Spielart, durch das Klima hervorgebracht, betrachten. Sie ſpielt am Halſe und auf der Bruſt aus dem Grünen ins Goldgelbe und ins reine Kupferfarbige, unterhalb iſt ſie grauweiß, ins Weinfarbige übergehend. Die großen Schwungfedern haben auch an ihren Spitzen eine aſchgraue Farbe. Die untern Deckfedern des Schwanzes fallen aus dem Kaſtanienbraunen ins Purpurfarbige; die Ruderfedern ſind unterwärts aſchgrau; die Füße gefiedert. Ihre ganze Länge beträgt 1 Fuß 5 Zoll; die Länge des Schnabels 1 Zoll 5 Linien, die des Schwanzes 5 Zoll 3 Linien. Die zuſammengelegten Flügel reichen bis über den dritten Theil der Länge des Schwanzes; die Beine ſind ungefähr bis an ihre Mitte mit Federn bedeckt; Schnabel, Füße und Klauen ſind gräulich. Man hat dieſe Tauben auch auf Neu-Guinea beobachtet, und theilt ſie daſelbſt in die kupferfarbige (Fr. le Ramier cuivré, le Mangeur de Muscades de la nouvelle Guinée), und in die weiße Muskatringeltaube von Neu-Guinea (le Ramier blanc, Mangeur de Muscades). Die Erſte iſt wenigſtens doppelt ſo groß, als die Europäiſche Ringeltaube, der Kopf iſt bläulichgrau, der ganze Hals, Bruſt und Bauch hellflachsfarbig; die Federn unter dem Schwanze ſind weißgelblich; die kleinen Federn der Flügel glänzend grün, ins Kupferfarbige ſpielend; Füße und Stirn haben eine blaſſe Karminröthe, Schwungfedern und Schwanz eine ſchwarze, der Schnabel eine graue Farbe, und einen, mit einer ſchwarzen Haut bedeckten Fleiſchhöcker oben an ſeiner Wurzel. Die Zweite iſt ein Viertheil kleiner als die Erſte. Kopf,

in der Gefangenſchaft zehn bis zwölf Jahre leben. — Das eigentliche Vaterland der Turteltauben iſt Europa, mit Ausnahme des Nordens, Aſien und die Inſeln des Indiſchen und des Südmeers. In Deutſchland findet man ſie beſonders in Thüringen, wo ſie ſehr allgemein ſeyn und bis in die Gegend von Nürnberg und Anſpach ſtreichen ſoll. Da ſie kleines Geſäme, Wald- und Feldkörner, Tannen- und Fichtenſamen lieben, ſo halten ſie ſich auch in Deutſchland in den Laub- und Nadelhölzern und in den Kettengebürgen auf, beſonders gern in den Vorhölzern; deshalb findet man ſie auch ſelten mitten in tiefer bewachſenen Bergen; auch beſuchen ſie zuweilen die Gärten in der Nähe des Waldes. Sie kommen im Frühjahr nicht eher, als zu Ende Aprils und Anfangs Mays von ihren Wanderungen zurück, verlaſſen uns aber bald im Herbſte wieder, und ſchon im Auguſt fangen ſie an, ſich in Trupps zu ſammeln, in einer Anzahl von 20 — 30 und Mehreren. Auch in Frankreich bleiben ſie nicht länger als vier bis fünf Monate. In dieſer kurzen Zeit ihres Aufenthaltes niſten ſie, paaren ſich, legen, brüten und bringen ihre Jungen ſo weit, daß ſie ihnen auf ihrer Wanderſchaft folgen können; auch in Italien, Griechenland, England, Schweden ꝛc. bleiben ſie nicht länger, als der Sommer dauert. Zum Brüten ſuchen ſie ſich vorzüglich die fruchtbarſten und kühlſten Waldungen, und bauen ihr faſt plattes Neſt auf die höchſten Bäume in Gegenden, die von den Wohnungen fern liegen. Am liebſten wählen ſie dichte Fichtenwälder zum Bau ihrer Neſte; geſchieht es im Laubholze, wenn ſolches nicht ſehr hoch ſteht, wie in den Gärten, ſo wird es oftmals vom Winde abgeworfen. Wenn ſich die Männchen paaren wollen, ſo laſſen ſie einen tiefheulenden Ton hören, ſtellen den Schnabel auf den Boden oder Aſt, ſenken den Kopf vor ſich nieder, und ſtehen ſtill. Ueberhaupt ſind die Turteltauben ſehr zärtlich, ja weit zärtlicher, als die ge-

meinen Tauben; denn hier begnügt sich der Täuber etliche Male mit einem stolzirenden Anstande sich in die Runde zu drehen, um sich dadurch bei der Täubin beliebt und gefällig zu machen; der Turteltäuber dagegen, er mag sich in den Wäldern, oder in dem Taubenschlage befinden, huldiget erst seinem Weibchen dadurch, daß er sich achtzehn bis zwanzig Mal vor ihr niederbeugt, und sich mit vieler Lebhaftigkeit eine so demüthige Stellung giebt, in welcher der Schnabel jedesmal entweder die Erde oder den Zweig berührt, worauf er steht, wie auch schon angeführt worden. Mit gleicher Lebhaftigkeit erhebt er sich dann jedesmal wieder, und alle diese Begrüßungen werden mit den zärtlichsten Seufzern begleitet. Das Weibchen scheint im Anfange dagegen unempfindlich zu seyn, bald aber verrathen sich ihre inneren Bewegungen durch einige sanfte Töne und klagende Accente, welche ihr gleichsam wider Willen entwischen. Hat sie dann erst das Feuer der ersten Annäherungen empfunden, so hört sie nicht wieder auf mit ihren Küssen und Liebkosungen, und reizt ihn selbst zum Genusse an, und so schwelgen sie im Genusse, bis die Legezeit herannaht. Die Eyer sind klein, weiß, wie die Mövcheneyer, und werden gemeinschaftlich in sechzehn bis siebzehn Tagen bebrütet. Man darf sich selten dem Neste nähern, da die Alten gern dasselbe verlassen, und die Jäger nennen sie daher eigensinnige, ja die eigensinnigsten Vögel. Die Jungen sitzen im Neste anders, als andere Tauben, nämlich nicht Beide mit dem Kopfe nach einer Seite, sondern wechselsweise, die eine mit dem Kopfe nach dieser, die andere nach jener Seite, wahrscheinlich aus natürlichem Instinkte, die Gefahr von allen Seiten zu bemerken. Die Jungen sehen am Oberleibe grau aus, und sind an den Flügeln etwas schwarzblau gefleckt; die Bastarde mit den Lachtauben haben bald mehr, bald weniger von ihr oder der Lachtaube Zeichnung; sie sind gewöhnlich am Kopfe, Halse und Brust röthlichgrau,

auf dem Rücken und den Deckfedern der Flügel aſchgrau, mit durchſchimmerndem Rothe am Bauche; die hintern Schwungfedern und Schwanzſpitzen ſind weiß, die großen Schwungfedern graubraun. Die Baſtarde ſind demnach auch fruchtbare Zwitter, und merkwürdig iſt, daß ſie allezeit größer werden, was man auch bei einigen anderen Thieren, z. B. der Ruſſiſchen und Aſtrachaniſchen Gans und der zahmen bemerkt. Auch bekommen dieſe Baſtarde ein eigenes Geſchrei. Fichtenſamen iſt ihr angenehmſtes Futter; Wicken, Erbſen, Lein, Hanf, Hirſe, Rübſamen, Rocken, Weizen, Gerſte, Heidelbeeren, Brod und Semmel in Milch geweicht, nährt ſie in der Stube, zumal mit etwas Weizen vermengt. Findet der Landmann dieſe Tauben im Frühjahre auf dem Felde, ſo ſoll dieſes ein Zeichen ſeyn, daß kein Froſt mehr kommt. In Walddörfern trifft man ſie häufig in den Stuben an, worin ſie acht bis zehn Jahre leben, und da ſie die Krankheiten der Menſchen, z. B. Rothlauf, Waſſerſucht ꝛc. an ſich ziehen ſollen, wodurch die Menſchen davon befreit werden, ſo liebt und ſchätzt man ſie beſonders; wahr ſoll es übrigens ſeyn, daß ſie ſelbſt bei der Krankheit eines Menſchen im Zimmer erkranken. Die Art ſie jung zu fangen, ſ. unten. Man gebraucht ſie auch in der Küche, da ſie ein geſundes und ſchmackhaftes Fleiſch haben. Wenn man ſie von andern Tauben ausbrüten läßt, ſo kann man ſie auch zum Ein- und Ausfliegen gewöhnen, ſonſt iſt die Gewöhnung ſehr ſchwer, da ihre wilde Natur ſie nicht leicht zum Standvogel in einem Schlage macht; ſie müſſen einen warmen Schlag haben, der vor den Winden geſchützt iſt; auch kann man ſie in großen Käſichen halten, wo ſie ſich auch fortpflanzen. In der Stube ſetzt man ihnen einen kleinen Korb in eine Ecke des Zimmers oder hinter ein Gitter. Nicht nur die jungen auferzogenen Tauben dieſer Art, ſondern auch die jung gefangen werden, paaren ſich. Man findet drei Arten Turteltauben: Die erſte Art

ist an der Brust weiß, hat bleyfarbige Federn, und einen schwarzen Ring um den Hals, welcher so ziemlich die Größe der zahmen Tauben hat. Die zweite Art ist kleiner, und ganz braun am Leibe. Die dritte Art oder Landturteltaube ist nicht größer, als eine Wachtel, und geht paarweise auf dem Felde nach Nahrung; sie baut ihr Nest auf die Bäume, und bringt zwei Junge aus ihren Eyern. Wenn diese jung in der Stube oder zusammen im Neste groß erzogen worden sind, so hecken sie zusammen, bleiben zahm, und achten die Freiheit wenig, sollte sich dazu auch Gelegenheit darbieten. Sie brüten zweimal im Jahre, leiden durch kalte Nächte, und werden selten über zehn Jahre alt. Sie sind reinlich, und man will eine besondere Zuneigung des Männchens zu dem Weibchen finden, daher sie auch als Sinnbild der Reinlichkeit und ehelichen Treue aufgeführt, und oft bei Hochzeitsgeschenken sinnbildlich angewendet werden. Nach Bechstein findet man auch Varietäten in andern Weltgegenden. a) Die Portugiesische Turteltaube; Fr. la Tourterelle de Portugal; Engl. Portugal Turtle. Diese Taube ist größer als die gewöhnliche Turteltaube; ihr Schnabel ist schwarz, der Augenstern safrangelb, die Hauptfarbe des Gefieders tiefbraun, an jeder Seite des Halses sind zwei bis drei glänzend schwarze Federn, die weiße Spitzen haben; die kleinen Deckfedern der Flügel sind schwarz, weiß kantirt, die übrigen braun mit gelben Endkanten; die Schwungfedern schwärzlichgelb gerändet, die zwei mittlern Schwanzfedern tief aschgrau, weißgespitzt, die übrigen weiß, an dem äußern Rande, und an den Spitzen, auch inwendig, aschgrau; die Füße roth und ihre Klauen schwarz. Man trifft sie in Portugal an, und hält sie für eine gezähmte Art der Turteltauben. Je länger und öfter man in der Stube Junge hecken läßt, desto heller und blässer werden die Farben. Nach Bechstein soll die hier beschriebene Portugiesische Taube nur eine gezähmte Turteltaube

ſeyn; denn gezähmte Vögel werden in der Regel größer, und das hier Geſagte beſtätiget dieſes auch. — b) Die Turteltaube von Luçon; Fr. la Tourterelle grise de l'Isle de Luçon; Engl. the Luzonian Turtle, welche Manilla bewohnt, und die gewöhnliche Größe der Turteltaube hat. Ihr Schnabel iſt karminfarbig, und ſo auch der Augenſtern; der Kopf und Hals iſt hellgräulich aſchfarbig; auf jeder Seite des Halſes hat ſie ſechs bis ſieben Federn mit ſchwarzen Spitzen; die Bruſt und der Bauch ſind grau, die Schwanzfedern ſchwarz, die der zweiten Ordnung am Ende mit einem bräunlich gelben Anſtriche; die zwei mittelſten Schwanzfedern ſind ſchwarz, die übrigen weiß; die Füße röthlich. — c) Die Turteltaube mit gefleckтem Halſe; Engl. the spottednecked Turtle, welche in einem Britiſchen Muſeum aufbewahrt wird. Man hat ſie in Buckinghamſhire geſchoſſen, wo man mehrere Arten antreffen ſoll. Die ganze Seite des Halſes iſt ſchwarz, ſtatt daß ſonſt nur ein Fleck ſo gefärbt, und jede Feder weiß geſpitzt iſt, ſo ſteht hier nahe am Rande jeder Feder ein runder weißer Fleck, welches die Seiten des Halſes, und überhaupt den ganzen Vogel ſchön ziert. Bechſtein hat alte Männchen von gemeinen Tauben geſehen, die faſt eben ſo waren, und dreht man beim Ausſtopfen den Hals um, ſo wird faſt die ganze Seite mit den ſchönen ſchwarzen und weißbunten Federn bedeckt. Unter einigen Vögeln, welche bei der letzten Reiſe nach der Südſee mit hierher kamen, war auch eine Taube von dieſer Varietät; da ſie ſich aber in einem Paquete befand, in welchem Vögel vom Vorgebirge der guten Hoffnung waren, ſo kann ſie auch aus letzterer Gegend ſeyn. — d) Die Kanadenſiſche Turteltaube, die Turteltaube mit langem Schwanze, die Schwanztaube, Columba Canadensis, Turtur Canadensis, Fr. la Tourterelle de Canada, à queue longue, welche etwas größer, als die Europäiſche Turteltaube iſt; denn

ihre ganze Länge beträgt 13 Zoll, die Länge des Schnabels 1 Zoll, des Schwanzes 5 Zoll 6 Linien, der mittlern Vorderzehe mit ihrer Klaue 1 Zoll 4 Linien. Die zusammengelegten Flügel reichen bis über die Mitte des Schwanzes. Die Weibchen unterscheiden sich von den Männchen durch eine weißgelbliche Einfassung der Federn, welche die obern Theile des Körpers decken, wodurch diese Theile, der Quere nach, ein schmalgestreiftes Ansehen erhalten. Bei dem Männchen gehen die Federn aus dem Grauen ins Braune, unterwärts ins schmutzig Weiße über. Die Deckfedern der Flügel sind schwarzbraun gefleckt, die Schwungfedern braun, die größten gelbgerändet, ihre Ruderfedern aschgrau, auf der äußersten Fläche mit einem rothbraunen und einem schwarzbraunen Flecken bezeichnet; ihre Füße sind roth, und ihr Schnabel so schwarz, als ihre Klauen. — e) Die Amerikanische Turteltaube, welche von Büffon anführt, kann in der Größe mit unserer Turteltaube verglichen werden. Ihre Länge beträgt 11 Zoll, die des Schnabels 8 Linien, und die des Schwanzes ungefähr 6 Zoll. Die Flügel reichen ein wenig über den vierten Theil des Schwanzes. Von jedem Winkel des Schnabels bis zum Auge läuft eine schmale weiße Binde. Die Augen liegen ebenfalls in einem weißen Kreise. Diese Spielart ist oberhalb dunkelbraun, unterhalb aus dem Braunen ins Aschfarbige spielend, am Unterhalse und an der Brust rosenfarbig, mit einem schwarzen Flecke unter den Ohren, und ähnlichen Flecken auf beiden Flügeln, deren mittelste Schwungfedern schwärzlich, die Seitenfedern aber aschgrau, gegen das Ende schwarz und weiß gerändelt erscheinen. Der Schnabel ist am Ursprunge hell, an der Spitze dunkler hornfarbig; die Füße sind roth, und die Klauen schwarz gefärbt. — f) Die Afrikanische Turteltaube, die wegen ihrer geringen Größe auch das Kapische Turteltäubchen genannt wird, da sie sich

auf dem Kap der guten Hoffnung aufhält, und nicht größer als die Europäiſche Haubenlerche iſt, das heißt, die Länge derſelben beträgt 9 Zoll und 6 Linien, die des Schnabels nur 7 Linien, und die des Schwanzes 5 Zoll und 3 Linien. Der mittlere Vorderzehe mit der Klaue hat 7 Linien. Die Seitenzehen ſind etwas kürzer, die hintere faſt eben ſo lang, als dieſe. Die Flügel bedecken ein Drittel des Schwanzes. Schnabel und Füße ſind roth, und Letztere mit braunen Klauen verſehen. Der obere Theil des Gefieders fällt aus dem Grauen ins Braune, und unterwärts ins ſchmutzig Weiße. Auf jedem Flügel iſt ein glänzender, ſtahlfarbiger Fleck zu ſehen. Die großen Schwungfedern ſind innerhalb rothbraun, die großen Deckfedern derſelben ſchwarz an ihrer Spitze, und die Ruderfedern ganz ſchwarz gefärbt. Sie führt auch den Namen Schwarzhals, Turtur capitis bonae spei; Fr. la Tourterelle à cravate noire du Cap de bonne Esperance. Das Männchen unterſcheidet ſich vom Weibchen durch eine Art von glänzend ſchwarzem Kragen unten am Halſe und an der Kehle, da hingegen das Weibchen auf eben dieſen Theilen bloß graue mit Braun vermiſchte Farben zeigt. Man findet dieſen Vogel nicht bloß auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, ſondern auch am Senegal, und in allen ſüdlichen Gegen Afrikas. — g) Die grüne Amboiniſche, Bataviſche und Javaniſche Turteltaube, die Bataviſche Taube, der Grünrükken, der Türvert, Turtur viridis Amboinensis, seu Aenea, Columba Indica, Columba Javanensis; Fr. la Tourterelle à gorge pourprée d'Amboine, ou verte d'Amboine, la Tourterelle de Batavia et de Java, eine Vögelart, welche mit der Turteltaube in Verwandtſchaft ſtehen ſoll, aber von einigen Naturforſchern für eine ganz eigene, von allen andern abgeſonderte Gattung beſchrieben wird. Man hält die verſchiedenen unter dieſem Namen angeführten Turtel-

tauben nur für Spielarten. So ſoll es auf Java unzählige Turteltauben von verſchiedenen Farben geben, als grüne, mit ſchwarzen und weißen Flecken, gelbe und weiße, weiße und ſchwarze, und eine Art von aſchgrauer Farbe. An Größe ſind ſie untereinander eben ſo ſehr, als an Farbe unterſchieden. Einige ſind ſo groß, als eine Taube, andere kaum ſo groß, als eine Droſſel. So iſt die Amboiniſche grüne Turteltaube, mit der Amboiniſchen purpurbrüſtigen eine und dieſelbe Taube; denn nur die Purpurfarbe der Bruſt macht an dieſem Vogel den Hauptcharakter aus. Die Amboiniſche grüne Turteltaube ſpielt aus einem grünlichen Goldglanze in eine reine Kupferfarbe; der vordere Theil des Kopfes, ingleichen die Bruſt ſind aſchgrau, der untere Theil des Halſes glänzt in violettem Purpur. Die großen Deckfedern der Flügel haben eine ſchwefelgelbe Farbe mit ſichtbaren Rändern, der Schwanz hat unterwärts eine ſchmutzig weiße Farbe; Schnabel und Füße ſind roth, Letztere halb mit Federn bedeckt, und mit graubraunen Klauen bewaffnet. Ihre Größe reicht nicht völlig an die Größe der Europäiſchen Turteltaube. Die ganze Länge beträgt 7 Zoll 9 Linien, die des Schnabels 8 Linien, des Schwanzes 2 Zoll und 1 Linie, der mittelſten Vorderzehe mit ihrer Klaue 11 Linien. Die zuſammengelegten Flügel reichen bis an die Mitte des Schwanzes. Die Bataviſche Turteltaube iſt auch bloß eine Abänderung, und, wie man vermuthet, nach dem Alter und Geſchlechte; denn aus derſelben Himmelsgegend, iſt ſie auch in Anſehung der Größe, Form und Farben wenig unterſchieden. Sie hat einen grünen Rücken, blauen Kopf, gelbe Kehle und Burzel, und rothe Schwungfedern an der äußern Seite der Flügel. — Auch die ſchon erwähnte Javaniſche Turteltaube iſt nur eine Abänderung der Vorigen, die ſich blos durch den Unterſchied ihrer Farben von dem untern Theile des Körpers auszeichnet; ſie hat eine Kupferfarbe am Kopfe, am Halſe und

an der Bruſt; auf dem Rücken und den Flügeln iſt ſie grün, braun aber auf den großen Federn der Flügel des Schwanzes. Ein andere Art grüner Tauben iſt die ſchwarzgehaubte Javaniſche grüne Taube, oder die grüne Taube mit ſchwarzer Kappe. Sie iſt vorn am Kopfe, an den Seiten deſſelben, und oben an der Bruſt weiß, auf dem Hinterkopfe mit einer ſchwarzen Platte bedeckt, unter dem Schnabel gelb, am übrigen Theile des Halſes, an der Bruſt, am vordern Theile des Bauches, auf dem Rücken, auf den kleinen und mittlern Deckfedern der Flügel ſchön grün, die großen Schwungfedern aber dunkelpurpurroth. Am hintern Theile des Bauches und auf den Deckfedern unter dem Schwanze herrſcht eine gelbe Farbe, die ſich an der untern Seite des aſchfarbigen Schwanzes in Purpur verliert. Die Schenkel ſind auswärts grün, einwärts gelb; die Zehen ſind dunkelroth gezeichnet. — Zu der, oben, S. 562, erwähnten Turteltaube von Luçon, kann man noch die graue blutfleckige Turteltaube, la Tourterelle grise ensanglantée de l'Isle de Luçon, rechnen, die am obern Theile des Kopfes weißlich grau, am Nacken violett, ins Grünliche ſpielend, und deren Kehle weiß iſt. Auf der Bruſt hat ſie einen blutrothen Fleck, deſſen Farbe in der Mitte am ſtärkſten, gegen den Rand hin etwas minder dunkel und mehr vertrieben erſcheint. Ihr Bauch iſt grau, und röthlich ſchattirt. Auf dem Rücken, den Schwungfedern, und an den Enden der großen Federn des Schwanzes entdeckt man eine ſchwarze Farbe. Ueber die ganze Breite der Flügel verbreiten ſich drei graue und zwei ſchwarze Querſtreifen. Die Wurzel des Schwanzes iſt grau, der Schnabel ſchwarz, die Stirn roſtfarbig, und die Füße röthlich-violett gezeichnet. Die weiße blutfleckige Turteltaube iſt ungefähr ſo groß, als die weiße Turteltaube, die man in Deutſchland und Frankreich oft auf Taubenſchlägen und bei den Vogelhändlern findet. Das ganze Gefieder

dieſer Taube iſt glänzend weiß, nur im Nacken und auf der Bruſt hat ſie rothe Federn, die einen großen blutrothen Flecken bilden, welcher das Anſehen hat, als wäre der Vogel mit einem Meſſerſtiche verwundet, und hätte dieſe Stelle mit ſeinem eigenen Blute gefärbt. Schnabel und Füße haben eine rothe, der Stern eine röthlich-violette Farbe. — h) Die Senegaliſche Turteltaube mit und ohne Halsband, die rothbauchige Taube; Turtur Senegalensis, Turtur torquatus Senegalensis, Columba afra; Fr. la Tourterelle du Senegal, ou à collier du Senegal, ou à gorge tachetée du Senegal. Die Senegaliſche Turteltaube ohne Halsband ſpielt auf dem obern Theile des Körpers aus dem Grauen ins Braune, iſt auf der Bruſt weinfarbig, unterwärts ſchmutzig weiß gefärbt; alle Schwungfedern ſind innerhalb rothbraun, die Ruderfedern unten ſchwarz, jeder Flügel mit einem grünlichen Goldglanz gefleckt. Sie hat die Größe der Amſel. Die ganze Länge beträgt nur 8 Zoll, die des Schnabels 8 Linien, des Schwanzes 2 Zoll 9 Linien, der mittelſten längſten Vorderzehe mit ihrer Klaue 9 Linien. Die Flügel reichen in ihrer natürlichen Lage bis etwa gegen die Mitte des Schwanzes. Die Senegaliſche Turteltaube mit ſchwarzem halben Ringe auf dem Halſe, welche größtentheils der Vorigen gleicht, nur daß ihre braunen Schwungfedern am äußerſten Rande ſchmutzig weiß geſäumt, die Seitenfedern im Schwanze ſchwarz und an ihren Enden grau erſcheinen. Ihre ganze Länge beträgt 9 Zoll und 6 Linien, die des Schnabels 9 Linien, des Schwanzes 3 Zoll, der mittlern Vorderzehe 10 Linien mit ihrer Klaue. Der Schnabel iſt ſchwärzlich und nicht roth. Die Klauen haben eine bräunliche Farbe. Die dritte Abänderung unterſcheidet ſich von den beiden Vorigen durch die ſchwarzen Flecken unten am Halſe, und durch die auswärts aſchgraue, inwärts braune Schwung-

federn und durch die drei äußerſten, an der hinterſten Hälfte weiße Ruderfedern. — i) Die geſtreifte Chineſiſche Turteltaube, Turtur Sinensis striatus, Columba Sinica; Fr. la Colombe de la Chine, la Tourterelle rayée de la Chine; Engl. Dove from China, von der Größe der Lachtaube; ſie iſt oberwärts braun, mit einigen ſchwarzen Querſtrichen bogenförmig bezeichnet, unterwärts blaßroſenfarbig; die mittlern großen Schwungfedern der Flügel ſind weiß, die Ruderfedern ſchwarz, von außen mit weißen Rändern geziert. Der Wirbel des Kopfes iſt achſchfarbig, die Backen und der Hals an der Seiten gelb, die Federn an den Seiten des Halſes mit rothen Spitzen geziert. Zwiſchen dieſer und der Farbe des Rückens findet ſich der Länge nach ein Streif, der aus blauen Federn beſteht. Der Schnabel iſt bläulich, die Füße ſind roth, und die Klauen weiß. Der Vogel hat durch die rothen, gelben und weißen Streifen am Kopfe und Halſe ein ſchönes Anſehen. — k) Die geſtreifte Indianiſche Turteltaube, die graugeſchuppte Turteltaube, Turtur Indicus, striatus, Columba striata; Fr. la Tourterelle rayée des Indes, le Pigeon barré; Engl. the transversal-striped or bared Dove, die nicht, wie die Vorhergehende, nach der Länge des Halſes, ſondern quer über den Leib und über die Flügel geſtreift iſt. Sie hat nicht ganz die Größe der Europäiſchen Turteltaube; ihre Länge beträgt ungefähr 9 Zoll und 6 Linien, die Länge des Schnabels 9 Linien, des Schwanzes 3 Zoll 9 Linien. Die zuſammengelegten Flügel reichen ungefähr bis an die Mitte des Schwanzes. Der Vordertheil des Kopfes, die Backen und Kehle ſind hellblau, der Hintertheil und Wirbel deſſelben röthlichbraun; der Rücken und die Deckfedern der Flügel ſind graubraun, mit ſchwarzen Bogen in die Quere geſtreift; der Burzel und die obern Deckfedern des Schwanzes haben eben dieſe Farbe, aber keine ſchwarze Bogen. An der untern Seite des Kör-

pers herrſcht eine hellrothe, an den Seiten die blaue Farbe. Von der Naſe bis zu den Augen läuft auf beiden Seiten ein weißer Strich in die Höhe. Die Augen liegen in einem weißen Felde, und ihre Regenbogen ſpielen aus dem Aſchfarbigen ins Blaue. Der Schnabel hat eine lichte Hornfarbe, die Naſenlöcher werden von einer hellblauen Haut bekleidet, und die Füße ſind hellroth mit ſchwarzen Klauen bewaffnet. — l) Die Amboiniſche Turteltaube, von braunrother Farbe, mit einem langen Schwanze verſehen, an den Federn des Halſes und der Bruſt mit ſchwarzen Wellen geziert. Ihre Schwungfedern haben eine braune, die Ruderfedern eine braunrothe, Schnabel und Füße eine rothe, die Klauen eine bräunliche Farbe. Die Größe iſt wie bei der Europäiſchen Turteltaube, die Länge des ganzen Körpers 14 Zoll, die des Schnabels 10 Linien, des Schwanzes 8 Zoll, der mittlern Vorderzehe mit ihrer Klaue 1 Zoll. Die zuſammengelegten Flügel reichen etwa 3 Zoll über den Urſprung des Schwanzes. Das Weibchen unterſcheidet man vom Täuber durch die helleren Farben des ganzen Körpers. — m) Die Sperlingstaube, die Jalouſietaube, die kleinſte Amerikaniſche Taube, die kleinſte gefleckte Turteltaube, das Steintäubchen, die graue Turteltaube, Columba passerina, Columba minuta, Turtur parvus Americanus; Fr. la petite Tourterelle brune d'Amerique, la Tourterelle d'Amerique; Engl. Ground-Dove, mit gſchgrauem Gefieder, unten an der Bruſt rothbraun; ſie gehen immer paarweiſe und werden häufig in Wäldern angetroffen. Dieſe Vögel ſind gern an bevölkerten Orten, und pflegen ohne Schüchternheit auf den Wegen herumzuwandern. Jung gefangen, ſind ſie ſehr leicht zu zähmen; ſie ſind ſehr fett, ſehr ſchmackhaft, und gut zu eſſen.

Die Turteltaube iſt Einer mit von den älteſten Vögeln, welche ſchon in der heiligen Schrift erwähnt wer-

den. Zu Chriſti Zeiten wurden die Turteltauben als ein Muſter der Einfalt und Aufrichtigkeit aufgeſtellt. Matth. X, 16, ſagt Chriſtus ſelbſt zu ſeinen Jüngern: ſeid ohne Falſch, wie die Tauben, das heißt, ſeid aufrichtig und verkündet mit Liebe meine Lehre. Man vergleiche Zorn Petinotheologie I, Th. 3, Kap. §. CXI, p. 521; auch vergleiche man ferner Jeſaias Kap. 38, Vers 14, und das hohe Lied Salomonis Kap. 2, V. 14, wo der Chriſt ermuntert wird, ſeine Sünden zu bereuen und zu beklagen, und ſeine Zuflucht zum Heiland der Menſchen zu nehmen, ruhig und friedliebend zu ſeyn. Auf die letzte Stelle haben die Montaniſten ſich gefußt, deren Stifter Montanus um die Mitte des zweiten Jahrhunderts in Phrygien lebte, und eine ſchwärmeriſche Sekte ſtiftete, die bald über Kleinaſien und Afrika ſich ausgebreitet hatte, und die, wie ſie ſagten, das Chriſtenthum zu ſeinem vollkommneren Mannsalter bringen wollten, weil Chriſtus und die Apoſtel aus Schonung der menſchlichen Schwachheit, ihre Anhänger nur über die Kindheitsperiode des alten Teſtaments hinaus, bis in das Jünglingsalter der Religioſität und Moralität gebracht hätten. Sie faſteten ſehr häufig, hielten die Ehe für ein nothwendiges Uebel, verboten daher die zweite Ehe auf das Strengſte, beriefen ſich auf dieſe Stelle, und gaben an: der Chriſt ſollte ſich nur eine Gattin, wie die Tauben, wählen, und von den Tauben lernen, wie Gerhard darüber bemerkt hat*). Die Turteltauben wurden ferner zum Opfer gebraucht, und waren nur dann dazu geeignet, wenn ſie ſchöne glänzende Federn am Halſe hatten. Man rechnete ſie unter die reinen Thiere, weil ſie bloß Körner und Geſäme, und nicht, wie die Enten, unreine Dinge freſſen. Es gab in

*) In h. L. p. 558: Ita igitur Salvator noster animalia terrestria praeceptores nobis sistit, ut ab iis discamus, quomodo gerere nos debeamus. Ex volatilibus columbam, a qua sinceritatem et integritatem discere debemus etc.

den Jüdiſchen Landen beſonders viele Tauben; ſie wurden den Juden als ein Bild der Reinlichkeit und Einfalt des Herzens aufgeſtellt, welche Gott den Juden anempfohlen hatte, und wurden als Brandopfer (3 Moſ. Kap. 1, V. 14) gebraucht, und der Prieſter nahm das Opfer von dem Ueberbringer, nahete ſich dem Altar, an welchem Orte er wollte, welches ihm bei dieſem Opfer freigeſtellt war, jedoch gegen Abend; kneipte mit den Fingern den Kopf ab, indem er die Taube bei den Flügeln zwiſchen zwei ſeiner Finger hielt, den Hals über die zwei Finger nach den Flügeln zurückzog, hierauf mit ſeinem ſcharfen Nagel, den er ſich zu dem Ende wachſen laſſen mußte, gegen das Genick des Vogels hinauf ſtreifte, und ſo den Kopf bis auf die Gurgel ablöſete, bis er ganz weggenommen werden konnte. Die Juden hielten das Abkneipen für eine der beſchwerlichſten Verrichtungen bei dem Levitiſchen Prieſterthume. Der abgelöſete Kopf wurde ferner, nachdem er oben auf dem Altare geſalzen worden war, in das Feuer geworfen, und das ausfließende Blut ließ der Prieſter an die untere Wand des Altars fließen. Hierauf wurde der Taube der Kropf herausgenommen, und die Eingeweide ſammt den Federn auf den Aſchenhaufen, dem Altar gegen Morgen, gelegt, und Alles außer dem Lager geſchafft. Ferner mußte der Prieſter ein ſolches Vogelopfer zwiſchen den Flügeln ſpalten, aber weder etwas abſondern, noch zerreißen, welches nach der Meinung von einigen Schriftſtellern auf folgende Weiſe geſchah: Die Taube wurde unten am Bauche mit dem Nagel und Finger aufgeriſſen, damit man die Gedärme, und Alles, was nicht gegeſſen wurde, herausnehmen konnte. Nun wurde ſie auf den Altar gebracht, daſelbſt geſalzen, aufs Feuer gebracht, und ganz verbrannt (Marc. IX. 49). Man nannte dieſes ein Feuer zum ſüßen Geruche des Herren, nach dem Hebräiſchen ein Aufſteigopfer, weil es ganz, außer Kopf, Federn und Kropf, ſammt den in-

nern Theilen, verbrannte, und Alles, was rein daran war, im Rauch aufſteigen mußte. Zum Sündopfer, wozu man die Turteltauben auch brauchte, wie ſchon oben, S. 487, angeführt worden, wurde auf folgende Weiſe mit dieſen Vögeln verfahren: Der Prieſter ſchnitt dem Vogel an irgend einem Orte des Altars mit ſeinem Nagel gegen das Genick über in den Hals hinein bis auf die Gurgel, und öffnete ſo die Adern. Der Kopf mußte bei dieſem Opfer hängen bleiben, und wohl deshalb, damit das Opfer, beſonders armer Leute, doch auch einiges Anſehen hatte. Mit dem auslaufenden Blute mußte ein Theil an die Seite oder den Umgang des Altars geſprengt werden, den andern Theil ließ der Prieſter auf dem Boden des Altars ausbluten. Auf dieſe Art wurden die Tauben nicht verbrannt, ſondern gehörten dem Prieſter, der ſie eſſen durfte. Beſonders bei der Reinigung einer Kindbetterin und von armen Leuten wurden die Turteltauben zum Brand- und Sündopfer, und zwar paarweiſe gebraucht; denn Erſtere war, wenn ſie einen Knaben gebar, bis zum ſiebenten Tage unrein; nachdem ſie am Anfange des achten Tages ſich gebadet hatte, ſo mußte ſie, ob ſie gleich mit ihrem Gatten umgehen durfte, dennoch dreiunddreißig Tage zu Hauſe bleiben, und keine heiligen Sachen anrühren. Bei einem Mädchen mußte ſie wegen des ſtärkern Blutfluſſes die Zahl der Tage verdoppeln. War dieſe Zeit vorüber, ſo brachte ſie das Opfer, wenn ſie rein werden wollte. Reiche opferten ein Lamm zum Brandopfer, und eine Taube zum Sündopfer; Arme nur zwei Tauben. Das Weib wurde mit dem Blute ihres Opferthiers beſprengt. Nur alte Tauben konnten geopfert werden, oder wenigſtens nur ſolche, die vermauſert waren, und zwar von den Turteltauben jene, von den andern Tauben dieſe, weil beide Arten in dieſem Alter am beſten zum Eſſen ſind. Die glänzenden Federn wurden als ein Zeichen der Tauglichkeit der Tauben zum Opfer gehalten. Die größern

Tauben durften dieſe Federn aber nicht haben*). Da nun die Opfer Vorbilder auf Chriſtum waren, ſo wird man leicht einſehen, daß auch die zum Opfer beſtimmten Thiere fehlerfrei ſeyn, und ohne zerriſſen zu werden geopfert werden mußten. Ausſätzige opferten andere Vögel, denen der Kopf abgeſchnitten, und die, nach dem Gebrauche, nebſt Allem eingegraben wurden. — Die Turteltaube ſoll ihren Namen von ihrer Stimme, im Hebräiſchen Thor, im Griechiſchen Trügon, haben, welches im Lateiniſchen durch Turtur ausgedrückt wird. Andere leiten den Namen von dem Stammworte Thur, erforſchen, ausforſchen, ab, weil die Taube die Jahreszeiten, Wetterveränderungen und Krankheiten zu erforſchen und zu empfinden ſcheint. Ferner haben faſt alle Schriftſteller, die von der Turteltaube geſchrieben haben, behauptet, daß, wenn eine Taube ihren erſten Gatten verliere, ſich ſolche nicht mehr mit einem andern begatte, ſondern ledig bleibe. Dieſes ſtreitet indeſſen gegen die Erfahrung, die man in Taubenſchlägen macht, und auch anſtellen kann, wo ſowohl die Tauben, als auch die Täuber, wenn die Eine oder der Andere durch das Abſterben des Gefährten, ehelos wird, ſich wieder mit Andern paaren; daß es auch hier, wie bei den Menſchen, Ausnahmen giebt, und ein Täuber oder eine Täubin den Verluſt des abgeſchiedenen Ehegatten länger betrauert, iſt auch gewiß; denn man hat Fälle, wo ſowohl Täuber, als Taube, mehrere Jahre ledig blieben, ſich nicht wieder mit andern paarten, indeſſen geſchah es doch noch ſpäterhin, ſelbſt im Alter. Ja man hat Fälle, wo ein Täuber ſich viermal mit einer andern Taube paarte,

*) Ex turturibus nonnisi adulti, quorum plumae iam pleno splendore fulgebant; ex columbis pulli, qui adhuc splendore omni carebant, erant legitimi. Unde initium splendoris utrosque reddebat illegitimos, Turtures, quia nondum justam aetatem attigerant, pullos columbarum, quia eandem iam excesserant. Ikenius Antiq. Ebr. P. I. C. XIII. — Conf. Lundius, in den jüdiſchen Heiligthümern. L. III. Cap. XXXIV. p. 571.

nachdem er jedesmal ſeine Taube verloren hatte. Indeſſen trauern Täuber und Taube immer mehrere Wochen um den Verluſt ihres Gatten, ehe ſie wieder zur zweiten Paarung ſchreiten, welches auch bei andern Vögeln geſchieht; ſobald ſie aber im Frühjahre ungepaarte Tauben treffen, ſo paaren ſie ſich mit dieſen, wenn nämlich ſich beide Theile gefallen, welches auch hier, wie bei den Menſchen iſt, wenn nicht das Geld ꝛc. bei den Letzteren berückſichtiget wird, ſondern nur der Gegenſtand. Aeltere Schriftſteller leiten dieſes von den Aegyptern her, da dieſe den Ruhm einer beſondern Weisheit mit Recht verdienen; ſie machten die Turteltaube ſchon zu einem Bilde der Enthaltſamkeit nach dem Tode des erſten Gatten. Dieſes widerſpricht Borchari Hicrozoic, P. II. L. 1. C. IX. fol. 58*). Nach einigen Schriftſtellern ſoll der verlaſſene Theil ſich nicht mehr auf einen grünen Baum, ſondern nur auf einen dürren Aſt des Baumes niederlaſſen, und ſo gleichſam den Tod des Gatten betrauern.

26) Die Lachtaube, Turteltaue mit ſchwarzem Halsbande, die gemeine oder einheimiſche Turteltaube, das Türkiſche Täubchen, das Indianiſche Turteltäubchen, die Rothslauf-, Gicht-, Vogel-, auch Stubentaube, kleine Schamoataube, die lachende Taube; Columba risoria, s. cucuriens; Fr. la Tourterelle à Collier, la Tourterelle des Indes; Engl. the collarod Turtle, the Turtle Dove from India. Die Stimme dieſer Taube iſt theils lachend, theils heulend, und während ſie heult, macht das Männchen, wenn es zum Weibchen will, oder ſie von einander getrennt werden, Sprünge. Es ergötzt gleichſam ſein Weibchen mit ſeiner lachenden

*) Schlichter de turture, p. 10. ſagt dagegen: Neque id satis certum est, turturem inviduitate alteri non copulari, quamvis *Scriptores* qui id adserunt, defendat numerus junctaeque umbones *phalanges*.

Stimme, und ſobald es zum Neſte, oder die Taube, welche er ſehr liebt, dahin haben will, ſo giebt es lachende oder heulende Töne von ſich, dreht ſich aber nicht im Kreiſe herum, wie die Haustaube, ſondern verrichtet zwei oder drei Sprünge nach dem Weibchen, und ſteht dann ſtill, ſenkt den Kopf gegen die Erde, blähet ihn auf, und läßt ſeine lachende Stimme: ha, ha, ha? hören. Die Lachtaube iſt 1 Fuß 1½ Zoll lang, und 22 Zoll breit, oder, Pariſer Maaß, 1 Fuß lang und 20 Zoll breit. Der Schnabel iſt dünn, bis zur Wurzel ſchwärzlich, 10 Linien lang, dann röthlich weiß; der Augenſtern iſt goldgelb; die Füße blutroth. Der Oberleib iſt röthlichweiß, gleich der Chocolade mit Milch, der Unterleib weiß; der hintere Theil des Halſes iſt mit einem halbmondförmigen ſchwarzen Fleck bezeichnet, deſſen Spitzen nach vorn gekehrt ſind, und welcher abwärts weiß eingefaßt iſt; die Schäfte der vordern Schwungfedern und derer im 4¼ Zoll langen Schwanze ſind ſchwärzlich grau. Die gefalteten Flügel reichen bis über die Hälfte des Schwanzes. Die Beine ſind geſchildert, 9 Linien hoch, die mittlere Zehe 15 Linien, und die hintere 8 Linien lang, die Klauen braun. Nach einer genaueren Beſchreibung iſt der obere Theil des Kopfes und Halſes, der Rücken und die Deckfedern der Flügel röthlich-weiß. Der Vorderhals und die Bruſt ſind weiß, mit weinfarbigem Anſtriche; der übrige Unterleib iſt weiß, und der After graulichbraun, die Schwungfedern eben ſo weißlich gerändert. Der Schwanz iſt aſchgraulich, die beiden mittlern Federn gleichfarbig, die übrigen mit weißen Spitzen, die äußerſte weiß am äußeren Rande; der Hintertheil des Halſes hat den gewöhnlichen Halsfleck oder Ring, einem Bande ähnlich. Das Weibchen iſt weißer. Man trifft auch beinahe ganz weiße an, wenigſtens grauhell, auch Weiße ins Aſchgraue ſpielend, mit einem ſchwarzen Halsbande. Ihr eigentliches Vaterland iſt Indien, China und das ſüdliche Europa, wo ſie auf den Bäumen gleich

den Turteltauben niſten. Bei uns in Deutſchland iſt es ein Stubenvogel; man zieht ſie in den Stuben, entweder in Käſichen oder läßt ſie frei herumlaufen, und dieſes hauptſächlich, weil ſie, wie die Vorhergehenden, für Gicht und Podagra helfen ſollen. Sie brüten gewöhnlich zweimal im Jahre, und die Täubin legt zwei ovale weiße Eyer in ein Neſt, welches ſie aus Fäden, Wolle, Stroh, und was ſie in der Stube findet, ausſtattet. Das Brüten geſchieht in ſechzehn bis achtzehn Tagen. Obgleich das Brüten emſig geſchieht, ſo ziehen ſie doch ſelten mehr als ein Junges auf, indem mehrentheils ein Ey verdorben iſt, oder ein Junges Hungers ſtirbt; legt man ihnen Hühnereyer unter, ſo ſollen die jungen Hühner, die herauskommen, ſehr böſe werden. Es verſteht ſich, daß man nur zwei Hühnereyer, und die kleinſten, ihnen unterlegen darf. Die jungen Tauben, die ſie aus ihren Eyern brüten, ſehen den Alten beim Auskriechen aus dem Eye ähnlich; nur ſind ſie etwas röthlicher, und man kann ſchon im Neſte ihr Geſchlecht daran erkennen, daß die Männchen röther ſind. Einige waſchen ſich mit dem Trinkwaſſer, Andere ſperren ſie unter die Bettladen, und wollen eine widergichtliche Wirkung an ihnen wahrnehmen. Da ſie gern warm ſitzen, ſo bleiben ſie in den Schlägen wegen der Kälte nicht gern, und werden daſelbſt leicht von den Raubthieren gefangen. Man kann ſie zum Aus- und Einfliegen gewöhnen, muß aber dazu den rechten Zeitpunkt abwarten, das heißt, bei den Jungen, wenn ſie bald fliegen können, und ſie immer an den Ausgang aus dem Schlage zu gewöhnen ſuchen, welches auch leicht geſchieht; bei den Alten hat es ſchon mehr Schwierigkeiten, weil dieſe leicht aufgeſcheucht werden können, und dann den Schlag nicht wieder finden. — Die Lachtauben ſind verträglich, reinlich, und leicht zu nähren, wobei man aber den Schlag oder das Bauer ꝛc. fleißig reinigen muß, damit nicht *Ungeziefer*, z. B. Wanzen und Flöhe, durch ihren Koth

entſtehen. Ihre Nahrung ſind Geſäme oder Sämereyen, beſonders Hirſe, Mohn, Lein, Hanf, Heidelbeeren ꝛc.; auch Salat, Sand, Erde, Salz und Salpeter nehmen ſie zu ſich; am liebſten freſſen ſie Semmel in Milch geweicht; auch freſſen ſie andere Samen, die ſie außerhalb des Schlages finden. Beim Landmanne findet ſich beim Einkaufe dieſer Tauben ein Aberglaube, indem derſelbe vorgiebt, daß wenn man dergleichen Tauben mit Geld ablöſe, man zugleich die Krankheit miterbe oder kaufe; auch halten die Leute die Gekauften für weniger heilſam. In der Stube erreichen ſie ſelten ein Alter über acht Jahre, und ſind dabei vielen Krankheiten unterworfen, wie z. B. geſchwollenen Füßen, Darrſucht, Blattern, Beulen ꝛc. Die Geſchwulſt und das Zittern iſt oft am ganzen Körper; beim Rothlauf bekommen ſie ganz rothe Füße und theilen ſo die Krankheiten mit ihrem Hausherren. Auch mit den kleineren Tauben: den Mövchen, Tümmlern ꝛc., begatten ſie ſich, und vertragen ſich auch mit ihnen im Schlage, ſo weit nämlich die Verträglichkeit gehen kann. In der Stube ſperrt man ſie auch gern unter oder hinter den Ofen, wenn ſolcher auf hohen Füßen ſteht; auch in große Heckbauer, oder man macht ſonſt einen Schlag für ſie in der Küche. Man kann in ihre Behältniſſe auch Rothkehlchen und Meiſen ſperren, um das Ungeziefer zu verzehren, wozu auch die Staare Luſt bekommen, mit denen ſie ſich aber nicht gut vertragen, daher können dieſe nur eingelaſſen werden, wenn man die Tauben herausläßt. Quedel in das Neſt gelegt, ſoll das Ungeziefer gleichfalls vertreiben, ſo auch eingewickelter Kampfer und andere Ingredienzien, die ſtark riechen. — An Varietäten hat man: a) die weiße Lachtaube, Columba risoria candida, ganz weiß mit halbmondförmigem Ringe um den Hals. — b) Die Zwitterlachtaube, Zwitterturteltaube, Columba turtur hybridus; Fr. la Tourterelle mulette. Man zieht ſie leicht in der Stube mit einer Turtel- und Lachtaube, de-

ren Junge von beiden Eltern etwas enthalten, zuweilen aber ganz weiß werden. Gewöhnlich ſind ſie am Kopfe, Halſe, der Bruſt röthlichgrau, der Rücken und die Deckfedern der Flügel ſind aſchgrau rothſchimmernd; am Bauche, an den hintern Schwungfedern und den Schwanzſpitzen weiß, die großen Schwungfedern graubraun; ſonſt haben ſie Alles mit den Eltern gemein, ausgenommen, daß die fruchtbaren Zwitter größer werden, und ein eigenes Geſchrei bekommen. — c) Die Chineſiſche graue Lachtaube, Fr. la Tourterelle grise de la Chine; Engl. Chinese grey Turtle. Sie ſoll China und Madras bewohnen. Ihr Schnabel iſt ſchwarz, der Augenſtern roth, die Füße gelb, der Scheitel grau, der Hinterkopf tief weinfarbengrau, rund um die Augen weiße Federn; der Vorderhals, die Bruſt und der Bauch blaßröthlich weinfarbengrau. Die Federn des Hinterhalſes haben die Geſtalt eines verkehrten Herzens, ſind ſchwarz von Farbe, bilden einen breiten halben Mond, und haben auf jeder Seite ein rundes weißes Fleckchen; die Flügel, der Rücken und der Steiß ſind ſchmutzig braun, die übrigen ſind an der Wurzel die Hälfte ſchwarz, und von da bis zum Ende weiß; die untern Deckfedern des Schwanzes ſind blaß röthlichgrau.

Bei der ſchon oben angeführten und beſchriebenen Holztaube (Columba oenas), S. 495 u. f., findet man in allen Beſchreibungen von Naturforſchern und Taubenliebhabern Verwechſelungen mit der zahmen Feldtaube, dem Feldflüchter (Columba Livia), ja man macht oft noch mehrere Eintheilungen, und trennt von der Holztaube die Felſen- und die Bergtaube, als beſondere Spielarten, obgleich Andere ſie, und wohl ſehr richtig, für einerley mit der Holztaube halten. Einige halten die Holztaube und den Feldflüchter für einerley, Andere, und mit mehr Recht, trennen ſie als zwei beſondere Arten, indem die Holz- oder Hohltaube ſich nur in den Wäldern und Feldhölzern,

und hier beſonders in denjenigen Wäldern, wo vermiſchtes Holz, wie Fichten, Buchen, Tannen, Kiefern, Eichen, Eſchen ꝛc., ſteht, aufhalten, auf dieſen Bäumen ſitzen, in deren Höhlungen Schutz gegen die Witterung ſuchen, und auch brüten; die Feldtauben halten ſich dagegen in Schlägen auf, oder unter Dächern, Fenſterſtöcken, Dachſparren, in alten Gemäuern, auf Thürmen, in alten Schlöſſern ꝛc., man findet ſie daher nicht auf den Bäumen in den Wäldern, noch in den Vorhölzern, und wenn ſie ja einmal mit den Holztauben in das Holz fliegen ſollten, ſo werden gewiß wenige ſich darin anſiedeln, wohl aber ziehen die Holztauben oft mit den Feldflüchtern nach Hauſe, und bleiben bei dieſen, hauptſächlich gegen den Winter, wo ſie dann in dieſer Jahreszeit auch in dem Schlage bleiben, ſich mit den Feldflüchtern paaren, und wohl für immer anſiedeln. Durch dieſe Anſiedelung ſcheinen die Feldtauben oder Feldflüchter entſtanden zu ſeyn, die ſich nun durch Zucht, Klima, Nahrungsmittel ꝛc., als eine eigene Gattung fortgepflanzt, und einen eigenen Charakter angenommen haben, der ſich ſowohl in der Lebensart, als auch in der Geſtalt und Färbung der Federn ꝛc. ausdrückt. Die Holztaube iſt daher als ein rein wilde Taube zu betrachten, die Feldtaube dagegen als eine halbzahme Haustaube; denn ganz zahm kann man ſie nicht nennen, da ſie nicht im Schlage bleibt, ſondern auf das Feld zieht, um ihre Nahrung zu ſuchen, und auch noch ſehr ſcheu iſt, ſich nicht auf die Höfe niederläßt, wenn Geſchäftigkeit darauf herrſcht, Menſchen und Vieh darauf herumgehen, welches aber die Haustauben thun, die nur auffliegen, wenn man ſich ihnen zu ſehr nähert, oder ſie abſichtlich aufgeſcheucht werden ꝛc. Die Nahrung der wilden Tauben oder Holztauben iſt wie die der übrigen Tauben: Rocken, Weizen, Gerſte, Erbſen, Linſen, Lein-, Tannen- und Kieferſamen. Hanf iſt ihre Lieblingsſpeiſe, auch fliegen ſie im July nach Heidelbee-

ren. Sie niſten zweimal im Jahre, und die Taube legt jedesmal zwei weiße ovale Eyer, die von denen der zahmen Tauben wenig abweichen. Der Täuber trägt der Täubin in einen hohlen Baum, den ſie faſt alle Jahre beziehen, wenn ſie nicht verſcheucht werden, ſeltener in Felſenritzen oder in die Höhle eines alten Gemäuers, etliche kleine Reiſer zu, aus welchen ſie ein unregelmäßiges Neſt bauet, worein ſie ihre Eyer legt, die in ſechzehn bis achtzehn Tagen gemeinſchaftlich ausgebrütet werden; nach vier Wochen ſind ſchon die Jungen zum Ausfluge geſchickt. Der Täuber koſet die Täubin nicht bloß durch Schnäbeln, ſondern auch mit einem hellen Geſchrei, wie die zahmen (Ruckſen oder Rucken), deſſen Töne eine Aehnlichkeit mit dieſen Worten haben ſollen, wobei er den Kopf niederbückt und lange auf einem Flecke ſtehen bleibt. Die Locktöne des Täubers ſind ein hohles Heulen, nur tiefer und ruhiger als bei den zahmen Tauben, aber ſein Liebkoſen im Neſte, mit ihm ganz übereinſtimmend. Er löſet das Weibchen im Brüten ab, und hilft die Jungen, die leicht zahm gemacht werden, erziehen, die ſich auch leicht zum Ausfluge gewöhnen. — a) Die Felstaube Columba Saxatilis, die oben für einerlei mit der Holztaube ausgegeben worden, und es auch iſt, hält man für eine Abänderung der wilden Taube, und giebt von derſelben folgende Kennzeichen an: die Farbe iſt aſchgrau, an der Bruſt verwaſchen weinfarbig, und auf jedem Flügel einen doppelten ſchwärzlichen Fleck. Die vordern Schwungfedern ſind dunkelbraun, die kleinern und die Deckfedern aſchgrau mit ſchwarzen Spitzen. An Farbe iſt ſie wenig von den wilden Tauben verſchieden, ſo daß beſonders die Jungen und gewöhnlich die Weibchen ihnen ſehr ähnlich ſehen. — b) Die Bergtaube, Columba Livia, wird auch von Einigen als eine Spielart von der Haustaube getrennt, und führt im Lateiniſchen denſelben Namen, als der Feldflüchter oder die halbzahme Feldtaube, allein es iſt

nicht dieſe, ſondern die Holztaube. Man giebt dieſer Taube als charakteriſtiſches Kennzeichen eine aſchblaue Farbe mit doppelt ſchwarzen Bändern auf den Flügeln, und einen weißen Unterrücken, den man beim Einkaufe an der zahmen blauen oder lichten Taube tadelt. Am Steiße ſollen die Tauben am erſten ausarten; denn bald erzeugen ſie, wenn ſie auch den wilden ganz ähnlich ſind, Junge mit weißem Steiße, und dieſe wieder andere von der gewöhnlichen Farbe. Beide gehören zu der wilden Raçe der gemeinen Taube. Die weiße Felstaube, Columba saxatilis alba, mit braunem Kopfe und Schwanze, die wieder eine Spielart der Felstaube ſeyn ſoll, iſt, nach Bechſtein, nur eine bloße Haustaube.

27) Die Kronentaube, große Kronentaube, der Haubenfaſan, die Taube mit aufrechtſtehendem Federbuſche, die grunzende oder blökende Taube, Columba coronata, Columba Indica crista magna, Phasianus cristatus Indicus; Fr. le gros Pigeon couronné des Indes, ou de la nouvelle Guinée, le Faisan couronné des Indes. Dieſe Taube hat faſt die Größe eines Truthuhns oder eines Puters. Der Scheitel iſt ſchwarz, durch die Augen hin läuft ein dunkler Zügel; die immer aufgerichtete Krone beſteht aus einem prachtvollen Federbuſche, der 4 Zoll 9 Linien lang iſt, mit lauter abgeſonderten gekräuſelten Federn. Die Hauptfarbe iſt ſchön bläulichgrau; der Rücken und die obern Flügeldeckfedern ſind rothbraun; die Schultern purpurfarbig, einige darunter ſtehende Federn ſind weiß mit rothbraunen Flecken; die übrigen wie die Hauptfarbe. Die Füße ſind weißroth gefleckt. Wenn der Täuber ſich der Taube nähert, ſo ſoll er ein Blöcken hören laſſen, und den Kopf einziehen. — Nach einer andern Beſchreibung dieſer Taube iſt die vorherrſchende Farbe am Kopfe, Halſe, an der Bruſt, den Seiten und den Füßen, auch an den untern Deckfedern des Schwanzes, aſchgrau, ins Blaue ſpielend. Der

Rücken, Steiß, die obern Deckfedern des Schwanzes, nebſt den Schultern, ſind dunkelaſchgrau, mit Violett und Kaſtanienbraun gemiſcht, auch die Flügelfedern an der Spitze kaſtanienbraun, die Schwungfedern aſchgrau gefärbt. An beiden Seiten des Kopfes iſt ein ſchwarzer länglicher Flecken ſichtbar, in welchem die Augen liegen; Schnabel, Füße und Klauen ſind ſchwärzlich. In der Größe gleichen ſie einem Pfauen; ihre Länge beträgt etwa 2 Fuß 3 Zoll, die Länge des Schnabels 2 Zoll, des Schwanzes 10 Zoll, der mittleren Vorderzehe mit ihrer Klaue 2 Zoll 2 Linien. Die zuſammengelegten Flügel reichen ungefähr bis an die Mitte des Schwanzes. — Dieſe Taube niſtet auf Bäumen, und macht ihr Neſt aus Heu und Reiſig; ſie legt zwei weiße ovale Eyer. Im Brüten ſollen ſie nicht auf dem Neſte ſitzen, ſondern nur darauf ſtehen, welches einige Naturforſcher da beobachtet haben, wo man etliche dieſer Tauben zog; allein die Jungen ſind nicht ausgebrütet worden; es iſt daher wohl möglich, daß ſie nur in ihrem Vaterlande, wo ein größerer Grad der Wärme herrſcht, auf dieſe Weiſe Junge ausbrüten. In Oſtindien betrachtet man ſie als einen Hausvogel, und hält ſie auch gleich dieſem. Die Eyer ſind ſehr ſchmackhaft, haben einen ſchönen gelben Dotter, und ſollen beſonders ſehr geſund ſeyn. Man hält und nährt ſie mit großem Geſäme: mit Weizen, Rocken, Gerſte, Erbſen ꝛc.; auch freſſen ſie Spaniſchen Weizen, und Türkiſches Korn. Man findet dieſe Vögel auf den Molucken, beſonders auf der Inſel Banda, auch ſoll man ſie auf Neu-Guinea antreffen, ja einige Naturforſcher wollen, daß das zuletzt angeführte Land ihr eigentliches Vaterland ſey. Man bringt dieſe Vögel auch mit nach Europa, und findet ſie daher auch in Spanien, England, Frankreich ꝛc., jedoch nur in Menagerien. In Oſtindien ſoll man ſie gleich den gemeinen Hühnern auf den Höfen erziehen und auffüttern.

Recapitulation oder kurze Wiederholung.

der äußerlichen Theile der Taube. Fangen wir, wie billig, mit dem Kopfe an, so tritt der Schnabel zuerst hervor; er ist bei den Tauben mehrentheils nach Beschaffenheit der Farbe des vordern Kopfes, bald weiß, bald schwarz, bläulich, braun ꝛc. gefärbt, wenigstens erscheinen die Farben des Horns wie die Farben des Kopfes; er ist größtentheils gerade, nur vorn etwas mit seiner Spitze unterwärts gebogen, und an den verschiedenen Taubenarten, auch von verschiedener Länge, von 4 bis 7 Linien und darüber. In der obern Lade sitzen die Nasenlöcher, die, zur Verstärkung des Geruchs, von einer dicken, aber dennoch weichen Haut, von eben so ungewisser Farbe, als der Schnabel selbst hat, umgeben, auch zum Theil überdeckt sind. Man nennt diese erhabene Haut auch morchelartig, weil sie gleich einer Morchel bei mehreren Taubenarten erhaben und schwammig steht. Bei den kleinen Schnäbeln erscheint der Schnabel fast dreieckig, bei den langen verliert sich diese Form in der Länge. Die weißen Schnäbel haben eine Elfenbeinfarbe, wenigstens erscheint das Horn so; auch sind einige Schnäbel unten oder an der Spitze mehr gebogen, als andere, besonders bei den Tümmlern, Mövchen ꝛc. Der Schnabel dient, wie allen Vögeln, zu verschiedenen Absichten, nicht allein zum Aufnehmen und Einschlucken der Nahrung, zum Saufen, zum Bilden der Töne der Taubensprache oder des Taubenrufs, sondern auch zum Liebkosen oder Schnäbeln eines Pärchens, zur Erbauung ihrer Nester, zur Fütterung der Jungen, zum Ausputzen und Reinigen der Federn, sowohl vom Schmutze, als auch vom Ungeziefer, und zuletzt statt ihrer Waffe, um sich zu vertheidigen oder den auf sie eindringenden Feind, wenn sie ihm nämlich gewachsen sind, von sich abzuhalten. Der Kopf ist gewöhnlich rund, erscheint aber bei vielen Tauben als ein Oblongum, wenn sie ihn hervorstrecken, sonst liegt er bei mehreren Arten sehr tief in die Federn, indem sie den Hintertheil des Halses erhöhen,

wie z. B. bei der Schwalbentauben, Trommeltauben ꝛc. Im Verhältniß der Größe des Körpers iſt er nur klein, und mehr vorwärtshängend; bald iſt er ganz glatt, bald hat er auch noch eine Haube, Federhaube, am Hintertheile, die bei einigen Arten einen breiten Halbkreis macht, bei andern etwas ſpitz zugeht; und auf dem Schnabel, dem morchelartigen Theile, liegt eine Tolle, Schopf oder ein Röschen von Federn, wie bei den Trommeltauben, welches der Taube ein ſchönes Anſehen giebt.— Die Augen ſind nur flach oder liegen vielmehr etwas flach, und treten nicht ſo erhaben hervor, als bei vierfüßigen Thieren. Die Farbe derſelben iſt faſt ſo verſchieden, als die der Federn, doch liegt dieſes wohl mehr im Schimmer, ſonſt ſind ſie braun, grau ſchwarz, graugrünlich ꝛc., und dieſes nach dem Alter der Tauben mehr lebhaft bei den jungen, als bei den alten, wo die Federn blaſſer erſcheinen, wie auch bei den übrigen Thieren, und beim Menſchen. Außer den, aus einer Haut gebildeten Augenliedern, die ſtatt der Haare mit häutigen Erhöhungen verſehen ſind, ſchwebt unter denſelben auch noch ein anderes feines Häutchen, mit welchem ſie, ohne jedoch die Augenlieder zu ſchließen, die Augen willkührlich bedecken können. Man will ſogar behaupten, daß ſie durch letzteres Häutchen im Nothfalle gut genug ſehen können. In ſo fern auch die Federn, wenn ſie den Augen zu nahe ſtänden, den Richtungen derſelben von allen Seiten begegnen, und ihr Geſicht dadurch hindern würden, ſo iſt das Auge rings umher mit einem kahlen Häutchen umgeben; eben ſo ſind auch die Gehörgänge beſchaffen, jedoch einigermaßen mit Federn bedeckt. Der Hals iſt bei den Täubern kürzer, dagegen ſind die Beine höher, als bei den Tauben. Am Halſe und an der Bruſt, welche, des bequemen Fliegens wegen, allemal ſpitzrund gewölbt iſt, bei einigen aber auch wieder eine mehr breite Wölbung hat, obgleich ſie immer ovalrund abläuft, iſt der ſchönſte

Farbenſchimmer der Federn, beſonders beim Darauffallen des Lichtes, der einen metalliſchen Glanz hat, und aus dem Blauen und Grünen, ins Purpurrothe übergeht; er zeigt ſich bei allen Grundfarben der Tauben, ſelbſt bei den gemiſchten; ſo iſt er in der ſchwarzen, blauen, braunen, gelben ꝛc. Farbe, bei einer lebhafter, als bei der andern, ſelbſt bei den lichteſten Farben, wie z. B. die Perlfarbe und Silberfarbe, tritt er hervor, ſelbſt beim reinen weiß vermißt man ihn nicht; er erſcheint hier aber nebelartig, wie ein Florüberzug, nur ganz leicht in den genannten Glanzfarben ſchattirt. Beim Rücken iſt nichts Merkwürdiges; denn hier behalten die Grundfarben und alle gemiſchten Farben: ſcheckig, geſchuppt, getüpfelt ꝛc., denſelben Ton; nur wenn der Rücken bei den Tauben allein anders, als die übrigen Theile des Leibes gefärbt iſt, ſo erhalten ſie die Benennung der Schildtauben. — Der Burzel macht einen eigenen Theil an den Vögeln aus, welchen ſie mit keinen andern Thieren gemein haben. Er iſt faſt wie ein Schiffsſchnabel geſtaltet, vertritt aber, ſeiner Beweglichkeit halber, nebſt dem Schwanze, die Stelle eines Steuerruders. In demſelben liegen zwei Drüſen, die einen dicken, gelblichweißen, fettigen und klebrigen Saft bereiten und läutern. Auf ſeiner Oberfläche ſitzt nun das in einigen Gegenden ſogenannte Löchel, in Geſtalt einer Zitze. Es iſt ringsherum durch die klarſten Federn abgeſondert, und befördert die Ausführung des in den unterliegenden Drüſen zubereiteten Saftes, welcher den Vögeln, der gewöhnlichſten Meinung nach, dazu dienen ſoll, ihre Federn, wenn ſie naß und ſchlaff geworden ſind, dadurch wieder zu leimen, fettig und ſtehend zu machen. So oft ſich alſo eine Taube gebadet oder der Regen ſie durchnäßt hat, oder ihre Federn ſonſt in Unordnung gerathen ſind, ſucht ſie ſolche zuerſt in eine richtige Lage zu bringen. Hierauf wendet ſie ſich mit ihrem Schnabel zu dem beſagten Löchel, drückt ſolches von unten herauf ſo lange, bis der darin befind-

liche Saft herausfließt, und ſie vermögend iſt, ſolchen mit ihrem Schnabel aufzufaſſen. Iſt ſolches geſchehen, ſo ſtreicht ſie dieſen Saft mit dem Schnabel von hinten hervor an die ſchlaffen Kiele und Federn, und leimt ſo ihre zackichten Fäden damit aneinander. Da nun dieſer Saft ſehr fett und ölig iſt, alles Oel aber das Waſſer von ſich abhält, ſo gewahrt man hieraus, warum der Regen ſo ſelten vermögend iſt, Vögel niederzuſchlagen, und warum die Waſſervögel mitten im Waſſer trocken bleiben. Es ſcheint aber, daß den Federn ſchon ſelbſt ein Oel beiwohnt, das zu dieſer Wirkung hinlänglicher iſt, als der wenige Schleim oder das Oel aus den Burzeldrüſen. Man hält dieſes Fett oder dieſes Oel in der hinten ſtehenden Drüſe auch für Unreinigkeit, die ſich daſelbſt geſetzt hat, und die der Vogel mit ſeinem Schnabel ausdrückt, um ſich des Juckens zu entledigen, welches dieſes Oel verurſacht, und er wiſcht nur ſeinen Schnabel an den Federn ab, um den Geſchmack von der Zunge los zu werden. In dem Burzel iſt der Sitz des Schwanzes, der mehrentheils aus zwölf Kielen von unbeſtimmter Farbe beſteht, welche Federn bei den meiſten Tauben, die Pfauentauben und noch einige andere ausgenommen, die man oben beſchrieben findet, breit und niederwärts fallen. Er hat ſeine Richtung größtentheils dem beweglichen Burzel zu danken, durch deſſen Hülfe er den Flug gerade zu, aufwärts und niederwärts lenkt. Auch legen die Tauben den Schwanz mehr abwärts oder niederwärts, und wenn der Täuber die Taube treibt, ſo fegt er damit den Boden, indem er immer auf die Taube zufährt, daſſelbe thut auch die Taube, wenn ſie getreten wird, oder ſich dem Täuber gefällig erzeigt. Bei den Pfauentauben ſteht der Schwanz, wie bei dem Pfauenhahne und den Hühnern, in die Höhe, und bildet gleichſam einen Fächer, der aber die Taube am Fliegen dann hindert, wenn ſich ein Wind erhebt, ja bei einem heftigen Winde, einem Sturme, wird die Taube oft nieder-

geworfen. Der Schwanz dient übrigens zum Rudern in der Luft; er ist das Steuerruder, womit die Taube ihren Flug dirigirt, indem sie ihn, wie sie es für dienlich hält, dadurch mehr zusammenzieht, mehr ausbreitet, mehr niederbeugt ꝛc. — Die Flügel sind bei den Tauben von besonderer Länge, und pflegen, hauptsächlich bei den wilden Arten, noch über den Schwanz hinauszureichen. Da nun die verschiedenen Richtungen des Fluges von dem freien Schwunge der Flügel abhängen, so überdekken die Schulterblätter die Pfanne nicht, in welcher sie an dem Schlüsselbeine dergestalt festgebunden liegen, daß die Kugeln so leicht nicht ausspringen, wenn man auch die Tauben bei den Flügeln in die Höhe zieht. Sie haben eine besondere Kraft in den Flügeln, die nicht allein zur Ausdauer im Fliegen dient, sondern auch um sich mit denselben zu vertheidigen, indem sie sich gegenseitig, in Feindschaft gerathen, damit schlagen, ordentliche Schläge austheilen, und dieses geschieht hauptsächlich mit dem obern Theile der Flügel, dem Schlüsselbeine, an welchem sich die sämmtlichen Flügelfedern vereinigen, und also auch die Hauptkräfte darin liegen. — Was die Beine und Füße betrifft, so ist darüber nicht viel mehr zu sagen, als was oben, S. 491, schon davon gesagt worden ist. Man unterscheidet die Beine und Füße in Roth- und Rauchfüße, oder in nackte und mit Federn bewachsene. An den rothen Beinen und Füßen kann man leicht das Alter einer Taube erkennen; denn nach dem sechsten oder achten Jahre, oft auch schon früher, verliert sich die Röthe der Schuppen an den Beinen und Füßen der Tauben, und sind die Schuppen hart, gleichsam hornigt, so kann man sicher auf eine schon alte Taube schließen. Bei den Rauchfüßigen gewahrt man solches an den mehr und mehr abgestutzten Federn der Beine und Füße, und an dem Mangel daran; auch haben die Federn nicht mehr den Glanz, wie bei den jungen Tauben. — Ueber die innern Theile der Taube ist das

Nöthige ſchon oben, S. 492 u. f., angeführt worden. Man vergleiche übrigens mit dieſer äußern Beſchreibung des Taubenkörpers dasjenige, was ſchon oben, S. 490 u. f., darüber geſagt worden iſt.

Temperament und Eigenſchaften der Tauben. Wenn man bei dem Menſchen vier Temperamente annimmt, worin ſich ſeine Leidenſchaften, ſeine Gefühle ꝛc. offenbaren, ſo kann man bei den Tauben nur zwei vorherrſchende annehmen, das phlegmatiſche und das choleriſche, wenn auch die beiden andern noch vorhanden ſeyn ſollten, ſo würde doch eine zu genaue Beobachtung dazu gehören, um ſie aufzufinden, obgleich man ſanguiniſche und melancholiſche Tauben unter einem großen Fluge von hundert und mehreren Tauben wohl entdecken könnte; doch iſt die Trauer einer Taube bei dem Verlaſſen oder Fortfliegen ihres Gatten, noch nicht Melancholie, und ein munteres Weſen, ohne beſondere Lebhaftigkeit oder Feuer, noch nicht Sanguinik, wohl aber zeigt das Feſtſitzen einer Taube an einem Orte oft Stundenlang das höchſte Phlegma an, und ſo die ſtete Lebendigkeit, das aufgeweckte, muntere, muthvolle Benehmen, das Choleriſche, ein Temperamentsfeuer, an. Es giebt Tauben, von denen die ganze Gattung phlegmatiſch zu ſeyn ſcheint, wie z. B. die Schwalbentauben, dagegen wieder andere, wo ſich mehr Lebendigkeit und Kühnheit zeigt, wie z. B. die Tümmler, Mondtauben ꝛc. Man findet, daß die Tauben von choleriſchem Temperamente weit ſchlanker geſtaltet ſind, als die von phlegmatiſchem, die gewöhnlich mit ſehr hervorgeſtreckter Bruſt und mehr aufſtehenden Federn, ſowohl im Schlage, als auf dem Dache, ſitzen. Die Erſteren laſſen ihre Stimme fleißig hören, die Männchen laſſen ihren Weibchen wenig Ruhe, und treiben ſie immer zu Neſte, beſchäftigen ſich ſtets mit ihnen, und reitzen ſie zum Liebeswerke, welches auch die Weibchen thun, indem ſie den Täuber ſtets mit dem

Schnabel an dem Kopfe umherfahren, wenn er sich irgend wo im Schlage oder auf dem Dache gesetzt hat, um sich zu ruhen oder zu sonnen; auch fliegen sie, und bewegen sich gern, fliegen bald vom Schlage ab, und setzen sich wieder. Im Fluge schlagen sie mit den Flügeln zusammen, erheben sich schnell in die Luft, und schießen wieder nieder, und besonders geschieht dieses, wenn der Täuber die Täubin auf dem Dache getreten hat, wo dann Beide ab, und im Kreise herum fliegen, und ihre Lust bezeugen; so auch, wenn sie sich wieder gesetzt haben, geht die Taube dem Täuber mit ausgebreiteten, abwärts hängenden streifenden Flügeln nach, welches auch gleich nach dem Treten geschieht, ehe sie gemeinschaftlich abfliegen; kurz, überall zeigt sich bei ihnen die größte Thätigkeit. Diese Art oder Gattung ist zum Vergnügen und Nutzen sehr gut; als Tümmler, dienen sie zu Flugtauben, um sie zu jagen, und als Mondtauben, Trommeltauben ꝛc. zu Hoftauben. Diesen stehen nun die Letztern, die phlegmatischen, entgegen, die oft, wie schon oben bemerkt worden, Stundenlang unbeweglich still aufgefiedert an einem Orte sitzen, und selbst beim besten Futter ruhig und traurig aussehen, und so ein Aeußeres gewähren, das wenig Vergnügen verschafft. Diese Tauben taugen auch nicht viel zur Zucht, und sind dabei unrein, so daß man es ihnen schon an den Federn ansieht, daß sie mehr träge, als lebhaft sind. Auch putzen und reinigen sie sich oftmals wenig, werden vom Ungeziefer gequält, von diesem an den Federn verletzt, die zerfressen und wie von den Schaben zernagt aussehen, wobei sie ihre Stimme selten hören lassen. Man thut am besten, wenn man dergleichen Tauben aus dem Schlage entfernt, indem sie gewöhnlich auch schlechte Flieger sind, und nur die andern verderben, indem sich diese zu ihnen gesellen, oft bei ihnen sitzen bleiben, und ihre Lebhaftigkeit dadurch verlieren; auch muß man sie nicht mit denen von lebhaftem Temperamente paaren, weil die Jungen,

die daraus gezogen werden, gewiß ſtets viel von dieſem Phlegma des Täubers oder der Taube behalten. Indeſſen muß man von dieſem natürlichen Phlegma wohl das künſtliche oder den Krankheitsſtoff unterſcheiden, der die Tauben traurig macht, beſonders wenn ſie zu vielem Ungeziefer gelangen, welches durch einen zu wenig rein gehaltenen Schlag, durch ſchlechtes Futter, ſchlechtes Waſſer ꝛc. herrührt. Solche Tauben richten ſich wieder auf, werden wieder munter, wenn man das Uebel entfernt, welches ihrer Geſundheit entgegenſteht, und ihnen die Munterkeit raubt. — Dann giebt es in den Schlägen wieder boshafte und beißige Tauben, welche ſelbſt die erwachſenen eigenen Jungen aus dem Schlage beißen, ja ſie oftmals, wenn ſie noch nicht befiedert genug ſind, wund beißen und tödten, indem ſie ſolche mit ihrem ſcharfen Schnabel in die Köpfe picken, ſo daß dieſe mit lauter Wunden bedeckt ſind, ſo auch die Flügel, welche die Jungen erheben, um die Schnabelhiebe abzuhalten. Dergleichen unverträgliche Tauben thun oft einem Schlage großen Schaden, indem ſie die friedliebenden Tauben daraus verdrängen, die ſich dann des Nachts auf den Dächern aufhalten, von Katzen und Iltiſſen erwürgt, und von den Erſteren auch gefreſſen werden, oder ſie fliegen fort nach andern Schlägen, ſuchen ſich einen andern Aufenthalt; denn die beißigen und immer zum Kampfe bereiten Tauben werden dadurch Herr im Schlage, laſſen keine Taube ungeneckt, fliegen ſelbſt auf die Neſter, und zanken ſich mit den brütenten Tauben herum, machen Andern ihre Neſter ſtreitig, kurz, laſſen nicht ab, den Unfrieden in ihrem Schlage zu verbreiten. Wenn man nicht im Stande ſeyn ſollte, dem Uebel durch Einſperren dergleichen boshafter Schlagbewohner auf einige Zeit, und durch magere Koſt, zu begegnen, ſo muß man ſie verkaufen, oder wenn es gute Tauben ſeyn ſollten, ſie zur Zucht beſonders einſperren, und mit friedfertigen Tauben oder Täubern zu paaren ſuchen, ſo hat

man von denſelben doch einen Nutzen, da man ſonſt von ihnen einen anſehnlichen Schaden hat; denn nicht nur die Jungen werden oft getödtet, ſondern auch die Eyer durch das Herumbalgen aus den Neſtern geworfen und zerſtört, ohne die verjagten Tauben zu rechnen, die den Ruheſtörern Platz machen, und den Schlag verlaſſen, wie ſchon angeführt worden. Man hat auch noch einige Mittel angewendet, um dieſe Beißigkeit bei den Tauben zu hindern. Man bindet nämlich dergleichen beißigen Thieren die hintere Zehe, den Sporn oder Eingriff aufwärts an das Unterbein, ſo, daß wenn ſich zwei mit einander beißen, die gebundene Taube um ſo eher überwunden und überſtürzt wird, weil ſie durch die Hemmung der Zehe nicht feſt ſtehen, und ſich anhalten kann, und ſo nach und nach, immer mehr nachgebend, den Muth verliert. Tritt dieſer Fall ein, ſo entlediget man ſie ihrer Feſſel. Andere beſchneiden die Spornen oder Klauen an der hintern Zehe, und den Schnabel, ſo daß die Spitze deſſelben rund wird. Hierdurch leiden die Tauben Schmerzen, und bekommen nicht nur ſteife Zehen, ſondern es hindert ſie auch dieſe Verſtümmelung beim Freſſen und beim Nähren der Jungen, die oftmals deshalb verhungern, weil die Alten nur mit Mühe Körner auflöſen können, da es ſie ſchmerzt, wenn der wunde Theil berührt wird. Noch beſſer ſoll es ſeyn, ihnen einen Schnabelkorb anzulegen, das heißt, man bindet ihnen den Schnabel zu, und läßt ſie von Andern tüchtig beißen, wodurch ſie zaghaft und verträglicher werden. Man thut dieſes zweimal des Tages, und jedesmal eine halbe Stunde lang. Wieder Andere binden den Tauben die Flügel zuſammen, ſo daß, wenn ſie mit denſelben ſchlagen wollen, ſie ſich gehindert ſehen, und ihrer Kraft beraubt werden, welches auch ein unſchädliches Mittel iſt, und eben ſo probat, als das vorhergehende; denn durch die Hemmung des Flügelſchlagens werden ſie ihrer hauptſächlichſten Kräfte beraubt, und leicht von

den andern überwunden; wenn dieſes mehrere Male geſchehen iſt, ſo gewinnen die andern Vertrauen auf ihre Kräfte, und wenn dann die beißigen Tauben wieder ohne Zwangsmittel gelaſſen werden, ſo fürchten ſich die andern nicht mehr, und die Ruhe iſt im Schlage wieder einigermaßen hergeſtellt. Sollten aber alle dieſe Mittel nichts fruchten, dann iſt es beſſer, ſie, wie ſchon bemerkt, aus dem Schlage zu entfernen. Dieſe Aufmerkſamkeit iſt beſonders in Schlägen auf dem Lande, und in kleinen Städten nöthig, wo die Tauben auf das Feld ziehen; wenn nun ſolche boshafte Tauben in die Schläge kommen, ſo vertreiben ſie diejenigen Tauben aus denſelben, welche der Kampfluſt der Beißigen nicht gewachſen ſind; ſie gewöhnen ſich dann unter Dächer, Fenſterſtöcke, Schläge und Dachſparren, und begeben ſich ſelbſt in altes Gemäuer und auf Thürme, und ſo verjagt und ausgebiſſen verweilen ſie daſelbſt ſo lange, als es Zeit, Witterung und die Umſtände erlauben, und kehren dann wieder zu dem Schlage zurück, wenn ſie Mangel an Nahrung und die ungünſtige Witterung vertreiben. In dieſen Schlupfwinkeln hecken und brüten ſie dann, und fliegen ſo lange daſelbſt ab und zu, bis man ſie im Winter in Garn, Schlägen und Schlingen fangen muß, weil man ſonſt die herangewachſenen Jungen verlieren würde, die keinen andern Schlag kennen, als den Ort, wo ſie aus dem Ey gekommen und von der Alten erzogen worden ſind; wenn auch Einige der Alten folgen, ſo zerſtreuen ſich doch Andere, die dieſes nicht thun, ſich ſelbſt vor dem Einfliegen in einen andern Schlag ſcheuen, weil ſie gefangen zu werden befürchten. — So hat man Tauben, welche Eyer legen, aber bald darauf die Eyer verlaſſen oder anpicken, auch wohl den Inhalt ausſaufen. Wenn dieſes öfter der Fall iſt, ſo iſt auch wohl eine andere Urſache daran Schuld, der man nachſpähen muß, ſo z. B. kann die Taube oft geſtört oder von einem Raubthiere ſchüchtern gemacht werden; auch wenn

man die Alten oft von den Eyern ſtört, ſo bekommen dieſe wohl Riſſe oder Sprünge, und dann werfen ſie die Alten, ſobald ſie dieſes merken, aus dem Neſte, oder verzehren ſie. Auch wenn man die Eyer aus dem Neſte nimmt, um ſie zu beſehen, ob ſie angebrütet ſind, und Junge enthalten, und ſie dann wieder hineinlegt, ſo verurſacht dieſes oft, daß die Alten das Neſt verlaſſen, nicht weiter brüten, welches Eigenſinn zeigt; oft aber auch an einem Geruche der Hände durch Schweiß liegt, welcher ſich den Eyern mittheilt. Dieſes riechen die Tauben und verlaſſen dann die Eyer, oder auch, wenn man ſie nicht wieder ſo hineinlegt, als man ſie gefunden hat. Wer daher eine ſchweißige oder feuchte Hand hat, der nehme die Eyer nicht aus dem Neſte, oder faſſe ſie mit Handſchuhen, oder mit einem leinenen Tuche an, und lege ſie wieder ſo hin, als er ſie gefunden hat. Wer trockne Hände hat, bedarf dieſer Vorſicht nicht. Findet man die Eyer in der Mitte des Schlages zerberſtet und entzwei liegen, oder von der einen Seite durchlöchert, ſo iſt der Schaden durch ein Raubthier in der Nacht geſchehen. Brüten die Tauben nicht mehr über den Eyern, oder verlaſſen ſie ſolche, ſobald die Jungen auskommen wollen, ſo liegt die Schuld an den Alten, die vielleicht erſt zum erſten Male brüten. Andere äzen oder füttern nicht, oder wenigſtens ſehr ſchlecht, ihre Jungen, verlaſſen ſie auch wohl, oftmals ſchon am andern oder dritten Tage, oft erſt dann, wenn ſie federn wollen, indem ſie ſolche nicht mehr hinlänglich erwärmen, und man ſie daher oft mit vollem Kropfe todt und erſtarrt findet, beſonders im Herbſte, wenn es ſchon kalte Nächte giebt, und dann im Winter. Wenn man früh genug dazu kommt, ſo kann man die Erſtarrten oftmals retten, indem man ſie in die Hand nimmt, den warmen Hauch mehrere Male darauf bläſt, und ſie dann warm einhüllt, z. B. in Wolle, oder in wollenes oder baumwollenes Zeug, ſo daß ſie mit dem Kopfe et-

was Luft ſchöpfen können, ſo erholen ſie ſich wieder, kränkeln zuweilen aber fort, beſonders, wenn man zu ſchnell mit der Kälte und Hitze wechſelt, wo ſie dann oftmals an Konvulſionen ſterben. Der Mangel an Waſſer tödtet auch oft die Jungen, indem die Alten wohl feſtes Futter in ihre Kröpfe ſtopfen, aber zu wenig, oder auch wohl gar kein Waſſer einlaſſen, ſo, daß das Futter aus Mangel an Feuchtigkeit im Kropfe verhärtet, und ein Brennen verurſacht, welches nach und nach den Tod herbeiführt, wenn ſie nicht gleich anfangs ſolche ſelbſt tödten, oder ihnen wenigſtens die Federn ausrupfen. Wieder Andere ſtößen die Eyer aus Mangel an Sand und Kalk, oder Salpeter und Erde, oder aus Schwäche des Eyerſtocks. Andere ſchwitzen über den Eyern, welches man daran erkennt, daß die Federn am Bauche naß werden, wodurch die Eyer und die Jungen ankleben, und Letztere von dem zu feſten Sitzen der Alten, aus Mangel an Luft erſticken, indem der Durchzug, beſonders in irdenen und tiefen hölzernen Neſtern, gehemmt iſt. Ofteres Waſchen mit Salzwaſſer, und ſchnelles Trocknen ſoll ein gutes Mittel dagegen ſeyn. Andere baden ſich während der Brut zu oft, und erkälten die Eyer, oder werfen dieſelben, indem ſie an den Federn kleben, beim Aufſtehen außerhalb des Neſtes. Einige legen gar keine Eyer, brüten aber über den Eyern Anderer, oder über untergelegten Eyern, ja ſie ätzen ſelbſt die ausgekommenen Jungen der Andern groß, beſonders wenn man ihnen die Eigenen geraubt hat. Die Weibchen ſollen es bald erkennen, ob ein Ey befruchtet iſt, oder nicht, und ſtoßen dann das Letztere meißentheils ſelbſt außerhalb des Brutortes; und daher findet man oft in den Schlägen dergleichen Eyer, die auch immer einen weit helleren Dotter haben, als die befruchteten. — Manche Tauben paaren ſich bald, manche müſſen aber dazu gezwungen werden, oder paaren ſich oftmals gar nicht, und wenn man glaubt, daß ſie einander einig

ſind, und man ſie aus dem Paarungskaſten herausläßt, ſo trennen ſie ſich ſogleich wieder. Oftmals beißt auch der Täuber die Täubin wund, und nöthiget ſie gleichſam zur Annahme; man muß ihnen dann freien Willen laſſen oder eine andere Taube, Männchen oder Weibchen, dazu laſſen, je nachdem der eine oder der andere Theil Schuld an der Nichtpaarung iſt. Wo die Tauben freie Wahl zum Paaren haben, das heißt, wo man ſie frei auswählen läßt auf dem Taubenboden oder dem Schlage, da geſchieht die Paarung ſehr leicht, allein an keine geregelte Zucht in Hinſicht der Farben iſt da nicht zu denken, und hat man Tauben verſchiedener Gattungen, als Tümmler, Mondtauben, Trommeltauben, Mövchen ꝛc., auf dem Boden oder in dem Schlage, ſo geſchieht eine vollkommene Verbaſterung, und auf edle Geſtalten, reine Farben und Zeichnungen muß man verzichten; daher geſchieht auch die Zwangspaarung, daß man Tauben einer Gattung, und von paſſenden Farben und Zeichnungen zuſammenwirft, um wieder ſchöne Farben und Zeichnungen zu erhalten, wie dieſes auf den Flugtaubenböden geſchieht, wo man bloß Tümmler, Mövchen und einige Kröpfer hält, auf den Hoftaubenſchlägen hat man, wenn nicht Mondtauben oder Trommeltauben den Vorzug einer alleinigen Zucht erhalten, gemiſchte Tauben, alſo von mehreren Gattungen, und hier ſieht man auch nicht ſo genau auf die Paarung, wie bei den Flugtauben. Zur Paarung trägt Farbe und Temperament das Meiſte bei, nicht weniger gutes Futter, und ein reiner, warmer und heller Stall oder Schlag. Muntere lebhafte Tauben von beiden Geſchlechtern paaren ſich leicht, nicht ſo die phlegmatiſchen Tauben, mit denen man viel Mühe hat, ehe man ſie dahin bringt; auch geſchieht die Paarung bei ältern Tauben leichter, nicht ſo bei jungen einjährigen, welche die meiſten Untugenden an ſich tragen. — Da die Tauben von Natur ſehr hitzige Vögel ſind, und auch als das Sinnbild der Wolluſt gelten, ſo paa-

ren und betreten ſich oftmals zwei von einerlei Art oder Gattung, ja die Täubinnen legen ſogar Eyer und bebrüten ſie abwechſelnd, wenn ſie in der Gefangenſchaft ohne Gatte leben müſſen. Eben ſo findet man auch Tauben, die ſich jedem fremden Liebhaber eher hingeben, als ihrem Gatten, und ſo die eheliche Treue brechen, ja ſie ſchmeicheln ſich den Liebhabern ſo an, umkreiſen ihn, umgehen und drängen ſich immer zu ihm hinan, ducken ſich vor ihm nieder, bis er ſie erhören muß, und dieſes geſchieht beſonders, wenn ſie gut gefüttert werden. Auch die jungen noch ungepaarten Täubinnen gehen den ältern ſchon gepaarten Täubern nach, und ſuchen ſie durch Schmeicheleien zu gewinnen, welche Einladung bei jungen feurigen Täubern auch nicht einmal nöthig iſt, da dieſe ſelbſt ſchon auf die gepaarten und nicht gepaarten Täubinnen treiben, und hier bei den Letzteren auch nicht lange auf Erhörung warten dürfen. Hierbei darf nicht unbemerkt bleiben, was einige Naturforſcher behaupten, indem ſie vorgeben: daß ſowohl zahme, als wilde Täubinnen, wenn ſie auch von andern, als den ihnen angepaarten Täubern getreten werden, nur von dem angepaarten Täuber fruchtbar werden, und daß jedesmal, wenn die Eyer gut ſeyn ſollen, das Liebkoſen und Schnäbeln vorhergehen müſſe, welches den Akt der Befruchtung erhöhe, alle Nerven ſchon vorher anſpanne, und die Zeugungstheile in die Verfaſſung bringe, in welcher nur eine wahre Befruchtung Statt haben könne. Andere Naturforſcher wollen es bezweifeln, daß die Täubin nur von dem ihr angepaarten Täuber, und nicht auch von fremden Betretern fruchtbar werde, weil nur zu oft den Alten ganz unähnliche Junge fallen; indeſſen geben ſie doch auch zu, daß durch das Schnäbeln der Begattungstrieb ſeine volle Kraft erhalte, und daß das Betreten, ohne vorher erfolgter Liebkoſung, eher eine Begattungswuth, als ein Begattungstrieb, genannt werden könne, mithin könne auch nur der vereinigte Trieb, den

die eheliche Liebe hervorbringe, fruchtbar wirken. Wahr und auf Erfahrung gegründet ist es aber, daß eine Täubin, die mehr als einen Liebhaber hat, längere Zeit zum Eyerbefördern braucht, als wenn sie mit vollkommener Treue nur ihrem Gatten huldiget, welches man den Gesetzen der Natur gemäß erklären will, die jedes Uebermaaß verabscheut. Man findet aber auch Tauben, die mit unverbrüchlicher Treue ihrem Gatten anhängen, und alle Galanterien und Liebkosungen ihrer Anbeter abschlagen, ihnen immer aus dem Wege gehen, wo sie nur können, obgleich ihr Gatte andern Tauben die Cour macht, und von ihnen erhört wird, welches man auf großen Taubenböden Gelegenheit genug zu sehen hat. — Sobald die Paarung bei den Tauben geschehen ist, heulen sie in das Nest, und sobald die Eine nur zu heulen anfängt, so läuft auch die Andere zu ihr hin, breitet den Schwanz aus, und streift solchen den Boden entlang. Dieses geschieht auch in dem Neste, welches der Täuber zuerst bezieht, und darin heult, worauf auch die Taube hineinhüpft, unter des Täubers Hals zu kriechen sucht, um sich gleichsam unter ihn zu verstecken, indem sie einige wenige zärtliche Töne hören läßt, während welcher Zeit der Täuber bei seinem Heulen bleibt. Wenn die Zeit zum Legen heranrückt, so treibt der Täuber schon einige Tage vorher, ehe die Taube legen kann; auch treibt er die Täubin im Schlage umher, haut und pickt, läuft auf dieselbe ein, und will sie zu dem Neste bringen, woher auch der Ausdruck kommt: der Täuber treibt zu Neste. Er läßt sie kaum fressen, und vergißt dabei selbst seine Nahrung, indem er nur immer mit der Taube zu Neste beschäftiget ist; auch setzt er sich auf das Nest, und fängt immer wieder zu heulen an, um sie anzulocken. Einen Tag vor der Legezeit sitzt die Taube etwas struppig in den Federn und still auf einem Flecke, und man kann daraus wahrnehmen, daß sie bald legen wird; besonders ist dieses bei jungen Tauben der Fall, die zum

erſten Male legen; es ſcheint gleichſam, als wenn ſie ein unbehagliches Gefühl vor dem Legen haben, indem die Eyer ſich mehr nach dem Ausgange drängen, nur nachdem ſie die Eyer gelegt haben, werden ſie wieder munter. Manche Tauben brüten ſehr oft und gut, und man hat Beiſpiele, daß man von einem Paare zwölf bis vierzehn Junge in einem Jahre gezogen hat, dagegen wieder andere kaum vier Junge im Jahre geben, indem ſie ſehr unordentlich brüten, und ihre Eyer oft aus dem Neſte ſtoßen. Manche haben Eyer, und kaum flicke Junge; Andere nähren ſo gut, daß eine Täubin allein Junge groß nährt und ſo lange als möglich bedeckt. Andere brüten drei Junge aus, welches geſchieht, wenn man von den verlaſſenen Eyern Anderer noch ein Ey zu den emſig brütenden Tauben auf zwei Eyern zulegt; die Jungen werden jedoch nicht immer aufgezogen, beſonders wenn der Täuber nicht gehörig mitfüttert, oder ein Junges, beſonders der Täuber, ſich beim Füttern immer hervordrängt, welches ſelbſt bei zweien geſchieht, indem das ſchwächere Täubchen dann unterliegt, und oft aus Mangel an gehöriger Nahrung umkommt. Uebrigens ſind die Tauben ſanftmüthig, reinlich, und lieben die Freiheit; ſo wie ſie als Reinigungs- und Beförderungsmittel der Geſundheit das Waſſer, den Sand, das Salz, ſo wie den Salpeter lieben, weshalb ſie ſich an die Mauern hängen. Man thut ihnen auch eine Wohlthat, wenn man einen Häring in ganz kleine Stücke zerſchneidet, und ihnen dieſe in dem Schlage vorwirft, welche ſie mit Begierde zu verſchlingen ſuchen. Dieſes einfache Mittel reizt auch bei ihnen, wie bei dem Menſchen, den Durſt; auch picken ſie gern Kalk, Lehm ꝛc., den Erſteren finden ſie auf den Dächern, und der Letztere muß ihnen in den Schlag geworfen werden, oder man ſetzt vielmehr einen kleinen Haufen Lehm in dem Schlage auf, woran ſie picken; auch zerſtoßenes Steinſalz lieben ſie. — Um den Unterſchied beider Geſchlechter zu erken-

nen, um den Täuber von der Taube zu unterſcheiden, iſt nicht leicht, und ſetzt oftmals den Taubenfreund in Verlegenheit; denn es gehört dazu ein praktiſcher Blick, der ſich auf eine vieljährige Beobachtung gründet, und einige Handgriffe, wenn man den Täuber von der Taube einzeln unterſcheiden will; denn auf den Taubenböden oder in den Taubenſchlägen zeichnen ſich die Erſteren durch das Treiben der Tauben, überhaupt durch ihre Stimme aus, die ſtärker und kräftiger, als die Stimme der Tauben iſt, die ſich auch nur ſelten in ſolcher Gemüthsſtimmung zeigen, als der Täuber; indeſſen eben ſo gut treiben, nur mit heller Stimme, und auch die Täuber treten, welches ſelbſt bei einem Paare geſchieht, daß nach dem Betreten des Täubers, er beim Herabſpringen ſich niederduckt, und die Taube auf ihn ſpringt und ihn tritt. Außer dieſer hellen, kräftigen Stimme des Täubers, erkennt man ihn noch an dem kurzen Halſe, den langen Füßen, und an dem Herablaſſen des Schwanzes, wenn man ihn in den Händen hält, und mit angedrückten Flügeln ſachte auf- und niederbewegt, wobei ſich der frei gelaſſene Schwanz allemal nach unten ſenkt, da ihn dagegen eine Taube in ähnlichen Fällen ſtets aufwärts und über ſich erhebt, welches von dem Treiben des Täubers herrührt, bei welchem er mit dem Schwanze den Boden fegt, und beim Treten, dagegen die Taube bei dieſem letzten Akte den Schwanz in die Höhe hebt. Dann ſind bei dem Täuber die Schamknochen enger geſchloſſen, bei den Tauben aber, beſonders wenn ſie ſchon einige Male gelegt haben, biegſamer und weiter offen; auch wenn man den Schnabel des Täubers mit zwei Fingern von beiden Seiten erfaßt, und dadurch den Hals etwas hervorzieht, ſo wird der Täuber ſich ſehr ſträuben, die Taube dagegen mehr Ruhe zeigen. Ferner ſind die Farben des Täubers brillanter, metallglänzender, als diejenigen der Taube, deren Glanzſchimmer etwas matter iſt. Noch beſondere Zeichen ſind beim Herumlaufen der

Tauben im Schlage das ſchöne gedrungene Aeußere des Täubers, das glänzende muthvolle Auge, die Haltung des Kopfes beim ſich Emporheben oder Emporrichten, und ſeine, wenn auch nur unbedeutende, doch ſichtbare Mehrgröße, als die Taube, wobei man den Einwendungen gleich begegnen muß, daß es auch, z. B. bei den Tümmlern, um hier nur eine Taubengattung anzuführen, große Tümmlertäubinnen giebt, ſolches aber in den Abarten liegt, indem es große und kleine Tümmler giebt; es kann daher ein kleiner Tümmlertäuber mit einer großen Tümmlertaube gepaart ſeyn, und ſo umgekehrt, dieſes entſcheidet aber nichts auf die Anführung der Mehrgröße, indem man nur die wahren Arten und Abarten zuſammenſtellen muß, um hier das daraus gezogene Reſultat richtig zu finden. — Die Reinlichkeit iſt eine beſondere Eigenſchaft der Tauben, welches man auch daran bemerkt: daß ſie ſich öfters putzen und baden, und dadurch nur zu oft ihr Trinkwaſſer verunreinigen. Um nun dieſes zu verhüten, ſetzt man ihnen ſolche Gefäße hin, durch welche ſie nur den Kopf zum Trinken ſtecken können, der Raum zum Baden ihnen aber abgeſperrt iſt. Auch bei einem ſanft fallenden Regen legen ſie ſich auf die Dächer nieder, und ſtrecken oder breiten ihre Flügel aus, um die Regentropfen aufzufangen, und deshalb legen ſie ſich auch bald auf die eine, bald auf die andere Seite, um den Regen zu empfangen. Ihr Neſt verunreinigen ſie niemals, und ſie pflegen auch ihre Jungen, ſo lange ſie noch klein ſind, zu dieſer Vorſicht anzuhalten; ſo oft ſich dieſe alſo ihres Unraths entledigen wollen, kriechen ſie, gleich einem Krebſe, rückwärts in die Höhe auf den Rand des Neſtes, und laſſen alles Unreine über daſſelbe hinaus auf den Boden fallen. Mit dieſen guten Eigenſchaften verbinden ſie noch die Neigung zur Geſelligkeit, indem ſie auf den Dächern ſtets in Geſellſchaft ſitzen, und ſelten wird man einzelne Tauben abgeſondert von ihren Schlaggenoſſen antreffen, ſie müß-

ten denn der Liebe oder Ruhe pflegen. Sobald es Tag zu werden beginnt, so gehen sie aus ihrem Schlage, nachdem derselbe geöffnet worden, auf das Dach, und fliegen dann gemeinschaftlich, wie nach einem gegebenen Zeichen, ab, und im Kreise herum, und lassen sich dann wieder an einem Orte gemeinschaftlich nieder. Auch beim Fressen findet man sie stets vereint, und ohne Neid und Zwietracht. Diese Neigung ist auch Ursache, daß sie sich bemühen, fremde Tauben auf ihre Wohnungen zu locken, und daß nie ein einzelnes Paar Tauben einen Schlag oder ein Taubenhaus allein bewohnen will, ja wenn es zu geräumig ist, und man ihnen auch noch einige Paare Tauben beifügt, so verlassen sie es dennoch, und ziehen zu einem andern Schlage, wo sie viele Tauben finden. Es giebt jedoch auch hier Ausnahmen von dieser Regel bei den Hoftauben, bei den Feldflüchtern, die auf das Feld ziehen, jedoch seltener; daher kommt es auch, daß einzelne Tauben schwerer zu gewöhnen sind, als wenn ein Schlag mit vielen Tauben besetzt ist; denn die einzelnen Tauben fliegen gern zu den andern Flügen, oder auf die Dächer, wo sie mehrere Tauben sitzen sehen, welches schon daher kommt, daß muthige Täuber gern andere Tauben treiben und sie zu treten suchen, und so auch muthige Tauben, besonders junge, gern die Galanterie der fremden Täuber empfangen, und deshalb sich dahin begeben, wo sie Tauben sitzen oder fliegen sehen. Von der andern Seite ist es wieder merkwürdig, daß ein Taubentrupp oder Volk, wenn es außerhalb des Schlages auf dem Dache sitzt, sich um fremde dabei anfallende Tauben wenig bekümmert, die Täuber allenfalls, wenn es Tauben sind, darauf treiben, sie aber sonst unbekümmert sitzen lassen, sie auch wohl fortbeißen, wenn es Täuber sind, die auf ihre eigenen Tauben zu treiben anfangen und sie treten wollen. Sonst geht ihre Geselligkeit so weit, daß sie auf den Höfen, wo sie gefüttert werden, auch andere Vögel an ihrem Mahle Theil nehmen lassen, ja selbst

die Mäuſe freſſen mit ihnen. Von den Hühnern, die an ihrem Mahle Theil nehmen, läßt ſich nichts ſagen, da Letztere wegen ihrer Größe und Stärke von ihnen nicht weggebiſſen werden können, ſie alſo geduldet werden müſſen, wohl aber von den Sperlingen, die ſich immer in anſehnlicher Zahl zu ihrem Mahle einfinden; auch geſtatten ſie den Letzteren in ihren Häuſern zu niſten, ſo wie den Mäuſen in ihren Schlägen zu ſpielen, wobei ſie ungeſtört brüten. Nur wenn Raubthiere, wie z. B. Ratten, ihrer Brut ſich nähern, werden ſie zornig und hacken mit dem Schnabel, ſchlagen mit den Flügeln, und laſſen ein dumpfes u m, u m, hören. Bei größeren Raubthieren, wenn dieſe ſich blicken laſſen, oder ſie ſolche auf irgend eine Weiſe dem Schlage ſich nähernd wittern, wie Katzen, Iltiſſe, Marder ꝛc., löſet ſich ihr Zorn in Furcht und Angſt auf, ſie ſitzen dann, wie die Schafe auf einander getrieben, in großer Anzahl beiſammen, und wenn der Schlag offen iſt, ſo ſuchen ſie ſchnell davon zu fliegen, wenn ſie nicht, durch die Todesangſt übermannt, dicht bei einander ſitzen bleiben. Selbſt die brütenden Tauben verlaſſen ihre Neſter und drängen ſich in die Winkel des Schlages, kurz alle Regſamkeit oder Lebendigkeit, jeder Ton der Stimme hat aufgehört, und ſie erholen ſich nur dann erſt wieder, wenn die Gefahr längſt vorüber iſt, indem ſie immer noch auf ihrer Stange ſtumm ſitzen, wenn ſie ſich derſelben ſchon bemeiſtert haben. Auch auf den Geſellſchafter oder Liebhaber ſchlägt der Täuber los, wenn die Täubin der Verſuchung ausgeſetzt ſeyn ſollte, dieſes thut aber auch zuweilen die Taube, daß ſie die Bewerber um ihre Gunſt auf eine gleiche Weiſe bewillkommnet. Daß die Tauben nicht neidlos ſind, beweiſen ſie dadurch, daß ſie ſich oft gegenſeitig in dem Geſchäfte der Zärtlichkeit zu ſtören ſuchen; denn ſobald die andern Täuber bemerken, daß ein Täuber ſeine Taube *treten* will oder ſchon betreten hat, ſo eilen ſie ſchnell herbei und verjagen ihn mit Schnäbelhieben, und beſonders

geſchieht dieſes auf dem Dache. Ohne Galle ſind die Tauben, wie ſchon oben, S. 493, bemerkt worden, nicht, wenn ſie auch gleich keine Gallenblaſe haben, und daher auch ihr Zorn und ihre Streitſucht in den Schlägen, die ſich jedoch, wenn nicht beſondere Streitſüchtige darunter ſind, die das Feuer ſtets ſchüren, wie oben, S. 590, bemerkt worden, bald legen. Sie hauen ſich mit den Schnäbeln und mit den Flügeln, und bei heftigem Streite, um eine Taube oder um ein Neſt ꝛc., verwickeln ſie ſich oft ſo mit den Schnäbeln und Flügeln, daß es Mühe koſtet, ſie auseinander zu bringen, wenn man im Schlage iſt. An jedem Morgen begrüßt der Täuber ſeine Taube durch einen trommelartigen Morgengruß, und je lauter dieſer wird, je vergnügter ſcheinen ſie zu ſeyn. Haben ſie wegen Regenwetter, Sturm ꝛc. den Schlag lange nicht verlaſſen können, und es erſcheint einmal wieder ein ſchöner ſonnenreicher Tag, ſo fliegen ſie nicht nur miteinander, ſondern ſchwenken ſich auch regel- und unregelmäßig hin und her, wodurch ſie ihre Freude zu erkennen geben. Daß ſie die Geſellſchaft der Raben lieben, iſt auch ſchon oben, S. 547, bemerkt worden, weil ſie durch ſie Schutz vor den Raubvögeln erhalten; ja die Raben ſollen oftmals den Taubenfeinden die Taube abjagen, und ſie auch verzehren, wenn die geſtoßene Taube ihnen nicht mehr entwiſchen kann. — Der Flug der Tauben iſt ſchnell und aushaltend; ſie durchſchneiden die Luft ſehr geſchwind, beſonders die wilden Arten; ihr Flug iſt nicht ſchwankend und ungleich, obgleich mit einigen Wendungen verknüpft, doch gleichförmig. Die Taube kann lange in der Luft aushalten, und in einem Tage ſo weit fliegen, als ein Menſch in ſechs Tagen kaum gehen kann, deshalb hat man ſich ihrer auch zu Brieftauben bedient. Man hat Beweiſe, daß Tauben oftmals mehrere Stunden weit geflogen ihren alten Schlag wiederfanden, und ſobald ſie ihn erblickten, auf denſelben ermattet niederfielen, da ſie lange gehungert und gedurſtet hatten; oft hat

ſich auch manche Taube bei dieſen Zügen, beſonders durch das ſchnelle Abkühlen oder Zurückdrängen der Luft in der Lunge, den Tod augenblicklich zugezogen. Auch bemerkt man dieſes Fliegen bei den zum Fluge abgerichteten Tauben, die wohl über eine Stunde in der Luft zubringen, ſtets darin herumkreiſen, und oft bis zu einer Höhe, wohin ſie kaum das Auge verfolgen kann, beſonders wenn es jung gewöhnte Tümmler ſind, ja durch das öftere Abjagen währt ihr Fliegen an manchen Abenden wohl über zwei Stunden. Der Pfarrer Riedel erzählt in ſeiner Taubenzucht: „Ein Landmann ohnweit Rothenburg an der Tauber, verkaufte in die Nähe von Anſpach (beide Orte liegen ungefähr 6 bis 7 Stunden von einander entfernt) drei Paar Tauben, die der neue Beſitzer ſehr lange eingeſperrt gehalten hatte; als nun derſelbe den Schlag öffnete, ſo begaben ſich die Tauben aus dem Schlage, flogen einige Male im Kreiſe herum, drei davon nahmen gerade die Richtung nach Rothenburg zu, und kamen im Hofe ihres alten Herrn an, als dieſer gerade das Vieh tränkte; ſie flogen hier heißdurſtig zum Brunnen, und tranken lange, erhoben ſich dann in die Höhe, und kaum als ſie die Schlagröhre beſetzt hatten, fielen zwei davon todt zur Erde.“ — Auf der Erde gehen die Tauben beiſammen, und mehrentheils emſig ſuchend, auch auf dem Dache, indem ſie ſtets Kalk und dergleichen Gegenſtände aufſuchen, und das ganze Dach hin- und zurückgehen, dabei ſind ſie aber vorſichtig und furchtſam, und fliegen bei jedem unbekannten Geräuſche empor. Die wilden Tauben ſitzen in der Regel immer höher, als die zahmen Tauben, welches man auf dem Felde bemerken kann, wo Feldflüchter mit den Holz- oder Hohltauben zuſammenkommen, und von der Erde auf einen Baum fliegen. Die Holztaube fliegt gleich bis beinahe zu dem Gipfel deſſelben, die zahmen Tauben dagegen auf den erſten Aſt. Man will die Bemerkung gemacht haben, daß die

wilden Tauben darum höher sitzen, damit sie die Gegend übersehen, und besonders ihre Feinde beobachten können. Werden die Tauben trotz aller Vorsicht dennoch von dem Raubvogel überlistet, und er stößt unter sie hinein, so fliegen die wilden Tauben sogleich in das Stammholz, welches enge bei einander steht, damit der Habicht, der nur von oben auf sie stößt, durch die Aeste der Bäume daran gehindert wird; daher wartet derselbe oft so lange auf einem Aste, bis sich die Tauben sicher glauben, auf den Boden herumlaufen, und Nahrung suchen, plötzlich stößt er dann wieder unter sie, und verfehlt selten seine Beute. Die zahmen Tauben dagegen, wenn sie schon mehrere Male vom Stoßvogel verfolgt worden sind, erheben sich schnell, fliegen bald rechts, bald links, und fahren damit so lange fort, bis sie über dem Stoßvogel schweben, und so ihrer Wohnung zueilen, wenn er sie nämlich nicht noch einmal zu Gesicht bekommt; denn ist dieses der Fall, so fängt er auch an zu steigen, und sucht die Tauben zu erreichen, wie auch schon oben, S. 513, angeführt worden. Ist der Stoßvogel sehr hungrig, so verfolgt er die Tauben oft bis auf den Schlag, und in seiner blinden Wuth prallt er dann zuweilen an den Schlag oder die Häuser, die in dessen Nähe sich befinden, so stark an, daß er betäubt herab fällt, und oftmals gefangen wird. Dieses Anprallen geschieht selten, da er nur auf die Tauben von heller Farbe stößt, z. B. auf weiße, gelbe, silberfarbene ꝛc. Tauben, und selten verfehlt er sie, weil sie ihm immer im Auge bleiben, so lange er darüber kreiset und schnell auf sie niederstößt. Die Taube selbst in der größten Angst schießt gleichfalls pfeilschnell auf das Dach oder in den Schlag hinein, wobei sie zuweilen an- und sich wundstößt. Während des Fluges strecken die Tauben den Hals weit aus, ziehen die Füße dicht neben einander mit gekrümmten geballten Zehen an, und weil sie gerade vorwärts nichts sehen, dagegen aber wegen ihres sehr scharfen Gesichts

deſto beſſer rechts und links, und weil ſie auch ein ſehr feines Gehör haben, ſo halten ſie den Kopf immer etwas ſchief; ſie thun dieſes ſelbſt wenn ſie laufen oder ruhig ſitzen. — Zur Nachtzeit ſetzt ſich das Paar, beſonders zur Heckzeit, neben einander, und wenn eine oder die andere Taube brütet, wenigſtens nicht weit vom Neſte entfernt, und ſolches entweder zuſammengeduckt, den Kopf unter den Flügel geſteckt, oder wenigſtens aufgefiedert, gleichſam in die Federn des Kropfes verſteckt; zuweilen ruhen ſie auf einem Fuße ſtehend, und zwar immer auf dem Fuße, auf deſſen Seite ſie den Kopf unter die Federn verſteckt haben, um das Gleichgewicht zu erhalten. — Beſondere Liebe hegen ſie in der Brütezeit für ihre Eyer und Junge, ja eine noch größere Liebe, als bei der Paarung und nach derſelben, wo ſie ſich dann immer bei einander aufhalten, und wenn die Eine ſich niederduckt oder ſonnt, die Andere daneben ſteht und mit dem Schnabel der Sitzenden oder Liegenden die Federn am Kopfe, Halſe und auf dem Rücken glatt ſtreicht, oder auch wohl in den Federn herumfährt, um dem Gatten oder der Gattin eine angenehme Empfindung zu bereiten, und wenn der eine Gatte in das Neſt heult, ſo liebkoſet oder ſpringt der andere hinzu, um dem Lieblinge ſeine Freude darüber zu erkennen zu geben. Das Neſt bauet das Paar mit einander, und ſie beſſern beinahe täglich daran, indem ſie Stroh und Federn hinzutragen. Wenn die Eyer gelegt worden ſind, ſo brüten beide Gatten wechſelsweiſe, jedoch die Taube weit emſiger, als der Täuber, ſo daß dieſer ſie oft mit Schnabelhieben vom Neſte herabjagen muß. Gewöhnlich brütet der Täuber am Tage, und die Taube die Nacht hindurch. Bei jungen Tauben und der erſten Brut geht die Emſigkeit und Zärtlichkeit der beiden Gatten, um die Eyer zu bebrüten, über Alles, immer will Einer den Andern vom Neſte verdrängen und ſelbſt brüten, und dieſes ſo unverdroſſen und anhaltend, bis auf die Tage, wo die Jungen

ſich durchpicken, und das Junge des zuerſt gelegten Eyes auch zuerſt, und das des zweiten Eyes, welches ein paar Tage ſpäter gelegt worden, auch ſpäter herauskommt. Auch den Jungen ſind ſie mit gleicher Liebe zugethan, und vertheidigen ſie muthvoll gegen ihre Feinde und die ſich dem Neſte nähernden Perſonen. Sie geben einen zornigen Ton von ſich, ſchlagen mit den Flügeln, und hauen mit dem Schnabel um ſich, weichen nur nothgedrungen, und zwar nach und nach immer weiter vom Neſte rückend, ſo daß ſie ſelbſt auf dem bloßen Boden ſitzen bleiben, in der Meinung, ſie ſäßen auf den Eyern oder Jungen, wenn ſie nicht ſogleich ſelbſt wieder ins leere Neſt rücken. — Eine noch beſondere Eigenſchaft der Tauben iſt die Treue, mit welcher ſie ihrem Wohnorte zugethan ſind, und beſonders dem Schlage, in welchem ſie ausgeheckt und erzogen worden. Obgleich an Reinlichkeit gewöhnt, da ſie ſolche ſelbſt auf ihren Körper üben, ſo hängen ſie dennoch an dem ſchmutzigſten Schlage, und vertauſchen ihn nicht mit einem reinlicheren, ſelbſt nicht gegen eine beſſere Nahrung, ſie nehmen lieber mit der ſchlechtern vorlieb, und bleiben in dem einmal gewöhnten Schlage, ja ſie opfern ſelbſt oft die zärtlichſte Liebe einer ſolchen Wohnung auf; denn man hat Beiſpiele, daß ein Täuber, der ſich an eine Täubin aus einem fremden Schlage paarte, ſich deshalb wieder von ihr trennte, weil ſie ſich nicht mit ihm in ſeine Wohnung begeben wollte. Indeſſen iſt dieſe Treue und Anhänglichkeit an ihrem Schlage mehr dem Täuber, als der Taube eigen; ſo wird man auch immer finden, daß die Tauben, die man aus den Flügen fängt, gewöhnlich Täubinnen ſind, ſelten Täuber; auch gewöhnt ſich eine ſchon an einem andern Orte ausgeflogene Täubin weit leichter an einen fremden Schlag, als ein Täuber, der beim Herauslaſſen wieder zu ſeiner alten Wohnung zurückkehren wird, ſelbſt wenn er ſich mit einer Taube aus dem neuen Schlage gepaart hat, und nicht ſelten ver-

macht, die vielleicht der Pſycholog nicht für unwichtig halten würde; allein ſie gehören theils nicht in dieſes Buch, beſonders in dieſes Kapitel, theils würde die Sache zu weitläufig werden, weshalb nur noch ein Beiſpiel hier angeführt werden ſoll: Ich hatte vor einigen Jahren ein Paar ſchöne ſchwarzköpfige Tauben, die ſich zärtlich liebten; ſie hielten ſich und heckten anderthalb Sommer hindurch recht fleißig zuſammen; aber einmal brachten ſie ein Junges aus, welches eine weibliche Taube war. Dieſe drang ſich, als ſie männbar war, durch eine außerordentliche Zärtlichkeit ihrem Vater auf, ſo daß er ſie als Gattin annahm, und die Mutter verſtieß, ob ſie gleich nicht unanſehnlicher, als dieſe war. Die Mutter wurde alſo von Tochter und Mann abgebiſſen, blieb immer im Taubenhauſe, paarte ſich mit keinem andern Täuber mehr, ſondern ſetzte ſich ſtets, ungeachtet ſie Vater und Tochter immer fortjagten, neben das Neſt, wo Letztere brütete, und zehrte ſich vor Gram über ihren Gatten und Tochter ſo ab (ich übertreibe es nicht, denn ich habe die Beobachtungen ſehr genau gemacht), daß ſie ſtarb, als ſie die ausgebrüteten Jungen unter ihrer Tochter zum erſten Male piepen hörte. Ich öffnete ſie, und fand nicht die geringſte Spur von einer Krankheit, und bloß Zuſammenſchrumpfung geſunder Eingeweide und Gefäße."

Das Futter der Tauben. Da ſchon oben an verſchiedenen Stellen bei Beſchreibung der Taubenarten auch ihres Futters, wovon ſie ſich nähren, gedacht worden, ſo darf hier nur noch dasjenige näher in Betrachtung gezogen werden, was ſich auf das Futter derſelben im Allgemeinen bezieht, ohne dabei das Speciellere, wo es nöthig iſt, zu übergehen. Die Tauben nehmen, wie ſchon oben angeführt worden, mit allerlei Körnern oder Sämereyen vorlieb. Am wohlfeilſten ſind die Feldtauben zu erhalten, theils weil ſie ſich, ſo lange kein Schnee *liegt, auf* dem Felde oder vor den Scheunen nähren,

theils aber auch, weil sie sich fleißig paaren und zur Fortpflanzung geschickt sind. Vorzugsweise kann man auf dem Lande diese Tauben den Winter über leicht hinbringen, und selbst die größeren Haustauben, die mehr Futter verlangen, leichter ernähren, wenn man sie in die benachbarten Felder gewöhnt, und sie nur im Winter im Schlage füttert. Tauben, die man erst gekauft hat, muß man mit denjenigen Körnern füttern, an welche sie gewöhnt sind, und mit dieser Fütterung so lange fortfahren, bis die Flug- oder Paarungs- und Heckzeit eintritt, und solche gutes und nahrhaftes Futter bedürfen. Eben so gutes Futter verlangen die Tauben, ehe man sie ausläßt; hat man sie vor dem Auslassen mit Getreide gefüttert, so füttere man sie, wenn man sie auslassen und gewöhnen will, ungefähr acht Tage vorher mit Erbsen, und besonders Wicken, auch mit Hanf, wodurch ihnen der Aufenthalt werth gemacht wird, und quellt man die Erbsen und Wicken vorher ein, so wird solches nach dem Fraße einige Träg- und Vollheit befördern, und die Ausgelassenen daher zum Fluge nicht anreizen, wodurch sie nach und nach an den Flug und die Gegend gewöhnt werden. Eingekerkerten Tauben muß man Sand, Salz und Wasser reichen, damit sie besser verdauen, daher ist es gut, wenn man ihnen trocknen Flußsand in ihren Schlag streut, so auch zerklopften alten Kalk, oder etwas Lehm mit Salzwasser vermischt, und zerklopft oder zerstoßen. — Man halte in der Fütterung Ordnung, und gebe seinen Tauben nicht heute Alles, und am andern Tage wenig oder gar nichts, sondern vertheile das Futter gehörig. Ueberhaupt richte man sich so ein, daß man immer mit Futter gehörig versehen ist, und es nie daran fehle. Man füttere seine Tauben im Sommer dreimal des Tages, und im Winter zweimal, und richte sich nach der Anzahl derselben, so wie auch nach den Jungen in den Nestern, die gefüttert werden müssen. Läßt man die Tauben zu lange hungern, so fallen sie begierig über das

Futter her, und überfreſſen ſich, ſo daß ſie die Körner ſchlecht verdauen, indem es dem Magen an Kraft gebricht, ſeine Funktionen gehörig zu erfüllen, und dieſe Unverdaulichkeit zieht Krankheiten nach ſich, ja oft den Tod; auch entſteht durch eine unordentliche und kärgliche Fütterung Abzehrung, die Tauben werden einem Skelette gleich und ſind ſelten zu retten. Nach Riedel ſoll man für Hoftauben gemiſchtes Futter halten, und auf ſechzehn Paar monatlich ungefähr vier Metzen eines Gemiſches von Gerſte, Korn, Wicken, Weizen und Linſen rechnen. — Füttert man bei Flugtauben oder Tümmlern zweimal des Tages reine Erbſen, ſo rechnet man auf zwanzig bis zwei und zwanzig Paare monatlich zwölf Metzen, da nun noch Junge hinzu kommen, ſo kann man funfzehn Metzen rechnen, ſo daß auf den Tag eine halbe Metze verfüttert wird, welches jedoch auf die Witterung und Freßluſt der Tauben ankommt; denn im Sommer freſſen die Tauben weniger und ſaufen mehr, und im Winter freſſen ſie wieder mehr und ſaufen weniger. Auch hängt es von der Freiheit der Tauben ab. Tauben, die täglich herausgelaſſen werden, freſſen auch weniger im Schlage, wenn ſie gefüttert werden, da ſie Gelegenheit haben, auch draußen noch Manches zu finden, ſowohl auf dem Dache bei Flugtauben, als auf dem Hofe bei Hoftauben; ſitzen ſie dagegen länger in dem Schlage, ohne ins Freie zu kommen, ſo freſſen ſie auch mehr. Auch ſehr heiße Tage, regnichte Tage ꝛc. haben auf die mehr oder weniger Freßluſt der Tauben Einfluß. Nach dieſer ungefähren Norm läßt ſich nun das Futter für die Tauben berechnen, wenn auch nicht genau, weil dieſes, wie ſchon bemerkt, von ſo Vielem abhängt, z. B. von der Menge der Tauben, deren Größe, Art und Güte des Futters, von den zum Füttern noch nöthigen Jungen, von der Witterung, der Freiheit ꝛc. Bei dreimaliger Fütterung des Tages muß ſolches des Morgens, zwiſchen ſieben und acht Uhr, des Mittags, und des Abends

zwiſchen fünf und ſechs Uhr, im Winter zwiſchen acht und neun Uhr des Morgens, und am Abende zwiſchen drei und vier Uhr geſchehen, und die Ausſtreuung entweder auf dem Hofe bei Hoftauben, oder in dem Schlage, ſowohl bei Hof-, als auch bei Flugtauben. Das Ausſtreuen muß ſo geſchehen, daß die Tauben nicht nöthig haben, ſich zu drängen, um heran zu kommen, da wo in einem Schlage viele gehalten werden. Bei dem Füttern auf dem Hofe muß man ſich es ſchon gefallen laſſen, etwas mehr auszuſtreuen, weil hier auch die Hühner, Sperlinge ꝛc. daran Theil nehmen, man dieſe nicht gut davon verſcheuchen kann, ohne nicht die Tauben ſelbſt mit aufzujagen. Ein Oekonom will auf jedes Paar Feldflüchter täglich eine Mandshand voll gutes nahrhaftes Futter rechnen, auf große Hof- und Haustauben und auf Flugtauben etwas mehr. Von der Gerſte ſoll man den vierten Theil, vom Hafer aber die Hälfte mehr brauchen, als von Wicken, Erbſen, Türkiſchem Weizen ꝛc. Bei gelinder Witterung ſoll man noch etwas ablaſſen, iſt ſie aber rauh und kalt, ſo ſoll man noch etwas zulegen, und wenn die Tauben Junge haben, die ſchon ziemlich herangewachſen ſind, ſo ſind auch dieſe noch in Anſchlag zu bringen, weil die Alten einen Theil ihrer genommenen Nahrung wieder hingeben müſſen. Gegen Ende des Januars oder Anfangs des Februars ſoll man mit dem Füttern etwas behutſam ſeyn; denn füttert man ſie da zu gut, ſo paaren ſich die Tauben, fangen an ſich zu treiben und Eyer zu legen; tritt nun kalte Witterung ein, ſo kommen die Jungen heraus, erſtarren und erfrieren, und die erſte Brut geht größtentheils verloren. Das Waſſer, welches man ihnen giebt, muß rein und friſch ſeyn, und damit ſie ſolches nicht verunreinigen, oder darin ſich baden, ſo muß man über den Saufnapf, der von Holz oder auch von Thon oder Irden ſeyn kann, ein Kreuz legen, damit ſie nur den Kopf hineinſtecken und ſaufen können. Bei einem hölzernen Gefäße wird das

Kreuz darüber genagelt, bei einem irdenen muß man es durch Kitt zu befeſtigen ſuchen. Man hat übrigens ſchon irdene Saufgefäße, die eine ſolche Form mit Abtheilungen haben, daß mehrere Tauben auf einmal daraus ſaufen können, ohne ſich zu berühren, und das Waſſer zu verunreinigen. Es hat nämlich die Form eines Hühnerkorbes, nur in einem kleinern Maaßſtabe, oder noch beſſer, eines Kinderfallhutes, nur etwas größer, als dieſer, aber mit vier Abtheilungen. Dergleichen Gefäße ſtelle man in dem Schlage oder dem Taubenhauſe auf; auf dem Hofe für die Hoftauben darf man nur bei dem Brunnen eine kleine Oeffnung in der Erde ausmauern, und aus dem Brunnen Waſſer darein laſſen, und ſolches täglich mehrere Male erneuern, ſo kann alles Federvieh daraus trinken oder ſaufen. Ein- bis vierjährige Taube giebt Riedel in der Regel für munter an, allein man kann noch höher hinauf gehen, beinahe bis auf das Doppelte, ja ich habe ſelbſt mehrere Täuber und Tauben in meinem Schlage, die ſchon über zwölf Jahre alt ſind, und ſich noch ſo muthig und kraftvoll in dem Schlage bezeigen, wie die jüngſten Tauben, nur zum Hecken dienen ſie nicht mehr. Den ältern Tauben ſoll man nun, damit ſie nicht zu träge werden, oftmals ein Reizmittel geben, damit ſie wieder kräftig werden, und dieſes ſoll darin beſtehen, daß man kurze Gerſte, Wicken, Weizen, auch kleine Erbſen, in gemeinem Kornbranntwein aufgeweicht oder aufgequillt, ihnen vorſetzt, und kurze Zeit darauf etwas friſche Butter, auf Brodſchnittchen geſchmiert, ihnen hinwirft, auch ſoll man das Trinkwaſſer mit Honig oder Zuckerwaſſer verſetzen, wodurch ſie ſehr kräftig und muthig werden ſollen, ſowohl zum Treiben, als auch zum Fliegen. Wenn die Jungen an zu freſſen fangen, ſo ſoll man ihnen nicht gleich Erbſen geben, weil ſie dieſe mit ihrem noch weichen Schnabel nicht aufnehmen können, ſondern Hanf, Weitzen, und dergleichen kleinere Körner, die ſie beſſer faſſen können;

nach vierzehn Tagen kann man dann mit Erbſen anfangen, wozu man die kleinern auswählt. Wer Tauben zum Nutzen und zum Vergnügen halten will, der darf nicht ſparſam und kärglich füttern, aber auch nicht in Uebermaaß, weil ſie ſonſt zu fett und unfruchtbar werden. — Beim Einkaufe des Futters ſehe man auf gute und reine Waare. Das beſte Futter für Hoftauben iſt ein Gemenge von Erbſen, Linſen, Wicken, Gerſte, Hirſe oder Hanf; für Flugtauben von Erbſen, auch kurze Gerſte und Hanf. Das Futter darf weder zu jung, noch zu alt, weder durchfreſſen, durchlöchert, noch ſtaubig und ſchmutzig oder unrein ſeyn, indem ſonſt daſſelbe den Geſchmack verliert, der Geſundheit ſchadet, und weniger nahrhaft iſt. Hier eine Muſterung der Nahrungsmittel für die Tauben: 1) Wicken, ein gutes und geſundes Futter für alle Tauben, wegen des ſüßen und angenehmen Geſchmacks, und beſonders im Winter. — 2) Erbſen, ein Haupttaubenfutter, nahrhafter, als jene, aber auch koſtbarer, und mehr für große Tauben, für Tümmler, Trommeltauben, Mondtauben, Monteneur, Kröpfer ꝛc.; ſie haben nicht den angenehmen Geſchmack der Wicken, werden aber doch von den Tauben vorzüglich gern genoſſen, und aus dem gemiſchten Futter, wenn ſie ſich darunter befinden, vorzugsweiſe heraus geſucht. Wenn die Erbſen rein und reif ſind, ſo ſind ſie ein leicht verdauliches Futter, welches beſonders im Winter ſehr gut iſt, weil es gut nährt; die Alten füttern auch damit ihre Jungen, und ſtopfen ihnen den Kropf oftmals ſo voll, daß er platzen möchte, und dennoch verdauen auch dieſe ſehr gut dieſes Futter, wenn ſie nur gehörig dazu getränkt werden. Quillt man die Erbſen eine oder zwei Stunden in Waſſer oder Wein, ſo dienen ſie den kranken oder ſchwachen Tauben zur beſſern Verdauung oder Mäſtung. Ehe man die Jungen oder Kranken damit füttert, iſt es ſehr zu empfehlen, ſie vorher einzuquellen, indem ſie genoſſen, beim Mangel an Waſſer, brennende

Schmerzen verurſachen, und oftmals den Tod der Thiere befördern, wenigſtens will man dieſe Beobachtung gemacht haben. Beim Einkaufe der ſogenannten Futtererbſen ſehe man auf reine Waare, die nicht mit vielen zerbröckelten und ſchwarzen Erbſen vermiſcht iſt, welche die Tauben nicht gern freſſen. — 3) Linſen, welche den Erbſen vorzuziehen, aber auch koſtbarer ſind, und nur ſelten als Taubenfutter angewendet werden, und ſolches im Nothfalle, wenn es an anderm Futter fehlt. Sie ſind leichter zu verſchlucken und zu verdauen, und wirken auch weniger auf den Darmkanal, wie die Erbſen, wo man es gleich an dem Geloſe ſehen kann, ob Tauben mit Erbſen gefüttert ſind. Da die Linſen als Nahrungsmittel für die Menſchen geſucht, und beſſer bezahlt, auch nicht in ſehr großer Menge angebauet werden, ſo kommen ſie nur ſelten, wie ſchon bemerkt worden, als Taubenfutter vor. — 4) Gerſte und Rocken. Die Gerſte iſt dem Rocken vorzuziehen, der die Dörrſucht befördern ſoll, welches jedoch noch der genauern Beobachtung bedarf, da das daraus bereitete Brod ſehr nahrhaft iſt, und beim Menſchen nichts zurückläßt, welches nachtheilig auf ſeine Geſundheit wirkt, obgleich das wenigſte Geflügel Rocken gern frißt, und ſo auch die Tauben. Die Gerſte, beſonders die kleine, iſt den Tauben ſehr zuträglich, indem ſie wohlſchmeckend, nahrhaft und geſund iſt, obgleich ſie, wenn man ihnen die Wahl läßt, doch Erbſen, Hanf ꝛc. lieber freſſen. — 5) Weizen, welcher als ein ſehr nährendes und kühlendes Futter empfohlen wird, das der Gerſte, wenn nicht vorgeht, doch gleich kommt, nur iſt dieſe etwas rauher und hitziger. Man kann von dem Weizen auch den Abgang füttern, und ſobald dieſer rein, nicht dumpfig und verdorben iſt, ſo ſollen ihn die kleinen Tauben ſehr gern freſſen, da er für die großen nicht nahrhaft genug iſt. — 6) Hafer oder Haber iſt nur ein Taubenfutter im Nothfalle; denn *er iſt* wegen der länglichen Geſtalt nicht zu empfehlen,

und auch zur Fütterung wenig tauglich, besonders zur Zeit, wenn die Tauben Junge haben, die mitunter davon krepiren. Erdbirnen oder Kartoffeln darunter gemischt, macht ihn zur Fütterung besser. — 7) Hanf und Hirse sind beide als Taubenfutter zu empfehlen, aber mehr für kleine Arten, als Mövchen, Schwalbentauben ꝛc. Der Hanf soll als tägliches Futter zu hitzig seyn, obgleich ihn die Tauben sehr gern fressen, ihn noch den Erbsen vorziehen; auch gebraucht man ihn, um die Tauben an den Schlag zu gewöhnen, und füttert sie damit acht Tage vorher, ehe man sie herauslassen will. Dieses Futter lockt sie wieder an, wenn man sie etwas hungrig herausläßt; auch gebraucht man es zum Fangen fremder Tauben, indem man es auf die Kneifbretter streut, und sie dadurch anlockt, darauf zu kommen, damit man sie mit dem Eisen fassen kann. Zum gewöhnlichen Futter ist der Hanf zu theuer, daher kommt er auch nur selten als Taubenfutter, außer den angeführten Fällen, vor, und dann auch zum Futter der jungen Tauben, ehe man ihnen Erbsen giebt. Ob der Hanf, in Menge genossen, Blindheit und Abzehrung zur Folge hat, möchte bezweifelt werden, da ihn doch auch die Vögel fressen, und besonders die in den Käfich gesperrten, ohne daß er nachtheilige Folgen für sie hat, ja er ist das gewöhnliche Vogelfutter, womit man die Kanarienvögel, Zeisige, Hänflinge, Stieglitze ꝛc. im Bauer ernährt, und noch dazu bei so wenig Bewegung, als diese Vögel genießen. Das Abwaschen des Hanfes mit warmem Wasser, um ihm seine Schärfe zu benehmen, möchte wohl nicht zu empfehlen seyn, da er sonst, wenn er nicht gehörig getrocknet wird, einen unangenehmen Geschmack erhält. Die Hirse ist als Nahrungsmittel sehr gut, nur mästet sie, wenn man sie allein anwendet, und in größerer Quantität, wegen ihrer Kleinheit; sie kommt übrigens als Taubenfutter nur selten vor. — 8) Waldsamen, welches ein gutes, nahrhaftes Futter für die Holztauben ist, wo-

nach das Fleiſch einen guten, zwar etwas bittern, aber doch angenehmen Wildgeſchmack erhält. Man ſieht es den Tauben an dem Gelöſe oder Kothe an, wenn ſie im Walde dem Samen nachfliegen, und Heidelbeeren freſſen, wovon der Unrath ſchwärzlich wird. — 9) Kartoffeln. Wenn dieſe Frucht ganz reif, mehlich und von guter Art iſt, und täglich friſch gegeben wird, ſo iſt es ein Taubenfutter der wohlfeilſten Art; haben die Kartoffeln aber dieſe Eigenſchaften nicht, und ſind ſie ausgewachſen, wäſſrig und gefroren, ſo ſind ſie ſchädlich, beſonders wenn die Tauben an Sand und Salpeter Mangel leiden, wo ihnen das ſauer gewordene Futter ſchadet. Die Kartoffeln müſſen aber abgekocht werden, wenn ſie ihren Zweck beſſer erfüllen ſollen. Man kann auch Brod, Kleie und Milch mit einander vermiſchen, und ſolches füttern. Zur Heck- und Brütezeit ſind die Kartoffeln doppelt ſchädlich, indem die Alten nicht damit äzen können, und ſolche den Schlund der Jungen verſtopfen. Im Winter gefrieren ſie im Kropfe der Tauben, und ſollen Jung und Alt tödten. — Das Körnerfutter iſt als Hof- und Flugtaubenfutter allen Futterarten vorzuziehen, und leichtes Weizenfutter, welches man in den Mühlen und bei den Bäckern bekommt, iſt auch gut verdaulich und wohlfeil. Da aber durch das Einweichen des Weizens, wodurch ſich die ſchweren von den leichten Körnern abſondern, dieſe einen dumpfigen, modrigen und verdorbenen Geruch bekommen, ſo muß man das Futter an einem luftigen Orte ausgeſtreut und trocken erhalten, weil es ſonſt ſehr ſchädlich iſt. Feldtauben ſind an Körner gewöhnt, und wollen auch ſolche. Haustauben, ſo wie alle Tauben edler Art, wollen ein kraftvolles und gutes Futter, und nur die ganz großen Tauben erleiden eine Ausnahme. Man füttert daher dieſe Tauben mit Erbſen, Gerſte, Hanf ꝛc. — Das Futter der jungen Tauben kommt mit dem der alten ziemlich überein. Am beſten iſt für noch ganz junge

Tauben das kleingesämte und körnige Futter, etwa der Abgang von Weizen, Gerste, Wicken, Erbsen und Hirse, weil dieses Futter nicht nur die Aetzung erleichtert, sondern weil auch dasselbe das wohlfeilste ist; eben so soll auch der Same von Fichten und Tannen seyn. Leinsamen will man zur Fütterung nicht loben, weil derselbe ihnen den After verklebt, die Gedärme reizt, Stockung des Unraths verursacht, und dabei den Tauben einen öligen, stinkenden Geschmack und Anlaß zu Kröpfen, Geschwülsten ꝛc. giebt. Nicht weniger leiden die Alten darunter; je größer die Taube wird, je größer verträgt sie auch das Futter. Für diejenigen Tauben, die Feldflüchter werden sollen, kann man stärker nährendes Futter wählen, z. B. Wicken, Waldsamen und Körner anderer Art; und für solche, die zum Essen gemästet werden sollen, Erbsen, entweder in Milch, die nicht sauer geworden seyn darf, oder in Wasser aufgequellt. Man füttere sie mehrere Male des Tages, gebe ihnen frisches und reines Wasser und etwas Sand. Ohne Wasser brennen die Erbsen, zumal, wenn sie nicht eingeweicht gegeben, und erst im Kropfe erweichen müssen. Die Jungen zehren ab, und man findet sie oftmals, selbst auch mit vollem Kropfe, todt. Wer sich die Mühe geben will, seine Tauben bald zum Fressen zu gewöhnen, der nehme eine Hand voll Futter, und lasse es langsam, und nicht zu viel auf einmal, in den Kropf der Jungen laufen, die auch, wenn sie das Futter vermittelst der Schnabelhaut fühlen, den Schnabel weit öffnen, und darnach begierig sind; einige Tage damit fortgefahren und getränkt, gewöhnt man sie bald zum Selbstfraße. Einige fressen eher, andere später, gewöhnlich dann, wenn sie drei Wochen alt sind. In der Freiheit verlassen sie sich lange auf die Eltern. Wollen sie nicht saufen, so nehme man eine Blase, leite in dieselbe eine Röhre oder einen Federkiel, oder nehme bloß Wasser in den Mund, und halte dann den Schnabel der Jungen darein, und lasse sie saufen, auch

kann man ſich dazu eines Trichters bedienen. Die Jungen wachſen nicht nur ſchnell, ſondern freſſen auch bald allein. Ueberflüſſiger Trank, ſo wie dergleichen Fütterung, ſchaden mehr, als ſie nützen. — Wer Tauben halten will, der beobachte demnach folgende Regeln: 1) Man halte bloß ſo viele Tauben, als man ernähren kann. 2) Man gebe ihnen täglich reines Futter und friſches Waſſer zum Trank, dabei einen Kübel Waſſer zum Baden. 3) Zur beſſern Verdauung des Körnerfutters gebe man ihnen Salz, ſcharfen Sand, Kalk von altem Gemäuer, Lehm ꝛc. 4) Man laſſe es auch nicht an kleinen Kieſelſteinen fehlen, welche ſie gern verſchlucken, und die dazu dienen ſollen, den Magen wieder in Thätigkeit zu ſetzen. 5) Man halte den Schlag ſtets rein, und ſchaffe den hitzigen Taubenmiſt heraus, der zur Heckung des Ungeziefers Veranlaſſung giebt, und beſtreue den Boden mit gutem Sande. 6) Wenn die Tauben fleißig hecken ſollen, ſo füttere man ſie mit Wicken und Hanfſamen zur Heckzeit, beſonders im Frühjahre, wobei man den Hanf wegen ſeiner hitzigen Eigenſchaft nicht zu ſtark anwenden muß, da er den Trieb zu ſehr erregt. 7) Man ſorge für einen warmen Schlag, weil auch dieſer zum Hecken viel beiträgt; denn Kälte erſtickt den Trieb, Wärme belebt ihn; auch kommen die Jungen leicht in der Kälte um. Die Tauben werden in warmen Behältniſſen lebhaft und munter, welches man auch auf den Dächern gewahrt, da ſie ſich ſo gern ſonnen, ſo gern in der Sonne liegen, und ihre Flügel ausbreiten. Es darf aber der Schlag auch nicht zu ſtickig ſeyn, daher muß man im Sommer für hinlängliche Luft ſorgen. 8) Bewahre man ſie ſo viel, als es angeht, vor Raubthieren, beſonders vor dem Iltiſſe und Marder. Man laſſe daher, wenn der Taubenſchlag auf Böden angebracht worden, beſonders bei Flugtauben, den ganzen Boden, ſo weit der Schlag geht, die Dachſeite mit Brettern verſchälen, damit dieſe Raubthiere durch Aufdeckung der

Dachsteine nicht in den Boden gelangen können, weil sie dann auf die Verschälung stoßen. Auch muß das Innere des Schlages fest verwahrt seyn. 9) Wenn ihnen gleich das Sitzen im Schlage nichts schadet, da sie oft, selbst wenn sie die Freiheit haben, das heißt, aus dem Schlage zu fliegen gewöhnt sind, in den Schlag zurückkehren und in demselben am liebsten zu verweilen scheinen, so muß man sie doch zur Freiheit zu gewöhnen suchen, damit sie sich ausfliegen und frische Luft schöpfen können, und wenn das Ausfliegen nicht angeht, so lasse man sie wenigstens aus dem Taubenschlage in den großen Boden fliegen, und füttere sie dann im Schlage, damit sie wieder herein kommen, und sich so gewöhnen, so haben sie doch Bewegung, können sich ausfliegen, um die nutzlosen Federn abzustreifen. 10) Gewöhne man die Tauben an eine gewisse Ordnung im Fressen, damit sie sich immer zu der festgesetzten Zeit einfinden, wenn man sie zum Ausfliegen gewöhnt hat, und die Lockung dazu auf Blechpfeifen oder das Pfeifen mit dem Munde. Dieses Pfeifen kennen sie genau, und finden sich dann sogleich ein.

Paarung, Brütung und Erzeugung schöner und wohlgefiederter Jungen. So wie jedes Thier seine Zeit hat, in welcher der Trieb zur Fortpflanzung und Erzeugung ihres Gleichen rege wird oder sich zeigt, so findet dieses auch bei den Tauben Statt, und noch mehr bei einer guten kräftigen Nahrung und Wärme des Schlages. Diese Zeit ist der Frühling, und auch der Herbst; ja selbst im Winter kann eine Paarung bei schönen sonnenreichen Tagen geschehen. Bei Feld- und Hoftauben geschieht die Paarung der jungen Tauben, so wie der älteren, wenn sie noch nicht gepaart sind, im Frühjahre gewöhnlich nach eigener Wahl, sowohl in dem Schlage, als auch außerhalb desselben auf dem Dache, oder im Felde ꝛc., wenn sich die Tauben gegenseitig zu einander finden und Neigung tragen, da hier auf Ge-

ſtalt und Farben nicht geſehen wird. Das willkührliche Paaren geſchieht aber oft nicht nach den Wünſchen der Taubenliebhaber, und deshalb hat man die Zwangspaarung eingeführt. Man ſperrt nämlich diejenigen Tauben, die man gern zuſammen zu paaren wünſcht, in ein hinlänglich geräumiges Behältniß, das aus bloßen hölzernen Gitterwerken zuſammengeſetzt iſt und giebt ihnen hinlänglich gutes Futter, unter welches man auch etwas Hanfſamen miſchen kann. Der Täuber, wenn er nur einigermaßen muthig iſt, wird ſich gleich in der erſten Viertelſtunde der Einſperrung ſchon regen und die Täubin kurrend in dem Behältniſſe herumtreiben, die Täubin aber den Täuber ganz kalt aufnehmen, und die größte Abneigung gegen ihn zeigen, ihn jedoch nach und nach als ihren Gatten annehmen, und dieſes durch ihr freundliches Betragen zu erkennen geben. Die Paarung erkennt man ſehr bald, wenn ſie neben einander ſitzen, und ſich gegenſeitig in die Federn mit dem Schnabel fahren, und darin herumſuchen. Nach dieſer erſten Vertraulichkeit, einer Art der Liebkoſung, erfolgt das ſogenannte Schnäbeln. Der Täuber giebt dieſes Verlangen, auf welches die Begattung unmittelbar folgt, und welches, wie Einige glauben, und auch ſchon oben bemerkt worden iſt, zur Befruchtung der Eyer vorher erfolgen muß, durch wiederholtes Reiben ſeines Kopfes auf dem Rücken zu erkennen, zuweilen thut dieſes auch noch die Täubin oder kommt doch herbei, und wird dann erſtlich vom Täuber gefüttert, dann füttert ſie ihn wieder, welches durch das Ineinanderſtecken der Schnäbel geſchieht; dieſes wird etliche Male wiederholt; dann duckt ſich die Taube, und der Täuber geht mit einer Art Begierde ein paarmal vor ihr hin und her, und beſpringt ſie dann. Nach dem Begattungsakte geht die Taube ein paarmal gravitätiſch auf und nieder, indem ſie den Schwanz hinterher zieht, und die Flügel etwas hebt, welches auch der Täuber thut; auch führt die Taube in der genannten

Stellung auf den Täuber los; auch duckt ſich der Täuber, und ſie ſpringt auf ihn und tritt denſelben. Dieſes Letztere geſchieht jedoch nicht immer, und nur von ſehr geilen Täubinnen. Im Freien fliegen Beide nach der Begattung ab, und ſetzen ſich dann wieder an dem Orte nieder, wo ſie aufgeflogen ſind. Dann ſetzen ſie ſich ſtill nieder und bringen ihre Federn wieder in Ordnung, ruhen auch wohl aus, und beſtätigen den Ausſpruch des Horaz: Omneanimal post coitum triste (Nach der Begattung iſt jedes Thier traurig). Sobald nun dieſer Aktus in dem Paarungsbehältniß Statt gehabt hat, ſo läßt man ſie heraus, und thut ſie wieder zu den übrigen Tauben. Sobald ſie ſich nun noch einige Tage im Schlage begattet haben, ſo treibt der Täuber ſeine Taube vor ſich hin an den Platz, wo das Neſt angelegt werden ſoll, oder wo ſie nämlich ſchon ein angelegtes Neſt finden, welches ſie nun noch beſſer nach ihrem Wunſche mit Heu, Stroh, Federn ꝛc. ausſtatten. Das Eintragen der Materialien zum Neſte geſchieht von dem Täuber, der Reiſer, Strohhalme ꝛc. auf dem Hofe oder ſonſt wo mit dem Schnabel aufſucht, und ſie der Taube in das Neſt trägt. Bleibt er etwa zu lange aus, ſo giebt die Taube durch ihr Betragen ihre Sehnſucht zu erkennen, oder holt ſich ſelbſt einige Reiſer oder Strohhalme, und legt ſolche ſitzend um ſich herum, und bereitet ſich ſo ihr Neſt. Man erleichtert den Tauben dieſes Aufſuchen von Baumaterialien dadurch, daß man Stroh, Heu ꝛc. im Schlage umherſtreuet. Nach neun bis zehn Tagen, während welcher Zeit der Täuber ſeine Taube ſtets in dem Schlage herum und auf das Neſt treibt, ſie auch des Tages mehrere Male tritt, legt die Täubin das erſte Ey, und ſolches gewöhnlich am Morgen, welches Ey ſie jedoch noch nicht beſtändig bebrütet, ſondern ab und zu darauf geht, gewöhnlich aber am Rande des Neſtes aufgefiedert ſitzt; den dritten Tag früh legt ſie das zweite Ey, und mit dieſem hört ſie auf zu legen, dagegen

fängt ſie emſig zu brüten an. Das erſte Ey iſt ſtärker als das zweite, und ſtumpfrund, und enthält allemal einen Täuber. Das zweite gelegte Ey iſt nicht ſo ſtark und rund, als das Erſtere, läuft unten viel ſpitziger zu, und enthält allemal eine Taube oder Täubin. Dieſe Eyer zeigen ſich als fruchtbar, ſobald ſie eine gehörige Lage im Neſte haben, und Taube und Täuber nicht zu alt ſind, ſteht aber ein Ey ganz aufrecht, ſo iſt es immer ein Zeichen eines Fehlers an demſelben, daß der Dotter zu ſehr auf einer Seite liegt, und das Ey dahin zieht, ſo daß es eine aufrechte Lage erhält; dergleichen Eyer ſind ſelten gut, ſo auch die nicht vollen Eyer, worin der Dotter ſchwankt; ſie ſind unfruchtbar. Daß Eyer, welche gegen Mittag oder des Nachmittags gelegt worden, immer unfruchtbar ſeyen, ſtreitet gegen die Erfahrung von vielen Taubenfreunden und Naturforſchern. Man findet oftmals drei Eyer in einem Neſte, dies rührt aber daher, daß eine andere Taube auch noch darin gelegt hat, und ſo könnte man auch noch ein viertes Ey finden, welches leicht kommen kann (aber doch ſelten geſchieht), wenn die Taube zum Freſſen von ihren Eyern herabgeht, und eine noch junge Taube ihr herangewachſenes Ey hinein legt. Wenn man aufmerkſam auf die Tauben beim Legen iſt, wird man dieſes bald finden. Nachdem das zweite Ey gelegt worden, geht die wahre Brützeit an, und rechnet man von dieſem Tage an, ſo brüten ſie bis zum Ausbruche des erſten Jungen vierzehn volle Tage unausgeſetzt, indeſſen geſchieht dieſes nicht bei allen Tauben in gleicher Zeit; denn bei den meiſten Arten Hof- und Flugtauben geſchieht die Brütung im Sommer ſechzehn bis ſiebzehn, in den kalten Jahreszeiten oft achtzehn bis neunzehn Tage. (Bei kleineren Arten gewöhnlich funfzehn bis ſechzehn, bei größeren achtzehn bis neunzehn Tage.) Der Täuber nimmt, wie faſt bei allen Vögeln, die in der Monogamie leben, der Täubin die Laſt des Brütens am Tage etliche Stunden ab, mch-

rentheils um neun Uhr Vormittags, und läßt ſie um drei Uhr Nachmittags wieder einſitzen. Unterdeſſen daß derſelbe brütet, frißt ſie, badet ſich, ſonnt und ruhet ſich; des Nachts brütet ſie aber in der Regel, ſo, daß die meiſte Laſt des Brütens auf ihr beruhet, ja ſie brütet oftmals, wenn der Täuber ſich verflogen hat, oder umgekommen iſt, allein die Eyer aus, indem ſie ſich nur ſo viel Zeit nimmt, um zu freſſen und zu ſaufen. Wenn Einer von den Gatten beim Brüten zu lange ausbleibt, ſo erhebt der Brütende, beſonders wenn es der Täuber iſt, ein klägliches Geheul, bis der Gegenſtand wieder ankommt, oder wenn er ganz wegbleiben ſollte, ſo ändert ſich auch die klagende oder heulende Stimme, und geht in Traurigkeit über; das Rucksen geſchieht dann nur ſelten, aber kläglich, und hört zuletzt ganz auf; aber das Brüten geſchieht in der traurigen Stimmung mit eingezogenem Kopfe und hochſtrebenden Federn fort. Die Nacht hindurch ſitzt der Täuber bei der brütenden Taube im Neſte, und bewacht und beſchützt ſie, daher darf ſich auch keine andere Taube dem Neſte nähern. Wenn acht Tage der Brützeit verfloſſen ſind, ſo fangen die Eyer an dunkel und bläulich zu werden, dabei ſind ſie undurchſichtig, welches dann ein Zeichen iſt, daß das Ey befruchtet iſt; ſind die Eyer durchſichtig, ſo ſind ſie lauter, das heißt, ſie taugen dann nichts. Nach ſechzehn bis neunzehn Tagen kommt das erſte Junge zum Vorſchein, und den Tag darauf gewöhnlich das zweite. Sie helfen ſich dnrch ihre eigene Kraft, indem ſie das Ey von innen aus anpicken, wodurch es Riſſe bekommt, und nach acht bis zwölf Stunden zerſpringt, und dieſes gewöhnlich in zwei ungleiche Theile, mehrentheils die runde Seite. Die Alten tragen die Stücke aus dem Neſte, oder ſtoßen ſie mit den Füßen hinaus. Die Jungen, die noch nicht oft geheckt haben, tragen ſie in dem Schnabel aus dem Schlage, wobei die andern ſie oft ſo lange verfolgen, bis ſie ſolche fallen laſſen. Eben ſo tragen die Alten, ſo

lange die Jungen klein sind, den Koth weg, und schaffen ihn aus dem Neste. Die Farbe der Milchfedern der Jungen ist hellgelb, das heißt, derjenigen Federn, welche die Jungen mit auf die Welt bringen, und die sich erst nach dem Ausbruche der Kiele und kleinen Federn verlieren, das in einem Alter von vierzehn Tagen geschieht, wo sie schon ziemlich befiedert sind; auch kriechen die Jungen schon aus dem Neste heraus, setzen sich in dessen Winkel, und suchen einen trocknen, vom Ungeziefer befreieten Platz. Die Jungen kommen blind zur Welt, haben große unförmlich geschlossene Augen und Gedärme, und einen aufgeschwollenen Schnabel, der fast so stark als der Kopf selbst ist, welches Alles den Jungen eine unförmliche Gestalt giebt. Am ersten Tag trocknen die Alten die nassen Jungen, erwärmen sie, füttern sie aber noch nicht in ihrem hülfsbedürftigen Zustande, worüber der erste Tag hingeht, erst am zweiten, auch wohl gar am dritten Tage, werden sie von den Alten mit einer Art von Milchbrey gefüttert, dessen Bestandtheile man noch nicht genau kennt. Einige halten ihn für eine Zusammensetzung salziger und salpetriger Erde, Andere dagegen für eine halbverdauete, in dem Kropfe der Alten zubereitete Speise. Ehe sie damit anfangen, suchen sie den Kropf aufzublasen, damit er den Milchbrey auch annimmt. Diese Nahrung erhalten sie sechs Tage lang, und dann fangen sie an, sie mit dem Futter, was sie selbst genossen haben, zu ernähren, worunter sie, der Verdauung und der bessern Zermalmung der Speisen wegen, immer kleine Steinchen und Lehm mengen. Gegen den neunten Tag werden die Jungen sehend, und kurz darauf brechen die großen Kiele an ihren Flügeln und Schwänzen durch, welches ihnen Schmerzen verursacht, daher man sie auch in dieser Periode nicht viel anfassen und sie aus dem Neste nehmen darf, um nicht allein die Kiele zu beschädigen, sondern ihnen auch Wunden beizubringen, und sie zum Krüppel zu machen, um so mehr, da sie in diesem Zu-

ſtande nur einem Fleiſchklumpen gleichen. Die Fütterung geſchieht immer ſtärker und in ſolcher Menge, daß ihr Kropf ganz davon gepfropft iſt. So lange, bis ſie Federn bekommen, ſitzt noch die Taube des Nachts darauf, welches ſie aber bei Tage ſchon unterlaſſen hat, da die Witterung im Frühlinge und Sommer, ſelbſt noch am Anfange des Herbſtes, ſehr angenehm iſt, nur wenn kühle Tage einfallen, gehen die Alten noch auf das Neſt und bedecken die Jungen. Die Jungen fangen auch an, ſich im Neſte zu erheben und rückwärts zu gehen, und am Rande deſſelben den After außerhalb des Neſtes zu recken, und ihr Gelos fallen zu laſſen. Durch das Piepen zeigen die Jungen nicht nur ihr Verlangen nach Nahrung an, ſondern auch die Sehnſucht nach den Eltern, wenn dieſe abweſend ſind. Mit zunehmender Ausbildung, und beſonders wenn ſie einmal laufen und flattern können, verfolgen ſie die Alten mit piepender Stimme und ſchlagenden Flügeln, ſtieren mit ihrem Schnabel um den der Alten herum, und bewegen während des Aetzens nicht nur die Flügel, ſondern ſenken mit den aus dem Kropfe ihr Futter emporbrückenden Alten den Kopf auf und nieder, um gleichſam die Speiſe hinunter zu zwingen. — Während der Zeit, daß die Jungen heranwachſen, ſucht die Täubin ihren Gatten wieder ſorgfältiger auf, und ſchickt ſich zur zweiten Hecke an, wobei ſie, nebſt demſelben, ihre Jungen immerfort mit Futter nähren, bis ſie allein zu freſſen anfangen, und das Neſt verlaſſen, auch das Taubenhaus, ſobald die Alten zum Ausfluge gewöhnt ſind; denn nach ſechs bis acht Wochen ſind ſie ſchon ausgewachſen und ſo flügge, daß ſie in Geſellſchaft der Alten, als Hof- oder Feldtauben, ſich ihre Nahrung ſuchen können; ſie ſind von den Alten nur noch durch eine piepige Stimme zu unterſcheiden. Sie wachſen ſehr ſchnell, ſind nach Verlauf von vier Monaten völlig mannbar, und mit dieſer Mannbarkeit tritt auch ihre männliche Stimme ein, und ſo auch die noch übrigen Lebensfunk-

tionen, wozu die Paarung gehört. Diejenigen Jungen, die im Frühjahre bis gegen Pfingſten auskommen, pflegen ſich ſchon im Herbſte zu begatten und zu vermehren; auch hat die Erfahrung gelehrt, daß ein Neſtpaar der Tauben, welche von einer Mutter in einem Neſte zugleich erwachſen, nicht fruchtbar genug ſind. Man muß ſie daher, nachdem ſie vom ſechſten bis achten Monat ihres Alters dazu tüchtig geworden ſind, mit andern auf die oben beſchriebene Weiſe paaren laſſen. Nach Bechſtein ſollen ein Paar Neſtjungen ſich ſchon nach acht Wochen gepaart und Junge gezogen haben; auch fangen ſie ſchon ſehr früh mit dem Liebeswerke an, oft ſchon in den erſten Wochen, indem ſie ſich als Neſtjunge einander liebkoſen, und zuweilen, doch ohne Erfolg, ſogar betreten. Obgleich man nicht allen Unglücksfällen, welche den jungen Tauben begegnen können, vorbeugen kann, ſo laſſen ſich ſolche doch in etwas gut machen Iſt z. B. eine von den Alten umgekommen, und die Jungen ſind bloß noch mit ihren Milchfedern bedeckt, ſo kann man ſie unter die übrigen Jungen, die von gleicher Größe ſind, vertheilen. Oft ſitzt in einem Neſte nur ein einziges Junges, neben dieſes kann man die von ihren Eltern Verlaſſenen ſetzen; die neuen Eltern nehmen ſie ohne Anſtand an, warten und pflegen ſie. Sind die verlaſſenen Jungen ſchon mit Federn verſehen oder halberwachſen, ſo thut man am beſten, ſie ganz aus dem Taubenſchlage zu nehmen, und ſie ſelbſt aufzufüttern. Zu dieſem Ende ſteckt man ihnen alle Tage dreimal, nämlich des Morgens, Mittags und Abends, den Kropf mit wohl eingeweichten und aufgequollenen Erbſen voll, hält ihnen den Schnabel in reines Waſſer, und gewöhnt ſie ſo zum Saufen. Die Jungen der erſten, zweiten und dritten Brut läßt man gewöhnlich bei Hof- und Feldtauben abfliegen; allein diejenigen, die im Spätherbſte fallen, ſind weniger gut, bleiben oftmals klein, und leiden ſehr am Mauſern, ſterben zuweilen, oder werden vom Habichte ergriffen,

auch anderwärts gefangen. Daß sich die Tauben in hohen und reinen Schlägen sehr stark vermehren, ist schon oben, S. 500, angeführt worden. Nimmt man nun an, daß sich ein Paar Mond- und Trommeltauben in einem Jahre neunmal vermehren können, wovon man Beispiele anführen kann, so können von ihnen im ersten Jahre 18 oder 9 Paare mit den Alten, und im zweiten Jahre 180 oder 90 Paare gezogen werden; diese können sich im dritten Jahre, nebst den zwanzig Alten, bis auf 18 oder 1900 Stück vermehren; rechnet man nun die 100 Paar Alten dazu, so geben nach Linné's Rechnung die 1000 Paar Tauben im vierten Jahre schon 18000 Junge. Diese bedeutende Vermehrung wird aber durch öftere Verwahrlosung der Eyer und Junge von den Alten, durch Krankheiten und durch Raubthiere sehr verändert. — Während der Brütezeit darf man weder die Tauben, wenn sie auf dem Neste sitzen, beunruhigen, noch in der Gegend der Taubenwohnung durch Schlagen, Stoßen ꝛc. ein Gepolter verursachen; denn wenn man die brütende Taube beunruhiget, so fährt sie entweder voller Zorn aus dem Neste, und wirft dabei oft die Eyer hinaus, oder sie bleibt sitzen, schlägt aber, wenn man sich ihr nähert, ganz wild mit den Flügeln, und zerbricht so manchmal ein Ey. Macht man aber in der Nähe der Taubenwohnung einen starken Lärm oder ein durchdringendes Gepolter, so kann es leicht geschehen, daß die noch in den Eyern steckenden Jungen betäubt oder wohl gar getödtet werden, welches Letztere dann der Fall am sichersten seyn kann, wenn man Eisen auf Eisen schlägt. — Je wärmer das Taubenhaus, je besser die Fütterung, um so eher paaren sich die Tauben. Um schöne Junge zu erziehen, darf man die natürliche Paarung oft nicht zulassen, sondern muß die oben angeführte Zwangspaarung einführen, wenn sie gleich nicht vortheilhaft ist; denn bei der letztern Paarungsart trifft es sich oft, daß die Tauben sich wieder trennen, oder schlecht hecken,

denn Tauben, die ſich ſelbſt ihren Gatten wählen können, ſind die beſten zum Zuge und zum Fluge, brüten oft, und nähren auch fleißig ihre Jungen. Daher thut man beſſer, wenn man eine Art Zwangspaarung einführen will, um an Geſtalt, Farbe und Zeichnung ſchöne Junge zu erziehen, daß man bei einer Taube mehrere Täuber zuläßt, die alle von ſolcher Farbe ſind, daß ſie bei der Wahl, welche die Taube darunter trifft, der Abſicht entſprechen. Auch kann man in ein Behältniß mehrere ungepaarte Tauben und Täuber zuſammen laſſen, die in Abſicht der Farbe und Zeichnung, wenn ſie ſich gegenſeitig paaren, genügen. Hier hat ſowohl der Täuber, als auch die Taube eine Auswahl zu treffen, und es läßt ſich doch erwarten, daß bei vier Paaren, alſo acht Tauben, Männchen und Weibchen, wohl eine gegenſeitige Wahl Statt finden wird. Bemerkt man nun in dem abgeſonderten Schlage, worein man dieſe Tauben geſperrt hat, daß ein Paar einig iſt, welches man aus der Zärtlichkeit gewahrt, die es zu einander trägt, ſo nehme man beide Tauben heraus, und laſſe ſie in den Paarungskaſten, damit die eigentliche Paarung beſſer erfolgen kann, weil ſie da, wo Mehrere ſind, immer im Schnäbeln und Treten geſtört werden, und ſo macht man es dann auch mit den Uebrigen. Tauben, die ihren Gatten verloren haben, nehme man nicht gleich zur Paarung, ſondern laſſe ſie erſt mehrere Tage allein, oder ſo lange man bemerkt, daß ſie trauernd allein ſitzen, alle Bemühungen oder Bewerbungen anderer Täuber abſchlagen; ſie fliegen im Freien umher, und ſuchen ihren Gatten, rufen ihn auch, und ſolches dauert oftmals Wochen lang, bis ſie ſich über deſſen Verluſt beruhiget haben, bis ſie ſehen, daß alle Bemühungen des Wiederfindens vergeblich ſind. Oftmals trauern dergleichen Tauben fort, und paaren ſich wohl in einem Jahre nicht. Alles dieſes muß man berückſichtigen, um beim Paaren nicht zu fehlen. Einjährige und gleichfarbige Tauben paaren ſich am

rentheils um neun Uhr Vormittags, und läßt ſie um drei Uhr Nachmittags wieder einſitzen. Unterdeſſen daß derſelbe brütet, frißt ſie, badet ſich, ſonnt und ruhet ſich; des Nachts brütet ſie aber in der Regel, ſo, daß die meiſte Laſt des Brütens auf ihr beruhet, ja ſie brütet oftmals, wenn der Täuber ſich verflogen hat, oder umgekommen iſt, allein die Eyer aus, indem ſie ſich nur ſo viel Zeit nimmt, um zu freſſen und zu ſaufen. Wenn Einer von den Gatten beim Brüten zu lange ausbleibt, ſo erhebt der Brütende, beſonders wenn es der Täuber iſt, ein klägliches Geheul, bis der Gegenſtand wieder ankommt, oder wenn er ganz wegbleiben ſollte, ſo ändert ſich auch die klagende oder heulende Stimme, und geht in Traurigkeit über; das Nackſen geſchieht dann nur ſelten, aber kläglich, und hört zuletzt ganz auf; aber das Brüten geſchieht in der traurigen Stimmung mit eingezogenem Kopfe und hochſtrebenden Federn fort. Die Nacht hindurch ſitzt der Täuber bei der brütenden Taube im Neſte, und bewacht und beſchützt ſie, daher darf ſich auch keine andere Taube dem Neſte nähern. Wenn acht Tage der Brützeit verfloſſen ſind, ſo fangen die Eyer an dunkel und bläulich zu werden, dabei ſind ſie undurchſichtig, welches dann ein Zeichen iſt, daß das Ey befruchtet iſt; ſind die Eyer durchſichtig, ſo ſind ſie lauter, das heißt, ſie taugen dann nichts. Nach ſechzehn bis neunzehn Tagen kommt das erſte Junge zum Vorſchein, und den Tag darauf gewöhnlich das zweite. Sie helfen ſich durch ihre eigene Kraft, indem ſie das Ey von innen aus anpicken, wodurch es Riſſe bekommt, und nach acht bis zwölf Stunden zerſpringt, und dieſes gewöhnlich in zwei ungleiche Theile, mehrentheils die runde Seite. Die Alten tragen die Stücke aus dem Neſte, oder ſtoßen ſie mit den Füßen hinaus. Die Jungen, die noch nicht oft geheckt haben, tragen ſie in dem Schnabel aus dem Schlage, wobei die andern ſie oft ſo lange verfolgen, bis ſie ſolche fallen laſſen. Eben ſo tragen die Alten, ſo

malten Tauben gab, bei den Jungen erhielten; alſo die ſtete Beſchauung dieſer gemalten Tauben auf die lebendigen Einfluß hatte. Dieſe Verſuche ſind aber noch nicht hinlänglich oder häufig gemacht worden, um des Erfolges gewiß zu ſeyn; denn wäre dieſes, ſo könnte man z. B. lichte grüne Farben, ſcharlachrothe, ſchwefelgelbe ꝛc. bei den Tauben hervorbringen, indem ſich dieſe Farben ſo bei den Tauben befeſtigen, wenn man ſie während der Begattungszeit damit erſchreckt, daß ſie auf die inneren Entwickelungen des Zeugungsgeſchäfts Einfluß zeigen; wenn gleich der tingirende Stoff fehlt, wie Riedel anführt, der doch die Hauptſache bei der Färbung iſt. — Bei der Fortpflanzung der Tauben beſtätiget ſich auch die Erfahrung, nach Riedel, daß, beſonders bei Baſtarten, der männliche Same durchgehends die Entwickelung der Glieder bewirkt, und nach einigen Gegenden ſtärker treibt, und da alſo einen ſtärkern Zufluß der Säfte erregt, nach andern aber minder, daß er dieſes aber wirklich thut, davon zeugt eine Erfahrung bei den Tauben, die jedem Taubenfreunde bekannt iſt. Paart man nämlich einen Kropftäuber mit einer gemeinen Feldtaube, ſo erhalten die Jungen eine größere Bildung, die man beſonders am Kropfe bemerkt, ſie erhalten eine, obgleich ſchwache Fähigkeit, den Kropf aufzublaſen. Paart man dagegen eine Kropftaube mit einer Feldtaube, ſo iſt die Fähigkeit, den Kropf aufzublaſen, bei den Jungen minder, ja kaum bemerklich, auch die Größe nicht ſo beträchtlich. Im erſtern Falle dehnt der männliche Same die Theile des Feldtaubeneyes überall, beſonders aber die, welche den Kropf bilden ſollen, ſtärker aus, andere bleiben dagegen wegen des ſchwächern Treibens des Feldtäuberſamens einer Entwickelung beraubt, zu der ſie die Fähigkeit hatten. Daß er aber durchgehends eine entwickelnde Kraft habe, zeigt die tägliche Erfahrung bei Stutereyen und Schäfereyen, da man durch gute ſtarke Hengſte und Böcke die Pferde- und Schafzucht verbeſ-

sert, weil der Same dieser Veredelungsthiere eine stärkere Entwickelungskraft hat, welche sich aber da besser äußern kann, wo sie weniger Hindernisse findet; also entstehen von einer größern Stute durch einen guten Hengst auch bessere Füllen, als von einer kleinen und elenden, und eben dergleichen Hengste, welches auch bei den Tauben der Fall ist; und was die Farbe betrifft, so kann man hier auch die Abstufungen beim Mischen zur Richtschnur nehmen, wie z. B. die Mulatten oder Abkömmlinge von einem Neger und einer Weißen, und die Fortpflanzung der Farbe des Vaters bei den Kindern erklären, weil man dem Samen, außer der entwickelnden Kraft, noch eine tingirende zugesteht, ihn nicht allein als Ferment, sondern auch als Tinktur ansehen muß. Auch bei andern Fermenten pflanzt sich z. B. der Geschmack, und in einigen Fällen auch die Farbe auf das geborene Wesen fort; daß diese tingirende Kraft wirklich in ihm vorhanden sey, zeigt sich bei den Tauben, und daher entstehen auch durch die Mischung der Farben, durch Zusammenpaarung von Tauben verschiedener Farbe, ganz neue Farben, besonders bei den Tümmlern, Mövchen ꝛc. Will man z. B. Mövchen mit goldgelben Schildern haben, so darf man nur einen rothschildigen Täuber mit einer lichten ochergelben Taube paaren, und so kann man chokoladenfarbene, kaffeebraune, rothbraune, silberfarbene, perlfarbene, gelbweißschwänzige, schwarzweißschwänzige, blauweißschwänzige, gelb-, roth-, schwarz-, blau- ꝛc. elsterbunte, geschuppte, getüpfelte, gestreifte, eulige, braun- und gelbmehlfarbige, mausefahlene ꝛc. Tauben ziehen, und solche mit schillerndem Halse und Metallglanz. Durch das Zusammenwerfen von lebhaften und dunklen Farben bekommt man oftmals schöne Schecken, die mitunter drei bis vier von einander abweichende Farben haben, z. B. rothbraun und weiß giebt Rothschecken, auch Eselsgraue, weiß und grau giebt schimmelfarbige, roth und schwarz, giebt graublaue Tauben. Rothschilde mit Schwarzschil-

dern zeugen, wenn ſie rein gefiedert ſind, gern ein Rothſchild und ein Schwarzſchild, oft aber auch Gelbſchilde, die gewöhnlich mehr ins Graugelbe fallen; ſchwarze oder ſchwarzweißſchwänzige mit weißen geben ſchwarzelſterbunte, auch wohl Tieger, und ſo rothbraune und weiße, rothelſterbunte, auch wohl Kupfertieger; ſo gelbe oder gelbweißſchwänzige und weiße, gelbelſterbunte oder gelbgefleckte; blaue oder blauweißſchwänzige mit weißen blauelſterbunte oder blaubunte; gelbe und rothbraune, braunmehlfarbige; ſchwarze oder ſchiefergraue, oder blauaſchgraue und rothbraune, mauſefahlene ꝛc. Tauben. Oft täuſchen die erſtern Farben vor der Mauſer; denn es wird eine ſchön geſcheckte Taube nach der Mauſer faſt ganz weiß, und ſo verändern ſich faſt alle Farben nach der erſten Mauſer, und erſt nach der zweiten Mauſer kann man ſie als befeſtiget anſehen. Auch kann man nicht immer beim Zuſammenwerfen derjenigen Farben, aus denen man die erwünſchten Schattirungen hervorgehen zu ſehen wünſcht, wirklich auch auf dieſe Schattirungen, die Farbenmiſchung, rechnen, denn oftmals fallen ſie doch ganz anders aus, wenn ſie gleich mehrere Male zutrafen. Taubenfreunde ſehen bei dieſer Zucht ſehr auf reine Farbe und Zeichnungen, und ziehen ſie den übrigen vor. Wenn es Hoftauben ſind, die man bloß zum Vergnügen und der Parade wegen zieht, ſo iſt gewiß darauf zu ſehen, wenn es aber Flugtauben ſind, die man gleichfalls des Vergnügens wegen hält, aber auch noch dabei den Zweck hat, Tauben aus andern Flügen zu fangen, ſo kann man nicht bloß auf die äußere Schönheit dieſer Tauben ſehen, ſondern auch auf ihre Flugfertigkeit und ihre Treue auf den Schlag, ſo daß ſie ſich immer wieder einfinden, mit keinem Fluge mitziehen, oder ſich wohl gar fangen laſſen; hier wird alſo manche unreine Taube an Farbe und Zeichnung der reinen vorzuziehen ſeyn, weil ſie ein tüchtiger Flieger und treu iſt; denn immer findet man nicht alle Eigenſchaften gepaart

zuſammen an, und oft ſind die reinſten und ſchön gezeichneten Tauben, die ſchlechteſten Flieger. Je älter die Tauben werden, je mehr ſcheint ſich der Glanz der Farben, das ſchöne Gefieder derſelben, zu verlieren, ſie werden überhaupt heller, wenn gleich ſolches auch nur unmerklich iſt; auch verlieren ſie mit dem Alter mehrere Federn, die nicht nachwachſen. Daß die jungen Tauben den Großeltern mehr, als den Eltern gleichen, iſt ſchon oben, S. 506, angeführt worden. Einige wollen es auch für eine unumſtößliche Wahrheit ausgeben, daß das verſchiedenfarbige Fallen der Jungen, auch von der Farbe der Schwungfedern abhängt, ſo, daß wenn z. B. der ſcheckige Täuber weiße Schwungfedern haben ſollte, die Jungen mehr weiß, und dem Täuber ähnlicher fallen, weil, wie man ſagt, die Täubin während des Begattens ſich verſieht. Dieſes hat auch Bezug auf die Verſchiedenheit der Augen; denn nimmt man zwei ganz weiße Tauben, davon z. B. der Täuber ein- oder zweirothringige, und die Täubin ganz ſchwarzbraune oder ſchwarze Augen hat, ſo fallen ſelten ſchöne ganz weiße, oftmals ſchwarzgeſcheckte Junge, und hat eine der Alten noch kleine Fleckchen, ſo ſollen ziemlich gefleckte Nachkommen entſtehen; ſo auch, wenn man eine ganz ſchwarze oder lichte Taube mit weißen Schwingen nimmt, und ſie zu einander paart, z. B. mit einer ganz gelben Taube, ſo werden vorzüglich, wenn der Täuber weiß geſchwingt iſt, auch weißgeſchwingte, braune oder dunkelfarbige Junge entſtehen, oftmals haben ſie auch untermiſcht farbige Schwingen. Uebrigens kommt es oft vor, daß unrein gezeichnete Alte, die ſchönſten reingefiederten Jungen hecken. — Wenn man die Tauben im Spätherbſte, oder im Winter, auch zu früh im Frühjahre, wo es noch ſehr kalt iſt, nicht brüten laſſen will, ſo kann man ihnen die gelegten Eyer wegnehmen, das heißt, ſo friſch, als ſie ſolche legen, und ſie in der Küche gebrauchen; denn es iſt beſſer, hiervon einen Nutzen zu haben, als daß die Jun-

gen erfrieren, welches oft zu der Zeit geſchieht, wenn die Alten ſie nicht mehr decken oder bedecken können. Um aber die Alten, denen man die Eyer weggenommen hat, nicht krank zu machen, weil dadurch, daß man ihnen den Bruttrieb oder die Hitze zurücktreibt, mancherley Unfälle entſtehen, ſo laſſe man ſolche einmal dazwiſchen brüten, und füttere ſie gut. Das Wegnehmen der Eyer geſchieht auch bei ſchon alten Tauben, um ſie rein und zum Fluge zu erhalten; man legt ſie dann ſchlechtern Tauben zum Ausbrüten unter, und wenn man dieſes einigemal wiederholt, ſo werden die Alten öfter legen, und man bekommt zuletzt einen ſchönen Flug. Die ſchlechten Tauben ſind daher zur Zucht und zum Brüten den guten vorzuziehen.

Wartung und Pflege der Tauben, um ſie geſund und munter zu erhalten. Da ſchon oben, S. 610 u. f., von den Nahrungsmitteln und dem Getränke der Tauben, und ſo auch noch von einigen andern darauf Bezug habenden Sachen die Rede geweſen iſt, ſo kann hier nur noch im Allgemeinen Einiges über die Aufrechthaltung der Geſundheit der Tauben durch eine gehörige Pflege geſagt werden. Die Tauben erfordern, um ihre Munterkeit, Thätigkeit, und ihren Trieb zur Vermehrung zu erhöhen, eine gute, natürliche, von aller Unreinigkeit befreiete Nahrung, reines friſches Waſſer, trockenen Sand, etwas Salz und Salpeter, und Reinlichkeit des Behältniſſes; denn unreine Behältniſſe, ungewöhnliche Nahrung, und der Mangel daran, befördern Krankheiten aller Art, und ſtarker Luftzug ſchadet den Alten und Jungen. Auch der Verluſt der Freiheit iſt ihnen ſchädlich, wenn ſie nämlich die Freiheit ſchon genoſſen haben, iſt dieſes aber nicht der Fall geweſen, ſind es junge im Schlage aufgezogene Haustauben, ſo ſchadet ihnen das Einſitzen nichts, wenn ſie nur frei im Schlage umherfliegen können, und friſche Luft durch Drahtgitter ꝛc. erhalten. Nur bei den Feldtauben iſt das

Einſperren überhaupt nicht gut, ſie müſſen Freiheit haben, wenn ſie geſund bleiben ſollen, um ſo mehr, da ſie an das Suchen ihrer Nahrung auf dem Felde gewöhnt ſind. Läßt man z. B. die eben genannten Tauben zu lange im Schlage, und man öffnet dann einmal den Schlag, ſo vergeſſen ſie vor Freude in Freiheit zu gelangen, Eyer und Junge, eilen ſchnell von der Schlagöffnung hinweg, oft ohne von der Gegend Einſicht zu nehmen, und nur ſolche Tauben, die etwa, wenn die Alten nicht zurück kehren wollen, auf die Schlagſtäbchen ſich ſetzen, bewegen ſolche dann zur Rückkehr. Die Fütterung fremden Perſonen zu überlaſſen, ſoll aus mehr als einer Urſache nicht empfohlen zu werden verdienen, weil dieſe Perſonen nicht genau in der Fütterung ſind, ſondern einen Tag etwas viel, den andern wieder zu wenig geben, ſo daß die Tauben hungern müſſen; dann werden auch die Tauben wild und ſcheu, wenn ſie unbekannte Perſonen ſehen, auch in der Brut geſtört; eben ſo nachtheilig iſt es, wenn Kinder mit auf den Taubenſchlag genommen werden, weil ſolche gewöhnlich die Tauben aufſcheuchen, daran Vergnügen finden, ſie in dem Schlage umher zu jagen, ſie von den Neſtern zu ſtoßen, wodurch die Tauben gleichfalls wild und ſcheu werden, und ſich zu dem Ausflugloche drängen, um in Freiheit zu gelangen. Auch darf man Kinder, wenn ſie auch ſchon herangewachſen ſind, unter keinem Vorwande allein auf den Taubenboden gehen laſſen, weil ſie nichts Gutes angeben, die Tauben herumſtören und von den Neſtern jagen, die Eyer anfaſſen, und die Tauben zu fangen ſuchen ꝛc. — Bemerkt man eine kranke Taube im Schlage, oder eine todte junge, ſo muß man ſie ſogleich aus dem Schlage entfernen. Die Kranke ſetze man in ein beſonderes Behältniß, und warte hier ihre Krankheit ab. Am beſten iſt es, einer ſolchen Taube gleich Erbſen, die in Wermuthbranntwein gequellt worden, zu geben, da dieſes Mittel auf die Wirkungen des Magens gute

Dienſte leiſtet, und oftmals dadurch die Krankheit gehoben wird; läßt man ſie aber unter den übrigen Tauben, ſo kann ſie oft einen ganzen Flug anſtecken, beſonders wenn ſie die genoſſenen Erbſen wieder ausbricht oder ausſpeiet, und das Ausgeſpieene von den andern Tauben begierig aufgefreſſen wird. Läßt man todte junge Tauben zu lange im Neſte liegen, ſo verbreiten ſie einen Aasgeruch, und dieſer iſt den Tauben zuwider; auch ſetzen ſich leicht Würmer und anderes Ungeziefer hinein, die ſelbſt die geſunden Jungen, wenn nicht anfreſſen, welches oftmals auch geſchieht, doch beunruhigen und plagen; daſſelbe gilt auch von den Eyern, die zerbrochen und faul geworden, und alſo auch einen unerträglichen Geſtank verbreiten, der gleichfalls den Tauben ſehr unangenehm iſt.—Man richte ſeine Aufmerkſamkeit hauptſächlich auf die ſchönen, edleren, aber ſchwächeren Arten, und dieſes um ſo mehr, da ſie gewöhnlich des Abfangens wegen mehr beobachtet und häufiger eingekerkert ſind; man gebe dieſen täglich reines Waſſer, worunter etwas Salpeter, der Verdauung wegen, gemengt worden. Das Baden vergeſſe man bei den Tauben nicht, daher ſorge man, daß im Sommer in dem Schlage zu gewiſſen Tageszeiten ein hölzernes Gefäß mit Waſſer ſtehe; das Waſſer darf aber nicht zu kalt aus dem Brunnen hineingegoſſen werden, ſondern man muß es erſt ſtehen laſſen, damit es ſich etwas erwärme, da die ſchon hitzigen Tauben, beſonders an heißen Tagen, wenn ſie gleich in das eiskalte Waſſer kommen, ſich erkälten und den Durchfall erhalten. Das Baden darf aber nur in den heißen Tagen geſchehen, bei kalten Tagen, trübem oder Regenwetter iſt ſolches nicht nöthig. Beim Regenwetter kann man die gewöhnten Tauben aus dem Schlage laſſen. Regeln zur Wartung ſind noch: 1) Man trage die Tauben beim Einkaufe nicht in einem allzu groben leinenen Sacke, damit die Augen derſelben durch das Reiben beim Tragen und Gehen nicht entzündet werden.

ſondern bediene ſich lieber eines geſtrickten und nicht zu kleinen Sackes nach Art der Fiſchhamen, damit die Tauben wenigſtens freie Luft haben, und den Kopf durch die Maſchen ſtecken können. Ohne ſie aus dem Sacke zu nehmen, kann man ihnen leicht friſches Waſſer reichen; auch leiden dabei weniger die Federn. Daſſelbe befolge man auch, wenn man die Tauben irgendwo aufwerfen laſſen will, damit ſie etwas in der Luft umherziehen, auch wohl andere Tauben mit ſich nehmen, und dem Schlage zuführen. — 2) Man vermeide das allzugrobe und heftige Betaſten, und nehme Rückſicht darauf, daß man die Tauben, die man gern haben will, nicht an den Fluggelenken faſſe, oder ihnen ſolche Federn, die ſie zum Fluge gebrauchen, ausreiße. — 3) Sind Tauben durch Koth beſchmutzt, ſo gebrauche man lauwarmes Waſſer beim Reinigen, und laſſe der Gereinigten freien Spielraum, damit ſie ihre Federn ſelbſt wieder ordnen und trocknen kann. Das Beſudeln geſchieht gewöhnlich in unreinen Schlägen, wo man den Taubenmiſt mehrere Tage liegen läßt, und da die Tauben gern in dem Waſſer plantſchen, beſonders beim Baden, ſo wird der Schlag immer an den Stellen, wo das Waſſer ſteht, und ſich die Tauben darin gern aufhalten, naß, auch erweicht der Schmutz, der ſich dann an die Flug- und Schwanzfedern der Tauben hängt, und ſolche verunreiniget und zuſammen klebt, und wenn man dieſes läßt, ſo werden die Tauben zum ſchnellen Fluge unbehülflich, auch nutzen ſich die Federn dadurch ab. Auch ſind die phlegmatiſchen und kränklichen Tauben am meiſten dieſem Beſchmutzen der Flug- und Schwanzfedern ausgeſetzt, weil ſie ſolche immer herabhangen laſſen. Die Reinigung des Schlages, ſo wie der genannten Federn, wo man ſie beſchmutzt findet, ſind ein unerläßliches Bedingniß, um die Tauben geſund zu erhalten. — 4) Wenn *man Tauben in den Städten* einkauft, und ſie mit auf *das Land nehmen* will, ſo laſſe man die Eingekerkerten,

wenn man über Nacht an einem Orte bleiben muß, ja nicht auf einander gepreßt, ſondern verſchaffe ihnen ein Nachtquartier, in welchem ſie ſich ausfedern können. — 5) Sehe man darauf, daß man beim Einkaufe keine Tauben erhält, die an den Füßen beſchädiget ſind, oder deren Füße gebrochen waren, und die man wieder geheilt hat, welches beim Fangen mit der Zange geſchieht, wo dann die Tauben in die Höhe flattern, und da ſie mit der Zange am Fuße feſtgehalten werden, ſo können ſie nicht fortfliegen, und dadurch, wenn ſie nicht gleich aus dem Schauloche gefaßt werden, den Fuß oder das Bein brechen oder es ſonſt verdrehen. Dergleichen Tauben haben Schmerzen an den Füßen, und ſitzen immer traurig auf einer Stelle. Man muß ſie daher beim Einkaufe an den Beinen unterſuchen, beſonders die Rauchfüßigen, ob man keinen geheilten Bruch oder ſonſt eine Verknorpelung bemerkt. — 6) Kauft man Tauben zu den ſchon Eingewöhnten, ſo nähre man ſie gut, und gewöhne ſie dadurch aneinander, daß man unter die Flügel der Alten und Neuen etwas wohlriechendes Oel, z. B. Bergamotöl ſtreicht; auch thut man wohl, daß man die neuen angekauften Tauben einige Tage in den Paarungskaſten thut, ſo daß ſich die Tauben gegenſeitig durch das Gitter ſehen können, und ſo kennen lernen; denn geſchieht dieſes nicht, läßt man ſie ſogleich in den Schlag zu den Andern, ſo werden ſie von den alten Schlagtauben gebiſſen und in dem Schlage herumgetrieben, welches nicht nur Störung veranlaßt, ſondern dadurch wird auch manche Taube von ihren Eyern verſcheucht, indem die fremden Tauben, um ſich zu retten, in oder auf die Neſter fliegen. — 7) Läßt man die Tauben bei großer Hitze heraus, ſo ſorge man dafür, daß ſie auch Waſſer erhalten; man ſtelle daher einen Napf mit Waſſer auf das Futterbrett, wenn es Flugtauben ſind, bei den Hoftauben hat man dieſes nicht nöthig, da ſie auf dem Hofe Waſſer finden, indem immer Sauſnäpfe auch für das

übrige Federvieh auf dem Hofe ſtehen; auch bei dem Brunnen immer Waſſer in den Vertiefungen zu finden iſt. Dieſe Vorſicht vergeſſe man bei den Flugtauben, überhaupt bei allen Tauben, nicht, welche nicht auf den Hof herabfliegen, ſondern ſich auf den Dächern aufhalten, und im Schlage gefüttert werden. — 8) Vor dem Ausjagen der Tauben, füttere man ſie (man müßte denn andere Urſachen dabei haben, um ſie z. B. wieder ſchneller in den Schlag zu bekommen), und reiche ihnen Waſſer; denn junge Tauben könnten leicht verführt werden, des Futters wegen auf andere Schläge zu fliegen, und daſelbſt gefangen werden; auch iſt es ſchon darum beſſer, daß ſie gefüttert werden, damit ſie nicht heißhungrig in den Schlag zurückkehren, dann über das ausgeſtreuete Futter herfallen, und krank werden, indem ſie zu viel mit einmal ſchnell hineinſchlingen, ohne dabei gehörig zu ſaufen, wodurch ſie ſich Schaden thun; denn oftmals bekommen die Tauben dadurch die Abzehrung, und man weiß oft nicht die Urſache dieſer Krankheit, die doch nur in der ſchnellen Befriedigung des Heißhungers liegt. — 9) Laſſe man die Flugtauben nicht zu lange fliegen, weil ſie dadurch zu ſehr ermüden würden; thun ſie es von ſelbſt, bewegen ſie ſich lange in der Luft, beſonders an kühlen angenehmen Abenden, nach der Tageshitze, ſo kann man ſie fliegen laſſen, ohne ſie durch andere ausgeworfene Tauben herabzulocken, iſt dieſes aber nicht der Fall, ſo beobachte man die gewöhnliche Zeit, in der man ſie fliegen läßt, und laſſe ſie dann anfallen. Selbſt das öftere Abjagen der Tauben, oft nur um des Gewinnes von einer Taube willen, iſt nicht zu empfehlen; denn dieſes geſchieht oft bis es ganz dunkel zu werden anfängt, und dennoch erreicht man ſeine Abſicht oftmals nicht, indem die Taube wieder abzieht, oder auf den Hohlſteinen oder dem Schornſteine ſitzen bleibt, und man hat die eigenen Tauben auf eine Weiſe durch das ſtete Abjagen ſo ermüdet, daß ſchwächliche Tauben dar-

über leicht erkranken können. Um ein Paar Tauben zu erhaſchen, iſt eine ſolche Anſtrengung der eigenen Tauben gewiß nicht werth, ja oftmals verliert man noch dabei, indem man junge Tauben mit hinausläßt, auch wohl erſt neu dazu gewöhnte, auch ſchläfrige, die dann auch auf dem Dache zur Geſellſchaft der Fremden ſitzen bleiben, und von den Katzen oder andern Thieren getödtet oder verjagt werden, ſo, daß man ſie am Morgen nicht wieder findet. Wer ſeine Tauben des Vergnügens wegen hält, wird auf den Fang von einer Taube gewiß nicht bedacht ſeyn.

Krankheiten der Tauben. Wie alle Thiere, hauptſächlich die Vögel, durch Zähmung und Verzärtelung ſchwächlich gemacht werden, ſo ſind es auch die Tauben, obgleich ſie noch mehr Freiheit genießen, als die übrigen Vögel, die ihr enges Behältniß, Käfich oder Bauer genannt, ſo lange ſie leben nicht verlaſſen; ſie müßten denn zufällig demſelben entſchlüpfen. Die Krankheiten der Tauben werden größtentheils durch ſchlechtes Futter, nicht gehöriges reines und friſches Getränk, durch Mangel an Badewaſſer, zu engen Schlägen, wo eine zu große Anzahl Tauben aufeinander gehäuft ſind, ſo daß ſie ſich nicht gehörig bewegen können, und der viele Miſt die Hitze und den Geſtank darin erhöhet, beſonders da der Taubenmiſt, wenn er einige Tage gelegen hat, ſehr ſtrenge wird, und einen die Luft beengenden oder zuſammenziehenden Geruch verbreitet, beſonders wenn er trocken aufgerührt wird, durch Unreinigkeit des Stalles oder Schlages, Mangel an reinem Sande, auch Salze ꝛc., erzeugt. Aus dieſen angeführten und noch mehreren Urſachen entſtehen nun die mancherlei Krankheiten, womit die Tauben geplagt ſind, und von denen einige den Tod zur Folge haben. Wenn geſunde Tauben ſtets heiter, muthvoll, lebhaft, reinlich und glatt am Körper anliegende Federn haben, ihnen weder die Luſt zum Freſſen und Saufen, noch das Hörenlaſſen der Stimme man-

gelt; ſie lebhafte Augen, und überhaupt am ganzen Körper ſo gebildet und ausgeſtattet ſind, daß man ihre Kerngeſundheit gewahrt, ſo ſind dagegen die kranken Tauben beim Anfange der Krankheit muthlos und verdroſſen; ſie ſträuben die Federn, ſtecken den Kopf zwiſchen die Flügel, zeigen eine Mattigkeit des Körpers, indem ſie oft lange auf einer Stelle ſitzen bleiben, äußern wenig oder gar keine Freßluſt, baden ſich nicht, ſcheuen ſelbſt das Waſſer, und zeigen bei der Zunahme der Krankheit nicht nur Froſt, ſondern, wenn ſie freſſen, eine Begierde und Heißhunger, wobei man glauben ſollte, daß ſie anſetzen und fett werden müßten; allein ſie ſtreuen das Futter mehr herum, als daß ſie es verzehren, während ſie nach und nach aus Mattigkeit an der Abzehrung ſterben. Während der Krankheit ſelbſt iſt der Kropf aufgetrieben, das Athmen geht ſchwer, die Badeluſt iſt vergangen, die Federn nehmen Schmutz an, verlieren ihre Reinlichkeit, da die Tauben auch die größte Unluſt zeigen ſich zu putzen oder zu reinigen, das Ungeziefer ſtellt ſich ein, und quält und plagt die kranken Thiere, raubt ihnen den ſchon geringen Schlaf; die Augen werden matt, der Rachen gelblich, und ſo ſieht man dem Krankheitszuſtande ſo lange zu, bis die Tauben ſich entweder beſſern, und allmählig eine Veränderung des Zuſtandes eintritt, oder dieſer ſchlimmer wird, und die Tauben darauf gehen. Dieſes ſind die Zuſtände der zahmen oder Hanstauben, die wilden Tauben ſind weniger dieſen Krankheiten unterworfen, wogegen ſie zum Theil die Freiheit ſchützt, zum Theil auch der weniger unnatürliche Zuſtand in der Fütterung, wobei mancherlei Unordnungen bei den zahmen Tauben vorfallen. Wenn Tauben zu lange eingekerkert ſind, Mangel an Bewegung, friſcher Luft und Sonnenwärme haben, ſoll der Magen leiden und ſie Schwäche und Abzehrung erhalten. Hier ein Regiſter der Taubenkrankheiten und deren Behandlungsort. — 1) Die Darrſucht, Dörrſucht oder die Ab-

zehrung, auch wohl Pips genannt. Die Kennzeichen dieſer Krankheit ſind: die Tauben nehmen ab, werden traurig, träge, bleiben auf einem Flecke ſitzen, ſträuben die Federn in die Höhe, freſſen ungern, und wenn es geſchieht, mit einem Heißhunger, als wollten ſie Alles verzehren, was ausgeſtreuet worden; ſie wanken im Laufe, bekommen eine gelbliche Farbe um die Augen, um den Schnabel, und auf der Zunge, ſo wie an den Enden des Mundes. Die Urſachen ſind: unnatürliche verdorbene Nahrung, ſchlechter Magen, ſchlechte Verdauung, langes Einkerkern, zuweilen Verſtopfung der Fettdrüſe oder Zurücktretung des in dieſen Drüſen befindlichen Saftes oder Oeles, weshalb die Tauben nicht ins Feld fliegen, und die Haustauben nicht aus dem Schlage gehen, mit dem Schwanze beſtändig wedeln, und die Drüſe zu öffnen verſuchen. Auch Erhitzung, Erkältung und Mangel an Futter iſt oft Urſache dieſer Krankheit. Die beſten Heilmittel ſind: Wiederherſtellung der Verdauungswerkzeuge durch Reichung guter Nahrung, z. B. Erbſen, Wicken ꝛc., indem man dieſe Früchte in Wermuthbranntwein einweicht, und ſie ihnen vorwirft; auch in Oel (Baumöl), dabei aber die kranke Taube warm hält, und ins Saufnäpfchen etwas Safran, Roſt von Eiſen oder Zimmet legt, damit die Eingeweide und der Magen erwärmt werden. Man kann auch die Drüſe behutſam öffnen, indem man die Kuppe mit einer feinen Scheere abſchneidet, die Unreinigkeit herausläßt, und einige Tropfen Oel (Baum-, Nuß- oder Mohnöl) darauf tröpfelt. Die Tauben, die mit dieſer Krankheit befallen werden, müſſen aber ſogleich von den Uebrigen getrennt werden, da ſie anſteckend iſt, indem ſie oftmals das Genoſſene wieder ausſpeien, und ſolches die andern Tauben begierig einſchlucken, und auch ſogleich von dieſer Krankheit befallen werden. Man reiche ihnen, ſobald man gewahrt, daß die Krankheit eine Wendung zur Beſſerung erhält, reine kleine Erbſen oder etwas Hanf,

und frisches reines Wasser; lasse zuweilen frische Luft in das Behältniß, worin man sie hält, streichen, und sobald eine Taube in der Besserung Fortschritte macht, nicht mehr das Futter ausspeiet, so thue man sie wieder zu den Uebrigen, oder wenn man noch ein besonderes Behältniß hat, so in dieses, damit sie nicht wieder zurückfällt in der Gesellschaft der noch kranken und speienden Tauben. Beobachtet man diese Vorsicht, besonders gleich anfangs, wie man bemerkt, daß diese Krankheit auf dem Wege ist, so wird man manche Taube retten. Oft ist dieses Uebel endemisch, kehrt alle Jahre zurück, und hauptsächlich in der warmen Jahreszeit; es ist daher nöthig, alle Aufmerksamkeit darauf zu verwenden, um es nicht einreißen zu lassen, und gleich die erkrankten Tauben von den gesunden zu trennen, so wird man das Uebel gewiß ganz heben, und so, daß es nicht wieder kehrt, wenn man in der Jahreszeit, wo die Hitze groß ist, für reines Wasser, gesundes Futter, und frische Luft in den Schlägen Sorge trägt.—2) Der Katarrh, Pips auch Sipf genannt. Die Kennzeichen sind: eine Verhärtung des obersten Zungenhäutchens, verstopfte Nasenlöcher; die Schnabelwurzel ist gelb, die Federn, besonders auf dem Kopfe, aufgesträubt, dabei die Hitze und Trockenheit der Zunge, das Aufsperren des Schnabels, zuweilen Convulsionen und Niesen verursacht. Die Ursachen sind: schlechte kothige und verstockte Nahrung, faules Wasser, und Unreinlichkeit des Behältnisses, Erkältung beim Baden, wenn ihnen in der Hitze zu kaltes eisiges Wasser gereicht wird. Die Heilung geschieht, indem man das Häutchen von hinten nach vorne behutsam abzieht, und durch die Nasenlöcher, wenn man eine Verstopfung verspürt, oder eine Ansammlung von Unreinigkeiten, eine kleine Feder, ein Roßhaar oder einen Strohhalm zieht. Man gebe der Kranken etwas Butter, Pfeffer, Knoblauch, Thee von Ehrenpreis, weißen Rübsamen, Zucker in Wasser aufgelöset, wodurch nicht nur

die Ausdünſtung der Zunge wieder vor ſich geht, ſondern auch der zur Verdauung nöthige Zungenſchleim wieder zum Vorſchein gebracht wird, wodurch die Luſt zum Freſſen entſteht. Befindet ſich ein wunder Fleck im Halſe oder am Kopfe, ſo beſtreiche man ſolchen mit warmem Waſſer oder mit lauem Oele. Mit dieſer Krankheit iſt nahe verwandt: 3) Der Schnupfen oder das Schnuppen, wovon die Kennzeichen ein beſtändiges Nieſen und Schütteln mit dem Kopfe ſind. Die Urſachen ſind hierbei die vorigen, beſonders Erkältung, und die Heilmittel: Provenzeröl, Bruſtthee von Ehrenpreis, Engelſüß, Safran im Waſſer, auch etwas Isländiſches Moos, entweder zum Trinken gegeben, oder eingetröpfelt. — 4) Die Darre oder Verſtopfung der Fettdrüſe, auch Dörrſucht, Darrſucht genannt. Die Kennzeichen ſind: die Verhärtung des auf dem Steiße geſchwürartigen Bläschens, das mit einer ſchmierigen Feuchtigkeit angefüllt iſt, welches zum Einſchmieren der Federn dienen ſoll; ſ. Steißdrüſe, Th. 173, S. 72 u. f. Iſt nun bei der Verhärtung das Bläschen gelb und angeſchwollen, und hat daſſelbe einen ſchwarzen Streif in der Mitte, ſo hat die Taube dieſe Krankheit; ſie ſträubt die Federn, und verliert ſie, indem ſie ganz trocken ausfallen; ſie beißt beſtändig an der Drüſe, die oftmals ganz braungelb und brandig wird, wobei ſich die Federn emporſträuben. Die Urſache iſt eine Verſtopfung und Verdorbenheit des Oels. Sowohl durch die Verhärtung und Verſtopfung dieſer Drüſe, als auch durch den Ueberfluß des Saftes, wobei die Gährung eitert, werden die Nieren angegriffen, und es entſteht eine brandige Entzündung. Oftmals beißt ſolche der Vogel ſelbſt auf, wenn dieſes aber nicht geſchieht, ſo muß man ſie ſelbſt öffnen. Die Erweichung geſchieht mit ungeſalzener Butter, Schmalz, Oel, oder Beſtreichung mit einer Salbe von Silberglätte, Bleyweiß, Wachs und Baumöl, ſo wie das

Ausrupfen der Schwanzfedern beſonders dem Aufſtechen und Aufſchneiden vorzuziehen iſt, da Letzteres oftmals die Drüſe zerſtört, und in der Mauſerzeit dem Vogel die Fettigkeit zum Oelen und Einſchmieren der Federn benimmt, und höchſtens nur, wenn es hellgelb iſt, und eine Blutader hindurch geht, behutſam aufgeſtochen und mit Zuckerwaſſer oder Salz ausgewaſchen werden muß. — 5) Die fallende Sucht, Fallſucht, Epilepſie. Die Kennzeichen ſind, daß die Taube von dem Stabe, auf welchem ſie ſitzt, herabfällt, ſich auf dem Boden wälzt, und mit den Flügeln um ſich ſchlägt; auch ſperrt ſie zuweilen den Schnabel auf, und bleibt nach der Bewegung einige Minuten liegen; fängt dann wohl wieder an, ſich auf dem Rücken fortzuwälzen, und mit den Flügeln zu ſchlagen, bis ſie erſchöpft liegen bleibt; man kann ſie dann behutſam greifen und aufrichten, welches man aber nicht während des Ausbruches der Krankheit, der Konvulſionen, thun darf, indem ſie da zu erſticken pflegen, oder wenn man ſie ja greift, ſo muß ſolches behutſam, an dem hintern Theile des Körpers geſchehen, damit man die Bruſt und den Hals nicht berührt. Als Urſache führt man einen übermäßigen und unbefriedigten Naturtrieb an, Weichlichkeit und Verzärtelung, Furcht, Schrecken, Erzürnen und Zugluft. Ein gutes Heilmittel ſoll ſeyn, ſie in eiskaltes Waſſer zu tauchen, ihnen die Klauen zu beſchneiden, daß ſie bluten, dabei ihnen einige Tropfen Leinöl oder Bruſtthee einzuflößen, oder ſie mit lauwarmem rothen Weine zu beſprengen. Als Abführungsmittel ſoll Weizen in Kphl mit Lattich dienen. — 6) Die Windſucht oder Blaſenkrankheit, bei der als Kennzeichen der Leib ſich aufbläht, der Kropf ungewöhnlich groß wird, und nach und nach nimmt eine mit Luft angefüllte durchſichtige Blaſe den ganzen Körper ein, und wird ſteif wie eine Trommel. Als Urſache wird Erkältung, langes Einſperren, faules Waſſer, ſchlechtes und übermäßiges Fut-

ter, beſonders bei Jungen, die man in der Stube auffüttert, angegeben. Um dieſes Uebel zu heilen, ſo öffne man die Blaſe mittelſt einer feinen Nadel, die Luft geht heraus, die Blaſe ſetzt ſich und vergeht bei dem Warmhalten des Vogels ohne Nachtheil für die Geſundheit deſſelben. Einige Tropfen Branntwein eingegoſſen ſollen gut ſeyn. — 7) Die Verſtopfung hat als Kennzeichen, daß die Taube den Unterleib herausdrängt, und ſich alle Mühe giebt, dem Unrathe Abgang zu verſchaffen. Der Koth iſt kleberich, und füllt die Gedärme ſtark an. Man kann hier als Urſache annehmen: Veränderung oder Wechſel der Nahrung, wenn man z. B. von Gerſte zu den Erbſen übergeht, oder von den Wicken zum Weizen ꝛc.; dann auch eine unnatürliche Nahrung und Veränderung des Klimas. Als Heilmittel nehme man reine friſche Butter, von Buttermilch und Unrath befreiet, und ſetze ſie den Tauben auf einen kleinen Teller vor; auch einige Tropfen Leinöl eingegeben, bewirken ein Gleiches im Nothfalle; auch ſchmiere man mit dieſem Oele den After, wie man gewöhnlich thut, wenn das Eyerlegen erſchwert iſt; man kann dieſes mehrere Male mit einer zarten Feder thun, die man in Baumöl taucht. Wo aber an einem Theile ſchon Hitze eingetreten iſt, da darf man das Baumöl nicht zu kalt anwenden, ſondern muß es erſt etwas erwärmen. Man kann auch eine zarte Federſpule, nicht viel dicker, als eine Stecknadel, mit Oel beſtreichen, und ſie in den Darmkanal ſtecken. — 8) Der Durchfall, auch Kalkſchiß genannt. Die Kennzeichen ſind: kalkartige weiße Excremente, die dünn ſind, dabei doch eine ſolche Klebrigkeit beſitzen, daß ſie die Afterfedern weiß und grünlich beſchmieren, zuſammenkleben; auch wird zuweilen, wenn er anhält, der Maſtdarm davon entzündet, welches tödtlich iſt. Als Urſache giebt man eine unverdauliche mit Staub vermiſchte Nahrung und Unreinigkeit des Käfichs an; auch Erkältung iſt oft die Urſache. Man kann

dieſer Krankheit vorbeugen, wenn man den Thieren bald die Afterfedern wegſchneidet, und ihnen den After mit Oel beſchmiert, welches der Entzündung vorbeugt, und kühlend iſt. Ein Klyſtier mit Leinöl, Kümmel, Kalmus- und Tormentillwurzel geſtoßen und in Butter eingegeben; Roſt ins Waſſer, wozu man verroſtete Nägel gebrauchen kann, die man ins Trinkwaſſer wirft; eingeweichter Weizen, mit Backofenlehm und Häringslake angemacht, vermindert die Unverdaulichkeit, die mehrentheils die kaum ausgeflogenen Jungen oder lange eingeſperrten Alten befällt; eben ſo rother Wein. Andere nehmen Quitten- und Melonenkerne, das Gelbe eines Eyes, und ſchmieren den Burzel damit ein, oder nachdem ſie die Federn ausgeriſſen haben, mit Mandel- und Leinöl, oder reiner Butter. — 9) Die Waſſerſucht, hat als Kennzeichen, daß der Hinterleib oder der Bauch bis zum After anſchwillt, und ſich gleichſam als eine glänzende Blaſe zeigt, und wenn man die Geſchwulſt anfaßt, ſo fühlt man das in der Haut eingeſchloſſene Waſſer, welches man hin- und herſchieben kann. Die Urſache ſind ſchlaffe Fiebern und viel Blutwaſſer, welches nicht mehr gut durch die natürliche Tranſpiration abgetrieben werden kann, und ſich daher zwiſchen der Haut und dem Fleiſche ſammelt; es befällt gewöhnlich ſchon alte Tauben, deren Abſonderungsgefäße im Körper nicht mehr die Kraft haben, das Ueberflüſſige fortzuſchaffen, daher Verſtopfungen ꝛc. Die Heilung geſchieht entweder durch geſchicktes Abzapfen des Waſſers, indem man an irgend einer paſſenden Stelle eine Oeffnung macht, und ſo das Waſſer vermittelſt eines Bandes, welches man um den Leib zieht, herauspreßt, und dann die Wunde ſchließt; indeſſen iſt dieſer Schnitt zum Oeffnen bei alten Tauben immer gewagt, da ſie dadurch leicht getödtet werden können, und doch iſt es das einzige Mittel, welches hier angewendet werden kann. Nach dem Ablaſſen des Waſſers muß man der Taube

gute erwärmende Nahrung reichen: Hanf, Wicken in Wein aufgequellt, desgleichen Erbsen, wenn sie rein und gut sind, nicht die gewöhnlichen Futtererbsen, die oftmals sehr unrein sind; auch kann man Zimmet in Wasser einweichen, und ihnen dieses zum Trinken vorsetzen, damit sich wieder Leben und Thätigkeit im Körper verbreite. — 10) Die Bruchkrankheit. Die Kennzeichen dieser Krankheit sind: ein magerer Leib, dabei durchsichtig, aufgeblasen, voll rother Aederchen, wobei die Gedärme sich tief bis zum After senken, schwärzlich sind und verwickelt scheinen. Als Ursache dieser Krankheit führt man Unverdaulichkeit und eine daher entstehende Entzündung und Erhitzung der Gedärme an, verdorbenes Futter, grüner Hanf. Zur Heilung wird empfohlen Alaune in Wasser zu zerlassen, und es ihnen vorzusetzen; dann sparsame, einfache Nahrung; Salz und altes Eisen ins Getränk gethan; auch Süßholz, Engelsüß ꝛc. ist dagegen gut. Man kann auch mit einer mit Oel bestrichenen Nadel in den Darmkanal fahren, und damit dem Kothe Luft machen. Eine andere Art des Eyerlegens kann tödlich werden. Beim Weibchen bleibt nämlich oft im Eingange ein Dotter sitzen, an ihn hängen sich andere an, und bilden endlich einen Sack, der, wenn er verhärtet, den Tod befördert. — 11) Das Schwitzen über den Eyern, auch die Schwitzsucht genannt. Die Kennzeichen sind der während der Brütezeit nasse Unterleib der Taube, wobei die Federn aufgewühlt und klebricht sind; da der Körper unten schwärzlich ist, so wird sie auch schwarze Krankheit genannt. Als Ursache führt man ein zu festes Sitzen auf den Eyern an, und dann das Brüten in dumpfigen und an Luft Mangel habenden Nestern. Es tödtet die Jungen innerhalb acht Tagen, oder macht sie schwächlich; es ist jedoch bei den Tauben selten. Die Heilung besteht in täglichem Waschen mit Brunnenwasser, und Abtrocknen mit einem Tuche, oder an der Sonne täg-

lich einige Male. Auch Salzwasser soll anwendbar seyn, und feingepulvertes, gebranntes Elfenbein aufgestreut, soll das baldige Trockenwerden befördern. Diese Krankheit ist ansteckend und tödtlich, sobald die schwarze Krankheit daraus entsteht, in welcher die Haut ganz schwarz wird. — 12) Die Blattern oder Pockenkrankheit zeigt sich durch einen äußerlichen Ausschlag, den die Natur von innen hervortreibt, und der in kleinen eiternden Geschwüren besteht. Besonders kommt diese Krankheit bei jungen Tauben vor, wenn sie aus dem Neste zu gehen anfangen, und zum Theil schon befiedert sind. Diese Pocken zeigen sich hauptsächlich um den Kopf herum, an dem Halse, auf und unter den Flügeln ꝛc. ꝛc., manchmal nur in einem geringen Grade, manchmal auch in einem starken, indem sie dicht zusammensitzen, und ein eckelhaftes Ansehen durch den Eiter, den sie von sich geben, darbieten. Diese Krankheit zeigt sich besonders in den heißen Sommertagen, und rafft viele Junge fort, wenn man nicht gleich dazu thut. Als Ursache führt man an: unreines Wasser, den Genuß des unreifen und neuen Getreides, welches man daraus gewahrt, daß diese Krankheit sich gewöhnlich vor der Erndtezeit bei den Feldtauben einstellt; denn haben die Tauben, ehe noch die Körner reif sind, aus Mangel an Futter die unreifen Körner von den Halmen genossen, so bekommen sie diese Krankheit; haben dagegen die Tauben alte gute Körner von ihrem Besitzer bekommen, so, daß sie durch Hunger nicht gezwungen worden unreife Körner zu fressen, so ist diese Krankheit selten. Dieses kann man jedoch nicht immer als Ursache angeben, da oft auch Haustauben, die mit den Feldflüchtern in keine Berührung kommen, diese Krankheit haben. Es läßt sich bei dieser Krankheit nicht viel thun; reines, gutes und nahrhaftes Futter und reines Wasser, sind die besten Mittel dagegen. Zum Einschmieren der Blattern kann man ein süßes Oel nehmen; Nußöl, Mohnöl, Mandelöl, auch

Baumöl, das man mit einer feinen, nicht harten Feder aufſtreicht, welches zum Abtrocknen hilft. — Auch 13) die Krätze, von der die Tauben zuweilen befallen werden, behandelt man auf dieſelbe Weiſe. Man nimmt zum Einreiben auch Fett mit Attichwaſſer vermengt, und ein Bad von Salzwaſſer. — 14) Die Heiſerkeit zeigt ſich durch Mangel der Stimme, oder einen ungewöhnlich rauhen, dabei unangenehm piependen Ton. Die Urſache ſoll die Mauſerkrankheit ſeyn, verbunden mit einer ſchlechten Wartung und Pflege. Als Heilmittel räth man Butter und einen Bruſtthee an; zuweilen kommt auch die Stimme von ſelbſt, und dieſes Letztere kann man gewiß annehmen. — 15) Das ſchwere Athmen zeigt ſich durch erſchwerendes Athemholen, verbunden mit ziehenden, pfeifenden Stöhnen und Lauten, als wenn ein Menſch ſterben wollte. Die Urſache ſoll ein verdorbener Magen ſeyn, und das Heilmittel Zwieback und Körner in Wein eingequellt, und feines Oel eingelaſſen. — 16) Die Magenſchwäche, giebt ſich durch Unluſt zum Freſſen, Traurigkeit und Aufſträuben der Federn zu erkennen. Die Urſache ſoll ein verſchleimter Magen durch unnatürliches Futter ſeyn, und die Heilmittel: trockner Sand, Salpeter und Lehm, alter Wein mit etwas China oder Zimmet, Saffran. — 17) Das Podagra oder Zipperlein zeigt ſich durch geſchwollene Füße und ungewöhnliche Röthe daran, und ſo auch durch ſteife Füße, wenn ſolches nicht bei Flugtauben durch das Kneifen beim Fangen geſchehen iſt, wo dann auch die Füße angeſchwollen ſind, oder anſchwellen. Iſt es die in Rede ſtehende Krankheit, ſo iſt die Urſache Verkältung, erfrorene Glieder, feuchte, unreine Schläge, auch wohl das Alter. Das beſte Mittel bei dieſem Uebel iſt ein warmer Schlag, geſundes Futter, und die Füße mit Hühnerfett oder ungeſalzener Butter zu beſtreichen. Uebrigens ſoll dieſes Uebel ſchwer zu heilen ſeyn. — 18) Die Schnabelkrank-

heit, sie zeigt sich durch einen blassen Schnabel, der dabei höckrig ist; daher eine gickſende Stimme, weshalb diese Krankheit auch Gickſenkrankheit genannt wird. Der Kopf ist aufgelaufen, und so auch die Füße. Es zeigen sich Beulen, besonders in der Nähe oder Gegend der Schnabelwurzel, die sich zuweilen füllen und aufbrechen. Die Urſache ist Ansteckung, Unreinlichkeit im Fraß und Halten, langer Aufenthalt in der Stube, Alter. Als Heilmittel gebrauche man Schweinfett mit etwas Salz. — 19) Die Auswuchskrankheit, welche sich durch verlängerte Zehen und einen verlängerten Schnabel zu erkennen giebt, indem die Klauen und die Hornspitze des Schnabels krumm und ungewöhnlich lang sind, und daher am Gehen und Freſſen hindern. Als Urſache giebt man an: einen langen Aufenthalt in kleinen Wohnungen, wo die Bewegung mangelt, und durch das Laufen die Klauen nicht abgestumpft werden; theils ist aber auch das weiche Futter und das Alter der Thiere die Ursache. Diese bleiben daher gern hangen, brechen die Füße, und können wegen der Spitze des Schnabels die Körner nicht gut aufleſen, besonders wenn derselbe sich kreuzt. Dieſelben Heilmittel wie bei Nr. 17. — 20) Die Erkältung zeigt sich durch die verlorne Munterkeit, Unluſt zum Freſſen, Aufſträuben der Federn, Fröſteln ꝛc. Die Urſache ist ein kalter und dumpfer Aufenthaltsort und anhaltende Näſſe. Die Heilmittel sind: Absonderung von den übrigen Tauben, Wärme, und kleingeschnittenes Semmelbrod mit gutem warmen Weine oder Honig vorher angefeuchtet, und solches auch als Trank hingestellt. — 21) Der Huſten zeigt sich durch öfteres Nieſen und Schütteln mit dem Kopfe, und die Urſache ist wie bei der Erkältung, auch zuweilen Steckenbleiben einer Walze im Schlunde. Die Heilmittel sind: Butter mit Honig, Zucker und Wärme. — 22) Die Kopfkrankheit, der aufgeſchwollene feſte Kopf, der sich durch eine be-

ſondere Dicke auszeichnet, indem er faſt vierkantig erſcheint. Die Urſache iſt eine hitzige Nahrung, und langes Einkerkern bei ſchlechter, dumpfiger und feuchter Nahrung, in unreiner Stubenluft. Als Heilmittel iſt friſche Luft, Sonnenwärme und gute Nahrung zu empfehlen, auch reibe man die Zunge fleißig mit Salz und Knoblauch, mit Butter oder weißem Thrane. — 23) Die Kropfkrankheit, Käſeſucht, an welcher Krankheit beſonders die Jungen leiden, iſt nicht leicht zu heilen. Die Kennzeichen ſind: die Tauben ſind verdroſſen, die Augen bleich, und haben mehrentheils ein wäſſriges Anſehen; dabei hat die Taube Froſt, und keine Freßluſt, ſie athmet ſchwer, der Kopf iſt aufgetrieben, und die Taube hat keinen Schlaf. Die Alten können nicht immer ätzen, und das Geätze bleibt im Vorſchlunde ſtecken. Dieſe Käſe in dem Kropfe oder vielmehr in dem Schlunde, können anfangs vermittelſt eines Meſſers von der Zunge oder der ſogenannten Schlundöffnung abgedrückt und abgeſchabt werden. Die Urſache bei dieſer Krankheit ſoll das den Tauben den Winter über oder hindurch gegebene Kartoffelfutter ſeyn, beſonders durch ſchlechte, wäſſerige, erfroren geweſene, mehrere Tagelang geſtandene, wohl gar verſchimmelt geweſene, ſtark verſäuerte, übelriechende, und damit gefütterte Kartoffeln. Man nennt auch dieſe Krankheit Magenkrankheit, weil ſie durch ſchlechte Nahrungsmittel zuerſt im Magen entſtanden iſt, und darin ihren Sitz hat, und durch Zunahme dieſer Zufälle der Magen von dem Kropfe keine Speiſe mehr zur Verdauung aufnehmen will, noch kann. Dieſe Krankheit hängt demnach von dem Freſſen ſchlechter Fütterungskörner ab, und kann früher oder ſpäter eintreten, und ehe man es ſich denkt, andere damit angeſteckt finden, zumal wenn man Tauben erkauft, die im Winter von den Händlern ſchlecht gehalten worden ſind. Einige geben den Gypſen der Felder und des Samens Schuld, Andere dem Dünger der Schafe, und der Aberglauben

fügt noch andere Dinge hinzu. Mit größerem Rechte rührt sie wohl von der Unreinigkeit im Schlage her, dem Futter der Alten mit sandigem und staubigem Schnabel, beim Mangel frischen Wassers und dem ungleichzeitigen Füttern bei nasser Jahreszeit. Auch haben die Jungen von denen gern Kröpfe, die noch unerfahren in der Fütterung sind. Diesen letzten Meinungen kann man deswegen gern beipflichten, weil oftmals ein Paar nichts als kröpfige Junge bekommt, während ein anderes Paar nur selten dergleichen Junge hat; nur ist es auffallend, daß in den Jahren, in denen viele Schafe und Schweine fallen, auch gern die Tauben kröpfig werden, woran auch zuweilen starker Honigthau, auf staubiges Futter gefallen, Schuld seyn mag. Als Heilmittel muß man das Zungengeschwür abschaben und wegziehen, wobei man jedoch sehr behutsam umgehen muß, damit man die Zunge und den Schlund nicht zum Anschwellen bringt, worauf Erstickung oder Hungerstod erfolgt. Das Ausschaben hilft zuweilen, wenn man solches bei Entstehung der Krankheit thut, zieht aber oftmals den Tod nach sich, sobald das Geschwür verhärtet. Salmiak, gepulverte Kreide und Spiesglas eingestreut soll oftmals helfen; eben so eine in Milch abgekochte Feige, und solche aufgelegt, oder man koche Anis in Wasser, und lasse die Körner nebst dem Abgusse den Alten und Jungen über. Dieses Alles erweicht die Geschwüre und Kröpfe, wenn nicht solche die Tauben selbst durch Erbrechen und Auswerfen des im Halse oder Kropfe sich befindenden Futters die Geschwüre wegschaffen. Man kann den Kropf aufschneiden, das Geschwür herausnehmen, und behutsam wieder zuflicken und mit Leinöl bestreichen. Guter alter Wein, Wermuthbranntwein und Zuckerauflösung ist gut. Die Krankheit steckt an, und besonders dann, wenn gesunde Tauben dasjenige auflesen, was kranke unverdaut ausgeworfen haben, nämlich scharfe und saure Speisen, welche

durch die außerordentliche Säure und Schärfe den Magen angreift, die Freßluſt benimmt und anſteckt. Wenn eine Taube mit dieſer Krankheit befallen wird, ſo ſchaffe man ſie ab und reinige ihren Aufenthalt. Beim Beginnen der Krankheit muß man die Kranke in ein warmes Behältniß allein bringen, und jeden Fleck, wo ſich etwa ein Auswurf findet, rein abſchaben und waſchen. Man reiche ſparſam Speiſe, damit der Kropf nicht überſättiget werde, und laſſe ſie faſten. Gebe ihnen am andern Tage zuerſt einige Wicken, in gutem reinen Wein aufgequollen, und werfe in das Trinkwaſſer etwas Salz und ein wenig Zucker zur Auflöſung. Zeigt ſich noch keine Freßluſt, ſo gebe man derſelben einen Kaffeelöffel voll guten weißen Weins, oder bade den Kropf damit, und wiederhole ſolches, bis die Freßluſt ſich einſtellt. Wermuthbranntwein mit Zucker erſetzt die Stelle des Weins. Auch werfe man kleine Samenkörner verſchiedener Gattungen in ein reines Gefäß, z. B. Rüb-, Hanf- und Kanarienſamen, Weizenkörner, und laſſe ihr freien Willen. Frißt ſie gern hitzige Körner, ſo ſetze man zugleich etwas ganz warme Butter darneben bei, damit der Verſtopfung vorgebeugt wird. Junge Tauben ſtellt man ſchwerer wieder her, als alte, die einer längeren Wartung und Pflege bedürfen. Nach Hebung der Krankheit ertheilt man Futter obiger Art mit etwas Leinſamen gemengt, zuletzt Gerſte, und verſchafft derſelben Freiheit, damit die Bewegung den Appetit vermehrt. Zuweilen bleibt der Taube etwas Unangenehmes im Halſe ſtecken, und ſolches nicht ſelten beim ſtaubigen und unreinen Futter eine Spelze, woher der Huſten entſteht; Butter, Butterbrod und Waſſer, mit reinem Honig vermiſcht, vorgeſetzt, hilft oftmals ſchnell. — 24) Die Federkrankheit, Mauſer, welche alle Jahre, gewöhnlich im Frühlinge und Herbſte, entſteht. Bei derſelben verlieren die Vögel, darunter auch die Tauben, ihre Federn, und wechſeln dieſelben gegen neue. Im Frühjahre iſt die

Mauſer nicht ſo ſtark, als im Herbſte, indem zu dieſer Zeit nur die kleinen Federn wechſeln, ausfallen, während im Herbſte die großen, Flügel- und Schwanzfedern, ausfallen, und von neu nachkommenden verdrängt werden. Die Krankheit ſelbſt tritt oft früher oder ſpäter ein, und gewöhnlich nach der Brützeit. Im Freien geht ſie ſchneller vorüber, als in der Gefangenſchaft. Die Taube verliert viele Kräfte, und die Witterung hat bedeutenden Einfluß auf dieſelbe. Zuweilen ſtellen ſich linſengroße weiße Fleckchen auf der Haut ein, die wie Schuppen abfallen, und dabei Jucken und Beißen verurſachen. Das Ausfallen der Federn geht Stufenweiſe, und die Farben derſelben werden bei den Tauben auch oftmals bedeutend heller; ſie bekommen eine andere Farbe. Die Krankheit iſt mit Schmerzen verbunden, und würde, wenn ſie auf einmal einträte, wie es doch oft der Fall iſt, dem Thiere tödlich ſeyn, beſonders da die Entblößung auch Entkräftung nach ſich zieht, und Wind und Kälte die gefährlichſten Feinde ſind, der Mangel an Federn auch den Flug hindert, und wenn noch Mangel an Nahrung eintritt, ſo iſt die Taube mehr als jemals eine Beute des Raubvogels. Auch die jungen Tauben, beſonders bei der erſten Mauſer, haben viel auszuſtehen, und ſterben häufig an der Federentwickelung, hauptſächlich, wenn beim Kielen oder Durchbrechen der Federn, Kälte und Wind ins Behältniß treten, und die Tauben viel frieren müſſen. Die Heilmittel beſtehen hauptſächlich in dieſer Krankheit in gutem nahrhaftem Futter, Wärme, ſowohl natürliche, als künſtliche, und dabei Ruhe, indem das Angreifen ihnen nicht nur Schmerzen verurſacht, ſondern auch die Federn verkrüppelt. — 25) Die Liebeskrankheit oder das Geilfieber zeigt ſich deutlich nach dem Verlangen eines Gegenſtandes, nach Befriedigung des Geſchlechtstriebes. Die Tauben, die damit befallen werden, zeigen es durch Ruckſen, Gurren und Herumfliegen nach einem Gatten an, wodurch zuletzt,

wenn ihre Bemühungen nicht erhört werden, Abzehrung erfolgt. Oftmals iſt ſchnelle Trennung von einem einmal erkorenen Gatten, Eheloſigkeit und unbefriedigter, aufs äußerſte gereizter und geſtörter Fortpflanzungstrieb, beſonders bei hitziger Nahrung, die Urſache, und die Heilmittel: Begattung, Zerſtreuung, Entfernung vom reizenden Gegenſtande, Freiheit und Bewegung, wenig hitziges Futter. — 26) Verletzungen, Verwundungen. Man unterſuche und ſtreiche den wunden oder ſchadhaften Theil mit Branntwein, Butter, Terpentinöl, Kampher und Seifenſpiritus. — 27) Die Läuſeſucht, welche eine große Beſchwerde für die Tauben iſt, und beſonders ſind diejenigen damit behaftet, welche nicht ganz geſund und ſtark ſind, um die Läuſe ſelbſt abzuleſen. Man findet bei den Tauben, die daran krank ſind, längliche, gelbliche Läuſe, die Federn ſind durchfreſſen, wie von Schaben; die Taube iſt matt und mager, hat keine Ruhe, und beißt beſtändig an den Federn. Die Federn ſind, wie in der Mauſerzeit, nur mit dem Unterſchiede, daß im letztern Falle die Federn mehr ſchopfweiſe ſtehen. Die Urſachen ſind: Unreinlichkeit, Folge der Krätze, langes Einſperren an dunkle und feuchte Orte. Als Heilmittel nehme man Feldquendel in Waſſer gekocht, und waſche die Taube damit. Man bade ſie entweder, oder ſtreiche ſie damit an, oder lege ſolchen in den Schlag, und menge Anisſamen unter den Sand; eben ſo ganz klarzerſtoßenen Kalkſtaub, damit, wenn die Tauben fliegen, derſelbe emporſteigt und ſich in die Federn derſelben ſetzt, wodurch die Läuſe vertrieben werden. Man kann ſolches einigemal wiederholen, wobei man nicht zu ſtark einſtreuen muß, da der Kalk den Augen ſchadet. Dabei reiche man den Tauben reines Waſſer zum Baden und Trinken. Um das Ungeziefer an Stellen, wo ſich die Taube nicht helfen kann, wenn ſie gebiſſen wird, zu vertreiben, ſo nehme man ein wenig fein ausgebrannte Tabaksaſche, vermiſche ein wenig unge-

ſalzene Butter, dergeſtalt, daß die Butter ein ganz ſchwarzes Anſehen erlangt, und beſtreiche ein wenig den Fleck mit dieſer Miſchung, wo das Ungeziefer am ſtärkſten iſt. Eben ſo eine Salbe von Queckſilber und Schweinſchmalz. Während nun die langen, dünnen und gelben Läuſe Grinde verurſachen, und an den länglich durchlöcherten Federn zauſen, kleben ſolche feſt an, und verurſachen Jucken und Plage, ſterben von der Salbe, fallen ab, und man findet ſie im Sande und Waſſer. Andere legen des Abends leinene Tücher in die Schläge, damit das Ungeziefer darunter ſich verberge; allein die Tauben verunreinigen nicht nur das Tuch, ſondern ſie werden auch ſcheu, wenn das Tuch vom Winde bewegt werden ſollte. Sonſt iſt dieſes Tuchlegen nicht unrecht, denn beim Wegnehmen am Morgen ſitzen die Läuſe an dem Tuche und können in die Miſtkute oder an ſonſt einen Ort geſchüttet werden. Andere beſprengen den Schlag mit friſchem und ſtarkem Wermuth oder Quendelwaſſer, oder ſtelle den Tauben ein Gefäß mit dieſer Miſchung hin. Man nimmt nämlich ein Gefäß mit kochendem Flußwaſſer, und kocht darin friſches Wermuthkraut mit Salz vermiſcht; wenn nun dieſes einigemal beim Feuer aufgewallt hat, und iſt es durch Umrühren erkaltet und durch Papier abgezogen, ſo kann man das geläuterte Waſſer aufheben. Man kann auch Flußſand damit befeuchten und ſolches einſtreuen. Aniswaſſer, mit Fenchel, Zucker oder Honig vermengt, iſt ein angenehmer Trank. — 29) **Augenkrankheiten.** Zu dieſen gehören die Geſchwüre und der Grind um die Augen, und dabei ſchuppenartiger Abfall. Als **Urſache** wird angeführt: das Tragen der Tauben in Säcken, wenn man ſie einkauft ꝛc., in welchen ſich die Augen reiben und gedrückt werden, beſonders durch das Tragen in rauhen und grobleinenen Säcken, zuweilen auch durch das wechſelſeitige Beißen, beſonders der großen Taubenarten mit Fleiſchwarzen. Es ſoll oft daraus die Schön- oder Blind-

blindheit entſtehen. Um dieſe zu heilen quetſche man ein wenig Schellkraut, Bauernwundkraut und Epheu in einem ſteinernen Mörſer, und preſſe den Saft heraus. Zu einem halben Mörſer dieſer Species gieße man vier Löffel voll weißen Weins, tauche einen feinen Pinſel in das Augenwaſſer, und beſtreiche damit Abends und Morgens die Augenlieder. Sonſt iſt auch Salmiak, Kümmel und Honig zuſammengemiſcht gut für die böſen Augen alles Federviehs, ſo wie Rosmarienöl, Milch oder Roſenwaſſer, welches man außen um die Augenringe herum ſchmiert. Wenn ſich ein Fell über das Auge zieht, ſo dient zur Heilung eingeſtreueter feiner Zucker, dann geriebener Schiefer, oder auch folgendes Mittel nimmt oftmals das Fell weg: Man nehme ein heißes Ey, lege ſo groß als eine Erbſe Salmiak in daſſelbe, nachdem der Dotter herausgenommen worden, preſſe Alles zuſammen, und beſtreiche mit dem daraus gewonnenen grünlichen Safte das Auge. Die Blindheit vom Alter iſt unheilbar; die Blindheit vom hitzigen Futter verliert ſich oftmals nach dem Wechſel des Futters. — 30) Wunden, welche die Tauben oftmals erhalten, ſo wie überhaupt alle wunde Stellen beſtreiche man mit Lein- oder Baumöl. Bei wirklichen Verletzungen, die z. B. durch das Kneifen einer Taube mit dem Eiſen, um ſie zu fangen, entſtehen, waſche man den wunden oder ſchadhaften Theil mit Branntwein, Butter oder Kampher- und Seifenſpiritus. Sollte das Bein verletzt oder verdrehet, oder wohl gar gebrochen ſeyn, ſo muß man es einzurenken ſuchen, und beim Bruche muß man die Theile wieder gut zuſammenpaſſen, und mit Karte, Pappe ꝛc. zu ſchienen ſuchen, indem man ſolche feſt darüber bindet, und dann die Taube von den Uebrigen trennt und in ein beſonderes Behältniß ſetzt.

Von den Schlägen oder Taubenböden. Beim Halten der Tauben iſt ein guter Schlag oder Taubenboden nöthig, der mit Allem verſehen iſt, was zur Be-

quemlichkeit und zum Nutzen der Tauben gereicht. Man hat hier zwei Arten der Schläge zu unterscheiden, nämlich die Schläge zu den Hoftauben, und die Schläge zu den Flugtauben. Die Ersteren, zu den Hoftauben, legt man verschiedentlich an, so wie es der Raum auf den Höfen gestattet. Auf dem Lande, besonders auf großen Gütern, baut man eigene Taubenhäuser für die Feldtauben oder diejenigen Tauben, die in das Feld ziehen, um dort ihre Nahrung im Sommer zu suchen. Zu den Taubenbehältnissen, welche man hauptsächlich auf dem Lande findet, gehören: 1) Die Taubenkasten, welches längliche, viereckige, aus Brettern zusammengeschlagene und an den Wänden reihenweise übereinander befestigte Kasten sind, die aus Fichten-, Eichen- oder Buchenholz gemacht werden, wozu das Holz aber ausgetrocknet seyn muß, damit die Kasten nicht schwinden und Risse bekommen; sie werden inwendig mit Durchzügen, und auswendig mit eingeschnittenen Fluglöchern versehen. Da sie stets an die Wände fest angesetzt werden, so sind keine Rückenbretter nöthig, weil die Wand deren Stelle vertritt, doch ist es gut, wenn die Ritzen mit Leisten oder mit Kalk verschmiert und verschlossen werden, damit Kälte, Wind und Schnee darauf nicht einwirken können. Deshalb hat man auch vorgeschlagen, die Decke der obersten Reihe mit Dachziegeln schräg zu belegen. Nach Einigen soll eine besondere hölzerne Rückwand dazu gut seyn, und wenn man dieses nicht daran wenden wollte, so sollte man wenigstens die Wand des Gebäudes, an welcher sie angebracht werden, mit gut passenden Leisten verschlagen. Daß man eine bretterne Rückwand wünscht, soll den Grund haben, weil die trockene Kalkwand im Winter leicht beschlägt, besonders durch die Hitze der Tauben und des Taubenmistes hervorgebracht, und die Kälte vermehrt, welches aber bei einer Holzwand nicht Statt findet, die überhaupt die Wärme des Kastens befestiget. Das Maaß

der Breite und Höhe für jede Reihe ſolcher Kaſten iſt eine halbe Elle oder ein Fuß und etwas darüber, und jedes Fach 1 Elle oder 2 Fuß lang. Mitten in jedem Fache wird das Fluglo ch viereckig, oder oben bogenförmig, oder auch wohl rund eingeſchnitten; es hat die Größe, daß eine Taube bequem aus- und eingehen kann, alſo ungefähr 6 Zoll hoch und 4 Zoll breit, auch etwas darüber. Die vor den Fluglöchern angebrachten Tritte beſtehen am beſten aus einer Viertelelle (6 Zoll) langen und breiten Latten; denn zu breit und lang dürfen ſie nicht ſeyn, damit nicht eine Katze, ein Marder, ein Iltiß ꝛc. von oben herab auf dieſelben ſpringen könnte; ſind ſie aber ſchwerer, ſo wird den Tauben der Aus- und Einflug erſchwert. Der Raum des Orts beſtimmt die Anzahl der auf dieſe Weiſe verfertigten Kaſtenreihen. Man wählt dazu wo möglich die Richtung gegen Morgen, weil hier die Tauben nicht ſo den Regen und ſtarken Wind verſpüren, als wenn ſie die Richtung gegen Abend hätten, wo ſie vor dem Niederſchlagen des Regens und ſtarken Windes nicht ſicher ſind, und nicht lange aushalten. Dieſes iſt die gewöhnlichſte Art der Taubenbehältniſſe, die man auf dem Lande findet, und die ſich auch ſehr bequem zwiſchen den hervorſtehenden Dachſparren anbringen laſſen; ſie haben den Vortheil, daß ſie den Hofraum nicht ſchmälern, wenige Koſten erfordern, und den Tauben, beſonders den Feldflüchtern, die gern im Dunkeln hecken, deshalb ſehr angenehm ſind; nur beſtehen ihre Nachtheile darin, daß ſie oft zu kalt, und gegen den Einflug der Eulen und das Eindringen des Schnees nicht gehörig verwahrt ſind, und deshalb die erſten, alſo beſten, Hecken verloren gehen. Auch weiß man bei ihnen nie die Anzahl der Paare, die man hat, und hat ſelbſt die Jungen nie in ſeiner völligen Gewalt; denn ehe ſie noch zum Eſſen ganz flücke werden, ſo ſuchen ſie ſchon die Freiheit, fliegen auch mit aus, und dann iſt ihr Ausnehmen auch mit Gefahr verbunden. Auch kann man

die Kranken nicht von den Gesunden sondern, und bei ansteckenden Krankheiten geht oftmals ein ganzer Flug verloren. Dann lassen sich diese Kasten auch nicht gut reinigen, wenigstens ist das Reinigen derselben sehr unbequem. Diese Art Taubenschläge findet man besonders in Baiern, und hier im Oberlande, um Bayreuth und Hof herum. Man findet sie hier in einfachen Reihen recht bequem zwischen den vorspringenden Dachsparren angebracht, ja sogar auf dem Boden, indem man die Fluglöcher zwischen den Sparren macht, und eine Stange zum Aufsetzen der Tauben in die Quere befestiget. In Preußen findet man diese Kasten in der Provinz Brandenburg, und auch in andern Provinzen auf dem Lande an den Hintergebäuden so angebracht, daß man sie bequem abnehmen kann, oder mit einer Leiter ohne Gefahr dazu kann; denn sie sind nur niedrig an Stallgebäuden ꝛc. angebracht, jedoch so hoch von der Erde, daß man sie nicht langen, oder sonst ein Raubthier dazu kommen kann. Man fertiget hier zwei bis drei Behältnisse aneinander, und versieht sie oben mit Haken oder Schleifen zum Anhängen an beliebige Orte. Die offenen Fluglöcher sind mit Schieber versehen, die man sehr leicht mit einem langen Stocke vor- und zurückschieben kann, so daß man die Tauben mit den Jungen stets in seiner Gewalt hat; auch kann man die Fluglöcher alle Abende, wenn die Tauben eingegangen sind, schließen, und sie am Morgen wieder öffnen. Kleine Luftlöcher in der Größe eines Silbergroschens hin und wieder daran angebracht, geben den Tauben auch in der Nacht Luft. Vor dem Schieber ist ein Brettchen, wie bei den Bienen, als Ansatz angebracht. Diese Schläge oder Taubenkasten haben nun die Bequemlichkeit, daß man sie abnehmen und reinigen kann, wenn die Tauben ausgeflogen sind; auch kann man sie an jedem beliebigen Orte aufhängen. Dergleichen Taubenkasten findet man an den Hintergebäuden der Edelhöfe und anderer Gutsbesitzer, wie

z. B. der Amtleute ꝛc., auch der Landleute. Man findet hier mehrere Reihen übereinander angebracht, auch einzelne Kaſten, die man da hinhängt, wo man einen Platz übrig hat, ſo daß man jeden Winkel benutzt, wo ein ſolcher Kaſten hängen kann. An den Wirthſchaftsgebäuden auf großen Gütern findet man ſie hauptſächlich. Da nun dieſe Kaſten nicht zu hoch angebracht ſind, ſo kann man auch leicht die Jungen beobachten, und ſie zur gehörigen Zeit, ehe ſie ausfliegen, ausnehmen, wenn man ſie in der Küche benutzen, oder verkaufen will. Es verſteht ſich, daß hier immer mehrere ledige Kaſten vorhanden ſeyn müſſen, welche die Jungen, die man zur Zucht läßt, wieder einnehmen können. — 2) Eine zweite Art der Taubenbehältniſſe ſind die ſogenannten Taubenſchläge, die weit mehr Bequemlichkeit haben, und auch beſſer ſind, als die Taubenkaſten. Es ſind diejenigen Behältniſſe, welche in den Giebeln der Häuſer, oder über den Ställen, den Abtritten, Hühnerſchlägen, oder an ſonſt einem ſchicklichen Orte, gleich einer Kammer, abgeſchlagen, und zur bequemen Wohnung für die Tauben eingerichtet ſind. Den Namen Schlag haben ſie wahrſcheinlich von den Fluglöchern erhalten, weil dieſe mit Schlagbrettchen oder Gitter verwahrt werden, die geöffnet und verſchloſſen werden können. Man wählt dazu am liebſten einen freiſtehenden Dachgiebel, läßt ſolchen in beliebiger Länge und Höhe mit Brettern verſchlagen, und den Fußboden dielen. Das Dach muß nicht nur gehörig vor Schnee und Regen verwahrt werden, ſondern auch vor den Raubthieren, den Iltiſſen, Mardern ꝛc.; daher iſt es gut, wenn man es innerhalb mit Brettern verſchält. Die Dielen müſſen genau an einander paſſen, und unten und oben Leiſten aufgenagelt werden, damit keine Unreinigkeit aus dem Taubenſchlage auf den Getreideboden oder auf andere Böden fallen kann. Am beſten thut man, wenn man den Fußboden mit einem Gyps- oder Lehmguß überzie-

hen läßt. Eben so sorgfältig müssen auch alle Löcher, und besonders diejenigen, welche zwischen den Balken und Sparren bleiben, mit Lehm, unter welchem Werg und Stückchen Glas gemengt worden, verklebt werden, damit keine Ratten oder Wiesel sich durchdrängen oder durchfressen können. Die Thür des Schlages muß nicht nur gut passen, sondern auch mit einem guten Riegel, oder noch besser, mit einem Schlosse versehen seyn, damit sie nicht Jedermann öffnen kann. Beim innern Ausbaue, der in der Anordnung und Stellung der Nester besteht, thut man wohl, wenn man längs dem Schlage hin, doppelte, mit dem Rücken aneinander passende Reihen oben beschriebener Kasten setzt, so viel die Höhe des Giebels übereinander erlaubt. In der Höhe des Giebels aber, wo die Balken schief zulaufen, werden dünne Latten, etwa anderthalb Fuß von einander, reihenweise quer über einer Ziegellatte angenagelt, und dann zwischen denselben die gewöhnlichen Nester aufgehangen und befestiget. Legt man den Schlag da an, wo die Wände gerade sind, so kann man an diesen ebenfalls solche Reihen Kasten aufstellen, die vorn mit keinem Brette versehen zu seyn brauchen, sondern nur mit einer vorgenagelten Latte, damit der Platz einigermaßen das Ansehen einer Höhle erhalte, und die Eyer nicht herausfallen. Damit die Tauben nun diese Behältnisse nicht mit ihrem Kothe verunreinigen, so bringe man in einer Entfernung von 8 Zoll eine Stange vor jede Reihe Kasten an, auf welche sie sich setzen und schlafen können. Da, wo man dieses nicht haben kann, bringe man Nester an, welche aus Stroh oder Ruthen, nach Art der Backschüsseln oder Gartenkörbe geflochten werden. Oder man mache nur einen Reif von Stroh, den man mit Bindfaden zusammen bindet, damit er festhält, und die Tauben darin brüten können. Diese Nester werden nun entweder an die Balken und Latten angenagelt, oder man steckt auf zweien Seiten gegen einander über, mit

ſige Stäbe hindurch, ſo daß ſie mit den hervorragenden Enden derſelben auf die Dachlatten und die innern Stangen zu ſtehen kommen, wenn der Boden nicht verſchält iſt, ſonſt müſſen dazu eigene Leiſten angebracht werden. Es iſt aber immer noch nöthig, dieſe Ruheſtäbe aus Vorſorge mit Bindfaden an die Stangen zu befeſtigen. Man ſetze aber das Neſt ſo, daß es den Sparren zur Seite hat, und niemals in die Mitte, theils weil die Tauben gern im Dunkeln ſitzen und brüten, theils auch, damit die Jungen, wenn ſie aus dem Neſte kriechen, einen Rückhalt haben, und nicht herabfallen. Will man, um mehrere Paare halten zu können, mehrere Neſter anlegen, ſo muß man zwiſchen die Sparren einen oder mehrere Durchzüge von Brettern der Länge hinauf machen, und an derſelben Seite Neſter ſetzen und befeſtigen. Bequem eingerichtete Taubenböden, wo nämlich Raum dazu iſt, bleiben immer diejenigen, wo Bretter gleich einem Bücherrepoſitorium angebracht worden, das heißt, fachweiſe oder treppenweiſe übereinander; und dieſe theilt man nun durch Zwiſchenbretter ab, damit jedes Paar ſein Neſt erhält. Damit die Neſter nicht frei ſtehen, und die Jungen nicht herausfallen können, ſo werden Stäbe ſo angenagelt, daß in der Mitte des Neſtes der Ausgang bleibt, alſo zu beiden Seiten des Neſtes die Stäbe ſind. Auf dieſe Weiſe kann man viele Paare Tauben halten. Die Repoſitorien werden nun zu den drei Seiten des Schlages an den Wänden aufgerichtet; denn zur Seite des Daches iſt die Verſchälung, welche die Dachſteine von innen deckt, und hier könnten nur noch unten auf dem Boden Neſter angebracht werden, das heißt, nur eine Reihe, die Verſchälung unten entlang. Das Repoſitorium iſt daher unten breit, und läuft ſpitz nach dem Dache zu den beiden Seiten zu; nur die Rückwand, worin auch die Eingangsthür iſt, hat Neſter, die an der Wand gerade hinauf gehen; auch über der Thür, wie ſie ſich nur anbringen laſ-

ſen. Alles kommt hier auf den Raum an, den der Taubenboden einnimmt. Wo es angeht, da bringe man auch noch einen Paarungskaſten, und einen Gitterverſchlag für kranke Tauben an. Das Flugloch bringt man am beſten zur Giebelſeite hinaus an, wenn das Haus einen Giebel hat, worin der Taubenſchlag liegt, und hier gegen Morgen, oder Mittag, weil die Tauben die Sonne lieben, ſonſt auch aus dem Dache, und immer wenigſtens ein paar Fuß von dem Boden des Schlages hoch, nicht unmittelbar auf dem platten Boden des Taubenſchlages hinaus, damit, wenn die Jungen aus den Neſtern kriechen, dieſe nicht, ehe ſie fliegen können, hinausgehen, herabfallen, und ums Leben kommen, oder eine Beute der Katzen werden. Man muß übrigens bei der Anbringung des Flugloches auch darauf ſehen, daß es keinem andern Gebäude oder Dache ſo nahe ſey, daß Katzen, Marder oder Iltiſſe von oben herab, oder von den Seiten herüber auf die hervorſtehenden Latten oder Arme ſpringen, und ſich in den Schlag einſchleichen können. Bei einem Giebel hat man nur nöthig ein Loch durch die Giebelwand brechen zu laſſen, im andern Falle wird durch das Dach ein ordentlicher länglicher durchgezogener Kaſten, faſt wie ein Zugloch in den Scheuern, nach Art eines Kappenfenſters, in das Dach eingeſetzt und daſelbſt befeſtiget. Durch die Giebelwand iſt es nöthig, mehr als ein großes, oder ein bis zwei Paar kleinere Fluglöcher zu machen; doch müſſen ſolche in die Höhe und Breite wenigſtens um die Hälfte geräumiger, als in den Kaſten ſeyn, damit allenfalls zwei Tauben auf einmal durch ein Loch gehen können, da ſich gewöhnlich ein Täuber zum Herrn über ein ſolches Loch zu machen ſucht, und es beſtändig beſetzt hält, daher das Aus- und Eingehen Anderer verhindert. In den Fluglöchern liegen unten die beiden Arme oder Tritte, die ungefähr 2 Fuß lang hinaus in die freie Luft, und mit der andern Hälfte in den Schlag zu ſtehen kommen. Sowohl

die äußern, als innern Arme, werden mit Querriegeln geſchränkt, und in den Fluglöchern, oder auch anderwärts, befeſtiget. In dem Flugloche befeſtiget man ein Brettchen, welches den Tauben beim Eingehen zum Standpunkte dient, und über das Flugloch nagelt man in Geſtalt eines kleinen Daches ein ſogenanntes Schutzbrett, um dadurch den Tauben ein bequemes Herumlaufen im Trocknen zu verſchaffen. Um nun das Flugloch auch ordentlich verſchließen zu können, und dadurch die Tauben vor einem nächtlichen räuberiſchen Beſuche zu ſichern, auch ſie ſonſt einzuſperren, wenn man es für nöthig erachtet, z. B. einige von ihnen in dem Schlage fangen will, ſo bringt man entweder ein ſogenanntes Fallfenſter, oder ein Zugbrett an. Soll das Erſtere geſchehen, ſo muß das Flugloch 2 Fuß im Quadrate haben, das einzuſetzende Fenſter aber in zwei gleiche Theile getheilt ſeyn, wovon der oberſte feſt iſt, der unterſte aber wie ein Schieber in die Höhe gezogen werden kann. Von dieſem Schieber führt man dann eine Schnur in die Höhe über ein Röllchen, von da durch den Taubenſchlag, und ſo weiter in das Haus, ſo weit, als man will, dann wieder über ein Röllchen, und nun gerade herab in oder vor die Wohnſtube, wo man dann den Schlag nach Belieben verſchließen oder öffnen kann. Unten bindet man die Schnur entweder an einen Nagel feſt, oder man hängt auch ein Gewicht daran, welches gerade ſo ſchwer iſt, daß, wenn man es ſich überläßt, ſich das Fenſter ſchließt, aber offen bleibt, wenn man es nieder zieht, ſo, daß das Gewicht gerade ſo ſchwer ſeyn muß, als das Fenſter; denn nur das Gleichgewicht macht, daß das Fenſter, ohne daß man das Gewicht hebt oder zieht, weder zufallen, noch in die Höhe gehen kann. Man kann auch in den Fenſterſchieber des Flugloches Bley einlaſſen, wodurch man bewirkt, daß es ſchneller und gewiſſer fällt, und nicht ſo leicht von einem Marder oder Iltiß gehoben werden kann, die ſich

nämlich alle Mühe geben, in den Schlag zu bringen. Noch beſſer iſt es, wenn man das Fenſter mit einem Drahtgitter überziehen läßt, denn da kann, wenn etwa eine Scheibe zu Grunde gehen ſollte, kein Räuber eindringen. Im zweiten Falle, wenn man nämlich ſtatt eines Fenſters ein Zugbrett vor das Loch anbringen will, wie dieſes am gewöhnlichſten geſchieht, ſo kann die Oeffnung nur 20 Zoll breit, und 12 Zoll hoch ſeyn; man ſchneidet dann das Brett, nach Maaßgabe dieſer Oeffnung, zu, und befeſtiget es dann auf dem Boden des Flugloches mit eiſernen Bändern, ſo daß es ſich an dieſen wie eine liegende Thür, wenn man es hebt oder aufzieht, bewegen läßt. Oben in der Mitte dieſes Brettes befeſtiget man eine Schnur, und führt ſie eben ſo, wie es bei dem Fallfenſter bemerkt worden, über ein dazu angebrachtes Röllchen, an ihren zum Aufziehen beſtimmten Ort. Beim Herablaſſen fällt nun dieſes Brett auf die herausgehenden beiden Arme, Stangen oder Latten, worauf die Tauben auffliegen oder anfliegen. Nach demſelben Verhältniſſe, nur kleiner, legt man auch die Klappen bei den kleinen Fluglöchern an der Giebelſeite an, die neben dem großen beſtehen. Bringt man das Flugloch aus dem Dache an, ſo muß man einen Kappenkaſten oder Haukorb herauslaſſen, der mit einem Brette, wie oben angeführt worden, geſchloſſen wird, welches gleichfalls auf die Anflugſtangen fällt, wenn man den Schlag öffnet. Man hat nun vor dieſem Fallkaſten innerhalb des Taubenſchlages auch noch ein Kriechgitter, welches man vorſtellt, und durch lederne Riemen befeſtiget, die man oben und unten anbringt, und die einen Schlitz, gleich einem Knopfloche haben, womit man ſie unten und oben an die Nägel befeſtiget, die man daſelbſt ſo weit eingeſchlagen hat, daß man die Riemen darauf knöpfen kann. Dieſes Kriechgitter macht man vor, wenn einige Tauben draußen auf den Dächern ſitzen, und man die übrigen Tauben, die noch im Schlage ſind,

nicht herauslaſſen will; die nun außerhalb des Schlages ſitzen, können durch das Kriechgitter in den Schlag kommen, die innerhalb ſitzen, aber nicht hinaus. Wenn man das Flugloch durch das Dach anbringen will, ſo muß das Dach auch ſo liegen, daß es von keinem Raubthiere beſtiegen werden kann, das Dach muß alſo ganz frei von den andern Gebäuden liegen, entweder über dieſelben hinausragen, oder zwiſchen den andern Gebäuden ſo tief liegen, daß kein Raubthier hinauf oder hinabſpringen kann, ſonſt iſt es gefährlich die Klappe aufzulaſſen, weil die Raubthiere leicht Eingang finden. Man muß dann die Tauben, welche gewöhnt ſind, erſt alle hinauslaſſen, und dann die Klappe oder das Flugloch ſchließen, und die Tauben, wenn ſie nicht ins Feld fliegen, auf dem Hofe füttern, und ihnen auch daſelbſt das Waſſer in Saufnäpfen (deren Einrichtung oben beſchrieben worden) hinſtellen. Nach einigen Stunden öffnet man dann wieder den Schlag, wenn man gewahrt, daß ſich die Tauben darum zu ſammeln anfangen, alſo den Einlaß ſo zu ſagen begehren; denn ſie fliegen dann alle in die Nähe der Flugöffnung, und wenn ſie auch mehrere Male wieder abfliegen, ſo kehren ſie doch immer wieder dahin zurück. Oeffnet man nun den Schlag, ſo drängt ſich Alles ſchnell hinein, und wenn keine Taube mehr draußen iſt, ſo muß der Schlag gleich wieder geſchloſſen werden. Dieſes iſt unangenehm, ſowohl wegen der brütenden Tauben, als auch wegen der Jungen, die noch nicht zum Ausfliegen gewöhnt ſind; denn wenn dieſes geſchehen ſoll, ſo muß man ſelbſt einen halben Tag den Tauben widmen, und dieſes mehrere Male im Monate, um das Gewöhnen der Jungen vorzunehmen; auch wenn dieſes mit fremden gekauften Tauben geſchehen ſoll; denn während man dieſe Tauben gewöhnt, muß man den Schlag geöffnet laſſen, damit ſie mit den ſchon gewöhnten Tauben ein- und ausgehen können. — Wenn man eine Kammer oder ſonſt ein Gemach mit

einem Fenſter zu einem Taubenſchlage einrichten kann, iſt es noch beſſer, weil man hier mehr Bequemlichkeit in der inneren Einrichtung hat, und ganz ſicher vor den Raubthieren iſt, ſelbſt wenn man den Schlag am Abende zu ſchließen vergeſſen haben ſollte. Auch kann man in einem regelrechten Behältniſſe weit beſſer die Neſter anbringen, als in einem ſpitzwinkligen, wo man überall auf Hinderniſſe ſtößt. Man kann in einem ſolchen Taubenſchlage die Neſter in Fächer abtheilen, nach Art der Repoſitorien, wie ſchon oben, S. 666, angeführt worden, oder man bringt lauter Reihen von Kaſten an der Wand an, wie ſie gleichfalls ſchon oben, S. 661, angeführt worden ſind, eine Reihe über die andere, und ſolches von dem Boden an bis zu einer gewiſſen Höhe, wie man es für zweckmäßig findet, um mittelſt des Aufſteigens auf einen Stuhl zu den oberſten und höchſten Neſtern gelangen zu können. Wenn ein ſolches Behältniß auch nur 12 Fuß Tiefe, 8 Fuß Breite und 8 bis 9 Fuß Höhe hat, ſo laſſen ſich viele Neſter darin anbringen, auch einen Paarungskaſten und ein Krankenbehältniß; denn die Hauptwand, welche die längſte ungetrennte Seite darbietet, benutzt man zu den Neſtern, die andere Wand, woran ein kleiner Ofen ſteht, um in ſtrengen Wintern den Schlag des Tages einmal ein wenig heitzen zu können, und wo auch die Eingangsthür iſt, kann zu den genannten Behältniſſen benutzt werden. Die Wand unter dem Fenſter muß frei bleiben, damit man zu den Fluglöchern gehörig heran kann; aber zu beiden Seiten des Fenſters kann die Wand auch noch zu Neſtern benutzt werden. Die Rückwand laſſe man frei, um einen Stuhl, Geräthſchaften für die Tauben, auch andere darauf Bezug habende Gegenſtände aufzuſtellen; die Letztern auf dazu angebrachten Brettern. Die beiden untern Flügel des Fenſters werden nun zu den Fluglöchern benutzt, indem man aus jedem Flügel ſo viele Scheiben, wenn es kleine, mit Bley eingefaßte Schei-

ben ſich, herausnimmt, daß eine Oeffnung von 9 Zoll und darüber im Quadrate entſteht, und vor dieſer Oeffnung bringt man ein zugeſchnittenes Brett an, welches genau in den Falz des Rahmens paßt, der um die Oeffnung gezogen worden, dieſes Brett wird nun unten mit ledernen oder eiſernen Bändern befeſtiget, ſo daß es aufgezogen und niedergelaſſen werden kann. Beide Flügel erhalten nun ein ſolches Flugloch von gleicher Einrichtung, damit die Tauben Platz zum Aus- und Einfliegen haben. Dieſe Fluglöcher müſſen nun gleichfalls des Abends geſchloſſen werden, wenn gleich keine Gefahr vorhanden iſt, daß vierfüßige und Raubthiere in den Schlag gehen können, ſo doch eine Eule; ſie würde die Tauben von den Neſtern ſcheuchen und Alles in Unordnung bringen. An die Bretter oder Fallklappen wird ein Bindfaden befeſtiget, und ſolcher über ein Röllchen gezogen, damit das Aufziehen und das Niederlaſſen der Klappe geſchehen kann. Den Bindfaden befeſtige man im Schlage. — 3) Die letzte Art der Hoftaubenbehältniſſe oder Hoftaubenſchläge ſind die beſonders dazu erbaueten Häuſer; es ſind ins Gevierte oder in eine andere beliebige Form zuſammen- und übereinander geſetzte Reihen Kaſten, wie ſie oben beſchrieben worden, ſo auf Säulen ſtehen, und mit einem Dache überlegt ſind. Man findet ſie vier- und achteckig, rund, kurz wie es Jedem am beſten gefällt, ſie einzurichten, nur läßt man ſie in der Mitte hohl, damit man eine Thür anbringen, um ſolche mit leichter Mühe reinigen, und auch zu den Neſtern der Jungen ꝛc. gelangen zu können. Ein ſolches Taubenhaus hat nun mehrere Fluglöcher, wenigſtens auf jeder Seite eins, auch wohl mehrere übereinander, nach der Größe des Hauſes, der Bauart und der inneren Einrichtung. An vielen Orten pflegt man die Kaſten, die ein ſolches Haus ausmachen, aus gedrehetem Stroh zu flechten, zuweilen aus Weiden, Reben, und mit Moos oder Stroh umſchlungen, und ſolches

der Wärme wegen. Ob nun dieſes gleich erwärmt, ſo hat es doch den Nachtheil, daß das Stroh den Wanzen und Flöhen zum Aufenthalte dient, welche die Kaſtenbewohner vertreiben. Daſſelbe gilt auch, wenn die Taubenhäuſer von Holz und die Bretter nicht gehörig und genau gefugt ſind, wo in den Ritzen ſich Ungeziefer aller Art verbirgt. Man errichtet dergleichen Taubenhäuſer auf dem Hofe, ſo, daß ihnen die Nähe keines der Gebäude ſchädlich ſeyn kann. Oft, um den Hof zu ſchonen, ſetzt man ſie mitten in den Miſtpfuhl, wo ſie noch den beſonderen Nutzen haben, daß ſo leicht kein Junges vom ſtarken Pochen und Schlagen in den Eyern betäubt werden kann, weil der Schall ins Waſſer fällt, und dadurch ſehr gemindert wird, auch der von ihnen gelaſſene Unrath ſeinen Ort erhält. Nur muß das Haus, wenn es in einem Miſtpfuhle ſteht, hoch ſeyn, damit der Geſtank ſich verfliegt, ehe er bis zu den Tauben gelangt. Fällt ein Junges herab, ſo leidet daſſelbe auch weniger Schaden. Ein ſolches Taubenhaus kann nun auf dem Trocknen oder über Waſſer ſtehen, ſo müſſen die Säulen deſſelben, von oben herab, etwa 4 Fuß mit Blech beſchlagen, und das Holz mit einer guten Oelfarbe überſtrichen werden. Wenn es weiß geſtrichen werden ſoll, ſo nimmt man Bleyweiß und Leinölfirniß oder gekochtes Leinöl, wozu man etwas Terpentinöl gießt; ſoll es gelb geſtrichen werden, gelben Ocher, und ſoll es eine braunrothe oder kaſtanienbraune Farbe haben, ſo nimmt man gelben Ocher und miſcht etwas Engliſches Roth oder Braunroth darunter, welches man in dem Grade thut, als man die Farbe mehr oder minder rothbraun zu erhalten wünſcht; ſoll ſie grau ſeyn, ſo miſcht man zu dem Weißen etwas Schwarz (Frankfurterſchwarz oder auch Kienruß, der Letztere vorher in Branntwein abgerieben) ꝛc. Dieſen Anſtrich erhalten nicht bloß die Säulen, ſondern auch das ganze Taubenhaus, wenn es von Holz oder aus Holz gezimmert iſt; und dieſes muß nach

weit mehr geſchehen, wenn die Säulen mit Brettern verſchlagen und zu Federviehſtällen zubereitet werden ſollen; ſteht das Haus auf einer glatten Steinſäule, ſo fällt das Beſchlagen weg. In Städten, wo ohnehin die Höfe nicht geräumig ſind, und immer reinlich ſeyn ſollen, ſind unter den drei Arten der Behältniſſe, die unter Nr. 2. angeführten Schläge die bequemſten, und dieſe würden auf dem Lande gleichfalls anzurathen ſeyn, wenn hier die Taubenhäuſer nicht noch zu einem andern Behufe eingerichtet würden. Man läßt nämlich, wenn man noch anderes Federvieh halten will, ein rundes oder ein viereckiges Gebäude von beliebiger Höhe und Breite mitten auf dem Hofe aufführen, die Felder mit Steinen (wo nicht ganz ſteinern) ausfüllen, mit Kalk gut bewerfen, um das Hinaufklettern der Raubthiere zu verhindern. Man theilt nun dieſes Gebäude in zwei Hälften, die obere und größere legt man, nach Art der Schläge, aber rund und mit Kaſten für die Tauben an, führt eine Treppe hinauf, macht oben eine Gallerie, um bequem zu den Kaſten und Neſtern zu kommen, und läßt Alles von außen mit Fluglöchern oder fallenden Fenſtergittern zur nächtlichen Verwahrung gehörig ausſetzen. Man kann auch wegen der Wärme im Winter und der Kühlung im Sommer die Decke wölben laſſen, und auch hier einen kleinen Ofen anbringen. Die untere kleine Hälfte beſtimmt man in beſondern Abtheilungen für das Federvieh, z. B. für die Hühner, Enten, Gänſe ꝛc.

Bei dieſen Hoftaubenſchlägen iſt nun noch Folgendes zu bemerken. Es iſt ſchwer zu beſtimmen, welche von den drei oben angeführten und beſchriebenen Arten von Taubenſchlägen eigentlich den Vorzug, beſonders auf dem Lande, verdienen, indem viele Nebenumſtände, die keiner weitern Ausführung bedürfen, an einem Orte eine Art derſelben höchſt annehmbar macht, die an einem andern höchſt verwerflich ſeyn würde; auch kann man wohl annehmen, daß bei allen beſchriebenen

Taubenschlägen immer noch Mängel vorhanden sind, die in der Lokalität liegen, und schwerlich abgeholfen werden können; indessen richtet man sich darnach, und sucht dasjenige möglich zu machen, was unter solchen Umständen möglich ist. Auch muß man jedes Lokal zu benutzen suchen, wenn es sich nur einigermaßen zu einem Taubenschlage eignet, wenn man gern Tauben zu halten wünscht; deshalb dient auch der kleine Boden über den Abtritten, der Raum über den Pferde- und Holzställen dazu, wo gewöhnlich über der Thür derselben ein Fenster angebracht ist. Hier läßt sich nun ein Hängeboden anlegen, und das Fenster zum Flugloche benutzen; denn hier kommt auch noch in Anschlag, ob man die Tauben bloß zum Vergnügen halten will, wie in den Städten, oder ob man davon zugleich Nutzen ziehen will, wie auf dem Lande, daher der geringere und größere Raum zu den Schlägen. Besser sind mittelmäßig hohe Schläge, weil die Tauben nur solche zu lieben scheinen, aber keineswegs hohe, in solchen fühlen sie sich unheimlich, und sitzen in der Regel vereinzelt und traurig auf den Stangen oder Nestern. Eines Theils lieben die Tauben die Geselligkeit, und dieses vereiniget sie schon mehr in einem kleinen Schlage, und andern Theils ist es in solchen Schlägen, wo die Tauben enger bei einander sitzen, auch wärmer, besonders im Winter. Die Fluglöcher dürfen nicht allzugeräumig seyn, weil oft Raubvögel, wie Habichte, Eulen, Elstern leichter in den Schlag dringen, und wachhaltende Tauben überwältigen können, aber auch nicht zu enge, weil sonst die beißigen Tauben die andern nicht herauslassen, indem sie sich vor die Oeffnung stellen; daher ist es besser ein Flugloch etwas größer zu machen und so zu theilen, durch Anlegung eines Stabes dazwischen, daß aus jeder Oeffnung eine Taube gemächlich einen Ausgang findet, wenn man nicht zwei besondere Fluglöcher anbringen sollte. Nicht allein wegen Sicherung für die Raubthiere, sondern auch wegen

des Abhaltens der Kälte, des Regens und des Windes iſt es rathſam, innerhalb des Flugslochs ein mit Draht überflochtenes oder überſtricktes Gitter oder Fenſter anzubringen, beſonders bei den ſogenannten eiſernen Fallern oder Gittern mit Draht um eiſerne Stäbe geflochten, zum Auf- und Zuziehen eingerichtet. Man ſollte glauben, dergleichen Faller müßte die beſte Einrichtung ſeyn, beſonders da ungehindert Licht und friſche Luft jederzeit in den Schlag dringen kann, auch die Tauben, ehe man ſie ausläßt, die Gegend überſehen können, und beſonders die Raubthiere das Eiſen ſcheuen; allein die hölzernen, etwa noch dazu mit Blech beſchlagenen, Fluglöcher ſind wegen der Wärme, des Schneegeſtöbers, und auch ſchon um deswillen beſſer, weil nicht nur der Draht nach und nach abroſtet und zerreißt, ſondern auch aus der Urſache, weil das Gitter das Auf- und Anſitzen erſchwert, Junge und Alte öfters mit den Füßen in die Maſchen kommen, und ſich verwunden, oder die Zehen brechen, was man bei Holzgittern nicht zu befürchten hat. Man hat auch hölzerne Faller, die oftmals viereckig ſind, oder wenigſtens ein gegittertes Fallthürchen haben, welches zuweilen von Draht iſt, und nur zwiſchen zwei hölzernen Nebenbrettern fällt. Eben ſo rathſam iſt es aber auch, die Ausfluglöcher, nicht, wie Etliche meinen, am Giebel anzubringen, das heißt, an der Vor- oder Hinterſeite des Hauſes, welches wohl der Raubthiere wegen anzurathen iſt, wo man nicht anders kann, jedoch kann man dieſes umgehen; daher ſind dieſelben am beſten auf dem Dache anzubringen, und zwar, wo die Morgenſonne iſt, indem trotz aller Vorſicht in Hinſicht auf das Anbringen der Anſatzſtangen verwendet, die Jungen, ſobald ſie entweder des Hungers wegen, oder um ſich im Fluge zu üben, herausgehen, oftmals, ehe ſie gut fliegen können, nicht ſelten herabſtürzen, herabgedrängt werden, und umkommen, oder wenigſtens Schaden leiden, während, wenn auch der Fall eintreten ſollte, ſie ſich den-

noch eher auf dem Dache einklammen, und nach und nach wiederum in den Schlag laufen können. Iſt der Schlag von außen und innen gut verwahrt, wird derſelbe fleißig zur Nachtzeit zugemacht, ſelbſt ſchon der Nachteulen wegen, die Eyer und Junge ſtehlen, ſo darf man ſicher vor der Zerſtörung der Schlagbewohner ſeyn. Die Jungen ſonnen ſich auch leichter auf dem Dache, können ſich eher beregnen laſſen, und ſich bald auf dieſe, bald auf jene Seite legen, bald den rechten, bald den linken Flügel aufheben und ſich fiedern oder vom Ungeziefer reinigen. Auch werden ſie nicht ſo leicht vom Winde angewehet, oftmals beſtändig beunruhiget, und abgeworfen; auch wenn die Alten füttern, können dieſe und jene ſich beſſer halten und bequemer ätzen, und hat man beißige Tauben, ſo drängen ſie die noch nicht ganz flicken Jungen oftmals von den Anſatzſtangen herab. Die hohen Schläge ſind deswegen anzurathen und erlangen den Vorzug vor den niedern, weil die Tauben die Felder und die Gegend beſſer überſehen, ihre Wohnung leichter finden, und die Raubthiere nicht ſo bequem beikommen können. Fließt ein Bach oder iſt ein Weiher in der Nähe, ſo iſt ſolches ſehr gut, und dient zur Erhaltung und Reinigung derſelben. Gebäude am Ende einer Stadt, wie Gartenhäuſer und Sommerwohnungen, ſind beſſer, als Gebäude in der Stadt, mitten unter vielen Häuſern, wie in großen Städten, nicht nur weil die Tauben ungern weit über dieſelben wegfliegen, oftmals geſtört werden, ſich verirren, und müde bis zum Felde werden, ſondern weil auch mehr Raubthiere in der Gegend der Schläge ſich aufhalten können. „Es iſt zu bewundern, ſagt Riedel, wie oftmals Tauben, die man ausläßt, in großen Städten, unter ſo vielen Schlagröhren und einander ähnlichen Wohnungen, oftmals ihre verborgenen, in einem Winkel nicht ſelten ſich befindenden Ausflüge merken und finden. Hat man nur einige Paare, die den Flug ſchon kennen, ſo iſt ſolches

leichter zu begreifen, indem jene den neuen Tauben den Weg zeigen. Gebäude, die breite Dächer haben, und deren Ecken von Steinen erbauet sind, an denen die Raubthiere nicht hinauf klettern können, sogenannte Mansardsche Dächer, oder Doppeldächer sind die besten, wenn sie zumal durch die Farbe oder Bauart vor andern hervorstechen und sich auszeichnen. Niedere, oftmals nur einige Schuhe oder Fuß hohe sind gefährlich, und eben so wenig anzurathen, als Schläge auf nahe an einanderstehenden Wohnungen, etwa gar mit Bäumen umgeben, die den Ausflug bedecken. Und wenn auch gleich die Tauben, wenn sie im Kreise herumfliegen, ihre Ausgänge bemerken können, so werden sie dennoch oft von Menschen, von Katzen, durch das Bewegen der Blätter und Aeste scheu, und irre gemacht, und setzen sich nicht gern an, selbst wenn man ihnen Aufsitzstangen anbringt. Gute Feldtauben gewöhnen sich weniger daran, eher noch Trommel- und andere große Taubenarten." — Wenn dieses eine Bewunderung verdient, so verdient gewiß noch mehr bewundert zu werden, wenn man Tauben aus dem Fenster gewöhnt, ohne ein besonderes Zeichen vor demselben anzubringen, als ein Paar Stangen oder ein Brett ꝛc., sondern aus dem bloßen Fenster, welches mit denen des Nachbars eine gleiche Gestalt, ja Alles gleich hat, und dennoch gehen die alten Tauben in kein anderes, als dasjenige, woraus oder woran sie gewöhnt werden. Sie können abgejagt werden, weit umherfliegen, und dennoch kehren sie zu ihrem Fenster, zurück, welches also von einem sehr feinen Ortssinne zeugt. — Bei der innern Einrichtung der Hoftaubenschläge ist folgende Einrichtung empfehlenswerth. Der Schlag muß von allen Seiten fest verwahrt, wo möglich gedielt, oder doch so fest mit Lehm geschlagen seyn, daß kein Ungeziefer, besonders Ratten, hindurch dringen können. Da Dielen durch die Feuchtigkeit, die sowohl durch den Taubenmist, als auch durch das Uebergießen

des Wassers entsteht, leicht faulen, oder doch im Holze mürbe werden, sich auch leicht Holzwürmer darin einfinden, so ist es sehr gut, wenn man die ganze Dielen noch mit Gyps oder mit einem festen Estrich überzieht, welches auch schon bei dem Legen der Dielen auf der untern Seite geschehen sollte, damit die Versuche der Ratten ꝛc. scheitern, die sich durch das stärkste Holz hindurch zu arbeiten suchen, und selten in ihren Bemühungen fehlen, besonders gewisse Wasserratten von ansehnlicher Größe, die oftmals beim Steigen des Wassers in die Häuser getrieben werden, die an oder in der Nähe eines Flusses liegen, auch selbst durch angeschwollene Rinnsteine in den Straßen, um Nahrung zu suchen; sie begnügen sich dann nicht mit den jungen Tauben, sondern fallen auch die alten an, und erwürgen sie, wie man solches aus einer mehrjährigen Erfahrung bestätigen kann. Man kann auch statt der Dielen Fliesen legen; allein sie sind zu kalt, besonders im Winter, und man ist dann genöthiget viel Stroh zu streuen, damit die Tauben nicht schlimme oder kranke Füße erhalten, sich die Füße erfrieren, besonders wenn man nicht für hinreichende Stangen in dem Schlage gesorgt hat, damit sich die Tauben darauf setzen können. — Nachdem die Dielen gehörig befestiget worden, so befestige man auch die Bretter des Schlages, und die Ritzen zwischen den Brettern, welches gleichfalls mit Kalk, Gyps, Theer, oder auch mit Estrich geschehen kann. Dann muß der Schlag geräumig, doch nicht zu hoch und zu groß seyn, wovon die Ursachen schon oben, S. 675, angeführt worden sind, dabei hell und luftig, das heißt, in solchem Grade, wie man es bei Zimmern mit einem Fenster, oder bei Schlafkammern findet. Mit Draht überzogene Fenster, ungefähr anderthalb Fuß breit und lang, sind die besten Lichtleiter, wenn man sie hauptsächlich so anbringen kann, daß sie den ganzen Schlag erhellen, und im Winter nicht vom Schnee bedeckt werden. Der

Draht muß ſowohl innerhalb, als auch außerhalb des Fenſters angebracht werden, damit von außen keine Steine ꝛc. darauf geworfen werden können, welches oft von den Tauben beim Herumfliegen auf dem Dache geſchieht, und dann auch von den Kindern, die auf das Dach nach den Tauben werfen, und das Fenſter treffen, und von innen, damit die Tauben nicht gegen fliegen, und die Scheiben durchſtoßen. Je mehr Fächer oder Behältniſſe in dem Schlage angebracht ſind, um ſo beſſer iſt es; denn die Tauben nehmen nicht immer mit einem Fache vorlieb, ſondern nehmen oft drei bis vier Abtheilungen zur Heckzeit ein, da gute Zuchttauben oftmals Eyer und halbfiedrige Junge zugleich haben, und Letztere nicht gern bei den Eyern ſitzen, die ſie zerſtören und verwerfen. Sind ſolche genöthiget allzunahe neben einander zu hecken, ſo verfehlen die Jungen, wenn ſie einmal aus dem Neſte gehen, ihre Neſter, und werden von den andern, in deren Neſt ſie kommen, oftmals bedeutend wund gehauen, ja ſelbſt getödtet. Riedel empfiehlt folgende Einrichtung, die er bei einer großen Menge und darunter ſehr beiſſiger Tauben mit Nutzen angewendet hat. „Man nehme einen oder mehrere, nach Beſchaffenheit des Schlages, viereckige Kaſten, oder befeſtige ſelbſt nur zwei, anderthalb Fuß hohe, das heißt, von einander entfernte, eben ſo breite Bretter, und treffe auf der Seite, die gegen die Mitte des Schlages ſich endet, die Einrichtung, daß ſie gleichſam einen Deckel bilden, aber nicht aufwärts, wie man einen Koffer oder Kaſten öffnet, ſondern ſo, als wie ein Koffer, deſſen Boden an die Seitenwand gelehnt iſt, und deſſen Thürbänder oben aufzuſtehen kommen. In dieſen Deckel ſchneide man Löcher, wie bei den Kaſten, und zwar ſo, daß jedes Fach nach Belieben einen oder zwei Ausflugorte hat, und gleichſam der Deckel zugemacht iſt, ein kleines viereckiges Käſtchen mit einem vorwärts aufgehenden Seitendeckel für ſich allein, oder eine ganze Reihe der-

gleichen mit einem Deckel verſchloſſen, bildet. Die Paare werden ſich bald in dieſelben gewöhnen, und ſelbſt ſitzen bleiben, wenn man den Deckel ganz öffnet; damit derſelbe aber nicht hin- und her-, das heißt, auf- und zugeworfen werden kann, ſo befeſtige man den nicht angebändeten Theil mit einer kleinen Anlege. Dergleichen Behältniſſe ſind auch bequem zu reinigen, und man kann ſie, da man ſie ſelbſt nur in dem Schlage hängen kann, beim Wegziehen oder Wechſeln der Wohnung mitnehmen, und alſo um ſo beſſer benutzen, da die Bewohner, weil ſie einmal ihre Fächer und Wohnungen kennen, auch leicht an einen andern Orte fliegen und ſich eingewöhnen, wenn man ſie nur ein paar Tage eingeſperrt hält. Auch iſt dieſes ein Erſparniß bei der Einrichtung neuer Schläge. Nicht minder haben ſie das Gute, zumal wenn ſie nicht aus einem Stücke beſtehen, daß die Alten neben den Jungen brüten können, und beſonders, daß ein Paar nicht mehr als zwei oder drei Fächer einnehmen kann, und wenn man neue Paare, die noch kein Fach haben, eingewöhnen will, ſo darf man nur einige Tage dieſen ein beſtimmtes Fach anweiſen, ſo werden ſie nicht nur lieber bleiben, weil ſie weniger beunruhiget werden können, ſondern ſich auch ſelten mehr daraus vertreiben laſſen." — Damit die Tauben nicht auf der Erde oder ſtets in den Neſtern zu ſitzen nöthig haben, ſo bringe man Springſtöcke oder Sitzſtöcke in dem Schlage an, und zwar ſo, daß die Tauben bequem auf dieſelben fliegen und gut ſitzen können, wodurch ſie dann weniger ſchmutzige und abgeſtoßene Federn bekommen, welches durch das Sitzen auf den Neſtern vorkommt, und dann werden die Federn leicht auf dem durch das Baden und die feuchte Luft naß und ſchmierig gemachten Boden beſchwert, wenn ſie darauf herumlaufen, und beſonders beim Treiben der Täuber, wobei ſie mit dem Schwanze auf dem Boden umherfahren. Macht man Stäbe von Hohlunder, und reiniget dieſe vom Marke,

ſo hält ſich das Ungeziefer in den darein gemachten Löchern, und kann ſo in Menge vertilgt werden. Dergleichen Stäbe müſſen aber nicht blos in die Quere in den Schlägen gemacht werden, ſondern auch vor die Ausflugslöcher, wenn man nicht lieber Bretter zum Auflug oder Anſatz wählen will, welche Letztern den Stangen deswegen nicht vorzuziehen ſeyn möchten, weil die Tauben auf den Stangen feſter ſitzen, und ſich beſſer gegen diejenigen, die ihre Wohnung einnehmen wollen, vertheidigen können. Die Stangen müſſen einen guten Fuß vom Fache entfernt, und die Brettchen eben ſo lang ſeyn. Die Stangen kann man übrigens nach Willkühr anbringen, wie man es für gut findet, oder wie es der Raum geſtattet, nur immer ſo, daß man ſelbſt beim Gehen im Schlage Platz behält, und nicht Alles durch die Stangen beeugt wird; und bringt man mehrere über einander an, ſo müſſen ſie ſo befeſtiget werden, daß die Tauben, wenn ſie darauf fliegen, nicht die darunter ſitzenden mit ihrem Kothe bewerfen können; überhaupt müſſen die Stangen ſo geſtellt ſeyn, daß ſie auch die Tauben am Auffliegen nicht hindern, welches Alles die Lokalität näher beſtimmt, da ſich hier keine beſondere Regeln dafür angeben laſſen. Hecken Tauben neben einander, und beſteht die Fächerwand aus mehreren, etwa vierundzwanzig Fächern, ſo kann man mehr als einen Deckel anbringen, etwa vier, und zwiſchen je zwei und zwei Fächern 1 Fuß breite, nur ſchmale Brettchen befeſtigen, ſo daß dann in die Deckel Einſchnitte gemacht werden, welche die äußeren Unterſchiede durchſchneiden. Läßt man das Unterbrett etwas weiter vorgehen, ſo erlangt man eine ähnliche Einrichtung. Man hat Neſter von Stroh oder Weiden geflochten in den Schlag geſtellt, oder aufgehangen und feſt gemacht, damit ſie beim Aufſitzen des Paares ſich nicht bewegen, wodurch die Eyer, wenn nicht zerbrechen, wenigſtens gern niedergedrückt werden. Dieſe zieht man den irdenen und höl-

zernen vor, da dieſe den Luftzug aufhalten, und dem Ungeziefer Unterhalt verſchaffen. Die irdenen ſollen Feuchtigkeit von ſich laſſen, und Alte und Junge durch die Feuchtigkeit und Kälte krank machen, und in die hölzernen ſetzt ſich gern der Holzwurm, zernagt das Holz, und macht ſie bald unbrauchbar; auch kommen Wanzen hinein. Indeſſen kann der Taubenliebhaber, der die Tauben hauptſächlich zum Vergnügen hält, auch beide Neſter gebrauchen, wenn er ſie gehörig nachſieht und reiniget, wenn die Brut vollzogen, und die Jungen ſchon aus dem Neſte genommen werden können, reines Stroh oder Heu einlegt, jedoch ſolches, welches ſchon gehörig gebogen und bearbeitet iſt, damit es die jungen und alten Tauben nicht im Sitzen hindert; denn oftmals gehen die Alten darum aus den Neſtern, weil man friſches Stroh oder Heu einlegt, welches theils durch den Geruch, theils auch durch das Storre, welches das Stroh hat, verurſacht wird; denn es giebt viel Eigenſinnige unter den Tauben, die bei jeder Erneuerung des Strohs das Neſt verlaſſen, daher thue man ſolches nicht während der Brütezeit, und während die Jungen noch klein ſind, noch die Milchfedern haben; nur dann kann es geſchehen, wenn die Alten nicht mehr auf den Jungen ſitzen, aber immer mit der angeführten Vorſicht. — Wenn die Taubenſchläge ſo auf dem Boden angebracht ſeyn ſollten, daß der Hausboden mit den Böden anderer Häuſer zuſammenhängt, das heißt, daß die Häuſer der Nachbarn ſo zuſammenſtoßen, daß Raubthiere von einem Dache zum andern kommen können, ſo muß man den Taubenboden innerhalb mit Brettern verſchälen.

Was die Flugtaubenböden angeht, ſo kommt deren innere Einrichtung ſo ziemlich mit derjenigen der Hoftauben überein, nur befolgt man bei der Wahl eines ſolchen Taubenbodens, bei den Fluglöchern, und ſo Manchem im Innern des Bodens andere Grundſätze, wie bei den Hoftaubenböden. Da das Vergnügen Flug-

tauben zu halten, ſie des Tages mehrere Male zu jagen, auch eine freie und weite Ausſicht erfordert, ſo muß ein ſolcher Boden auch in der Spitze des Daches ſo hoch auf dem Boden des Vordergebäudes oder Hauptgebäudes nach der Straße, oder der Seiten- oder Nebengebäude auf dem Hofe angelegt werden, daß man dieſe Vortheile erhält. Am beſten iſt die Lage eines ſolchen Taubenbodens oder Taubenſchlages auf dem Boden des Hauptgebäudes, indem man auf den Balken einen Spitzboden abſchlägt, das heißt, auf den Querbalken des Dachſtuhls einen Taubenboden nach einer der Ecken des Bodens anlegt, wenn nämlich das Haus entweder frei ſteht, oder über die andern Gebäude ſo hinwegragt, daß zu beiden Enden die Spitze des Daches merklich über die andern Gebäude hervorſteht; iſt dieſes nicht der Fall, ſo kann man ihn ebenfalls daſelbſt anbringen, nur gewährt er nicht den Vortheil beim Anfallen der Tauben, indem ſie ſich auf die Nachbarhäuſer ſetzen oder anfallen, und ſolches leicht bei ihnen zur Gewohnheit wird, ſo daß man Mühe hat, ſie davon abzujagen. Liegt der Boden eines Hintergebäudes hoch und frei, wenn nämlich das Gebäude zwei oder drei Stockwerke hat, ſo iſt dieſe Lage oft noch vorzuziehen, weil ſie geräuſchloſer für das Anfallen der Tauben iſt, als auf dem Vordergebäude nach der Straße hinaus, und in der Nähe vieler Häuſer. Auch wird man weniger in ſeinem Vergnügen geſtört, weil man auf dem Hinterhauſe weniger beobachtet wird. Das Abſchlagen dieſes Taubenbodens geſchieht nun auf die gewöhnliche Weiſe von Brettern. Zu groß darf ein ſolcher Schlag nicht ſeyn, weil man die Tauben alle in der Nähe haben muß, um ſie greifen zu können, wenn man ſie zu einem Stiche in den Haukorb läßt. Deshalb wählt man auch gern die Spitzböden, welche den gehörigen Raum darbieten, ſowohl in der Breite, als Höhe; die Länge kann man nach der Menge der Tauben oder der Größe des Flugs beſtim-

men; ungefähr 6½ bis 8 Fuß Länge kann man zu einem Mittelboden, und bis 10 Fuß ſchon zu einem großen Boden nehmen. Im Innern wird zuerſt das Dach mit Brettern verſchält, wenn der Boden nicht frei liegen ſollte, iſt aber dieſes der Fall, ſo iſt keine Verſchälung nöthig, weil keine Raubthiere auf das Dach kommen können, wie Iltiſſe, Marder, Katzen ꝛc.; dann werden im Innern die Neſter beim Spitzboden an der Dachſeite und der Rückwand fächerartig von Brettern angebracht, und vorn mit Sitzſtäben verſehen, ſo daß an jedem Ende des Neſtes die Oeffnung zum Eingange bleibt, auch oft in der Mitte. Man bringt nun die Fächer übereinander an, ſo wie es ſich thun läßt, oder der Raum es geſtattet. Man kann in dieſe Fächer irdene Kapſeln mit Stroh ſetzen, oder Neſter von Stroh flechten, und ſie hineinlegen, wie oben, S. 665, angeführt worden. Bei einem Spitzboden werden nach dem Hofe und der Straße hinaus ein Schauloch angebracht, zu jeder Seite des Daches, das Futterbrett, der Haukorb und die Kneifbretter aber zur Seite des Hofes. Die Einrichtung des Schau-, Guck- oder Kucklo-ches iſt nur einfach. Die Einkleidung beſteht in einem hölzernen ſtarken Rahmen mit einem Falze, worin ein paſſendes Brett läuft, welches das Schauloch deckt, das 1 Fuß und 2 bis 3 Zoll Breite, und auch ziemlich eine gleiche Länge hat, ſo daß beinahe ein Quadrat herauskommt. Dieſes Loch wird durch Wegnehmen der Dachſteine und Durchſägung der Latten aus dem Dache ausgebrochen. In dieſem Loche befeſtiget man nun den Rahmen, der im Innern oder Lichten 1 Fuß und 2 bis 3 Zoll Breite, und eine Länge von 2 Fuß 8 bis 9 Zoll hat. Das darin laufende Brett bedeckt nun die Oeffnung oder das Schauloch, und hat ſo viel Raum in dem Rahmen, daß es hinaufgezogen und herabgelaſſen werden kann, ſo daß beim Herablaſſen des Bretts das Loch geöffnet, beim Heraufziehen aber geſchloſſen iſt. Der Rah-

men liegt zur Hälfte auf dem Dache, und die andere Hälfte, die das Loch umfaßt oder einſchließt, iſt unter den Dachſteinen befeſtiget. Vor dem Schauloche iſt das Futterbrett angebracht, welches auf zwei hölzernen Ständern oder Stützen ruht, die an dem Rahmen des Schauloches befeſtiget ſind, und ſo, daß das Aufziehen und Herablaſſen des Brettes in ſeinem Falze nicht behindert wird. Vor dem Schauloche wird nun noch innerhalb des Schlages ein Gitter angebracht, mit einem Kriechloche, welches gleichfalls wie das Brett hinaufgezogen und herabgelaſſen werden kann. Man hat in einigen Schlägen aber auch die Einrichtung getroffen, daß man dieſes Gitter bloß in das Schauloch einſetzt, und das Brett ſo hinanzieht, daß es dadurch befeſtiget wird, indem es oben von den Steinen, und unten von dem Brette feſtgehalten wird. Dieſes Gitter dient den Tauben Luft zu geben, und das Kriechloch dient, damit die Tauben, die noch auf dem Dache ſitzen, hineingehen können, von Innen aber keine Taube heraus kann. Im Winter hat man ein mit Draht beflochtenes Fenſter, welches gleichfalls eingeſetzt wird, wie ſchon angeführt worden. Das Futterbrett beſteht aus Kienen- oder Eichenholz, iſt $\frac{1}{2}$ Zoll dick, über $1\frac{1}{2}$ Fuß lang, und 14 Zoll breit, mit einer erhabenen Leiſte rund herum eingefaßt, auch nur zu drei Seiten, weil die Seite, nach dem Guckloche zu, offen ſeyn kann. Die Leiſten halten das Herabrollen der Erbſen von dem Brette auf, wenn ſolche daraufgeſtreuet werden, um die Tauben herab zu locken. Neben dem Schauloche, zur rechten oder linken Seite, bringt man den Kappenkorb, auch Haubenkorb, Haukorb genannt, an, welche Benennungen von ſeiner Geſtalt und ſeinem Gebrauche herrühren. Kappen- oder Haubenkorb, von der Geſtalt einer Kappe oder Frauenzimmerhaube, wie man ſie früher in Falten gelegt oder getollt trug, und Haukorb von dem Zuſchlagen des Brettes oder der Klappe beim Einfangen

der fremden Tauben, indem man sie gleichsam hineinhaut; denn wenn eine Taube auf der Klappe sitzt, und den ausgestreueten Hanf frißt, so paßt man den Zeitpunkt ab, wo sie sich nach dem Eingange des Korbes wendet, und schlägt dann die Klappe zu, so daß sie in dem Korbe sitzt und gefangen ist. Der Haubenkorb besteht aus einem viereckigen Kasten, der von Brettern zusammengezimmert ist. Bei der nach dem Dache hinausgehenden Hälfte des Kastens geht das oberste Brett oder die Decke über das unterste hinweg oder es steht wenigstens 5 bis 6 Zoll vor und die beiden Seitenbretter sind so weit schräg gesägt, daß sie von dem obersten bis zum untersten Brette schräg ablaufen, wie eine getollte Frauenzimmerhaube. Die Oeffnung wird vorn mit einem darauf passenden Brette als Klappe geschlossen, welches mit ein Paar eisernen Bändern unten an das Brett befestiget ist, so daß die Klappe mittelst eines starken Bindfadens, der in der Mitte nach oben zu daran befestiget ist, und über ein Röllchen oben durch den Kasten läuft, beim Anziehen den Kasten oder Korb schließt, und beim Nachlassen wieder herabfällt, so daß der Kasten geöffnet ist, unten ruht das Fallbrett oder die Klappe auf zwei Stangen, die oft noch mit einem Brette versehen sind. Die Form des Haubenkorbes ist Jedem ohne Abbildung bekannt, da eine jede sogenannte Taubenklippe bei Hoftauben so eingerichtet ist. Der Kasten geht durch eine Dachöffnung, die deshalb gemacht worden, dicht neben dem Schauloche, und hat eine Länge von 2 Fuß und darüber, wovon die eine Hälfte aus dem Dache hinaus, die andere aber in den Schlag geht, und eine Breite und Höhe von einem Fuße. Wenn Kneifbretter oben auf dem Kappenkorbe angelegt werden sollen, so ist der Kasten noch länger und steht weiter aus dem Dache heraus. Die Kneifbretter werden darauf wie die Jalousiebretter vor den Fenstern angelegt, so daß sie gestellt werden können, wenn man Tauben zu fangen beabsichtiget, sie liegen

ſchräge ab, und ſind entweder mit Riemen verbunden, oder mit Gurten. Der Haukorb dient nicht bloß zum Fangen der Tauben, ſondern auch zum Auslaſſen der Stiche, indem die Tauben, welche die Stiche (erſten, zweiten, dritten ꝛc.) bilden ſollen, im Schlage gefangen und in den Haukorb geſperrt werden, indem man ein Gitter innerhalb des Schlages vorſtellt, und von außen das Brett oder die Klappe aufzieht. Sobald nun der Stich, der z. B. aus zwölf Tauben beſtehen ſoll, vollzählig iſt, ſo läßt man vorn die Klappe herab oder fallen, und jagt die Tauben aus dem Korbe hinaus, und ſo macht man es auch mit den übrigen Stichen. Auf einigen Taubenſchlägen hat man bloß Kneifbretter, die gleichfalls zur rechten oder linken Seite des Schaulochs angebracht ſind, und eine gleiche Einrichtung haben, wie die oben genannten auf dem Kappenkorbe, wie die Fenſterjalouſien oder gegitterten Fenſterbretter, da dieſe Bretter mit vorſtehenden Leiſten rund herum eingefaßt ſind, ſo kann darauf gefüttert werden, um die fremden angefallenen Tauben darauf herabzulocken, und ſie durch dieſe Bretter mittelſt der Kneifzange zu fangen. In Ermangelung des Haukorbes werden die Tauben zu jedem Stiche in einen dazu im Nebenboden bereit ſtehenden Kaſten gethan, und dieſer dann an das Schauloch gehalten und ſie herausgejagd. Auch die Hohlſteine werden zum Fangen fremder Tauben benutzt, und ſolche in die Höhe gelegt, ſo daß man auch hier die Tauben kneifen, und ſie durch Aufhebung des Steins hereinlangen kann. In dem Boden muß nun ein Saufnapf nach der oben, S. 613, beſchriebenen Einrichtung ſtehen, und ein Badegefäß, worin man immer friſches, jedoch nicht zu kaltes, Waſſer hält, damit ſich die Tauben baden können, jedoch nie nachdem ſie geflogen haben, ſondern des Vormittags zwiſchen zehn und eilf Uhr, und des Nachmittags zwiſchen vier und ſechs Uhr. Auch auf dieſen Böden muß ein Paarungskaſten ſtehen, auch ein Krankenbehältniß, wenn es

ſich thun laſſen will, ſonſt in dem Nebenboden, wenn es angeht, oder unten in der eigenen Wohnung, damit man ſtets nach der kranken Taube ſehen kann. Man hält auch noch einen kleinen Abſchlag zu den gefangenen Tauben. Man hat nun zum Jagen noch eine lange Stange nöthig, an deren Spitze man ein ſchwarzes Tuch knüpft oder befeſtiget, um die Tauben im Fluge in die Höhe zu treiben. Damit die Tauben nicht auf die Nebenhäuſer anfallen, befeſtiget man von einem Schornſteine zum andern, die Hohlſteine entlang, einen Drahtzug, woran man ſchwarze Läppchen bindet, und den man, wenn Tauben anfallen wollen, da er bis zur Klappe reicht, zieht, und dadurch die Tauben aufſcheucht. Eine Blechpfeife, um theils die Tauben höher zu treiben, theils auch den Habicht zu verjagen, muß auch noch im Schlage vorhanden ſeyn; dann eine Zange, einen Haken, zum Fangen der Tauben, und andere Geräthſchaften, deren man zur Ausbeſſerung des Schlages ꝛc. bedarf; auch zu den Neſtern ꝛc.

Das Gewöhnen der Tauben oder der Ein- und Ausflug. Es iſt ſchon oben an mehreren Stellen von dem Gewöhnen der Tauben, beſonders bei der naturgeſchichtlichen Beſchreibung derſelben, die Rede geweſen, ſo daß man dieſen Gegenſtand hier nur kurz zu berühren braucht. Man hat, um die Tauben zu gewöhnen, die lächerlichſten Mittel angewendet, die ſämmtlich ohne Erfolg blieben, oder wenn die Tauben ſich auch bei Anwendung dieſer Mittel gewöhnten, doch die Mittel nicht die Urſache der Gewöhnung waren. So nehmen Einige die Tauben in die Hand, reißen denſelben unter dem rechten Flügel die drei am Leibe zunächſt ſtehenden halbfingerlangen Federn aus, werfen ſie in den Schlag, oder nehmen Federn und Koth der Tauben, und ſtecken Erſtere unter den Ausflug, und Letzteren wenden ſie zum Beſtreichen des Schlages an, in der Meinung, weil von der Taube etwas im Schlage iſt, ſo muß ſie

auch bleiben. Andere raufen dieſe Federn aus, ſchlingen dreimal die Taube um die Beine, ſpucken ihr dreimal in den Schnabel, und werfen ſie rücklings in den Schlag mit den Worten: Taube bleib' im Schlage, wie der Ziegel auf dem Dache, oder: Taube fliege ein und aus, dreimal ums Haus! Andere laſſen die Tauben unter der Achſel warm werden, oder legen Brod, Meſſer und Gabel in der Tiſchlade umgekehrt, oder füttern Erbſen in Anis gekocht, oder in Fenchel- und Anisbranntwein geweicht, oder ſie nehmen Backofenlehm, kneten darein Anis, und ſetzen es den Tauben in einem hölzernen Napfe vor. Wieder Andere ſchmieren die Federn mit Anisbranntwein oder mit Fenchelwaſſer, welches vielleicht das Gute haben kann, daß ſich die Tauben eines Schlages durch den Geruch wieder erkennen, wozu man dann noch beſſer Bergamotöl gebrauchen könnte, indem man ſolches den Tauben unter die Flügel ſchmiert, oder mittelſt eines kleinen Haarpinſels tüpft, und ſolches im Schlage acht bis vierzehn Tage lang, wodurch ſie ſich beſſer beim Ausfluge kennen lernen; auch kann man den Schlag damit einparfümiren. Ob es jedoch eine ſolche Wirkung auf die Tauben macht, daß ſie nur deshalb in den Schlag zurückkehren, müßte eine hinlängliche Erfahrung auf mehreren Taubenböden bewahrheiten. Daß die Tauben wohlriechende Sachen lieben, iſt bekannt, welches man auch daran ſoll ſehen können, daß fremde Tauben häufig dergleichen wohlriechende Schläge beſuchen; allein auch dieſes bedarf der Beſtätigung von mehreren Taubenhaltern oder Taubenfreunden, oder doch wenigſtens von einem Manne, der ganz unpartheiiſch bei der Sache iſt, und Verſuche damit lange Zeit fortgeſetzt und dabei genaue Beobachtungen angeſtellt hat, ſonſt möchte man es wohl in Zweifel ziehen, ob ſie bloß des Geruches wegen in den Schlag kommen, oder ob nicht eine andere Neigung, Hunger ꝛc. ſie hereinführt. Riedel ſagt: „So viel kann ich aus

Erfahrung mittheilen, daß ſo oft ich den Schlag mit wohlriechenden Oelen, z. B. mit Fenchel-, Coriander-, Anis-, Spick- ꝛc. Oel, Eberwurz ins Trinkgeſchirr gelegt ꝛc., beſtrichen, und darunter, der Vermehrung wegen, Häringslake, Salz- oder Salpeterwaſſer gemiſcht habe, die benachbarten Tauben ſich nicht nur zu den Meinigen geſellten, ſondern oft dazu gewöhnt und bei mir gebrütet haben, zumal bei ſchlechtem Futter der Nachbarn.“ Hier iſt es nun unentſchieden, ob nicht die Häringslake, das Salz und der Salpeter dieſe Anziehungskraft gehabt haben, und dann das gute Futter, oder ob die wohlriechenden Sachen gewirkt haben, wahrſcheinlich doch wohl die zuerſt angeführten Mittel. In Schmidts Tauber, S. 67, wird eine Verfahrungsart angeführt, wie man die Tauben nach vier und zwanzig Stunden in Freiheit laſſen kann, ohne daß ſie ihr Behältniß verlaſſen. Man kaufe ſo viele gepaarte Tauben an, als man wünſcht, und die noch nicht in der Nähe geflogen haben, laſſe ſie am Nachmittage in den gut eingerichteten Taubenboden, füttere ſie gut mit Erbſen oder Hanf, ſo, daß ſie noch Futter übrig laſſen, und beſtreiche am Abende mit einer Miſchung von zehn bis funfzehn Tropfen Spicköl, zehn bis funfzehn Tropfen Nelkenöl, und zwanzig bis dreißig Tropfen Anisöl, gut durcheinander geſchüttelt, mittelſt eines Haarpinſels oder einer kleinen Feder den Sand und die vorderſte Wand, oder noch beſſer, man beſpritze ſie damit, hauptſächlich aber den ganzen Ausflug, und wenn deren bei den Hoftauben zwei oder gar drei ſeyn ſollten, ſolche ſämmtlich; oder beſtreiche ſie damit, wie vorher angeführt worden. Hierauf laſſe man die Tauben nach vier und zwanzig Stunden, nachdem man dieſe Prozedur wiederholt, und die Tauben wieder gut gefüttert hat, am Morgen früh, wo Stille auf der Gaſſe oder Straße, auch bei den Nachbarn herrſcht, ins Freie, indem man den Schlag öffnet. Hierbei wird aber ausdrücklich ver-

boten, die Tauben aus ihren Behältniſſen herauszujagen, noch ſonſt auf irgend eine Weiſe ſie im Innern zu ſtören, ſondern denſelben Zeit zu laſſen, damit ſie nach eigenem Gefallen in Freiheit gelangen; auch bei ihrem erfolgten Ausgange und Verhalten am Flugloche, oder auf den daſelbſt nahe befindlichen Stangen ſich nicht darunter auf den Erdboden zu ſtellen, noch Jemanden dahin treten und die Tauben beobachten zu laſſen. In großen Städten, wo die Wohnungen mit Menſchen ſehr angefüllt ſind, auch viele Fenſter dem Taubenſchlage nahe liegen, von welchen gerade zu derſelben Zeit mehrere Menſchen, beſonders Frauensperſonen, mit verſchiedener buntfarbiger Kleidung und Tüchern hinausſchauen, auch wohl noch ein lautes Geſpräch dabei führen, iſt ſolches ſchon von Nachtheil, weil die Tauben bei ihrem erſten Ausgange dadurch ſchüchtern werden, und ihre Aufmerkſamkeit verlieren, wenn zumal dieſe in keiner Stadt noch nicht geflogen, und ein ſolches gewohnt ſind. Die oben angeführten Oele ſind nicht willkührlich zu nehmen, ſondern nach Vorſchrift in einem neuen Gläschen zuſammenzuſetzen und jedesmal gut umzuſchütteln; auch kann die vorgeſchriebene Portion verdoppelt werden, aber gleich anfangs, und nicht hinterher, ſonſt ſoll es ein Miſchmaſch werden, der nichts taugt und zu keinen guten Folgen führt. — Hier nun noch eine Verfahrungsart von demſelben Schriftſteller, welche diejenigen anzuwenden haben, welche Tauben von den Taubenhändlern kaufen. Nachdem man den Schlag in gehörigen Stand geſetzt hat, nimmt man eine Täubin nach der andern und bindet derſelben, vermittelſt eines mit Wachs beſtrichenen Zwirnfadens, mit einer Nähnadel in der äußerſten, nämlich erſten, Schwungfeder durchſtochen, ſämmtliche Flügel- und Schwungfedern, jedoch nur auf einer Seite, und fährt ſolchergeſtalt bloß mit den Täubinnen fort, dagegen läßt man die Täuber frei, damit dieſe ſich umſehen und überall umherfliegen können, und demnach mit

der Gegend zuerſt bekannt werden, und dann auch ihre Taube mit derſelben bekannt machen können. Nachdem nun die Täuber ſich einigermaßen umgeſehen und eingeflogen haben, werden dann die Feſſeln der Täubinnen den zweiten, auch nach Befinden den dritten Tag darauf am Abende abgenommen, und ſie in Freiheit geſetzt. Hier muß noch bemerkt werden, daß das Binden der Flügel an den Täubinnen vier und zwanzig Stunden vor dem Ausfluge der Täuber zu vollziehen ſey, damit dieſe ſolches nicht gewahr werden, außerdem wenn es ſpäter geſchehen, die Tauben ſich für nicht befeſtiget glauben, und mit ihren Täubern fortfliegen wollen, und nicht können. Auf den Böden, wo Dachfenſter ſind, hat man Acht darauf zu geben, daß dieſe nicht geöffnet werden, und die Katzen hinaus auf das Dach kommen können. — Ferner wird auch in Fleiſchbrühe von einem Ziegenbockskopfe etwas Salz, Kümmel, Wicken und Hanf gethan, mit etwas Lehm Kugeln daraus gebildet, dieſe trocken werden laſſen, dann zerſtoßen, und den Tauben vorgeworfen, als ein Gewöhnungsmittel; eben ſo trocknen Kümmel mit Honig und Weizenmehl in Kugeln gebracht, und dieſe dann zerſtoßen in den Schlag geworfen. Eiſenkraut in dem Schlage aufgehängt; eben ſo den eingewickelten Kopf einer Fledermaus, und dergleichen Mittel mehr, die man in mehreren Schriften über die Tauben findet, und die durch die Tradition ſich fortgepflanzt haben, auch noch immer hin und wieder ihre Anwendung finden, obgleich viele dieſer Mittel, die genoſſen werden können, den Tauben gewiß ſehr angenehm ſind, aber zu deren Gewöhnung nichts beitragen. — Die eigentliche Gewöhnung der Tauben an den Schlag beſteht darin, daß ſie eine Zeitlang eingehalten werden, einen guten reinlichen Schlag, gutes Futter, reines Waſſer, ſowohl zum Saufen, als auch im Sommer zum Baden, wo möglich Sonne, friſche Luft und gute Neſter zum Brüten finden. Hat man nun die ge-

kauften Tauben gepaart, und vier bis ſechs Wochen eingehalten, ſo daß ſie mit ihrem Schlage vertraut geworden ſind, ſo laſſe man ſich vor der Klappe einen Drahtgitterkorb machen, der ſo groß iſt, daß mehrere Tauben hineingehen können, und laſſe die Tauben, zuerſt die Täuber, hineingehen, um ſich darin umſehen zu können und die Gegend kennen zu lernen. Damit ſie nun in dieſem Korbe des Tages mehrere Stunden bleiben, ſperrt man ſie hinein, und wechſelt mit denſelben, damit ſie alle Theil am Genuſſe der freien Luft und der Aus- und Umſicht haben. Wenn man dieſes acht bis vierzehn Tage fortgeſetzt hat, ſo nehme man den Gitterkorb fort und laſſe die Tauben frei aus dem Schlage, indem man ihn öffnet, und die Tauben werden erſt aus dem Schlage und gleich wieder hinein gehen, welches ſchon ein gutes Zeichen der Gewöhnung iſt; denn wenn ſie auch nachher auffliegen und ſich auf die Gebäude ſetzen, ſo kann man doch ſicher ſeyn, daß ſie wieder zu ihrem Schlage herabkommen. Schafft man ſich keinen Gitterkorb an, ſo kann man ſie einzeln, nachdem ſie die oben angeführte Zeit eingeſeſſen haben, herauslaſſen, z. B. ein Paar Täuber und eine Taube, oder auch umgekehrt ein Paar Tauben und einen Täuber, und ſolches an regnigten Tagen, wo ſie nicht gern auffliegen, ſich alſo leichter gewöhnen. Das ſchwere Gewöhnen der Tauben, wie man glaubt, liegt nur in der Unvorſichtigkeit, die man beim Herauslaſſen derſelben begeht, indem man ſie wohl gar herausjagt, oder ſie aufwirft. Bei dieſer Gewöhnungsart iſt es ſehr natürlich, daß Tauben wegfliegen müſſen, und wenn man ſie auch ſchon Monate lang, ja Jahre lang in den Schlag gehabt, und ſie auch ſchon mehrere Male darin geheckt haben. Denn ſobald eine Taube unvorbereitet ins Freie kommt, und ſolches in einer Gegend, die ſie gar nicht kennt, ſo muß ſie ſtutzig werden, beſonders wenn ſie gleich auffliegt, wie dieſes beim ſchnellen Herauslaſſen, ja Herausjagen geſchieht. Die

vielen fremden Gegenstände in der unbekannten Gegend, das vielleicht zufällige Gewühl und Geräusch, wenn nicht auf dem Hofe im eigenen Hause, doch auf dem der Nachbarn, auch auf den Straßen, die daneben vorbeigehen ꝛc. ꝛc. Dieses Alles bewirkt, daß sie die Aufmerksamkeit auf den Ausflug des Schlages verlieren, und so wild überall umherfliegen, auch oft von der Gegend ganz abkommen und verloren gehen; solches geschieht mehr denn zu oft zum Nachtheile der Besitzer. Daß dieses nur zu oft bloß eine Verirrung durch den zu schnellen Ausflug oder Abflug von ihrem Schlage ist, gewahrt man daraus, daß sie sich oft Tagelang und Wochenlang herumtreiben, und so zu sagen den Schlag suchen; allein ihr zu schnelles Auffliegen hat sie davon ohne Kunde abgeleitet, und selbst die Tauben, die man nachläßt, bewirken die Rückkehr selten, weil die Verirrten schon durch das Herumfliegen zu scheu geworden sind, so daß sie auch nicht dabei anfallen. Daher ist die Hauptsache bei der Gewöhnung der Tauben, daß solche die Umgegend kennen lernen, und besonders bei den Hoftauben, von denen hier eigentlich nur die Rede ist, weil deren Schläge in den Städten immer niedriger angelegt werden, als diejenigen der Flugtauben, mithin verirren sie sich auch leichter, wenn sie zum ersten Male herausgelassen werden, und gleich auf die Dächer der hohen Gebäude fliegen. Am besten ist daher der schon oben erwähnte Gitterkorb, oder auch ein mit Draht geflochtener Käfich von einiger Größe, oder doch so, daß er ein Paar bequem fassen kann, das man einläßt, und auf die Klappe des Schlagloches setzt, damit es sich die Gegend anschauen kann, und nach einigen Stunden mit einem andern Paare wechselt, und dieses acht Tage lang fortsetzt; man wird dann, wie schon oben bemerkt worden, nach dieser Zeit die Tauben auslassen können, indem man den Schlag früh Morgens öffnet. Am besten sind junge Tauben auf dies-

Weiſe zu gewöhnen, die noch piepen, aber ſchon freſſen und fliegen können. Wer nicht ausgeſuchte Hoftauben hält, kann es mit dem Herauslaſſen der Tauben ſchon wagen, wenn ſie die oben angeführte Zeit im Schlage geſeſſen haben; er darf dann nur den Schlag öffnen, und ſie ihrem Willen des Ein- und Ausfliegens folgen laſſen, und ſie werden bei einer guten Wartung, beim Ausſtreuen von Salz, Häring oder etwas Salpeter an gewiſſen Tagen in der Woche, ſich an den Schlag ſo gewöhnen, daß ſie nicht einmal ſehr die Freiheit ſuchen werden; ſie gehen hinaus, und kehren oft gleich wieder zurück, und beſonders diejenigen, welche brüten. Wenn man theure Tauben hat, z. B. Perrückentauben, Pfauentauben, Türkiſche Tauben ꝛc., und ſie gewöhnen will, ſo laſſe man zuerſt ein Paar Täuber aus, und behalte die Täubinnen im Schlage. Dieſes Auslaſſen geſchieht am beſten, indem man Futter auf das Flugbrett ſtreuet, und ſie dahin gewöhnt, damit ſie die Gegend kennen lernen, ſie überſehen können, und wieder zu ihren Tauben in den Schlag zurückkehren, und damit dieſe nicht mit ausfliegen, ſo wie auch die ungewöhnten Uebrigen, die man noch in dem Schlage hat, ſo ſperre man ſie in die Neſter oder in das Paarungsbehältniß ſo lange ein, als das Flugloch offen iſt. Die Täuber können dann ihre Tauben durch das Gitter der Neſter und des Paarungskaſtens im Schlage ſehen, und werden ſich auf dieſe Weiſe leicht gewöhnen; und ſind dieſe erſt gewöhnt, ſo laſſe man mit ihnen auch die Tauben hinaus. Sollte Einer von den Täubern ſich verfliegen, oder wenigſtens mit dem Ein- und Ausfliegen zögern, ſo kann man dann die Andern zugleich mit in Freiheit ſetzen, oder man jagt die ungewöhnten Tauben behutſam aus dem Schlage, und lockt ſo die Ausgeflogenen an. Auch finden ſich die Paare leicht wieder, weil ein Gatte den Andern aufſucht. Diejenigen Tauben, welche zum Ausfliegen auf das Feld gewöhnt werden ſollen, und auch ſchon dahin ge-

wöhnt ſind, indem ſie aus andern Schlägen ſchon dahin geflogen ſind, darf man nicht zu lange im Schlage erhalten, höchſtens vierzehn Tage; denn ſobald jedes Paar ſchon ſein Neſt hat, ſo kann man mit dem Gewöhnen den Anfang machen, welches man auch ſchon deshalb thun muß, damit ſie ſich nicht durch das lange Füttern im Schlage an das Zuſammenbleiben gewöhnen, und das Insfeldfliegen gern unterlaſſen; auch werden ſie ſchmutzig, und ſtoßen ſich die Federn ab. Man öffne daher nach vierzehn Tagen den Schlag bei trüber Witterung, wo möglich in einer Vormittagsſtunde, entferne alles Geräuſch aus der Nähe des Flugortes, und laſſe keine fremde Perſon in den Schlag, damit die Tauben nicht ſcheu werden, oder ſich verfliegen, welches ſie gern dann thun, wenn ſie in ihren neuen, noch nicht ganz lieb gewonnenen Schlägen, entweder geſtört werden, oder zu lange inne gehalten worden ſind. Tauben, die nicht gepaart, aber dabei lebhaft und gut ſind, laſſe man nicht allein fliegen, indem ſolche ungepaarte Tauben oftmals Andere anlocken, und mit ihnen gepaart in die Schläge bringen, aber auch eben mit dergleichen ihre Wohnung verlaſſen. Die ledig fliegenden Tauben werden auch gern von Andern verbiſſen, und wegen des Herumfliegens auf andern Schlägen abgefangen. Beim Fliegenlaſſen gehen ſie noch nicht gern in die Schläge, verfliegen ſich, und treiben ſich oft mehrere Tagelang außerhalb derſelben umher, bis Hunger oder irgend etwas Anderes ſie zum Eingehen antreibt. Gute Tauben, das heißt, ſolche, die eine große Liebe für ihre Wohnungen haben, die ſie haben verlaſſen müſſen, und dabei gute Feldflüchter ſind, thun ſolches auch, indem ſie oftmals zwei bis drei Tage in der Nähe ihres Auslaßortes bleiben, dabei aber mehrmals des Tages, den alten Wohnort aufſuchend, in die Höhe ſich erheben, oftmals drei bis fünf Stunden weit fliegen, und mit Mühe nur nach und nach eingewöhnt werden müſſen. Haben ſie einmal Luſt zum Ausgang

in das neue Behältniß gewonnen, so fliegen sie oftmals schnell auf den Schlag, eilen durch das Flugloch in denselben, und gehen zuweilen den andern Tag nicht wieder heraus, sondern ruhen gleichsam aus, oder sie fliegen auf das Dach, von da auf die Ansatzstangen, nähern sich allmählich dem Flugloche, und strecken dann den Hals lang aus, sehen immer in den Schlag hinein, fliegen oft und bei dem kleinsten Geräusche wieder fort, hin und her, bis sie zuletzt, gewöhnlich die Täubin zuerst, eingeht, jedoch fliegt mehrentheils der Täuber zuerst auf den Schlag. Dieses ist ein Zeichen guter und nutzbarer Feldtauben. Hat man schon einige Tauben im Schlage, und man will neue Paare zuziehen, so weise man denselben ihre Fächer in dem Schlage an, sperre sie, wo möglich, einige Male, besonders zur Nachtzeit, unter ein im Schlage befindliches Gitter, oder streue einiges Futter dahin, und gewöhne sie gleichsam durch das Futter ein, halte sie ein oder zwei Tage inne, und lasse sie dann fliegen. Sind Tauben, die man angekauft hat, unter großen Flügen schon geflogen, so darf man sie nur unter dergleichen werfen, so sollen sie bleiben, da sie Gesellschaft lieben. — Das Zusammenbinden der Flugfedern der Tauben, ehe man sie in Freiheit setzt, um sie vom Fliegen und der Entfernung vom Schlage abzuhalten, ist nicht gut zu empfehlen, denn wenn auch der Nutzen einleuchtet, daß sie auf diese Weise die Umgegend kennen lernen, und wieder in den Schlag zurückkehren müssen, da sie nicht auffliegen können, so hat es auch den Nachtheil bei wilden und muthigen Tauben, daß sie von dem Schlage, in den sie fliegen wollen, und sich an dem Rande des Daches oder des Flugbrettes befinden, herabfallen, und eine Beute der Katzen werden, oder sie verletzen sich, brechen oder knicken die Federn ein. Will man die Federn binden, ohne daß man viel davon sieht, so nehme man eine feine Nadel und durchflechte die Mitte des Marks, oberhalb der Spule, ziehe die Federn zu-

sammen, und umwinde beide Fadenenden, so wird der Flügel die Gestalt eines zusammengelegten Damenfächers bekommen, und die Federn weniger verdorben werden, wobei jedoch die Tauben dem Fallen und dem Gefangenwerden von Hunden und Katzen immer doppelt ausgesetzt bleiben. Auch das Ausreißen einiger Flugfedern, um sie dadurch im Fluge zu hindern, wenigstens, daß sie sich nicht in die Lüfte erheben können, sondern nur bis auf das Dach hinauf, oder bis auf den Hof hinab, ist zu tadeln, weil sie hierdurch leicht von Andern gefangen werden können, auch auf dem Hofe leicht von den Katzen, weil sie sich nicht schnell genug wegen ihrer schlechten Flugwerkzeuge erheben können, also durch einen schnellen Sprung eines Raubthiers leicht in dessen Gewalt kommen. Die Fütterung vor dem Auslassen der Tauben ist deshalb gut, weil die Tauben, die gesättiget sind, nicht gern auf oder in andere Schläge gehen, zumal wenn sie an gutes Futter gewöhnt sind. Wenn man sie des Nachmittags und bei Sturm und Regen herausläßt, so fliegen sie länger, und sitzen länger ruhig, und können daher auch die Gegend besser kennen lernen. Hat man Trommeltauben, oder solche, die überall bleiben, wo man sie füttert, so leisten sie so lange gute Dienste, als sie vom Futter gehalten werden, die man daran gewöhnen und verursachen kann, daß die Fremdlinge, oder die Wilden und Scheuen gern in die Schläge gehen; sobald man aber merkt, daß die guten Feldtauben durch sie zu stehenden Tauben gemacht werden, so entferne man dergleichen Verführer, oder paare sie an Tauben, die sie nach und nach zum Feldfluge anhalten. Ueberhaupt kann man Tauben, an denen man Freude und Kostenaufwand hat, ehe man sie ausläßt, mit schon eingeflogenen Tauben paaren, und dieses ist um so mehr anzurathen, weil man doch bald dieselben, die man erst aufgekauft und der Freiheit Preis gegeben hat, nachher trennen und mit ihres Gleichen paaren kann, da

auch kein groſser Verluſt aus der Abſchaffung der gemeinen Tauben entſteht. So kommt man nach und nach zu ſchönen und guten Tauben, und hat ein gutes Mittel, ſolche, die Werth haben, zu behalten. Beobachtet man, daſs die ſchlechten, ſogenannten gemeinen, Tauben, die beſten ſind, ſo paare man die ſchönen und ſeltenen Tauben an ſie, dann wird man, ſobald man ausmengt, und Gleiches mit Gleichem gepaart hat, nicht nur gute Feld- und Zuchttauben erhalten, ſondern auch viel Mühe, Zeit und Aergerniſs erſparen. Wenn Tauben nicht ins Feld fliegen wollen, ſo ſoll man ſie, nach Riedel, ehe ſie gefüttert ſind, hungrig auf den nächſten hohen Berg, wo ſie den Ort noch ſehen können, in einem Sacke tragen, dann ein Sieb nehmen, an ein Stäbchen oder Handgriff deſſelben einen Faden binden, Eine nach der Andern darunter ſtecken, ſie einige Zeit freſſen laſſen, neben herum etwas Futter ſtreuen, und am Ende das Sieb ſo aufziehen, daſs die Tauben ohne Scheu darunter hervor können. Haben ſie Eyer oder Junge, ſo werden ſie um ſo ſchneller nach Hauſe eilen. Man wiederhole dieſes mehrere Male, ſo lernen ſie nach und nach die Gegend und den Feldflug kennen. — Wie man die Flugtauben am beſten gewöhnt, iſt ſchon oben, S. 507 u. f., angeführt worden. Auch bei dieſen iſt eine gute Wartung und Nahrung im Schlage zu empfehlen, wodurch ſie den Schlag liebgewinnen, und eben ſo gute Neſter zum Brüten. Eine regnigte ſtille Witterung dient zum erſten Herauslaſſen der Tauben, um ſie an das Dach zu gewöhnen, vor dem Abgange, ſo daſs ſie erſt das Einfliegen und die Gegend kennen lernen, welches auf den Dächern hoher Häuſer eher geſchieht, als bei den Hoftauben in den Städten, deren Schlag gewöhnlich niedrig angelegt wird; denn da ſie ſich auf die Hohlſteine, die Schornſteine ꝛc. ſetzen, ſo genieſſen ſie eine freie Ausſicht, die ihnen, bei ihrem ſcharfen Geſichte, feinem Gehöre, und ſchnellem Fluge, gute Dienſte

leiſtet. Nach ſechs bis acht Tagen Aus- und Einlaſſen jage man ſie mit dem Schnupftuche ab, welches man auch mehrere Tage nach einander wiederholt, und ſolches des Morgens und des Abends, und dann jage man ſie mit der Fahne. — Daß die Tauben, wenn ſie einmal gewöhnt ſind, ihr Lokal lieben, und gern aus weiter Ferne nach demſelben zurückkehren, iſt ſchon oben, S. 537 u. f., angeführt worden. Man wendet oftmals verſchiedene Mittel an, die einmal in Freiheit gelaſſenen Tauben zu erhalten; allein ſolche verlaſſen dennoch nur zu oft, ſelbſt bei Bequemlichkeiten aller Art, aus Liebe zu dem einmal inne gehabten Wohnorte, den neuen, und ſuchen den alten acht bis zwölf Stunden und darüber entfernten Wohnort, zum Aerger der Beſitzer, wieder auf. Riedel führt ein Beiſpiel an, daß Einer ſeiner Verwandten vor ungefähr fünf und zwanzig Jahren zehn Paar alte Tauben aus ſeinem Wohnorte einem guten Freunde, der ſieben Stunden von ihm entfernt ſeine Wohnung hatte, in einem zugedeckten Behältniſſe und durch einen Mann, der ſie vor jedem Schaden in Obacht nahm, überſendet hatte. Zwiſchen den beiden Orten ſind nicht unbedeutende Waldungen und Berge. Als nun die Tauben vierzehn bis ſechzehn Tage eingeſperrt gehalten, und an einem Donnerſtage in Freiheit geſetzt wurden, ſo flogen ſie den erſten Tag weniger, als am zweiten und dritten Tage, gingen aber auch nicht alle am Abende wieder in den Schlag, ſo daß Einige derſelben im Boden eingefangen, und wiederum zwei Tage mit gutem Futter genährt, eingekerkert wurden. Nachdem ſolche ihre Gefangenſchaft überſtanden hatten, flogen ſie ſechs bis ſieben Wochen in ihrer neuen Wohnung, und brüteten ſogar mehrere Eyer aus. Auf einmal fehlte ein beſonders durch ſeine Wildheit ausgezeichneter Täuber mehrere Tage nacheinander, und zwar jedesmal zur Nachtzeit. In der Frühe war er oftmals da, und liebkoſete, ſobald der Schlag geöffnet wurde,

die Täubin. Nachher blieb er abermals acht Tage da, und als der Beſitzer ihn neuerdings vermißte, da fehlte auch die Täubin. Er kam auf den Gedanken, daß Beide eingefangen worden ſeyen. Nach ungefähr drei oder vier Tagen ſah er beide auf dem Dache in Geſellſchaft einiger fremden Tauben, ging in den Schlag und fütterte die ſich gerade daſelbſt befindenden Tauben, in der Meinung, erſt erwähntes Paar möchte, dadurch angekörnt, wie gewöhnlich zum Futter kommen; allein nur die Täubin kam, ſetzte ſich außerhalb des Flugloches, und ſah furchtſam in den Schlag. Auf einmal flog ſie fort, und die in ihrer Geſellſchaft ſich befindenden nach, ſelbſt auch Mehrere vom Schlage, von denen jedoch Einige ſich bald wieder anſetzten. Einige Tage darauf ſchrieb der alte Beſitzer, es ſeyen mehrere Tauben bei ihm angekommen, und zwar mit dem Paare, das ſeit einiger Zeit ſehr oft gekommen ſey, und von dem er geglaubt hätte, es wäre eingefangen und in die Nähe verkauft worden, er wolle ſie aber auch gern wieder ausliefern. Da aber der Weg zu weit und der Tranſport zu koſtſpielig geweſen wäre, ſo blieben ſolche bei ihrem vorigen Beſitzer. Man will auch Beiſpiele haben, daß Tauben nicht nur ganze Tagereiſen weit zurückgeflogen ſind, ſondern nach und nach alle Verwandten und Bekannten mitgebracht haben. Im Correſpondent von und für Deutſchland, Nr. 198, vom Jahre 1821, findet man auch ein Beiſpiel von dem Gebrauche der Tauben als Taubenpoſt. Taubenliebhaber zu Antwerpen ſendeten nämlich zwei und dreißig Stück Tauben nach Orleans, wo man ſie am 1ſten July um 7 Uhr und 25 Minuten des Morgens fliegen ließ. Beide Orte ſind 122 Poſtſtunden von einander entfernt. Die erſte Taube, die ankam, brauchte zur Reiſe 7½ Stunde; noch fünf Andere kamen am nämlichen Tage, vier kehrten aber erſt am andern Morgen zurück, und eine am dritten Tage. Die Witterung war ungünſtig, ſonſt würden mehr zurückgekehrt ſeyn. Zwei

Jahre früher, im Jahre 1819, brachte man eine Anzahl von zwei und dreißig Tauben von Antwerpen nach London, welcher erstere Ort von Letzterem 58 Deutsche Meilen entfernt ist, auf deren Flügeln das Wort Antwerpen gezeichnet war. Am 11ten Julius gedachten Jahres ließ man sie des Morgens um 7 Uhr zu London wieder fliegen, nachdem Einer ihrer Flügel mit dem Worte London bezeichnet war, und schon gegen 12 Uhr des Mittags, also in fünf Stunden, kam Eine dieser Tauben zu Antwerpen an, vier Stunden nachher kam eine zweite Taube zurück, und am folgenden Tage waren noch zwölf derselben daselbst eingetroffen. Man gewahrt hieraus, daß gut gewöhnte Tauben auch aus weiter Entfernung ihrer vormaligen Wohnung wieder zu fliegen. Wie man sie hierzu gewöhnen kann, ist schon oben, S. 538, angeführt worden.

Von dem Fange der wilden oder Holztauben, und der Anlegung bestimmter Aufenthaltsörter oder Gehäge, um sie an einem Orte fest zu machen. Man fängt die wilden Tauben mit Garnen, Schlingen an Trankherden, oder auf Salzlecken; auch mit Weizen oder Erbsen in Nieswurz oder Kockelkörner (Tollkörner) gekocht, und damit vermengt, was nach dem Fressen Betäubung verursacht. Wer die Tauben an Salzlecken fangen will, der mache sich eine Hütte, bedecke sie mit Laub, nehme zahmgemachte oder selbst den zahmen Tauben ähnliche Farben, als Lockvögel, und binde sie wie die Herdläufer mit einer Sylle, um Füße und Flügel gemacht, an, und lasse sie laufen. Man nimmt nämlich eine dünne Schnur oder ein dünnes Leder, und macht zwei Ringe, die man oben kreuzt. Man macht nun unten einen Wirbel von Draht, wie bei den Ketten, damit sich solche nicht zusammen winden. Der Kopf des Vogels wird nun zuerst in die eine Schlinge gesteckt, jedoch so, daß das Kreuz oben, und die Wirbel unten zu stehen kommen. Hat man dieses beobachtet,

ſo zieht man einen Flügel nach dem andern gleichfalls durch, ſo, daß die eine Schlinge auf die Flügelachſel zu liegen und die andere hinter dieſelben zu ſtehen kommen, nun zieht man die Beine des Vogels gleichfalls vom After nach dem Bauche zu durch die hintere Schlinge, und dieſe zieht ſich dann an die Hinterſchenkeln an. Wenn nun der Vogel ſich ſiedert, und die Schlinge nicht zu weit und nicht zu eng iſt, ſo gewahrt man nichts von dieſem Bunde, als die Wirbel, an welche eine Schnur angebunden iſt, an der der Lock- oder Laufvogel läuft. Man macht auch eine Ruhr an das eine Ende, das heißt, eine Einrichtung, vermöge welcher zwei Stäbe neben einander geſchlagen, und in ihrer Mitte eine Walze befeſtiget werden muß; auf dieſe wird ein Stab, der eine Elle lang über den untergelegten Boden reicht, befeſtiget, und an das äußerſte Ende die Taube gebunden; an die Ruhr ſelbſt aber ein Zug gemacht, bei deſſen Anzug die Taube in die Höhe flatternd gezogen wird, ſobald Andere vorbeifliegen; unruhige Vögel taugen aber nichts zum Fange. Hat man nun dieſes beobachtet, ſo werden 20 bis 30 Fuß lange Schlagwände oder Vogelgarne ſo aufgeſtellt, wie bei einem Vogelherde, damit ſie beim Anziehen des an ſie geſpannten Zugſtricks, vermöge der Rettelſtöcke in der Mitte gut übereinander ſchlagen. — Ein Mehreres und Näheres hierüber wird unter Vogelfang in V. vorkommen. — Kommen nun die Tauben zum Trank oder Fraß, zum Erſteren gern von 11 bis 1 Uhr Mittags, ſo zieht man oft Mehrere in die Garne. Beſonders häufig werden ſie an Salz- und Köderlecken gefangen, das heißt, an einem ausgewählten freien Platze im Walde, wo man folgende Aetze oder Köder anbringt, das heißt, in die Erde gemachten Gruben oder Kaſten feſt ſchlägt. Man nimmt Anis, Fenchel, Coriander, Süßholz, Eberwurzel, Haſel- und Meiſterwurz, alten im Backofen durchgebrannten Lehm, miſcht dazu Salz, Getreide, Urin von einem Knaben, und Häringsbrühe oder Lake,

und läßt ſolches mit einander ſtark kochen, mengt, wenn es einigermaßen erkaltet iſt, ſolches wohl untereinander, und knetet daraus einen Kuchen oder ein Brod, den man in ein Käſtchen im Taubenſchlage, im Gehege aber für wilde beſtimmt, und auf einen freien Platz im Walde bringt. Wenn man nun die Tauben fangen will, ſo wird die Speiſe ſo geſtellt, daß die Garne darüber ſchlagen, die zur Bedeckung mit zerriebenem Pferdekothe überſtreut ſind, und einige Locktauben angebunden oder hingeſtellt. Im Herde ſelbſt iſt eine oder zwei Tauben genug; die außer dem Herde angebrachten müſſen frei ſitzen. Wird etwas Futter: Linſen, Wicken, Hanf ꝛc., noch in den Herd geworfen, die Tauben auf dem Felde fleißig beunruhiget und waldeinwärts getrieben, ſo wird der bei demſelben Weilende einen guten Fang machen. Die beſte Zeit iſt zum Fange nach der Erndte, ehe die Tauben der letzten Brut ganz flicke ſind, zumal da Letztere weniger ſcheu und vorſichtig ſich äußern. Im Frühjahre und Herbſte finden ſie ſich haufenweiſe ein. Die Gehege ſind am ſicherſten angebracht, wo alte hohle Eichen, Espen, Buchen, Eſchen und andere halb verfaulte Bäume ſich finden; daſelbſt befeſtiget man 2 bis 3 Fuß lange Käſtchen, wo möglich kernfaule und hohle Aeſte von Kiefern und Eſchen ꝛc., oder überzieht wenigſtens mit der Rinde die hölzernen Käſtchen. Solche müſſen bequem zum Sitzen eingerichtet, von faulem Holze gereiniget, und waſſerdicht gemacht ſeyn; nur eine Seitenöffnung wird gelaſſen, und zwar ſo groß, als eine Taube zum Schlieſen gebraucht, man nagelt oder ſteckt dann neben dieſes Loch noch ein Stängchen zum Anſitzen, wie bei den Staarenkobeln. Mehrere dieſer Käſtchen werden auf einem Baume feſtgenagelt, der Ort mit Köder beſtreut, und an mehreren Orten in 2 bis 3 Fuß lange und 8 Zoll hohe Käſtchen und zwar ſo gemengt, daß in der Mitte ein Hügel bleibt. Da aber auch andere Thiere, z. B. Rehe und zahme Thiere, die im Walde geweidet werden, ſolcher

Miſchung nachſtreben, ſo muß man die Stellen umzäunen; iſt die Miſchung alt und untauglich, ſo miſche man friſche Speiſe darunter. Das erſte Jahr läßt man die Jungen abfliegen, beſſert die Neſtchen aus, reiniget ſie, und wenn man fortfährt den Ort nicht zu beunruhigen, ſo werden im Frühjahre eine Menge Holztauben ſich einfinden und Nutzen bringen. Für Tauben, die man gern in der Nähe hat, und vor dem Fenſter füttert, ſind die Kobeln am beſten; jedoch darf bei Anlegung eines Behältniſſes nicht vergeſſen werden, daß es ſehr gut iſt, wenn man Waſſer in der Nähe hat, weil dieſe Thiere ſehr hitziger Natur ſind, und auch deshalb, weil ihr natürlicher Inſtinkt, den man beſonders bei den wilden Tauben bemerkt haben will, ſie lehrt, ſich deſſelben ſtatt eines Spiegels zu bedienen, um an den in daſſelbe fallenden Schatten in der Nähe weilender Raubthiere, ihre Feinde zu entdecken. Daher ſtellen Einige auch mit Waſſer gefüllte Gefäße unter die Fluglöcher. Auf dieſe Weiſe ſucht man die wilden Tauben ſich heimiſch zu machen. — Die Garne zum Fangen ſind wie die Garne zum Krammetsvögelfang geſtrickt, nur ſind die Maſchen etwas weiter, ſo daß ſie auf 3 Zoll weit werden. Mit zwei und ſiebzig Maſchen fängt man an, ſtrickt zehn Klafter lang, an beiden Seiten Zipfeln, und verhauptmaſcht ſie oben und unten mit Bindfäden. Die Garne müſſen aus gutem, feſtem und grobem Zeuge oder Zwirne gemacht werden, und oben recht gute Leinen haben. Sie müſſen auf die bekannte Art ſchlagen, nur daß die Stäbe weit auseinander geſchlagen ſeyn müſſen, und die Wände, ſtatt zu ſtehen, übereinander fallen können, damit die Gefangenen die Wände nicht auseinander oder rückwärts beim Ausfliegen heben oder ſchlagen können, ſondern ſich gleich in die auf ihnen liegende Garne verwickeln. Die Locke iſt in der Mitte, eben ſo der Trankherd. Um den Herd werden Krakeln oder Antritthackreiſer, die hoch und ſchön kahl ſeyn müſſen, geſteckt. Auch zu dem Netz-

fange muß man Lock- oder Ruhrtauben haben, die man dazu am beſten jung erzieht und zahm macht. Es müſſen ſtets zwei Locktauben im Herde ſeyn, und zwei können auf die nächſtſtehenden Bäume geſetzt werden, entweder in einem verdeckten Käfich, oder auf ein Spitzbrett, damit die Taube frei darauf ſitzen kann. Um die Tauben an die Garne zu gewöhnen, kann man ſie bei ſchönem trocknen Wetter etliche Tage liegen laſſen, und ſie mit leichtem Mooſe oder feinem Sande bedecken, damit, wenn ſie aufgeſtellt werden, ſich die Tauben nicht vor den Netzen ſcheuen. Das tägliche Futter, was man ihnen hinwirft, und das in Erbſen, Wicken, Hanf ꝛc. beſteht, reitzt ſie ſchon an, und ſobald ſie nur ſehen, daß eine Taube ſchon daſitzt und frißt, ſo eilen die Andern auch dahin. Auch bringt man ſie, wie auch ſchon oben bemerkt worden, häufig zum Herde und zum Fangorte, wenn Jemand ſie auf dem Felde oder in den Hölzern behutſam aufjagt, und gegen den Herd treibt, ſo daß ſie, wenn ſie von der Ferne oft aufgejagt werden, hungrig werden, und gern auf die Beitze fallen. Es müſſen aber mehrere Perſonen ſeyn, wenn es von Erfolg ſeyn ſoll, und wenigſtens muß ein Mann beim Herde bleiben, beſonders wenn man Erbſen in Nießwurz weicht, oder in Branntwein, mit Brodkrume und Kokelkörner vermiſcht, wodurch ſie betäubt werden. Dieſe Fangart mit betäubenden Mitteln iſt aber nicht anzurathen, weil dieſe ſchädlich auf die Tauben einwirken können, wie alle betäubende Mittel. Die Hütte muß auch in einer Ecke, eine gute Strecke von dem errichteten Herde entfernt, und wo möglich ein lebendiger Buſch ſeyn, oder wenigſtens mit grünem Laube bedeckt werden. Eben ſo nöthig iſt es auch, daß die Wände mit Schnellern oder Federn angerichtet ſind, damit die Stecken ſchnell beim Ziehen übereinander fallen, ungefähr wie bei einer Mauſefalle mit zweien Bogen. Man muß aber zuweilen einige Zeit mit dem Fange ausſetzen, um ſie ſammeln zu laſſen, und

nicht zu oft zu verſcheuchen. Zur Erndtezeit, wenn die Tauben ausgeflogen ſind, unternimmt man den beſten Fang, dagegen aber ſchadet er im Frühjahre mehr, als er nützt.

Taubenhandel. Da die Tauben zum Vergnügen von vielen Liebhabern, ſowohl zu Hoftauben, als auch zum Fluge, gehalten werden, ſo geben ſie auch einen nicht unbeträchtlichen Handel in großen Städten ab. An vielen Orten nährt dieſer Handel oftmals ganze Familien, und kann das ganze Jahr hindurch getrieben werden, da man ihn nicht bloß mit jungen Tauben, ſondern auch mit alten führt. Man rechnete früher, in den älteſten Zeiten, den Taubenhandel zu den unbedeutendſten, und dieſes könnte man wohl annehmen, da er ſich nur auf wenige Verkäufer, die damit im Großen handeln, beſchränkt; allein der Kleinhandel oder Markthandel mit Tauben für die Küche iſt nicht ganz unbedeutend; er wird nicht bloß von den Landleuten, ſondern auch von den Federviehhändlern betrieben, welche die Tauben auf dem Lande einkaufen; indeſſen geſchieht dieſer Handel nur am lebhafteſten im Frühjahre, Sommer und Herbſte, da er größtentheils mit Jungen getrieben wird, die ſich am beſten zum Bedarf in der Küche und auf der Tafel eignen. Hierzu nimmt man gewöhnlich Feldtauben oder Feldflüchter, weil dieſe niedriger im Preiſe ſtehen, und auch durch das ſelbſtgeſuchte Futter im Felde einen beſſern Geſchmack haben ſollen. Wenn man dieſe Tauben zur Zucht kaufen will, um ſie ins Feld fliegen zu laſſen, ſo muß dieſes im Frühjahre geſchehen, ehe ſie ins Feld fliegen und ſich gepaart haben, oder im Herbſte paarweiſe, wenn man das Futter nicht ſcheut, etwa um Weihnachten, wo ſie, wenn man ſie hinausläßt, nicht viel fliegen, und ſo leichter die Gegend kennen lernen; denn kauft man ſie während der Flugzeit, ſo ſind ſie ſcheu und unruhig, und verfliegen ſich leicht. Die Haustauben kann man das ganze Jahr

hindurch kaufen, da sie da bleiben, wo sie Nahrung finden, sobald sie aber an den Feldflug gewöhnt sind, so kaufe man sie zur Zeit der Feldtauben; am besten aber alle Arten vor der Paarungszeit. Die Flugtauben, welche zum Jagen gebraucht werden, wie die Tümmler, Mövchen ꝛc., kauft man in großen Städten, wo dieses Vergnügen hauptsächlich betrieben wird, bei den Taubenhändlern. In Berlin handeln damit nür fünf Personen, die aber diesen Handel sozusagen ins Große betreiben, weil sie selbst große Taubenflüge haben, und dann die gefangenen Tauben, die beim Fassen mit andern Taubenflügen, bei dem Ihrigen, beim Abreißen oder Trennen von einander, geblieben, angefallen und gefangen worden sind, verkaufen. Auch kaufen sie oft ganze Flüge von Taubenliebhabern, die genöthiget sind, ihre Tauben abzuschaffen, weil sie als Miether kein passendes Lokal dazu finden können, und jeder Hauswirth es nicht erlaubt, Tauben zum Fliegen zu halten, weil sie glauben, daß das Dach von den Tauben zerstört wird, da sie den Kalk zwischen den Dachsteinen herauspicken. Bei diesen Taubenhändlern kann man die gangbarsten Taubenarten erhalten und einkaufen: Tümmler, Wendetauben, Mövchen, Kröpfer, Mondtauben, Trommeltauben, Monteneur, Pfauentauben, Schwalbentauben, Perrückentauben ꝛc.; sie handeln mit Flug- und mit Hoftauben, nur sind die Feldflüchter von ihrem Handel ausgeschlossen, weil diese in großen Städten bei den Taubenhändlern nie gesucht werden, wohl aber bei den Landleuten auf den Wochenmärkten, worauf zwar diese Händler auch feil halten, aber eine eigene Korporation ausmachen, die einen eigenen Stand inne hat. Diese Taubenhändler sitzen bei einander, und sehen eine Versammlung von Taubenliebhabern und Käufern, Verkäufern, Vertauschern, Einlösern ꝛc. ꝛc. um sich her. Alle Taubenliebhaber, welche Flugtauben zum Jagen halten, finden sich auch an den Markttagen bei ihrem

Taubenlager ein, um, wenn auch nicht Tauben zu kaufen, doch sich von den Flügen zu unterhalten, auch nach den verlorenen eigenen Tauben zu spähen, ob man sie nicht in den Taubenkasten finden, oder wohl erfahren könnte, wer sie gefangen hat, wenn sie z. B. von dem Habicht verjagt worden sind; denn bei dem regelmäßigen Fassen der Flüge am Morgen, oder hauptsächlich am Abende, kennt jeder Taubenliebhaber schon die Flüge, mit denen seine eigenen Tauben fassen, weil er die Gegend von seinem Taubenschlage aus übersehen kann; er kennt also die Personen, die Tauben von ihm gefangen haben können, mithin darf er nur zu ihnen hingehen, um seine Tauben gegen ein Auslösegeld wieder zu erhalten, wenn sie nicht einen besondern Vertrag oder Cartel mit einander geschlossen haben sollten: sich gegenseitig die Tauben unentgeldlich auszuliefern. Diese Flugtaubenhändler sind so ziemlich mit allen Verhältnissen der Taubenliebhaber, auf die Tauben bezogen, bekannt, und man erfährt bei ihnen auch leicht den Zustand von einem jeden Taubenfluge, ob es lange oder altgewöhnte Tauben sind, oder ob sie erst neu zugewöhnt worden, ob sie daher schon lange geflogen haben, oder nur erst kurze Zeit fliegen. Ob der Flug aus lauter Tümmlern besteht, ob sie rein oder verbastert, ob sie rauch- oder rothfüßig, ob sie altstämmig ꝛc. ꝛc. sind. Interessant ist daher jedem Taubenfreunde diese Unterhaltung, da nichts dabei übergangen wird, was sich nur auf die Tauben und deren Flug, Unterhaltung in Futter, Farben, Körpergestalten, Fangmittel ꝛc. bezieht. Die Taubenhändler haben Jeder zwei gegitterte Kasten, einen etwas niedrigen, zu den kleinern Tauben, den Tümmlern, Mövchen ꝛc., und einen hohen, zu den großen Tauben, den Kröpfern, Monteneurs, Perrückentauben, Türkischen Tauben, Mondtauben, Trommeltauben ꝛc. Der oberste Kasten enthält die Flugtauben zum Jagen, und der unterste die Hoftauben. Beide Kasten stehen auf ei-

ner großen Schubhandkarre. Die Tauben, die man hier kauft, ſind ſelten gepaart, denn es ſind größtentheils einzeln gefangene, und auch gekaufte Tauben, die hier zum Verkaufe zuſammengeworfen werden. Jeder, der ſich daher bei einem Taubenhändler auf dem Markte Tauben kaufen will, muß ſie ſich ausſuchen, wie er ſie zu haben und zuſammenzuwerfen gedenkt, um ein Paar daraus zu machen; denn da er ſie in den Kaſten größtentheils von allen Geſtalten und Farben antrifft, ſo hängt es nur von ſeiner Wahl ab; auch muß er Kenner von Täubern und Täubinnen ſeyn, weil er ſonſt leicht betrogen werden könnte, ſtatt Täuber und Taube, zwei Täuber zu erhalten, zwei Tauben dagegen ſelten. Wer ſich an einen Taubenhändler wendet, und ihn um ein Paar Tauben erſucht, kann wohl rechnen, wenn er ſie gut bezahlt, wenigſtens den geforderten Preis giebt, daß er auch ein Paar, oder Täuber und Taube, erhält; aber auf das bloße Verlangen von Täuber und Taube, und beim ſtrengen Handeln, möchte es oftmals fehlſchlagen. Wie man die Täuber von den Tauben unterſcheidet, iſt ſchon oben, S. 598 u. f., angeführt worden. Man wird es daher leichter gewahren, wenn man zu einem Taubenhändler ins Haus geht, und ſich auf deſſen Taubenboden ſelbſt Täuber und Täubin ausſucht, weil man hier die Täuber von den Tauben leicht unterſcheiden kann, da man auch gleich ſieht, wie die Täuber auf Tauben treiben, welches man auf dem Markte in den Kaſten, wo ſie alle eng bei einander ſitzen, natürlich nicht ſehen kann. Auch ſelbſt ſchon gepaarte Tauben, wenn man ſie als ſolche kauft, trennen ſich oft wieder, wenn ſie in ihre neue Wohnung kommen, welches daher rührt, weil bei ihnen nur eine kurze Zwangspaarung Statt gefunden, um ſie als Paare verkaufen zu können, und dieſe Paarung iſt um ſo zweckloſer, da die Zuſammengeworfenen aus zerriſſenen Paaren beſtehen, die durch Fang, Kauf und Tauſch an den Taubenhändler gekommen ſind, und daher nach

trauern um die verlorenen Gefährten. Man darf ſich daran nicht kehren, daß die Tauben in den Kaſten traurig ausſehen; denn die Taubenhändler laſſen ſie auf den Markt mehrere Male in der Woche karren, preſſen ſie dann in die engen Gemächer oder Gefängniſſe, worin ſie zwar Luft, Sonne und Wärme im Sommer genießen, aber doch nicht frei ſich bewegen können, da ſie feſt aufeinander liegen; auch müſſen ſie die Zeit über, daß ſie auf dem Markte ſtehen, Hunger und Durſt erleiden, und der Letzte iſt um ſo fürchterlicher, da die ohnehin Wärme habenden, und, gedrängt, ſtarke Hitze verurſachenden Thierchen den brennendſten Durſt empfinden, zumal bei grobem Futter. Dann gehen ſie auch aus einer Hand in die andere, und das Anfaſſen geſchieht nicht immer mit Vorſicht und Milde, ſondern nur zu oft getiſſen, gedrückt und entfiedert; denn Jeder unterſucht ſie von allen Seiten, macht die Flügel auseinander und unterſucht die Schwingen, die Schwanzfedern, faßt ſie bei dem Schnabel, zieht den Kopf lang, unterſucht die Augen, die Füße, kurz es iſt kein Theil des Körpers, der nicht eine Muſterung paſſiren muß, und iſt nun dieſes geſchehen, dann hat ſie doch noch ſo manchen Fehler, und wird wieder in den Kaſten hineingeſteckt, und eine andere genommen, und ſo geht es fort. Eine Taube, die vielleicht nicht ganz reine Schwingen hat, in wie viele Hände gelangt dieſe nun, ehe ſie einen Käufer findet, der auf dieſe Reinheit der Schwingen oder Zeichnungen nicht ſieht? — Sind viele Tauben enge eingeſchloſſen, ſo treten die Stärkeren auf die Schwächeren, die oftmals ihren Tod finden, beſonders bei den Händlern, welche die Tauben in Säcken von einer Stadt zur andern tragen, worin ſie dann erſticken, wenn zu viele auf einander gepackt ſind. Dieſes geſchieht beſonders bei dem Tragen der Tauben zum Verkaufe nach kleinen Städten. Man ſteckt die Tauben in einen Sack, der oft nicht den geringſten Luftdurchzug erlaubt, auch in verſchloſſene

Kasten. Hier leidet selbst die Schönheit und Vollständigkeit der Federn, und nicht selten die Gliedmaßen und die Gesundheit des Körpers. Daher kommt es auch, daß man oft gesunde Tauben zu haben glaubt, während man bald gewahrt, daß man sich geirrt hat; sie sind schwächlich, werden leicht beim Auslassen in andern Schlägen gefangen, auch eine Beute des Habichts. Auch geschieht es oft bei den Taubenhändlern, daß sie unerfahrenen Käufern, die sich entweder einen Flug anlegen oder Hoftauben halten wollen, schon gewöhnte Tauben aus ihrem Schlage verkaufen, die dann, wenn sie herausgelassen werden, wieder nach ihrer alten Wohnung zurückkehren. Geschieht aber auch dieses nicht von dem Taubenhändler, so verkauft er doch von Andern gefangene Tauben, die eben so wenig zuverlässig beim Einkaufe sind, da sie auch wieder abgehen können. Um es zu wagen, solche Tauben herauszulassen, muß man sie erst Monate lang in dem Schlage sitzen, brüten und Junge ziehen lassen, in welcher Zeit sie dann an den neuen Schlag gewöhnt seyn können, und den alten vergessen haben. Daher muß man keine alten Tauben kaufen; denn diese kehren oft nach einem Jahre langer Einsperrung zu ihrem alten Schlage zurück. Man kaufe sich lieber ein- oder zweijährige Tauben, und wo möglich aus einem Schlage, und wenn aus mehreren, von jeder Gattung gleiche Paare um das Gleichgewicht herzustellen. Das hier Gesagte gilt sowohl von den Flug- als Hoftauben. Die Verschwiegenheit will man in so fern an den Händlern rühmen, daß sie selten die Personen nennen, die ihnen gefangene Tauben zu kaufen gegeben haben. Man sucht die Ursache dieser Verschwiegenheit in Verheimlichung der Verkäufer darin, daß diese die Tauben, die sie gefangen, nicht ausgeliefert haben, unter dem Vorgeben, sie nicht gefangen zu haben. Der Eigenthümer der Tauben ist daher genöthiget, wenn er sie bei den Taubenhändlern findet, sie theuer wieder

einzulöſen, und beſonders wenn ſie die Taubenfreunde genauer kennen, daß ihnen an ganz gleichen Paaren viel gelegen iſt. Auf dieſe Art oft doppelt belohnt, iſt es ihnen nicht einerlei, ob ſie durch das Ausplaudern und Namennennen der Perſonen, von denen ſie des Nachbars Tauben gefangen haben, ſich und Andere Feinde machen. Oftmals entſtand auch ein langer koſtſpieliger Streit, der für Beide, den Wegfanger und Taubenhändler, nicht gut endete, beſonders in den Staaten, wo die Taube, als eine Waare, gleiches Recht der übrigen Hausthiere hat, alſo nicht fortgefangen werden darf, und wenn es geſchehen, ſie wieder herausgegeben werden muß, wenn der Beſitzer der Tauben weiß, daß ſie ſein Nachbar gefangen hat, und dieſes während der Brut der Jungen. — Um alte und junge Tauben unterſcheiden zu können, mögen folgende Merkmale dienen: 1) Alte Tauben laſſen beim Anfaſſen, Fangen und Jagen wohl einen brummenden Ton hören, aber keinen pfeifenden und quickenden, wie die Jungen, bis ſie ganz flicke und zur Zeugung geſchickt ſind. So lange die Jungen mit dem Kopfe auf und nieder ziehen, auch wohl den Hals mehr ſtrecken, als natürlich, gleichſam furchtſam und verlegen hin und her blicken, oder wenn ſie in der Höhe ſitzen, furchtſam in die Tiefe ſehen, ſo lange kann man ſie als Hoftauben und Feldflüchter zwar eſſen, aber nicht gut zum Ausfluge anwenden, da ſie ohnehin noch dumm und ſchüchtern ſind, noch nicht ſich paaren, leicht verfliegen und gefangen werden. Die Alten halten ſie, ſo lange ſie bei ihnen ſind, und mit ihnen fliegen, von vielem Schaden ab, woran die Fütterung Schuld iſt. Beim Einkaufe zum Eſſen muß man beſonders noch darauf ſehen, ob ſie unter den Flügeln ſchon ganz befiedert ſind, oder nicht, ob ſie keinen allzuſtarken und feſten Körperbau, und nicht minder ſtarke Knochen an den Füßen haben, oder ſtark geblättert ſind. Sind ſie am ganzen Leibe befiedert, haben ſie ſtarken Kopf und Beine,

ſieht man weder Flaumfedern, noch Faſern, ſo ſind dieſes entweder kranke, oder ſchon einmal gemauſerte Tauben, Abflügel genannt, weil ſie ſchon abgeflogen ſind, das heißt, mit den Alten ſchon ins Feld fliegen, und daſelbſt ſich ſelbſt nähren können. Zuweilen werden aber Tauben für Junge gehalten, die nicht zu fett und groß ſind. Es giebt Tauben, die an Größe und Stärke den Jungen ähnlich ſind, weil ſie nicht ins Feld fliegen, ſondern nur auf den Straßen, Düngſtätten, und vor den Scheunen, wo Getreide abgeladen und gedroſchen wird, kümmerlich ſich nähren, und weder brüten, noch fett werden; ſolche zehren nach und nach ab, und kommen ihrer Geſtalt nach den Jungen ähnlich. Alte Tauben ſind weniger munter und lebhaft, haben viel härtere Schnäbel, je älter, deſto ſtärker, gerändete Füße, ſtarke Augenringe, aufgetriebene Schnabeldecke oder Aufſätze, härtere, ſchwärzliche und längere Spornen an den Zehen, eben ſo eine blaſſe Haut und Farbe, verhärtete Naſenhaut, und verſchloſſene, unreine Farbe, und Unreinigkeit der Federn. Die Jungen haben ſchwächere röthliche Füße, die Alten dagegen ſtärkere Schuppen darauf, und die Farbe fällt mehr ins Braunrothe; auch haben die Jungen kleinere Spornen. Mit dem Alter nimmt Stärke der Knochen und Kraft des Körpers zu, wenn ſie aber zehn bis zwölf Jahre und darüber gelebt haben, ſo nehmen ſie nach und nach ab, und verzehren ſich, oder fallen ab; indeſſen iſt das letztere angeführte Alter nicht immer das Ziel des Abnehmens; denn man hat ſie noch nach funfzehn Jahren ſehr kräftig gefunden. Ob gerade Abnehmung an Körperkraft, Schwäche, immer Folge ihres Lebens Ende iſt, kann wohl nur ſchwer beſtimmt werden, da auch andere Zufälle ſie ſehr oft im beſten Alter hinwegraffen, ja ſie ſelbſt an Windſucht, Waſſerſucht ꝛc. im Alter ſterben, ohne gerade an Kräften ſehr verloren zu haben. Doch alle dieſe Aufſtellungen verdienen noch genauere Beobachtungen; auf jeden Fall iſt aber das Hinſcheiden

trauern um die verlorenen Gefährten. Man darf ſich daran nicht kehren, daß die Tauben in den Kaſten traurig ausſehen; denn die Taubenhändler laſſen ſie auf den Markt mehrere Male in der Woche karren, preſſen ſie dann in die engen Gemächer oder Gefängniſſe, worin ſie zwar Luft, Sonne und Wärme im Sommer genießen, aber doch nicht frei ſich bewegen können, da ſie feſt aufeinander liegen; auch müſſen ſie die Zeit über, daß ſie auf dem Markte ſtehen, Hunger und Durſt erleiden, und der Letzte iſt um ſo fürchterlicher, da die ohnehin Wärme habenden, und, gedrängt, ſtarke Hitze verurſachenden Thierchen den brennendſten Durſt empfinden, zumal bei grobem Futter. Dann gehen ſie auch aus einer Hand in die andere, und das Anfaſſen geſchieht nicht immer mit Vorſicht und Milde, ſondern nur zu oft griffen, gedrückt und entfiedert; denn Jeder unterſucht ſie von allen Seiten, macht die Flügel auseinander und unterſucht die Schwingen, die Schwanzfedern, faßt ſie bei dem Schnabel, zieht den Kopf lang, unterſucht die Augen, die Füße, kurz es iſt kein Theil des Körpers, der nicht eine Muſterung paſſiren muß, und iſt nun dieſes geſchehen, dann hat ſie doch noch ſo manchen Fehler, und wird wieder in den Kaſten hineingeſteckt, und eine andere genommen, und ſo geht es fort. Eine Taube, die vielleicht nicht ganz reine Schwingen hat, in wie viele Hände gelangt dieſe nun, ehe ſie einen Käufer findet, der auf dieſe Reinheit der Schwingen oder Zeichnungen nicht ſieht? — Sind viele Tauben enge eingeſchloſſen, ſo treten die Stärkeren auf die Schwächeren, die oftmals ihren Tod finden, beſonders bei den Händlern, welche die Tauben in Säcken von einer Stadt zur andern tragen, worin ſie dann erſticken, wenn zu viele auf einander gepackt ſind. Dieſes geſchieht beſonders bei dem Tragen der Tauben zum Verkaufe nach kleinen Städten. Man ſteckt die Tauben in einen Sack, der oft nicht den geringſten Luftdurchzug erlaubt, auch in verſchloſſene

Kasten. Hier leidet selbst die Schönheit und Vollständigkeit der Federn, und nicht selten die Gliedmaßen und die Gesundheit des Körpers. Daher kommt es auch, daß man oft gesunde Tauben zu haben glaubt, während man bald gewahrt, daß man sich geirrt hat; sie sind schwächlich, werden leicht beim Auslassen in andern Schlägen gefangen, auch eine Beute des Habichts. Auch geschieht es oft bei den Taubenhändlern, daß sie unerfahrenen Käufern, die sich entweder einen Flug anlegen oder Hoftauben halten wollen, schon gewöhnte Tauben aus ihrem Schlage verkaufen, die dann, wenn sie herausgelassen werden, wieder nach ihrer alten Wohnung zurückkehren. Geschieht aber auch dieses nicht von dem Taubenhändler, so verkauft er doch von Andern gefangene Tauben, die eben so wenig zuverlässig beim Einkaufe sind, da sie auch wieder abgehen können. Um es zu wagen, solche Tauben herauszulassen, muß man sie erst Monate lang in dem Schlage sitzen, brüten und Junge ziehen lassen, in welcher Zeit sie dann an den neuen Schlag gewöhnt seyn können, und den alten vergessen haben. Daher muß man keine alten Tauben kaufen; denn diese kehren oft nach einem Jahre langer Einsperrung zu ihrem alten Schlage zurück. Man kaufe sich lieber ein- oder zweijährige Tauben, und wo möglich aus einem Schlage, und wenn aus mehreren, von jeder Gattung gleiche Paare um das Gleichgewicht herzustellen. Das hier Gesagte gilt sowohl von den Flug- als Hoftauben. Die Verschwiegenheit will man in so fern an den Händlern rühmen, daß sie selten die Personen nennen, die ihnen gefangene Tauben zu kaufen gegeben haben. Man sucht die Ursache dieser Verschwiegenheit in Verheimlichung der Verkäufer darin, daß diese die Tauben, die sie gefangen, nicht ausgeliefert haben, unter dem Vorgeben, sie nicht gefangen zu haben. Der Eigenthümer der Tauben ist daher genöthiget, wenn er sie bei den Taubenhändlern findet, sie theuer wieder

einzulöſen, und beſonders wenn ſie die Taubenfreunde genauer kennen, daß ihnen an ganz gleichen Paaren viel gelegen iſt. Auf dieſe Art oft doppelt belohnt, iſt es ihnen nicht einerlei, ob ſie durch das Ausplaudern und Namennennen der Perſonen, von denen ſie des Nachbars Tauben gefangen haben, ſich und Andere Feinde machen. Oftmals entſtand auch ein langer koſtſpieliger Streit, der für Beide, den Wegfanger und Taubenhändler, nicht gut endete, beſonders in den Staaten, wo die Taube, als eine Waare, gleiches Recht der übrigen Hausthiere hat, alſo nicht fortgefangen werden darf, und wenn es geſchehen, ſie wieder herausgegeben werden muß, wenn der Beſitzer der Tauben weiß, daß ſie ſein Nachbar gefangen hat, und dieſes während der Brut der Jungen. — Um alte und junge Tauben unterſcheiden zu können, mögen folgende Merkmale dienen: 1) Alte Tauben laſſen beim Anfaſſen, Fangen und Jagen wohl einen brummenden Ton hören, aber keinen pfeifenden und quickenden, wie die Jungen, bis ſie ganz flicke und zur Zeugung geſchickt ſind. So lange die Jungen mit dem Kopfe auf und nieder ziehen, auch wohl den Hals mehr ſtrecken, als natürlich, gleichſam furchtſam und verlegen hin und her blicken, oder wenn ſie in der Höhe ſitzen, furchtſam in die Tiefe ſehen, ſo lange kann man ſie als Hoftauben und Feldflüchter zwar eſſen, aber nicht gut zum Ausfluge anwenden, da ſie ohnehin noch dumm und ſchüchtern ſind, noch nicht ſich paaren, leicht verfliegen und gefangen werden. Die Alten halten ſie, ſo lange ſie bei ihnen ſind, und mit ihnen fliegen, von vielem Schaden ab, woran die Fütterung Schuld iſt. Beim Einkaufe zum Eſſen muß man beſonders noch darauf ſehen, ob ſie unter den Flügeln ſchon ganz befiedert ſind, oder nicht, ob ſie keinen allzuſtarken und feſten Körperbau, und nicht minder ſtarke Knochen an den Füßen haben, oder ſtark geblättert ſind. Sind ſie am ganzen Leibe befiedert, haben ſie ſtarken Kopf und Beine,

ſieht man weder Flaumfedern, noch Faſern, ſo ſind dieſes entweder kranke, oder ſchon einmal gemauſerte Tauben, Abflügel genannt, weil ſie ſchon abgeflogen ſind, das heißt, mit den Alten ſchon ins Feld fliegen, und daſelbſt ſich ſelbſt nähren können. Zuweilen werden aber Tauben für Junge gehalten, die nicht zu fett und groß ſind. Es giebt Tauben, die an Größe und Stärke den Jungen ähnlich ſind, weil ſie nicht ins Feld fliegen, ſondern nur auf den Straßen, Düngſtätten, und vor den Scheunen, wo Getreide abgeladen und gedroſchen wird, kümmerlich ſich nähren, und weder brüten, noch fett werden; ſolche zehren nach und nach ab, und kommen ihrer Geſtalt nach den Jungen ähnlich. Alte Tauben ſind weniger munter und lebhaft, haben viel härtere Schnäbel, je älter, deſto ſtärker, gerändete Füße, ſtarke Augenringe, aufgetriebene Schnabeldecke oder Aufſätze, härtere, ſchwärzliche und längere Spornen an den Zehen, eben ſo eine blaſſe Haut und Farbe, verhärtete Naſenhaut, und verſchloſſene, unreine Farbe, und Unreinigkeit der Federn. Die Jungen haben ſchwächere röthliche Füße, die Alten dagegen ſtärkere Schuppen darauf, und die Farbe fällt mehr ins Braunrothe; auch haben die Jungen kleinere Spornen. Mit dem Alter nimmt Stärke der Knochen und Kraft des Körpers zu, wenn ſie aber zehn bis zwölf Jahre und darüber gelebt haben, ſo nehmen ſie nach und nach ab, und verzehren ſich, oder fallen ab; indeſſen iſt das letztere angeführte Alter nicht immer das Ziel des Abnehmens; denn man hat ſie noch nach funfzehn Jahren ſehr kräftig gefunden. Ob gerade Abnehmung an Körperkraft, Schwäche, immer Folge ihres Lebens Ende iſt, kann wohl nur ſchwer beſtimmt werden, da auch andere Zufälle ſie ſehr oft im beſten Alter hinwegraffen, ja ſie ſelbſt an Windſucht, Waſſerſucht ꝛc. im Alter ſterben, ohne gerade an Kräften ſehr verloren zu haben. Doch alle dieſe Aufſtellungen verdienen noch genauere Beobachtungen; auf jeden Fall iſt aber das Hinſcheiden

der Kräfte und Abzehren nicht Folge des Alters, sondern eine Krankheit. — Die Jungen, die im Frühjahre abfliegen, nennt man frühe Abflieger oder Abflüchter, die im Herbste späte. Erstere sind um so besser, weil sie oftmals noch im Herbste ziehen, und Letztere sind wieder besser, als diejenigen, die man in dem sogenannten Taubenhunger zieht, das heißt, zu der Zeit, in welcher das Korn geschoßt hat, Alles in dem besten Wachsthume, und gesäet und aufgegangen ist, etwa von Ende des Mays bis zur Erndte, weil jene noch mit den Alten den Feldflug gewöhnen, und in der Erndtezeit Futter genug finden, während diese, zu Hause gefüttert, selten genug Nahrung finden, und in der Regel, wenn man zu füttern aufhört, abzehren, überall umherziehen und schmarotzen; haben aber die Jungen zum zweiten Male gemausert, dann sind sie am besten zum Einkaufe, zumal sie dann gut fliegen, und durch ihre Stimme sich zu unterscheiden anfangen; denn ehe sie ein Jahr zurückgelegt haben, hört man selten eine vollkommene Stimme von ihnen. Man soll den Schlag auf einmal besetzen, weil die Tauben die Gesellschaft lieben, und sich in einer großen besser, als in einer kleinen befinden, auch Eine oder die Andere weniger die Herrschaft an sich reißen kann. — Will man Futter ersparen, und erst, wenn die Futterzeit größtentheils vorüber ist, Tauben sich anschaffen, so kaufe man solche in den Monaten Januar und Februar, in welchen Monaten der Schnee noch die Flur bedeckt, und weniger helle und freundliche Tage die Auffindung des alten Wohnorts begünstigen; sie müssen täglich gefüttert werden; auch paaren sie sich öfters mit Tauben, die schon eingeflogen sind. Der Nichttaubenkenner, der noch niemals Tauben selbst besessen hat, und sich welche anschaffen will, wird beim Einkaufe derselben wohl thun, sich einem Taubenkenner zu überlassen; denn wollte man sich unbedingt einem Taubenhändler anvertrauen, so könnte man doch Gefahr laufen, wenn man

tauben mit 2 Rthlr.; die Pfauentauben mit 16 Gr. bis 1 Rthlr.; die Türkiſchen oder Türkentauben mit 1 Rthlr. und darüber, in Würtemberg und Bayern mit 1 Fl. oder Guld. bis 25 Guld. nach der Schönheit der Farbe, und wenn die Tauben ſchöne Hauben haben; gewöhnlich zahlt man 5 bis 8 Guld. Die Trommeltauben in Berlin mit 12 und 16 Gr. das Paar; in Bayern und Würtemberg mit 48 Kr. bis 1 Fl. 30 Kr., ſchöne mit 3 bis 4 Guld. Die Schwalbentauben in Berlin 16 Gr. bis 1 Rthlr.; die Mondtauben nach Beſchaffenheit der Zeichnung und Farben 8 bis 12 Gr. Cour. Die Feldtauben, Feldflüchter, mit 4 bis 6 Gr. Cour. Nach dieſem Verhältniſſe werden auch die übrigen oben angeführten Tauben bezahlt.

Von dem Nutzen und Schaden der Tauben. Riedel ſagt, und wohl mit Recht: „Wenn Schönheit, Farbenwechſel, ſchnelle Vermehrung, Anmuth und Nützlichkeit bei irgend einer Vogelgattung ſich mit einander verbinden, und darum Liebhabereyen und Aufmerkſamkeit erregen, ſo iſt dieſes gewiß bei dem Taubengeſchlechte der Fall. Die Meinungen ſind zwar auch hier über Schaden und Nutzen getheilt, da ſich beide nach der ordentlichen Lage und den Verhältniſſen richten, und wobei im Allgemeinen bemerkt werden kann, daß die Tauben mehr Vortheil, als Nachtheil gewähren; vorausgeſetzt, daß man das Futter für die Tauben nicht kaufen, und ſolche das ganze Jahr hindurch füttern muß, weil in dieſem Falle ein Paar Junge theuer zu ſtehen kommen. Die weiſe und ſparſame Benutzung des Taubenmiſtes kann auch bei dem Halten der Tauben in das Mittel treten.“ — Betrachtet man nun den Nutzen der Tauben, ſo iſt hier zuerſt deren Vermehrung zu nennen, die um ſo willkommner iſt, da ſie in der Küche zur Speiſe gebraucht werden (ſ. Taubenſpeiſen), und dann auch zum Vergnügen auf den Höfen und zum Fluge. Ueber die Vermehrung der Tauben iſt ſchon [illegible] mehreren

oftmals durchaus nicht eine andere Farbe dulden und annehmen. Jung daran gewöhnt, soll es leichter gehen. Eben so wähle man keine mit zu langen Federfüßen ausgezeichnete Tauben, weil sie zum Fluge etwas schwerfällig sind. Dann kaufe man zu Feldtauben und Haustauben mehr schlechte, als seltene Tauben, indem man bei den Letzteren wenig Nutzen hat, wohl aber bei den Ersteren.

Betriegereyen beim Verkaufe der Tauben. Ein sehr gewöhnlicher Betrug ist das Ausrupfen der Taubenfedern, das heißt, derjenigen farbigen Federn, welche die Zeichnung ungleich machen, und daher falsche Federn heißen. Hätte z. B. ein Rothschild oder eine Rothbläße auf der Brust oder Flügel einige weiße Federn, so müßten diese, wenn ein Liebhaber sie kaufen wollte, zumal zur Zucht, ausgerissen werden; denn ohne diese werden sie nur die Hälfte Werth haben. Dieses Ausrupfen geht so weit, daß oftmals aus Schecken die schönsten und gleichgezeichnetsten Tauben gerupft werden, ein Betrug, den selbst der Kenner nur dann gewahr werden kann, wenn etwa viele Federn oder solche fehlen, die in die Augen fallen, z. B. Schwung- oder Schwanzfedern. Auch durch eine geschickte Färbung der Federn kann man mancherley Täuschungen hervorbringen, ja oftmals werden damit die Kenner betrogen. Die Färbung geschieht mit gekochten Hölzern, Farbehölzern, z. B. mit Fernambuck, Blauholz, Gelbholz; dann mit Galläpfeln 2c. Diese Hölzer werden mit etwas Alaun gekocht, und damit diejenigen Stellen gefärbt, die man lichter oder dunkler zu haben wünscht, oder wo man zur Ergänzung einer Zeichnung weiße Federn anstreicht. Man bedient sich dazu auch des Scheidewassers, Vitriolöls 2c. Die letzteren Mittel sind jedoch zu gefährlich, da sie leicht die Tauben tödtlich verwunden können, wenn sie das Fleisch berühren. Mit dem Vitriolöl löset man z. B. den Indigo auf, wenn man bläuliche Töne anbringen will.

Die Täuschung wird man erst in der Mauserzeit gewahr, wenn man nicht schon früher an der Rauhheit und dem verlornen Glanze der Federn Verdacht schöpft, und werden die Federn gut gebürstet, und mit etwas Gummi, auch Eyweiß, angestrichen, so vermindert sich derselbe wieder. Einige rupfen oft die Federn, und Riedel will die Erfahrung gemacht haben, daß wenn man farbige Federn oftmals nach einander ausreißt, jedoch seltener, als Manche glauben, bei manchen Tauben weiß nachkielen, wahrscheinlich ein Zeichen geschwächter Federkraft. Zuweilen beschneidet man auch die Spitz- und Zwerghauben, wenn sie zu niedrig sind, indem die kleinen Nebenfedern niedergedrückt und ausgerupft werden, damit die Haube höher erscheint. Dieses geschieht besonders bei den Kraustauben oder Mövchen, damit die hervorragend fallenden Federn höher erscheinen. Wer nun dergleichen Tauben kaufen will, der nehme zuerst die Taube in die Hand, öffne ihr den Schnabel, ob sie nicht gelbblaß im Rachen aussieht oder Grinde darin hat, welches stets einen kranken Zustand bedeutet, beschaue die Augen, ob dieselben, wo nicht einfarbig (welches Einfluß auf das Fallen oder Farbenspiel der Jungen hat), wenigstens nicht schönblind sind, und zähle die Federn des Schwanzes und der Flügel. Jeder Flügel hat am Ende drei gleiche lange Federn, Schwingen genannt, auf diese folgen sechs nach und nach kürzer werdende, nach diesen, gegen den Körper zu, acht Stück kleine Federn, welche nach und nach an Länge gewinnen, drei davon ragen besonders hervor, die mittlern am meisten; der Schwanz besteht aus zwölf ordentlich getheilten Federn, sechs rechts, und sechs links, am Ende etwas gerundet. Zuweilen fehlen Federn der Mauser wegen, gewöhnlich unterscheidet sich diese Krankheit noch dadurch, daß entweder am Halse und am Genicke die Federn hier und da mangeln, oder wie von Schaben zerfressen aussehen, auch frische nachschieben. Dieses Alles muß man beim

Kaufe unterſuchen. — Schläfrigen Tauben, beſonders traurigen und phlegmatiſchen, giebt man Muth, wenn man ihnen ſtarknährendes Futter, Hanf, Anis, Fenchel, Koriander, in Wein oder Branntwein geweicht, vorſetzt. Nach Schmidt ſoll man ihnen Brod mit Butter, oder Waſſer mit Honig oder Engelſüß vorſetzen Andere halten ihre zum Verkaufe beſtimmten Tauben eingekerkert, jagen und treiben ſie des Tages mehrere Male herum, und machen ſie dadurch wild, ſo daß man glaubt, man kauft gute Flugtauben, während ſie oftmals, ſobald man ſie ſelbſt einläßt, kaum das Haus verlaſſen, und wenn man ſie hinausjagt, überall eingehen, wo ſie Futter wiſſen. Oftmals ſoll der Verkäufer ſolche Tauben ſelbſt nicht kennen. Man kennt ſie am erſten, wenn man ſie beſieht, indem man gewöhnlich an ihnen findet: beſchmutzte Federn am Unterleibe und an der Kehle; die Geſchmeidigkeit derſelben mangelt. — Die Preiſe der Tauben ſind ſehr verſchieden, welches nicht nur auf die Gattungen oder Arten ankommt, ſondern auch auf die Reinheit in Hinſicht der Zeichnung und Farbe, auf die Haube, die rauchen Füße ꝛc. So koſtet in Berlin ein Paar Tümmler oder Flugtauben 6, 8 bis 12 Gr. Courant. Ein Paar Blauelſterbunte mit Kappen und rauchen Füßen 1 Rthlr.; eben ſo Gelbelſterbunte mit Kappen und rauchen Füßen; ſo auch reine Blauweißſchwänze, Schwarzweißſchwänze, Schwarz- und Kupfertiger, Mohrenköpfe ꝛc. ꝛc., welches auf den Liebhaber ankommt, der reine und ſchöne Zeichnungen liebt, dabei eine ſchöne Geſtalt. Die Wendetauben ſind den Tümmlern im Preiſe gleich; denn auch bei ihnen kommt es auf Schönheit in Geſtalt, Farbe und Zeichnung an. Die Mövchen werden mit 12 bis 16 Gr. das Paar bezahlt; in Nürnberg mit 1 Gulden 15 Kreuzer bis 1 Gulden 30 Kreuzer; in der Gegend von Ulm 2 bis 3 Gulden; die Kropftauben in Berlin mit 16 Gr. bis 1 Rthlr.; die Schleier- oder Perrückentau-

tauben mit 2 Rthlr.; die Pfauentauben mit 16 Gr. bis 1 Rthlr.; die Türkischen oder Türkentauben mit 1 Rthlr. und darüber, in Würtemberg und Bayern mit 1 Fl. oder Guld. bis 25 Guld. nach der Schönheit der Farbe, und wenn die Tauben schöne Hauben haben; gewöhnlich zahlt man 5 bis 8 Guld. Die Trommeltauben in Berlin mit 12 und 16 Gr. das Paar; in Bayern und Würtemberg mit 48 Kr. bis 1 Fl. 30 Kr., schöne mit 3 bis 4 Guld. Die Schwalbentauben in Berlin 16 Gr. bis 1 Rthlr.; die Mondtauben nach Beschaffenheit der Zeichnung und Farben 8 bis 12 Gr. Cour. Die Feldtauben, Feldflüchter, mit 4 bis 6 Gr. Cour. Nach diesem Verhältnisse werden auch die übrigen oben angeführten Tauben bezahlt.

Von dem Nutzen und Schaden der Tauben. Riedel sagt, und wohl mit Recht: „Wenn Schönheit, Farbenwechsel, schnelle Vermehrung, Anmuth und Nützlichkeit bei irgend einer Vogelgattung sich mit einander verbinden, und darum Liebhabereyen und Aufmerksamkeit erregen, so ist dieses gewiß bei dem Taubengeschlechte der Fall. Die Meinungen sind zwar auch hier über Schaden und Nutzen getheilt, da sich beide nach der ordentlichen Lage und den Verhältnissen richten, und wobei im Allgemeinen bemerkt werden kann, daß die Tauben mehr Vortheil, als Nachtheil gewähren; vorausgesetzt, daß man das Futter für die Tauben nicht kaufen, und solche das ganze Jahr hindurch füttern muß, weil in diesem Falle ein Paar Junge theuer zu stehen kommen. Die weise und sparsame Benutzung des Taubenmistes kann auch bei dem Halten der Tauben in das Mittel treten.“ — Betrachtet man nun den Nutzen der Tauben, so ist hier zuerst deren Vermehrung zu nennen, die um so willkommner ist, da sie in der Küche zur Speise gebraucht werden (s. Taubenspeisen), und dann auch zum Vergnügen auf den Höfen und zum Fluge. Ueber die Vermehrung der Tauben ist schon oben an mehreren

Stellen das Nöthige gesagt worden. Als Nahrung für die Menschen gehört das Taubenfleisch unter die schmackhaftesten, nahrhaftesten und gesundesten Nahrungsmittel, so daß es selbst für Kranke zum Genuß anwendbar ist, wenn man nämlich die Taube, nebst dem Fleische und den Knochen klein haut, und daraus eine Suppe bereitet. Mehrere Aerzte behaupten zwar, daß der zu häufige Genuß des Taubenfleisches dem mit der Gicht Geplagten nicht dienlich sey, und das Podagra erwecke; allein die Mehrzahl der Aerzte pflichten der Erfahrung bei, und halten solches keineswegs für ein Reizmittel. Das Fleisch der jungen Tauben ist eine Lieblingsspeise, die in hohen und niederen Ständen in Deutschland gefunden wird, und so auch in andern Ländern Europas. Für die Bewohner der Bahamischen Inseln, denen ihre nakten Felsen wenig Nahrung geben, ist es ein Bedürfniß. Nur die Russen der niedern Klasse sollen es in der Absicht nicht essen, weil sie den heiligen Geist sich darunter vorstellen, und diesen dann zu essen glauben, wenn sie das Taubenfleisch genießen. Ob dieses noch so allgemein in den untern Klassen sich fortpflanzt, läßt sich nicht angeben, gewiß ist es aber, daß sie sich dieses Fleisches enthalten, weil die Taube für das Symbol des heiligen Geistes gilt. Daher findet man auch ihr Bild über den Kanzeln, Altären und Taufsteinen aufgehängt. Sie dienten anfangs denen, die zum Abendmahle gingen, zur Erinnerung der Anrufung des heiligen Geistes, der die Herzen zum würdigen Genusse vorbereiten möge. Dieses war bei den Griechen gewöhnlich, obgleich die neuere Kirche hierin von der alten abweicht, wenn sie lehrt: man müsse bei Haltung des Leibesmahles den heiligen Geist darum anrufen, damit derselbe den Leib und das Blut Christi mit dem Brode und dem Weine vereinige, welches jedoch in den Einsetzungsworten nicht liegt. Diese Taubenbildnisse aus Holz, Silber, Gold und andern Metallen mußten, als man den Sinn der Worte

veränderte und mißkannte, sagt Riedel, die Behältnisse abgeben, in welchen die Hostien verwahrt wurden, um Kranke damit zu versehen. Noch heut zu Tage finden wir dergleichen Bildnisse, die nicht selten auch den Christen daran erinnern sollen, was Matth. Kap. 3, V. 16, Marcus Kap. 1, V. 10 beschrieben, nämlich, daß der heilige Geist in der Gestalt einer Taube erschienen ist; die Menschen erleuchtet und heiliget. Aus derselben Ursache trifft man schon in dem sechsten Jahrhunderte die Gewohnheit an, eine nachgemachte Taube über die Taufstellen zu hängen, welche nicht nur an des Heilands Taufe, bei welcher der heilige Geist, nach Matth. 3, 16, in Gestalt einer Taube sich geoffenbaret hat, erinnern soll, sondern auch daran, daß man bedenken soll: man werde bei der Taufe nicht durch schlechtes Wasser, sondern durch den heiligen Geist wieder geboren. Ferner findet man ihr Bild in den Kirchen an den Kanzeln, womit die Absicht erreicht werden soll: daß Lehrer und Zuhörer sich daran erinnern möchten, wie sie die Stelle, von welcher im Namen Gottes zum Volke geredet wird, mit heiliger Ehrfurcht betreten sollen. 2. Cor. 2, 27. Auch soll das Bild die Zuhörer an die Worte, Matth. 10, 16, erinnern: Die Lehrer sollen klug seyn, wie die Schlangen, und ohne Falsch, wie die Tauben. Daß man auch hier und da gewöhnlich über den Tischen Tauben von Papier oder Pappe und von Holz in den Zimmern aufgehängt findet, soll in frühern Zeiten nicht nur die Stube zu verzieren, sondern wohl nur um die Gegenwart des heiligen Geistes sich zu erinnern, und besonders beim Essen zur Furcht Gottes zu ermuntern, geschehen seyn. Psalm 149, 7. — Auch dienen den Raubthieren die Tauben zur Nahrung, die auch die Eyer aussaufen. Die frischgelegten Eyer gebraucht man in der Küche, wie die Hühnereyer. — Ferner reinigen die Tauben die Felder von dem Unkraute, und sind daher für die Landwirthschaft sehr wohlthätig. Auch sollen sie

nach der Behauptung von Einigen nicht bloß das Unkraut, sondern auch kleine Schnecken, Würmer und Insekten verzehren; dieses wird jedoch von Vielen in Zweifel gezogen; nur die kleinen Schnecken im Sande sollen von den wilden Tauben verzehrt werden, und wahrscheinlich der Verdauung wegen. Was das Ausrotten des Unkrauts auf den Feldern betrifft, besonders auf denjenigen, welche unangebauet oder brach liegen, so soll es jeder unpartheiische und erfahrene Landmann bekräftigen können, daß sie zur Zeit des sogenannten Taubenhungers, in welcher die Feldfrüchte zu schoßen anfangen, und die Aehren noch nicht gekrönt, gekörnt und unreif sind, die Tauben die Felder vom Unkraute reinigen; denn man darf nur zu dieser Zeit einer fliegenden Taube den Kropf aufschneiden, und man wird in demselben vorzüglich das Unkraut finden, das in Menge auf den Brachfeldern, die stark gedüngt worden sind, gefunden, und Taubel genannt wird. Wahrscheinlich kommt der Name von leer, taub, her, indem das Unkraut zwar dem Stengel nach mit dem Rocken oder Korne Aehnlichkeit hat, aber weder Halm noch Frucht trägt. Viele Gutsbesitzer sollen daher nicht mit Unrecht über das Ueberhandnehmen deſſelben geklagt haben, als man an einigen Orten das Taubenhalten erschwerte. Sie gewähren daher dem Feldbaue einen ansehnlichen Nutzen, mehr aber noch durch das Vermindern des Samens von dem sogenannten Vogelheu, Vogelwicken, der die Winterfrüchte, besonders in nassen Jahren, und bei zu starkem Dünger, gern umwickelt und niederzieht, und so den Wachsthum hindert und erschwert. Die Erfahrung bestätiget hierbei, daß die Tauben lieber das gute Futter liegen lassen, und erst das Unkraut verzehren. Es dient ihnen zur Erhaltung der Gesundheit, und Fütterung der kleinen Jungen; man findet sie auch deshalb mitten in der Erndte auf den Brachfeldern und ödeliegenden Fluren, so daß sie nur aus Noth die Schwaden

angreifen, und die Körner ausſchlagen. Sie laufen in den Furchen fort, ſammeln aber nur das durch die Sonnenhitze oder den Regen ausgefallene, ausgerüttelte Getreide, und nehmen nur dasjenige auf, was noch liegen bleibt, und in den Boden getreten wird, daß mancher Ueberbleibſel ohne Mühe und Arbeit zwar wieder wächſt, aber mit dem Unkraute wieder ausgeackert oder ausgejätet wird. — Der Miſt oder der Taubenkoth dient zum Düngen mehrerer Südfrüchte, wie z. B. der Tabaksfelder, Spargelbeete, Leinfelder, zum Weinbau ꝛc., indem er durch ſeine Hitze das Erdreich erwärmt; auch verlieren die Tauben ſchon beim Herumlaufen auf den Feldern den Koth zum Dünger. Zur Düngung der Tabaksfelder wird er beſonders in den Niederlanden angewendet, indem die Blätter darnach dick und ölig werden, wie am Rhein die Hopfenbeete, Weinſtöcke ꝛc. In Perſien wird er hauptſächlich zur Düngung der Melonenbeete angewendet, und aus dieſer Urſache werden die Tauben daſelbſt ſehr zahlreich gehalten; deshalb auch die vielen Taubenhäuſer in der Nähe von Ispahan, wo man deren über dreitauſend zählt. Beim Gebrauche wird er am beſten fein zerrieben, oder in einem Faſſe gewäſſert, aufgeſtreut, oder mit der Lauge ausgegoſſen, nur darf er der Sonne und dem Regen nicht ausgeſetzt ſeyn, weil er ſonſt ſeiner Kraft beraubt wird. Schlechte Felder werden durch ihn, gleich kranken Bäumen, verbeſſert und geſund, ſobald man ihn mit Vorſicht braucht, weil er ſich nicht entzündet, wenn man ſolchen auf den Boden naß gebracht und unausgeſtreuet, haufenweis liegen hat, vorausgeſetzt, daß er feucht und naß vor der Aufbewahrung geweſen iſt. In Japan duldet man die Tauben in keinem Hauſe, weil der Dung ſich leicht entzündet. In Paris war ſein Preis früher hier und da der Gerſte, und am Main und Rhein nicht ſelten den Wicken und dem Rocken gleich, ſo daß der Sack 1 Guld. 30 Kr. bis 2 Guld. koſtete, zumal wenn man die Tau-

ben mit reinem und gutem Futter, z. B. Erbſen und Wicken, gefüttert hatte, weil dann auf dem damit gedüngten Felde ſich auch weniger Unkraut einfindet. An manchen Orten ſollen die Bäcker den Miſt ſehr gut benutzen, indem ſie aus demſelben eine Lauge machen, und ſolche beim Einweichen des Mehls anwenden. Die Semmeln werden lockerer, und erhalten einen beſondern Geſchmack und Farbe. In Frankreich ſoll ſolches ſonſt etwas Gewöhnliches geweſen ſeyn, und eine der vorzüglichſten Urſachen, warum daſelbſt der Miſt der Tauben am Werthe der Gerſte gleich geſetzt worden iſt, weshalb man auch daſelbſt viele Tauben antreffen konnte. Beſonders werden die ſogenannten Faſtenbrezeln hier und da, wenn ſie geknetet oder gebrochen ſind, in einer Lauge von Taubenkoth geſotten, wodurch ſie nicht nur locker und ſchmackhaft, ſondern auch gut geröſtet werden. — Zum Waſchen und Bleichen der Tücher und der Leinwand ſoll er vortrefflich ſeyn. — Die Haut von den Taubenköpfen mit glänzenden Federn brauchte man ehemals zum Frauenzimmerputze, als Putzwerk zu Mützen, Müffen und Verbrämung der Kleider, zu Winterweſten, beſonders von den ſchönen Arten; auch zum Füllen ſchlechter Betten werden die Federn benutzt. — Bei der Warzenkrankheit ſoll man reines Blut der Tauben auf die Warzen ſtreichen oder laufen laſſen, welches dieſelbe verzehren und vertreiben ſoll. — Zum Haarwuchs ſoll es den Wachsthum der Haare befördern, wenn man Taubenblut unter die Pomade mengt. Auch als Mittel gegen den Jammer der Kinder, oder um das böſe Weſen zu ſtillen. In England will man die Erfahrung gemacht haben, daß wenn Kinder mit dieſer Krankheit befallen ſind, man nur eine Taube nehmen, ſolcher die Federn vom Bauche rupfen, und den nackten Bauch der Taube auf den Magen des leidenden Kindes legen ſoll, ſo ſoll die Taube ſelbſt die Verzuckungen bekommen, und oftmals ſterben. Auch wird Fol-

gendes dieſen Gegenſtand betreffend erzählt. In Neuſtadt bei Schneeberg wurde ein Kind vom Jammer befallen, und man nahm zu den Tauben ſeine Zuflucht. Die erſte Taube bekam ſtarke Verzuckungen, und ſtarb, während die zweite ohne Verzuckungen am Leben blieb. Man muß dazu aber eine völlig ausgewachſene, ein- bis zweijährige Taube nehmen, und nur bei Kindern in der zarteſten Jugend ſie anwenden, weil es bei Erwachſenen weniger wirkſam zu ſeyn ſcheint. — Rechnet man nun noch zum Nutzen auch den Handel mit den Tauben, der Manchen ernährt, ſo hat man einen kurzen Inbegriff von dem Nutzen, den die Tauben gewähren. — Was nun den Schaden betrifft, den die Tauben anrichten ſollen, ſo beſchuldigt man dieſelben: 1) Daß ſie den Feldern Schaden zufügen, indem ſie, wie Einige angeben, die Aehren herabziehen, auskörnen, und ſelbſt den Samen ausſcharren ſollen. Dieſes iſt zwar wahr, aber geſchieht nur in ſolchen Feldern, wo der Same nicht gehörig eingeackert iſt, und deren Samenkörner herausragen, die aber in der Folge ohnehin vertrocknen, und von andern Thieren aufgezehrt worden wären; z. B. von den Krähen, Hühnern, Elſtern und Sperlingen, die nicht nur die herausſtehenden Körner verzehren, ſondern auch mit dem Schnabel und den Füßen ausſcharren, und nur die guten Körner nehmen, abgeſehen davon, daß Letztere auch noch die keimenden Körner abbeißen und liegen laſſen, oder Samen und Wurzel ausreißen. Die Tauben laufen auch ſehr ſelten in die hochliegenden Felder, und ſollte auch der Fall eintreten, doch nicht weit hinein, und höchſtens nur in den Furchen fort, wenn nämlich einige Körner in denſelben liegen. Nach Müller fallen die Tauben nicht gern in das hohe Getreide, es ſey denn, daß es niedrig und dünn ſteht, oder vom Unkraute niedergebeugt wird, ſondern nur in die Furchen der Aecker; ſie läuft nicht weit hinein, um das auf dem Boden liegende Getreide aufzuleſen, welches um ſo nöthiger iſt.

weil Menſchen und Vieh während des Vorübergehens nur zu viele Aehren abſtreifen und abknicken. 2) Die Behauptung, daß die Tauben der Leinſaat in den Brachfeldern ſchaden, iſt der Erfahrung entgegen, da gerade die Felder, auf denen dieſe Thiere waren, die ſchönſten geworden ſind, und zwar aus dem Grunde, weil die Tauben durch das Herumlaufen die Erde aufrütteln und locker machen, wodurch der Samé eher wurzeln kann, auch wird der eingeegte weniger in ſeinem Wachsthume gehindert, und der Acker gleichſam ſchon von der Saat an ausgemerzt, ausgezogen und gedüngt. Auch freſſen die Tauben nicht einmal den Lein gern, und wenn ſie ihn auch freſſen ſollten, ſo hat er Nachtheil für ſie, indem er ihnen gar nicht bekommt, wegen ſeiner klebrigen Eigenſchaft, wodurch ihnen die Eingeweide und der Maſtdarm verkleiſtert wird, und wenn man der Taube nicht bald Hülfe mittelſt eines Klyſtiers ſchafft, ſo bringt ihnen eine Entzündung den Tod. So lange der Same keimt, geht es an, wo nicht, ſo leiden ſelbſt die wilden Tauben bedeutend, indem gewöhnlich zur Leinſaat die Jungen umkommen. Nur auf ſandigem und rollendem Boden, und wenn die Felder an einem Abhange liegen, ſchaden die Tauben durch das Herumlaufen und Einklammern der Krallen, indem der Boden ſolcher Felder gern von oben herabrollt und in der Tiefe ſich feſtſetzt, woran aber die Thiere nicht immer Schuld ſind, und in dieſem Falle, beſonders wenn Wind, Froſt oder allzugroße Trockenheit ſich damit verbinden, tritt der Fall ein, daß der Same nicht nur entblößt da liegt, ſondern auch mit der Erde herabrollt und tief verſchüttet wird. Derſelbe Fall tritt auch ein, wenn Erbſen, Wicken ꝛc. lange ungeſammelt liegen bleiben; denn regnet es auf die Frucht, und ſcheint bald darauf die Sonne, ſo ſpringen die Schoten auf, und bieten den Tauben die ſchönſte Gelegenheit zum ſeltenen und ungewöhnlichen Fraß dar, welches aber der geſchickte Landwirth leicht vorbeugen und abhelfen kann. — 3) In

den Wäldern möchten die Tauben wohl noch eher Schaden anrichten, wenn sie in frische und angesäete Schläge kommen, oder in dem Walde gern dem Waldsamen nachgehen, und mit allem Fleiße denselben auflesen. Indessen geschieht dieses nur selten, theils wegen der Entfernung und Dicke des Gehölzes, theils aber auch aus Furcht vor den Feinden daselbst, so ist der Schaden unbedeutend. Dieses, und manche andere unbillige Beschuldigungen gaben auch Veranlassung zum Gesetze: das Taubenhalten zu beschränken, und das Fliegenlassen in gewissen Zeiten zu verbieten, wie z. B. zur Saat- und Erndtezeit, obgleich derjenige gewöhnlich am meisten darunter leidet, der im Schweiße seines Angesichts durch die Ackerwirthschaft sein Brod verdienen muß, und der oftmals durch den Verkauf einiger Paar Tauben und deren Dünger sich einiges baares Geld erwerben kann, wodurch seine häusliche Lage einigermaßen verbessert werden kann, und um so mehr, wenn man bedenkt, daß oftmals die Tauben nur auf den Grund und Boden ihres Herrn sich nähren, und anderes Wild sich ungestört darauf nähren darf, ohne daß für den Schaden ein Nutzen sich abwirft, und so fremdes Eigenthum den Schweiß Anderer verzehrt. Auch kann der Landmann nicht besser den Abgang seiner Frucht benutzen, als zur Fütterung der Tauben. Auch sind die vorhandenen Verordnungen nur wegen des Mißbrauches des Taubenhaltens erschienen, und in solchem Falle nicht mit Unrecht, indem oftmals bei dem Taubenhalten die größte Ungleichheit Statt findet, oft arme unbegüterte Leute solche in Menge halten, ohne zu fragen, woher das Futter kommt. S. auch Taubenverordnung und Taubengerechtigkeit. — 4) Sollen die Tauben den Dächern und den Wänden schaden. Dieses thun die Feldtauben nicht so leicht, wohl aber die Haustauben, besonders in den längsten Tagen bei trockner Jahreszeit; denn sie entblößen die Dächer vom Mörtel; sie richten an den Forsten eines Ziegeldaches, auch

an den Kalk- und Lehmwänden Nachtheil an, indem ſie da, wo ſie ein Loch, eine Ritze ꝛc. bemerken, ſolches nach und nach zu vergrößern fortfahren, um die kleinen Steine und den mit Salpeter geſchwängerten Sand in ihren Magen verſchlucken, weshalb man gut thut, wenn man trocknen Flußſand oder klein geſtoßenen Lehm vorwirft und ausbreitet. Bei den Strohdächern ziehen ſie die Aehren heraus, in welchen noch Körner ſtecken, und durchlöchern daſſelbe, wodurch bei alten Strohdächern der Forſt leidet, und bei langen und heißen Sommertagen durch den Aufenthalt darauf, wie durch das Hin- und Herlaufen der Tauben wird das oberſte Stroh mürbe und aufgerieben, weshalb ſolches dann leicht abfällt. Mehr aber noch als die Tauben, ſchaden die Mäuſe einem neuen Strohdache, indem ſie ſolches durchlöchern, verbeißen, und in demſelben niſten, und ſchaarenweiſe ſich aufhalten, weshalb Dolen und Katzen gute Dienſte leiſten. — In der Medizin (ſ. oben, S. 726) wurden die Tauben ſchon in den älteſten Zeiten gebraucht. So z. B. das Blut für Augenkrankheiten; dann öffnete man eine lebendige Taube ihrer Länge nach auf dem Rücken, und legte ſie ganz warm auf den Kopf gegen den Schlagfluß, die Schlafſucht, die Tobſucht, und bei bösartigen Fiebern; auch legte man ſie unter die Fußſohlen, wenn mit der Tobſucht ein bösartiges Fieber verbunden war, um die Feuchtigkeit von dem Gehirne abzuleiten. Auch in ſchmerzhaften Fällen des Seitenſtechens auf die ſchmerzhafte Seite gelegt, ſoll ſie nicht ohne Wirkung ſeyn. Auch ſoll das Blut zur Heilung friſcher Wunden dienen; die innere Magenhaut dient gepülvert gegen die Ruhr. Der Miſt zu Salben und Pflaſtern; auch ſoll er den Waſſerſüchtigen und mit dem Steine Geplagten gut bekommen, wenn er mit Waſſer aufgelöſet und zum gewöhnlichen Getränke bereitet wird. Jetzt iſt er aus der Medizin verſchwunden; in den Gewerben dient er zum Waſchen der Leinwand wegen der reichhaltigen Laugentheile.

— In der Feldwirthſchaft dient der Taubenmiſt, wie ſchon oben angeführt, zur Düngung des kalten und feuchten Bodens, ſowohl in Friesland, als auch in Holland, wo derſelbe aus dem zuerſt genannten Lande nach Utrecht und Geldern gebracht worden, um die Tabacksfelder zu düngen, wovon derſelbe ſehr ſtark wächſt und dicke große öligte Blätter bekommt, wie ſchon oben angeführt worden. Der Scheffel koſtet 1 Rthlr., womit man zweimal ſo viel ausrichtet, als mit einem Karren Schaf- oder Kuhmiſt. — Auch die Theuerung der Tauben in Samaria, 2 Buch der Könige 6, 25, wird als merkwürdig betrachtet, als der Syriſche Könige Benhadad ſolche belagerte, wo $\frac{1}{4}$ Cab Taubenmiſt 5 Silberlinge galt. Wenn man nun 1 Schilling für 1 Franz. Livre, und 1 Cab für ein mediziniſches Pfund rechnet, und, aller Vermuthung nach, unter dem Taubenmiſte die Eingeweide der Tauben verſteht, die ſonſt weggeworfen worden, da ſie aber auch für Hunger gegeſſen und ordentlich verkauft wurden, ſo hat das Eingeweide einer einzigen Taube faſt 1 Speciesthaler gegolten.

Von den Naturforſchern werden die Tauben verſchiedentlich eingetheilt oder klaſſifizirt. So rechnet Linné das Taubengeſchlecht zur ſechſten Ordnung, als zu den Singvögeln oder ſperlingsartigen Vögeln, giebt demſelben zwei Abtheilungen oder Familien, und nimmt ein und ſiebzig Arten mit vielen Spielarten an. — Büffon theilt ſie in dem natürlichen Zuſtande in drei Hauptarten: 1) Bergtaube. Dieſe wird als die Stammmutter der zahmen Tauben, mit allen, durch die Zucht der Menſchen hervorgebrachten Spielarten und Varietäten angeſehen; 2) Ringeltaube; 3) Turteltaube. — Briſſon rechnet die Tauben zur zweiten Hauptabtheilung ſeiner Vögeleintheilung, und hier zur erſten Ordnung der 26 Ordnungen dieſer zweiten Hauptabtheilung. Nach dieſem Naturforſcher macht die Taube nur ein Geſchlecht aus. — Latham nimmt eine eigene Ordnung

und Gattung an, eben so Klein. — Naumann, in seiner Naturgeschichte der Land- und Wasservögel des nördlichen Deutschlands und angrenzender Länder, nimmt drei Hauptabtheilungen: Wald-, Feld- und Wasservögel an, und theilt sie in 30 Klassen, darunter ist die fünfte Klasse das Taubengeschlecht. — Bechstein nimmt die Linnéische Eintheilung an. Die Tauben werden hier in zwei Familien getheilt, die dreiundsiebzig Gattungen ausmachen. Zur ersten Familie werden die wilden Tauben gerechnet, und zur zweiten die zahmen und großen Hoftauben. Hier machen die erste Abtheilung die Feldtauben, und die zweite die Haustauben aus. Eine neue Eintheilung der Tauben findet man im Literaturblatte vom 22sten Jan. 1822, Nr. 7. — Beim Cüvier machen die Tauben die erste Ordnung der hühnerartigen Vögel aus. Mehrere einzelne sich auf die Tauben beziehende Artikel werden in dem folgenden 181sten Theile unter den mit Taube zusammengesetzten Wörtern vorkommen, so auch das Taubenregister. Die rauchfüßigen Tauben, und welche alle Monate brüten, gebraucht man im Winter zum Ausbrüten gemeiner Hühnereyer; was davon zu halten, s. unter Huhn, Th. 26, S. 48. — Wie die Tauben von den Erbsenfeldern abzuhalten sind, s. unter Erbse, Th. 11, S. 178. Von den Tauben haben die Menschen das Küssen gelernt, s. Th. 57, S. 140. — Ueber die Tauben sehe man nach:

Nützliches und vollständiges Taubenbuch. Ulm, 1790. — Taubenbuch, oder Unterricht von der Taubennatur, Eigenschaften, Nutzen, Schaden, Verpflegung, Nahrungsmitteln, Krankheiten ꝛc. Ulm, 1790.

Gründlicher Unterricht in der Taubenzucht. Nach dreißigjähriger Erfahrung aufgesetzt, und zum allgemeinen Nutzen und Vergnügen herausgegeben von einem Taubenfreunde. Berlin, 1798.

Die Tauben, ihre Wartung, Pflege, Haltung und Be-

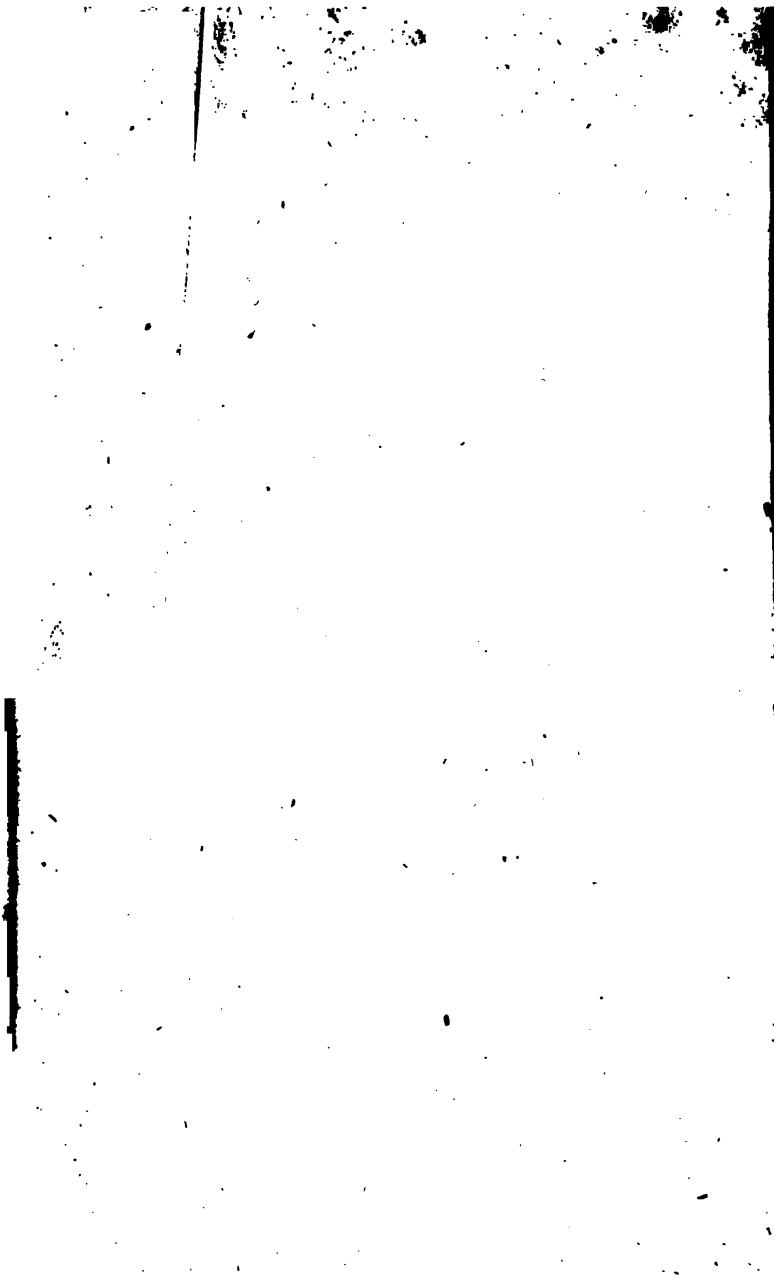
nutzung. Ein nothwendiges Handbuch für alle Taubenfreunde. Hamburg.

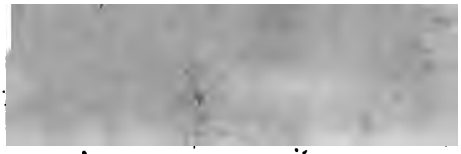
Der Täuber, oder der praktische Rathgeber, insonderheit den Einkauf, die Behandlung, Betriegereyen der Taubenhändler, Kennzeichen beiderley Geschlechter ꝛc. betreffend. 2te Aufl. Leipzig.

Die Täubin, oder die praktische Rathgeberin, sowohl sich, als auch ihre Jungen, vor allen Nachstellungen, Verfolgungen und Zufällen schädlicher Raubthiere zu sichern, und allen bevorstehenden Gefahren durch natürliche Rettungsmittel zu entfliehen. Leipzig, 1806.

Christ. Gottl. Schmidt, der Täuber, oder der vollkommene praktische Rathgeber über den Einkauf, Behandlung und Fütterung aller Arten Tauben, Kennzeichen der Geschlechter und Alters, Erzeugung schöner Farben und Schilderarten, Verfahrung, daß Tauben das ganze Jahr unausgesetzt hecken und Junge erzeugen, Anlegung der Taubenbehältnisse, Ausflug, insonderheit aber, daß jede Taube in ihrem neuen Behältnisse willig verbleibt, nach vier und zwanzig Stunden in Freiheit gelassen werden kann, und ihren Schlag durchaus nicht verläßt, fremde Tauben, junge und alte, durch List herbeizuführen und einzugewöhnen, Tauben, so von Raubthieren aus ihren Behältnissen verjagt worden, in dieselben zum Aus- und Einflug schnell wieder zu bringen; ferner: Tauben ohne Unterschied, der Anzahl nach, sämmtlich und plötzlich aus ihren Behältnissen auf einmal zu vertreiben, nächstdem von Krankheiten der Tauben und den Heilmitteln, Anerkennung und Wegfangung aller Arten Raubthiere, und den Rechten der Tauben. Dritte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig und Sorau, 1821.

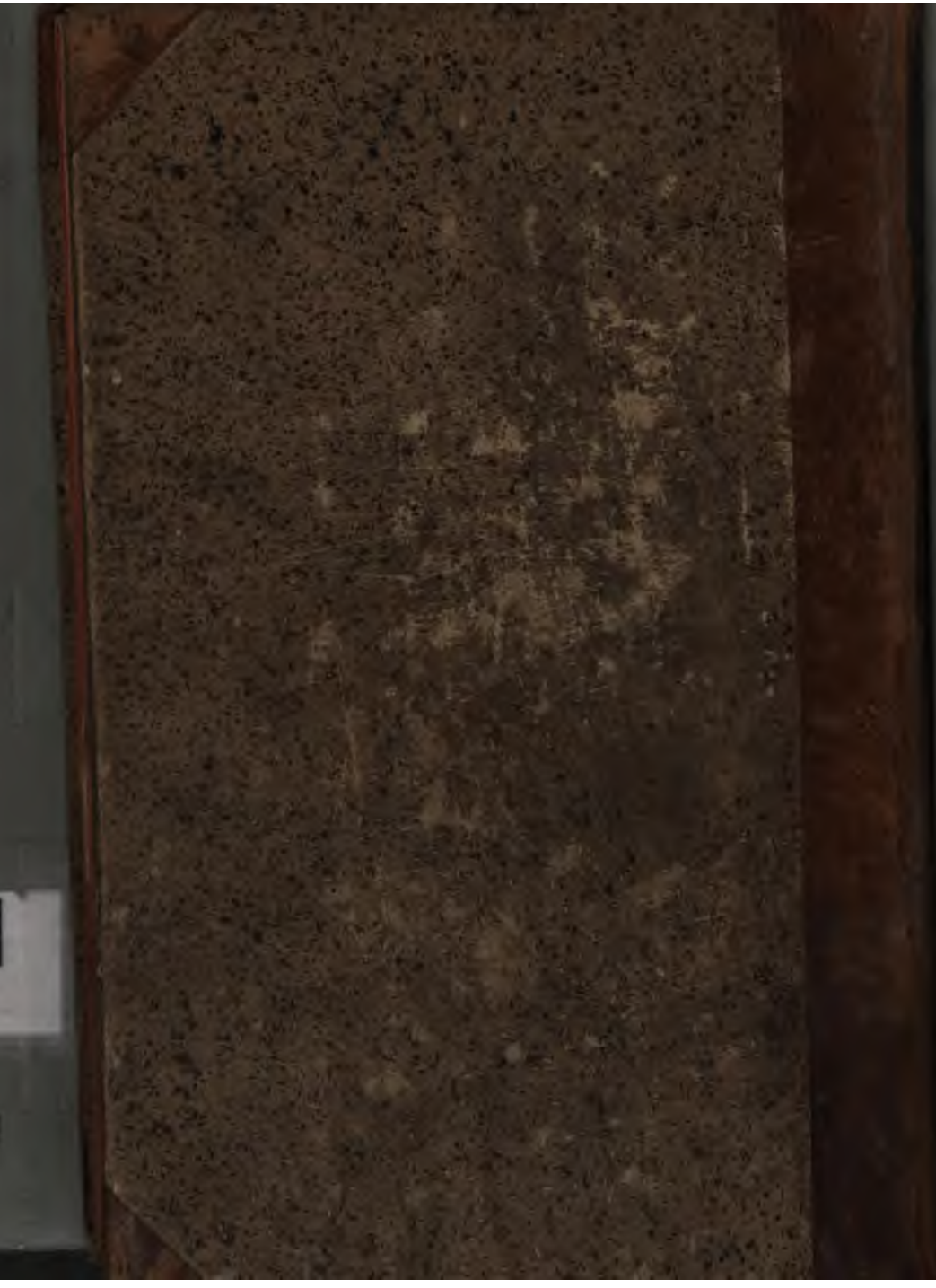
Wilh. Riedel, die Taubenzucht in ihrem ganzen Umfange, oder vollständige Anweisung zur Kenntniß des Taubenschlages. Enthaltend eine Beschreibung aller in- und ausländischen Taubenarten, ihrer Eigenschaften, Erziehung, Wart und Pflege, ihrer Krankheiten, Heilmittel, Nutzen und Schaden. Nebst einer Anleitung schöne Tauben auf die leichteste und wohlfeilste Art zu ziehen, um sie zum Vergnügen und Nutzen halten zu können. Ulm, 1824.





Stanford University Libraries
3 6105 014 896 984

AE
27
K8
v. 180
[redacted]
STACK

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.